UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

1G
G599

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Fünfundzwanzigster Theil.

Campagne in Frankreich 1792. — Belagerung von Mainz.

Herausgegeben
und mit Anmerkungen begleitet
von
Fr. Strehlke.

Berlin.
Gustav Hempel.

13 580

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Campagne in Frankreich 1792.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die „Campagne in Frankreich" ist nicht als eine Geschichte dieses bekannten Feldzuges aufzufassen, sondern als ein Theil von Goethe's Selbstbiographie. Dies beweist schon der Titel der ersten Ausgabe von 1822: „Aus meinem Leben. Zweiter Abtheilung fünfter Theil"; noch mehr aber geht es daraus hervor, daß unter dem obigen Titel an die Kriegsereignisse noch eine Reihe von Erlebnissen angeschlossen werden, die mit ihnen nichts zu thun haben, der Besuch bei Jacobi in Pempelfort, bei Pleissing in Duisburg und bei der Fürstin Gallitzin in Münster; ja es wird sogar dasjenige noch hinzugefügt, was aus Goethe's späterem Aufenthalt in der Heimath, der freilich zunächst nur vom Dezember 1792 bis zum Mai 1793 währte, bemerkenswerth erscheinen mochte.

Wenn aber auch das Biographische der Hauptzweck des Ganzen ist, so wird der Leser doch wenigstens im ersten Theile der Schrift immerfort auf die politischen Begebenheiten der damaligen Zeit hingewiesen, so daß er einer Orientirung über den zum Theil sehr verwickelten

Zusammenhang derselben bedarf. Es ist dies um so mehr nothwendig, als auch Goethe häufig genug über Krieg und Kriegführung, Personen und Handlungen entweder selbst urtheilt oder Urtheile Anderer wiedergiebt. Während es nun aber in andern Fällen genügen würde, auf irgend ein anerkanntes Geschichtswerk zu verweisen, ist dies hier nicht ausreichend, weil erst die neuere Forschung, auf sichere, aber bisher unbekannte und nur Wenigen zugängliche Quellen gestützt, die früher zum Theil höchst unklaren und verschiedenartig beurtheilten Verhältnisse entwirrt hat. So wird sich allerdings ein großer Unterschied zeigen, ob Jemand etwa seine Anschauungen nach Lamartine's „Histoire des Girondins" (1847) und dem „Rheinischen Antiquarius" (Koblenz, die Sadt historisch und topographisch dargestellt durch Chr. v. Stramberg. Erster Band 1851) regulirt oder die Resultate als richtig anerkennt, zu denen Ludwig Häusser in seiner „Deutschen Geschichte" und Heinrich v. Sybel in seiner „Geschichte der französischen Revolution" gekommen sind.

Ohne auf ältere Werke, wie die von Dumouriez, Massenbach, Minutoli u. A., anders als gelegentlich Bezug zu nehmen, schließen wir uns hier an Häusser und Sybel an, die alles früher Vorhandene sorgfältig benutzt, neue Quellen ausfindig gemacht und deren Forschungen in allen hier in Betracht kommenden Punkten zu denselben Resultaten geführt haben.

Zunächst ist der mit geringen Unterbrechungen von 1792 bis 1815 geführte Krieg, der allerdings früher oder später doch zum Ausbruch gekommen wäre, durch die Par-

teien in Frankreich selbst und speziell durch das girondistische Ministerium herbeigeführt worden. Auch die Kriegserklärung — vom 20. April 1792 und zunächst gegen Oestreich gerichtet —, auf die der klägliche Feldzug nach Belgien folgte, wurde von Frankreich ausgesprochen. In der That glaubten sich die leitenden Persönlichkeiten der Revolution namentlich von einem glücklichen Kriege große Vortheile versprechen zu können. Die Beseitigung schlechter Elemente im Volke wäre vielleicht auch im entgegengesetzten Falle erfolgt; ein glücklicher Ausgang aber mußte bei dem Charakter der Franzosen der herrschenden Partei Millionen von Herzen zuführen und jede Besorgniß vor den Emigranten beseitigen. — Eine ganz andere Stimmung herrschte dagegen in Beziehung auf den Krieg bei den regierenden Häuptern in Deutschland. Die Emigranten hatten trotz aller Bemühungen eigentlich nur die geistlichen Fürsten am Rhein wirklich für sich gewonnen, freilich ohne daß deren Sympathie eine große Bedeutung gehabt hätte; aber Friedrich Wilhelm II. von Preußen, bei aller persönlichen Theilnahme für Ludwig XVI. und seine Familie, und Leopold I., trotz seiner nahen Verwandtschaft mit ihr, hielten sich anfangs vorsichtig zurück und zeigten wenig Neigung zu einer Intervention in Frankreich. Diesen Charakter trug z. B. die Konferenz zu Pillnitz (25. August 1791) noch ganz an sich, obschon ihr in Frankreich eine andere Bedeutung beigelegt wurde. In Wirklichkeit war auch das Interesse des Königs von Preußen vollständig durch die beabsichtigte Theilung Polens in Anspruch genommen, und der Kaiser hatte nicht allein auf diese,

sondern auch auf Baiern sein Augenmerk zu richten. So waren es nur die Nothwendigkeit und der von Frankreich ausgeübte Druck, was die verbündeten Fürsten in den Krieg hineinzwang.

Der Krieg selbst nun wurde unter äußerst ungünstigen Umständen geführt. Die Vorbereitungen seitens der Alliirten waren für die Erreichung irgendwie bedeutender Zwecke unzulänglich; die Wahl des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zum Oberfeldherrn war jedenfalls trotz seiner Verdienste im siebenjährigen Kriege eine verfehlte, und zahlreiche Fehler in der Kriegführung entstanden dadurch, daß seine Machtstellung gegenüber dem gleichfalls bei der Armee anwesenden Könige von Preußen nicht ausreichend abgegrenzt war. Auch die Koalition Preußens und Oestreichs war etwas noch zu Neues und Ungewohntes, als daß ein in jeder Beziehung einmüthiges Handeln und Vorgehen hätte stattfinden können. Nimmt man hiezu die von den Emigrirten erregten, aber bald getäuschten Erwartungen der Alliirten, die gehofft hatten, daß die royalistisch gesinnten Franzosen sich ihnen zu Tausenden anschließen würden, und endlich noch die außerordentlich ungünstigen Witterungsverhältnisse im Herbste des Jahres 1792, so ist vollständig erklärlich, warum der zuerst mit einigen scheinbaren Erfolgen beginnende Krieg ein so klägliches Ende nehmen mußte.

Dieses Ende aber wäre, wenigstens für die preußischen Truppen, noch kläglicher gewesen, wenn nicht besondere Umstände den Rückzug derselben gesichert hätten. In den Plänen des Generals Dumouriez hatte es lange gelegen,

Oestreich und Preußen von einander zu trennen, ja das letztere zu einem Bündniß mit Frankreich, allerdings unter der Voraussetzung der Wiedereinsetzung Ludwig's XVI., zu bewegen; es steht sogar fest, daß schon früher solche Versuche gemacht worden waren. Eine Zeit lang schien es, als wenn wirklich die Trennung möglich zu machen wäre, wenigstens wurde sie von einflußreichen Personen in der Umgebung des Königs Friedrich Wilhelm II. ernstlich betrieben. In diese Zeit fällt der Rückzug des preußischen Heeres aus Frankreich, der infolge der Verhandlungen nicht beunruhigt wurde. Aber obwol die maßgebenden Personen, namentlich der König, nicht im Entferntesten an einen Abfall von den Oestreichern dachten, hielt man es doch für gut, besonders bei der Fortsetzung des Rückzuges über Grandpré und die Argonnen, die Unterhandlungen noch nicht abzubrechen; erst als die verbündete Armee an die Maas gekommen war und Verdun erreicht hatte, erklärten die preußischen Unterhändler, daß jeder Friedensschluß nur in Verbindung mit Oestreich gemacht werden würde. So sah sich Dumouriez durch seine eigenen Mittel überlistet. Früher hatte er mit den Preußen zu unterhandeln versucht, um inzwischen Verstärkungen für sein Heer heranzuziehen; jetzt unterhandelten diese, um sich selbst in Sicherheit zu bringen.

Während diese Resultate, die wir wenigstens der Hauptsache nach hier angegeben haben, zum Theil erst durch ganz neue Forschungen gewonnen sind, war man zur Zeit des Feldzuges selbst über die Gründe, warum Manches geschah oder nicht geschah, sehr im Unklaren, besonders wenn

man nicht selbst an den diplomatischen Verhandlungen betheiligt war und nicht inmitten der politischen Bewegung stand. Beides war bei Goethe nicht der Fall, wenn er sich auch immer in der unmittelbaren Umgebung des Herzogs von Weimar befand, der ein preußisches Regiment kommandirte. Dazu kam, daß er während des Feldzuges selbst an nichts weniger dachte, als etwa eine Geschichte desselben oder überhaupt nur etwas zu schreiben, was für das Publikum bestimmt gewesen wäre. Er hatte sich die Jäger'schen Karten des Kriegsschauplatzes besorgt, verfolgte auf diesen, so weit es anging, die Bewegungen der Heere und führte einfach ein Tagebuch, das er bisweilen, wenn ihn die Lust verlassen oder die Möglichkeit ihm gefehlt hatte, es weiter fortzuführen, aus den Mittheilungen Anderer ergänzte. Lange Zeit blieben diese Papiere liegen, und erst im Jahre 1820, also nach achtundzwanzig Jahren, faßte Goethe den Entschluß, dieselben zu einem Theile seiner Biographie zu benutzen. Er machte einen Auszug aus jenen Tagebüchern, suchte manche Erinnerungen hervor und las mehrere auf jene Zeit bezüglichen Werke (außer „Dumouriez' Leben" nennt Düntzer vermuthungsweise noch Girtanner, Massenbach und die 1819 erschienene „Geschichte des preußischen Staates"). Die eigentliche Ausarbeitung, bei der auch noch manches Neue hinzugefügt wurde, z. B. der Abschnitt „Zwischenrede" (S. 126 ff.), geschah im Winter von 1821 auf 1822, vom November bis etwa zum April; denn Ende Juni berichtet Zelter (Briefwechsel mit Goethe, III. 266) schon über den Eindruck, den das fertige Werk auf ihn gemacht habe. Ueber das Prinzip, welches er befolgte, spricht sich Goethe

selbst aus (Tag- und Jahreshefte von 1822): „Man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen."

Nimmt man Alles dies zusammen, so sieht man, daß Goethe's Arbeit eigentlich unter erschwerenden Umständen entstanden ist. Um so überraschender erscheint es, wenn man erkennt, wie er in nicht wenigen Punkten der damals kaum von Jemandem geahnten Wahrheit instinktiv nahe kommt, wie wenig er sich durch das wirre und wilde Treiben um ihn her in der Unbefangenheit seiner Auffassung stören läßt; wenn er daher auch nicht Alles sagt, was wahr ist, so sagt er doch gewiß nichts, was unwahr ist oder von ihm dafür gehalten wird.

Bei diesem Eindrucke, den ebenso das einfache Lesen der Schrift hervorruft, wie ihn die eingehendste Beschäftigung mit ihrem Inhalte nur bestätigen kann, ist es auffällig genug, daß Goethe gerade in Veranlassung des „Feldzuges in der Champagne" Gegenstand einer ebenso plumpen als niedrigen Verdächtigung wurde, auf die man wol zuerst durch eine Hinweisung Häusser's in der ersten Auflage seiner „Deutschen Geschichte" (Bd. I. S. 457, 3. Aufl. S. 387) in weiteren Kreisen aufmerksam gemacht worden ist; die hauptsächlich gravirende Stelle findet sich in dem oben erwähnten „Rheinischen Antiquarius", Bd. I. S. 116 ff., und lautet also: „Die von dem Pariser Stadtrath angeordnete Beraubung der Garde-meuble der Krone lieferte die Mittel zu einer Verständigung (mit der dem Kriege widerstrebenden Partei in Preußen); sie zur Anwendung zu bringen, ließ Lombard sich mit seinen Akolythen

Göthe und Lafontaine fangen. Die beiden Schreiber hatte er sich zugelegt, ohne Zweifel damit sie in den Augen der Welt ein nicht zu rechtfertigendes Treiben rechtfertigen könnten." Nach einigen Bemerkungen über Lafontaine, der bekanntlich als Feldprediger im Regiment von Thadden den Feldzug mitmachen mußte, heißt es dann weiter: „Göthe entsprach vollkommen den Erwartungen seines Mäcens. Er vornehmlich hat die Gerüchte um das schreckliche Wetter, um die Unfruchtbarkeit der Champagne, um den bei der Armee eingerissenen Mangel in Umlauf gesetzt, er hat auch die pompöse Beschreibung der Kanonade von Valmy, des Kinderspiels, geliefert und damit seinen Beruf, der Uebersetzer des großen Aufschneiders unter den Italienern, des Benvenuto Cellini, zu werden, gerechtfertigt. Von eigenthümlicher Bedeutung sind deshalb die Worte, so auf dem Rückzug der Herzog von Braunschweig an ihn richtete." (S. 87, Z. 8 ff.)

Alles, was hier gesagt ist, hat Düntzer (Beilage zu Nr. 119 und 120 der Augsburger Allgem. Zeitung von 1858) unter Hinzuziehung von zeitgenössischen Berichten auf das Gründlichste widerlegt, wie dies auch Häusser an der oben erwähnten Stelle ausdrücklich anerkennt. Wir können daher mit Sicherheit behaupten, daß Alles falsch ist, was der „Rheinische Antiquarius" behauptet. Also Goethe hat weder mit dem Herzog von Braunschweig noch mit dem preußischen Agenten Lombard in Verbindung gestanden; er ist nicht mit dem Letzteren gefangen worden, das Wetter ist in der That außerordentlich schlecht gewesen, die Champagne ist zum Theil unfruchtbar, in der Armee hat großer

Mangel geherrscht, und die Kanonade von Valmy ist gerade so pompös gewesen, wie er sie beschrieben hat. Zum Ueberflusse läßt sich indeß noch eine andere Schrift hier vergleichen, die wol ziemlich unbekannt sein dürfte, an deren Zuverlässigkeit aber nicht zu zweifeln ist. Sie führt den Titel „Scenen und Bemerkungen aus meinem Feldpredigerleben im Feldzuge der Preußen nach Champagne im Jahre 1792. Liegnitz und Leipzig bei David Siegert." Der uns unbekannte Verfasser aus Schlesien, der auch von der Anwesenheit seines Amtsgenossen Lafontaine berichtet (S. 56 ff.) und „Herrn von Göthe" (S. 141) zufällig in Verdun kennen lernte, stimmt in seinen Schilderungen mit denen des Letzteren, namentlich was Temperatur- und Wegeberichte anbetrifft, auf das Genaueste überein, wie wir dies noch später in den Anmerkungen zu einzelnen Stellen hervorgehoben haben.

Woher aber die Gereiztheit Stramberg's gegen Goethe, den Jener, nach Allem zu schließen, wenig gekannt und gelesen haben dürfte? Einfach daher, weil er ganz für die französischen Emigranten Partei nimmt und die Nichtfortsetzung jenes Krieges nur aus dem Grunde beklagt, daß durch dieselbe das Erreichen ihrer Absichten verhindert wurde. Deshalb tadelt er Goethe noch wegen einer andern Stelle (S. 138 f.), weil er diese Sympathie nicht hegt. „Auch Göthe" — heißt es a. a. O. S. 150 — „bespricht die Auflösung des Emigrantenheeres, die Vernichtung aller seiner Hoffnungen, in einer Weise, die, dem Mitgefühl für menschliches Elend fremd, keineswegs die, wie man sagt, den Dichtern gegebene Sehergabe bekundet."

Nach diesem vielleicht etwas zu langem Verweilen bei einer ebenso unmotivirten als, wie wir hoffen, wirkungslosen Verleumdung ist nur noch hinzuzufügen, daß der Inhalt unsrer Schrift sich auch in voller Uebereinstimmung mit den Briefen befindet, die Goethe 1792 an seine Freunde Knebel, Jacobi und Herder schrieb, und daß wieder aus Briefen Zelter's, des Grafen Reinhard und des Staatsraths Schulz hervorgeht, welchen Beifall sie alsbald nach ihrem Erscheinen in den Goethe bekannten Kreisen gefunden hat.

Alles bisher Gesagte bezieht sich ausschließlich auf den kriegsgeschichtlichen Theil des Ganzen; das ausschließlich Biographische, die Besuche in Pempelfort, Duisburg und Münster schildernd, bedarf um so weniger einleitender Bemerkungen, als es sich hier nur um einen kurzen Zeitraum in Goethe's Leben handelt, der seinem Inhalte nach einen ähnlichen Charakter an sich trägt wie die auf frühere Zeit bezüglichen biographischen Mittheilungen, namentlich diejenigen, die in der „Italienischen Reise" enthalten sind. Demnach haben auch die Anmerkungen, die wir auf den Text folgen lassen, nicht etwa den Zweck, noch „Dichtung" und „Wahrheit" zu sondern, sondern sie sollen zur Ergänzung von manchem nur Angedeuteten und zur gelegentlichen Berichtigung von Gedächtnißirrthümern dienen.

Die „Campagne in Frankreich" ist während Goethe's Lebzeiten in drei Drucken erschienen. Auf den bereits oben (S. 5) erwähnten folgte noch in demselben Jahre der im 25sten Band der Wiener Ausgabe (5a), auf diese der im 30sten Band der Ausgabe letzter Hand.

Campagne in Frankreich 1792.

Den 23. bis 27. August 1792.

Gleich nach meiner Ankunft in Mainz besuchte ich Herrn von Stein den älteren, königlich preußischen Kammerherrn und Oberforstmeister, der eine Art Residentenstelle daselbst versah und sich im Haß gegen alles Revolutionäre gewaltsam auszeichnete. Er schilderte mir mit flüchtigen Zügen die bisherigen Fortschritte der verbündeten Heere und versah mich mit einem Auszug des topographischen Atlas von Deutschland, welchen Jäger zu Frankfurt unter dem Titel „Kriegstheater" veranstaltet.

Mittags bei ihm zur Tafel, fand ich mehrere französische Frauenzimmer, die ich mit Aufmerksamkeit zu betrachten Ursache hatte; die eine (man sagte, es sei die Geliebte des Herzogs von Orleans) eine stattliche Frau, stolzen Betragens und schon von gewissen Jahren, mit rabenschwarzen Augen, Augenbraunen und Haar, übrigens im Gespräch mit Schicklichkeit freundlich. Eine Tochter, die Mutter jugendlich darstellend, sprach kein Wort. Desto munterer und reizender zeigte sich die Fürstin Monaco, entschiedene Freundin des Prinzen von Condé, die Zierde von Chantilly in guten Tagen. Anmuthiger war nichts zu sehen als diese schlanke Blondine; jung, heiter, possenhaft; kein Mann, auf den sie's anlegte, hätte sich verwahren können. Ich beobachtete sie mit freiem Gemüth und wunderte mich, Philinen, die ich hier nicht zu finden glaubte, so frisch und munter ihr Wesen treibend, mir abermals begegnen zu sehen. Sie schien weder so gespannt noch aufgeregt als die übrige Gesellschaft, die denn freilich in Hoffnung, Sorgen und Beängstigung lebte. In diesen Tagen waren die Alliirten in Frankreich eingebrochen. Ob sich Longwy sogleich ergeben, ob es widerstehen werde, ob auch republikanisch-französische Truppen sich zu den Alliirten gesellen

und Jedermann, wie es versprochen worden, sich für die gute Sache erklären und die Fortschritte erleichtern werde — das Alles schwebte gerade in diesem Augenblicke in Zweifel. Kuriere wurden erwartet; die letzten hatten nur das langsame Vorschreiten der Armee und die Hindernisse grundloser Wege gemeldet. Der gepreßte Wunsch dieser Personen ward nur noch bänglicher, als sie nicht verbergen konnten, daß sie die schnellste Rückkehr ins Vaterland wünschen mußten, um von den Assignaten, der Erfindung ihrer Feinde, Vortheil ziehen, wohlfeiler und bequemer leben zu können.

Sodann verbracht' ich mit Sömmerrings, Huber, Forsters und andern Freunden zwei muntere Abende; hier fühlt' ich mich schon wieder in vaterländischer Luft. Meist schon frühere Bekannte, Studiengenossen, in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hause (Sömmerring's Gattin war eine Frankfurterin), sämmtlich mit meiner Mutter vertraut, ihre genialen Eigenheiten schätzend, manches ihrer glücklichen Worte wiederholend, meine große Aehnlichkeit mit ihr in heiterem Betragen und lebhaften Reden mehr als einmal betheuernd: was gab es da nicht für Anlässe, Anklänge in einem natürlichen, angebornen und angewöhnten Vertrauen! Die Freiheit eines wohlwollenden Scherzes auf dem Boden der Wissenschaft und Einsicht verlieh die heiterste Stimmung. Von politischen Dingen war die Rede nicht; man fühlte, daß man sich wechselseitig zu schonen habe; denn wenn sie republikanische Gesinnungen nicht ganz verleugneten, so eilte ich offenbar, mit einer Armee zu ziehen, die eben diesen Gesinnungen und ihrer Wirkung ein entschiedenes Ende machen sollte.

Zwischen Mainz und Bingen erlebt' ich eine Scene, die mir den Sinn des Tages alsobald weiter aufschloß. Unser leichtes Fuhrwerk erreichte schnell einen vierspännigen schwerbepackten Wagen; der ausgefahrne Hohlweg aufwärts am Berge her nöthigte uns auszusteigen, und da fragten wir denn die ebenfalls abgestiegenen Schwäger, wer vor uns dahinfahre. Der Postillon jenes Wagens erwiderte darauf mit Schimpfen und Fluchen, daß es Französinnen seien, die mit ihrem Papiergeld durchzukommen glaubten, die er aber gewiß noch umwerfen wolle, wenn sich einigermaßen Gelegenheit fände. Wir verwiesen ihm seine gehässige Leidenschaft, ohne ihn im Mindesten zu bessern. Bei sehr langsamer Fahrt trat ich hervor an den Schlag der Dame und redete sie freundlich

an, worauf sich ein junges, schönes, aber von ängstlichen Zügen beschattetes Gesicht einigermaßen erheiterte.

Sie vertraute sogleich, daß sie dem Gemahl nach Trier folge und von da baldmöglichst nach Frankreich zu gelangen wünsche. Da ich ihr nun diesen Schritt als sehr voreilig schilderte, gestand sie, daß außer der Hoffnung, ihren Gemahl wiederzufinden, die Nothwendigkeit, wieder von Papier zu leben, sie hiezu bewege. Ferner zeigte sie ein solches Zutrauen zu den verbündeten Streitkräften der Preußen, Oestreicher und Emigrirten, daß man, wär' auch Zeit und Ort nicht hinderlich gewesen, sie schwerlich zurückgehalten hätte.

Unter diesen Gesprächen fand sich ein sonderbarer Anstoß; über den Hohlweg, worin wir befangen waren, hatte man eine hölzerne Rinne geführt, die das nöthige Wasser einer jenseits stehenden oberschlächtigen Mühle zubrachte. Man hätte denken sollen, die Höhe des Gestells wäre doch wenigstens auf einen Heuwagen berechnet gewesen. Wie dem aber auch sei, das Fuhrwerk war so unmäßig oben aufgepackt, Kistchen und Schachteln pyramidalisch über einander gethürmt, daß die Rinne dem weiteren Fortkommen ein unüberwindliches Hinderniß entgegensetzte.

Hier ging nun erst das Fluchen und Schelten der Postillone los, die sich um so viele Zeit aufgehalten sahen; wir aber erboten uns freundlich, halfen abpacken und an der andern Seite des träufelnden Schlagbaums wieder aufpacken. Die junge, gute, nach und nach entschüchterte Frau wußte nicht, wie sie sich dankbar genug benehmen sollte; zugleich aber wuchs ihre Hoffnung auf uns immer mehr und mehr. Sie schrieb den Namen ihres Mannes und bat inständig, da wir doch früher als sie nach Trier kommen müßten, ob wir nicht am Thore den Aufenthalt des Gatten schriftlich niederzulegen geneigt wären. Bei dem besten Willen verzweifelten wir an dem Erfolg wegen Größe der Stadt; sie aber ließ nicht von ihrer Hoffnung.

In Trier angelangt, fanden wir die Stadt von Truppen überlegt, von allerlei Fuhrwerk überfahren, nirgends ein Unterkommen; die Wagen hielten auf den Plätzen, die Menschen irrten auf den Straßen, das Quartieramt, von allen Seiten bestürmt, wußte kaum Rath zu schaffen. Ein solches Gewirre jedoch ist wie eine Art Lotterie, der Glückliche zieht irgend einen Gewinn; und so begegnete mir Lieutenant von Fritsch

von des Herzogs Regiment und brachte mich nach freundlichstem Begrüßen zu einem Kanonikus, dessen großes Haus und weitläufiges Gehöfte mich und meine kompendiöse Equipage freundlich und bequemlich aufnahm, wo ich denn sogleich einer genugsamen Erholung pflegte. Gedachter junge militärische Freund, von Kindheit auf mir bekannt und empfohlen, war mit einem kleinen Kommando in Trier zu verweilen beordert, um für die zurückgelassenen Kranken zu sorgen, die nachziehenden Maroden, verspätete Bagagewagen u. dergl. aufzunehmen und sie weiter zu befördern; wobei denn auch mir seine Gegenwart zu Gute kam, ob er gleich nicht gern im Rücken der Armee verweilte, wo für ihn als einen jungen strebenden Mann wenig Glück zu hoffen war.

Mein Diener hatte kaum das Nothwendigste ausgepackt, als er sich in der Stadt umzusehen Urlaub erbat; spät kam er wieder, und des andern Morgens trieb eine gleiche Unruhe ihn aus dem Hause. Mir war dies seltsame Benehmen unerklärlich, bis das Räthsel sich löste: die schönen Französinnen hatten ihn nicht ohne Antheil gelassen, er spürte sorgfältig und hatte das Glück, sie, auf dem großen Platze mitten unter hundert Wagen haltend, an der Schachtelpyramide zu erkennen, ohne jedoch ihren Gemahl aufgefunden zu haben.

Auf dem Wege von Trier nach Luxemburg erfreute mich bald das Monument in der Nähe von Igel. Da mir bekannt war, wie glücklich die Alten ihre Gebäude und Denkmäler zu setzen wußten, warf ich in Gedanken sogleich die sämmtlichen Dorfhütten weg, und nun stand es an dem würdigsten Platze. Die Mosel fließt unmittelbar vorbei, mit welcher sich gegenüber ein ansehnliches Wasser, die Saar, verbindet; die Krümmung der Gewässer, das Auf- und Absteigen des Erdreichs, eine üppige Vegetation geben der Stelle Lieblichkeit und Würde.

Das Monument selbst könnte man einen architektonisch-plastisch verzierten Obelisk nennen. Er steigt in verschiedenen, künstlerisch über einander gestellten Stockwerken in die Höhe, bis er sich zuletzt in einer Spitze endigt, die mit Schuppen ziegelartig verziert ist und mit Kugel, Schlange und Adler in der Luft sich abschloß.

Möge irgend ein Ingenieur, welchen die gegenwärtigen Kriegsläufte in diese Gegend führen und vielleicht eine Zeit lang festhalten, sich die Mühe nicht verdrießen lassen, das

Denkmal auszumessen und, insofern er Zeichner ist, auch die Figuren der vier Seiten, wie sie noch kenntlich sind, uns überliefern und erhalten!

Wie viel traurige bildlose Obelisken sah ich nicht zu meiner Zeit errichten, ohne daß irgend Jemand an jenes Monument gedacht hätte! Es ist freilich schon aus einer spätern Zeit, aber man sieht immer noch die Lust und Liebe, eine persönliche Gegenwart mit aller Umgebung und den Zeugnissen von Thätigkeit sinnlich auf die Nachwelt zu bringen. Hier stehen Eltern und Kinder gegen einander, man schmaust im Familienkreise; aber damit der Beschauer auch wisse, woher die Wohlhäbigkeit komme, ziehen beladene Saumrosse einher; Gewerb' und Handel wird auf mancherlei Weise vorgestellt. Denn eigentlich sind es Kriegskommissarien, die sich und den Übrigen dies Monument errichteten, zum Zeugniß, daß damals hier jetzt an solcher Stelle genugsamer Wohlstand zu erringen sei.

Man hatte diesen ganzen Spitzbau aus tüchtigen Sandquadern roh über einander gethürmt und alsdann wie aus einem Felsen die architektonisch-plastischen Gebilde herausgehauen. Die so manchem Jahrhunderte widerstehende Dauer dieses Monuments mag sich wol aus einer so gründlichen Anlage herschreiben.

Diesen angenehmen und fruchtbaren Gedanken konnte ich mich nicht lange hingeben; denn ganz nahe dabei, in Grevenmachern, war mir das modernste Schauspiel bereitet. Hier fand ich das Korps Emigrirter, das aus lauter Edelleuten, meist Ludwigsrittern, bestand. Sie hatten weder Diener noch Leitknechte, sondern besorgten sich selbst und ihr Pferd. Gar manchen hab' ich zur Tränke führen, vor der Schmiede halten sehen. Was aber den sonderbarsten Kontrast mit diesem dürftigen Beginnen hervorrief, war ein großer, mit Kutschen und Reisewagen aller Art überladener Wiesenraum. Sie waren mit Frau und Liebchen, Kindern und Verwandten zu gleicher Zeit eingerückt, als wenn sie den innern Widerspruch ihres gegenwärtigen Zustandes recht wollten zur Schau tragen.

Da ich einige Stunden hier unter freiem Himmel auf Postpferde warten mußte, konnt' ich noch eine andere Bemerkung machen. Ich saß vor dem Fenster des Posthauses, unsern

von der Stelle, wo das Kästchen stand, in dessen Einschnitt man die unfrankirten Briefe zu werfen pflegt. Einen ähnlichen Zudrang hab' ich nie gesehn; zu Hunderten wurden sie in die Ritze gesenkt. Das grenzenlose Bestreben, wie man mit Leib, Seel' und Geist in sein Vaterland durch die Lücke des durchbrochenen Dammes wieder einzuströmen begehre, war nicht lebhafter und aufdringlicher vorzubilden.

Vor Langerweile und aus Lust, Geheimnisse zu entwickeln oder zu suppliren, dacht' ich mir, was in dieser Briefmenge wol enthalten sein möchte. Da glaubt' ich denn eine Liebende zu spüren, die mit Leidenschaft und Schmerz die Qual des Entbehrens in solcher Trennung heftigst ausdrückte; einen Freund, der von dem Freunde in der äußersten Noth einiges Geld verlangte; ausgetriebene Frauen mit Kindern und Dienstanhang, deren Kasse bis auf wenige Geldstücke zusammengeschmolzen war; feurige Anhänger der Prinzen, die, das Beste hoffend, sich einander Lust und Muth zusprachen; Andere, die schon das Unheil in der Ferne witterten und sich über den bevorstehenden Verlust ihrer Güter jammervoll beschwerten — und ich denke nicht ungeschickt gerathen zu haben.

Ueber Manches klärte der Postmeister mich auf, der, um meine Ungeduld nach Pferden zu beschwichtigen, mich vorsätzlich zu unterhalten suchte. Er zeigte mir verschiedene Briefe, mit Stempeln aus entfernten Gegenden, die nun den Vorgerückten und Vorrückenden nachirren sollten. Frankreich sei an allen seinen Grenzen mit solchen Unglücklichen umlagert, von Antwerpen bis Nizza; dagegen stünden ebenso die französischen Heere zur Vertheidigung und zum Ausfall bereit. Er sagte manches Bedenkliche; ihm schien der Zustand der Dinge wenigstens sehr zweifelhaft.

Da ich mich nicht so wüthend erwies wie Andere, die nach Frankreich hineinstürmten, hielt er mich bald für einen Republikaner und zeigte mehr Vertrauen; er ließ mich die Unbilden bedenken, welche die Preußen von Wetter und Weg über Koblenz und Trier erlitten, und machte eine schauderhafte Beschreibung, wie ich das Lager in der Gegend von Longwy finden würde; von Allem war er gut unterrichtet und schien nicht abgeneigt, Andere zu unterrichten; zuletzt suchte er mich aufmerksam zu machen, wie die Preußen beim Einmarsch ruhige und schuldlose Dörfer geplündert, es sei nun durch die Truppen geschehen oder durch Packknechte und Nachzügler; zum

Scheine habe man's bestraft, aber die Menschen im Innersten gegen sich aufgebracht.

Da mußte mir denn jener General des dreißigjährigen Kriegs einfallen, welcher, als man sich über das feindselige Betragen seiner Truppen in Freundes Land höchlich beschwerte, die Antwort gab: „Ich kann meine Armee nicht im Sack transportiren." Ueberhaupt aber konnte ich bemerken, daß unser Rücken nicht sehr gesichert sei.

Longwy, dessen Eroberung mir schon unterwegs triumphirend verkündigt war, ließ ich auf meiner Fahrt rechts in einiger Ferne und gelangte den siebenundzwanzigsten August Nachmittags gegen das Lager von Procourt. Auf einer Fläche geschlagen, war es zu übersehen, aber dort anzulangen, nicht ohne Schwierigkeit. Ein feuchter, aufgewühlter Boden war Pferden und Wagen hinderlich; daneben fiel es auf, daß man weder Wachen noch Posten noch irgend Jemand antraf, der sich nach den Pässen erkundigt und bei dem man dagegen wieder einige Erkundigung hätte einziehen können. Wir fuhren durch eine Zeltwüste; denn Alles hatte sich verkrochen, um vor dem schrecklichen Wetter kümmerlichen Schutz zu finden. Nur mit Mühe erforschten wir von Einigen die Gegend, wo wir das herzoglich Weimarische Regiment finden könnten, erreichten endlich die Stelle, sahen bekannte Gesichter und wurden von Leidensgenossen gar freundlich aufgenommen. Kämmerier Wagner und sein schwarzer Pudel waren die ersten Begrüßenden; Beide erkannten einen vieljährigen Lebensgesellen, der abermals eine bedenkliche Epoche mit durchkämpfen sollte. Zugleich erfuhr ich einen unangenehmen Vorfall. Des Fürsten Leibpferd, der Amarant, war gestern nach einem gräßlichen Schrei niedergestürzt und todt geblieben.

Nun mußte ich von der Situation des Lagers noch viel Schlimmeres gewahren und vernehmen, als der Postmeister mir vorausgesagt. Man denke sich's auf einer Ebene am Fuße eines sanft aufsteigenden Hügels, an welchem ein von Alters her gezogener Graben Wasser von Feldern und Wiesen abhalten sollte; dieser aber wurde so schnell als möglich Behälter alles Unraths, aller Abwürflinge; der Abzug stockte, gewaltige Regengüsse durchbrachen Nachts den Damm und führten das widerwärtigste Unheil unter die Zelte. Da ward nun, was die Fleischer an Eingeweiden, Knochen und sonst

beiseite geschafft, in die ohnehin feuchten und ängstlichen Schlafstellen getragen.

Mir sollte gleichfalls ein Zelt eingeräumt werden; ich zog aber vor, mich des Tags über bei Freunden und Bekannten aufzuhalten und Nachts in dem großen Schlafwagen der Ruhe zu pflegen, dessen Bequemlichkeit von früheren Zeiten her mir schon bekannt war. Seltsam mußte man es jedoch finden, wie er, obgleich nur etwa dreißig Schritte von den Zelten entfernt, doch dergestalt unzugänglich blieb, daß ich mich Abends mußte hinein- und Morgens wieder heraustragen lassen.

Am 28. und 29. August.

So wunderlich tagte mir diesmal mein Geburtsfest. Wir setzten uns zu Pferde und ritten in die eroberte Festung; das wohlgebaute und befestigte Städtchen liegt auf einer Anhöhe. Meine Absicht war, große wollene Decken zu kaufen, und wir verfügten uns sogleich in einen Kramladen, wo wir Mutter und Töchter hübsch und anmuthig fanden. Wir feilschten nicht viel und zahlten gut und waren so artig, als es Deutschen ohne Tournüre nur möglich ist.

Die Schicksale des Hauses während des Bombardements waren höchst wunderbar. Mehrere Granaten hinter einander fielen in das Familienzimmer; man flüchtete, die Mutter riß ein Kind aus der Wiege und floh, und in dem Augenblick schlug noch eine Granate gerade durch die Kissen, wo der Knabe gelegen hatte. Zum Glück war keine der Granaten gesprungen; sie hatten die Möbeln zerschlagen, am Getäfel gesengt, und so war Alles ohne weiteren Schaden vorübergegangen; in den Laden war keine Kugel gekommen.

Daß der Patriotismus Derer von Longwy nicht allzu kräftig sein mochte, sah man daraus, daß die Bürgerschaft den Kommandanten sehr bald genöthigt hatte, die Festung zu übergeben; auch hatten wir kaum einen Schritt aus dem Laden gethan, als der innere Zwiespalt der Bürger sich uns genugsam verdeutlichte. Königisch Gesinnte, und also unsere Freunde, welche die schnelle Uebergabe bewirkt, bedauerten, daß wir in dieses Waarengewölbe zufällig gekommen und dem schlimmsten aller Jakobiner, der mit seiner ganzen Familie nichts tauge, so viel schönes Geld zu lösen gegeben. Gleicher-

maßen warnte man uns vor einem splendiden Gasthofe, und zwar so bedenklich, als wenn den Speisen daselbst nicht ganz zu trauen sein möchte; zugleich deutete man auf einen geringeren als zuverlässig, wo wir uns denn auch freundlich aufgenommen und leidlich bewirthet sahen.

Nun saßen wir alte Kriegs- und Garnisonskameraden traulich und froh wieder neben und gegen einander; es waren die Offiziere des Regiments, vereint mit des Herzogs Hof-, Haus- und Kanzleigenossen; man unterhielt sich von dem Nächstvergangenen — wie bedeutend und bewegt es Anfang Mais in Aschersleben gewesen, als die Regimenter sich marschfertig zu halten Ordre bekommen, der Herzog von Braunschweig und mehrere hohe Personen daselbst Besuch abgestattet, wobei des Marquis von Bouillé als eines bedeutenden und in die Operationen kräftig eingreifenden Fremden zu erwähnen nicht vergessen wurde. Sobald dem horchenden Gastwirth dieser Name zu Ohren kam, erkundigte er sich eifrigst, ob wir den Herren kennten. Die Meisten durften es bejahen, wobei er denn viel Respekt bewies und große Hoffnung auf die Mitwirkung dieses würdigen, thätigen Mannes aussprach; ja, es wollte scheinen, als wenn wir von diesem Augenblicke an besser bedient würden.

Wie wir nun alle hier Versammelten uns mit Leib und Seele einem Fürsten angehörig bekannten, der seit mehreren Regierungsjahren so große Vorzüge entwickelt und sich nunmehr auch im Kriegshandwerk, dem er von Jugend auf zugethan gewesen, das er seit geraumer Zeit getrieben, bewähren sollte, so ward auf sein Wohl und seiner Angehörigen nach guter deutscher Weise angestoßen und getrunken, besonders aber auf des Prinzen Bernhard's Wohl, bei welchem kurz vor dem Ausmarsch Obristwachtmeister von Weyrach als Abgeordneter des Regiments Gevatter gestanden hatte.

Nun wußte Jeder von dem Marsche selbst gar Manches zu erzählen, wie man, den Harz links lassend, an Goslar vorbei nach Nordheim durch Göttingen gekommen; da hörte man denn von trefflichen und schlechten Quartieren, bäurisch-unfreundlichen, gebildet-mißmuthigen, hypochondrisch-gefälligen Wirthen, von Nonnenklöstern und mancherlei Abwechselung des Weges und Wetters. Alsdann war man am östlichen Rand Westfalens her bis Koblenz gezogen, hatte mancher hübschen Frau zu gedenken, von seltsamen Geistlichen, un-

vermuthet begegnenden Freunden, zerbrochenen Rädern, umgeworfenen Wagen buntscheckigen Bericht zu erstatten.

Von Koblenz aus beklagte man sich über bergige Gegenden, beschwerliche Wege und mancherlei Mangel, und rückte sodann, nachdem man sich im Vergangenen kaum zerstreut, dem Wirklichen immer näher; der Einmarsch nach Frankreich in dem schrecklichsten Wetter ward als höchst unerfreulich und als würdiges Vorspiel beschrieben des Zustandes, den wir, nach dem Lager zurückkehrend, voraussehen konnten. Jedoch in solcher Gesellschaft ermuthigt sich Einer am Andern, und ich besonders beruhigte mich beim Anblick der köstlichen wollenen Decken, welche der Reitknecht aufgebunden hatte.

Im Lager fand ich Abends in dem großen Zelte die beste Gesellschaft; sie war dort beisammen geblieben, weil man keinen Fuß heraussetzen konnte; Alles war gutes Muths und voller Zuversicht. Die schnelle Uebergabe von Longwy bestätigte die Zusage der Emigrirten, man werde überall mit offenen Armen aufgenommen sein, und es schien sich dem großen Vorhaben nichts als die Witterung entgegenzusetzen. Haß und Verachtung des revolutionären Frankreichs, durch die Manifeste des Herzogs von Braunschweig ausgesprochen, zeigten sich ohne Ausnahme bei Preußen, Oestreichern und Emigrirten.

Freilich durfte man nur das wahrhaft Bekanntgewordene erzählen, so ging daraus hervor, daß ein Volk, auf solchen Grad veruneinigt, nicht einmal in Parteien gespalten, sondern im Innersten zerrüttet, in lauter Einzelnheiten getrennt, dem hohen Einheitssinne der edel Verbündeten nicht widerstehen könne.

Auch hatte man schon von Kriegsthaten zu erzählen. Gleich nach dem Eintritt in Frankreich stießen beim Rekognosziren fünf Eskadronen Husaren von Wolfrat auf tausend Chasseurs, die von Sedan her unser Vorrücken beobachten sollten. Die Unsrigen, wohl geführt, griffen an, und da die Gegenseitigen sich tapfer wehrten, auch keinen Pardon annehmen wollten, gab es ein gräulich Gemetzel, worin wir siegten, Gefangene machten, Pferde, Karabiner und Säbel erbeuteten, durch welches Vorspiel der kriegerische Geist erhöht, Hoffnung und Zutrauen fester gegründet wurden.

Am neunundzwanzigsten August geschah der Aufbruch aus diesen halberstarrten Erd- und Wasserwogen, langsam

und nicht ohne Beschwerde; denn wie sollte man Zelte und Gepäck, Monturen und Sonstiges nur einigermaßen reinlich halten, da sich keine trockene Stelle fand, wo man irgend etwas hätte zurechtlegen und ausbreiten können!

Die Aufmerksamkeit jedoch, welche die höchsten Heerführer diesem Abmarsch zuwendeten, gab uns frisches Vertrauen. Auf das Strengste war alles Fuhrwerk ohne Ausnahme hinter die Kolonne beordert, nur jeder Regimentschef berechtigt, eine Chaise vor seinem Zug hergehen zu lassen, da ich denn das Glück hatte, im leichten offenen Wägelchen die Hauptarmee für diesmal anzuführen. Beide Häupter, der König sowol als der Herzog von Braunschweig, mit ihrem Gefolge hatten sich da postirt, wo Alles an ihnen vorbei mußte. Ich sah sie von Weitem, und als wir herankamen, ritten Ihro Majestät an mein Wäglein heran und fragten in Ihro lakonischen Art, wem das Fuhrwerk gehöre. Ich antwortete laut: „Herzog von Weimar", und wir zogen vorwärts. Nicht leicht ist Jemand von einem vornehmern Visitator angehalten worden.

Weiterhin jedoch fanden wir den Weg hie und da etwas besser. In einer wunderlichen Gegend, wo Hügel und Thal mit einander abwechselten, gab es besonders für Die zu Pferde noch trockene Räume genug, um sich behaglich vorwärts bewegen zu können. Ich warf mich auf das meine, und so ging es freier und lustiger fort; das Regiment hatte den Vortritt bei der Armee, wir konnten also immer voraus sein und der lästigen Bewegung des Ganzen völlig entgehen.

Der Marsch verließ die Hauptstraße, wir kamen über Arrancy, worauf uns denn Chatillon l'Abbaye als erstes Kennzeichen der Revolution, ein verkauftes Kirchengut, in halb abgebrochenen und zerstörten Mauern, zur Seite liegen blieb.

Nun aber sahen wir über Hügel und Thal des Königs Majestät sich eilig zu Pferde bewegend, wie den Kern eines Kometen von einem langen schweifartigen Gefolge begleitet. Kaum war jedoch dieses Phänomen mit Blitzesschnelle vor uns vorbei geschwunden, als ein zweites von einer andern Seite den Hügel krönte oder das Thal erfüllte. Es war der Herzog von Braunschweig, der Elemente gleicher Art an und nach sich zog. Wir nun, obgleich mehr zum Beobachten als zum Beurtheilen geneigt, konnten doch der Betrachtung nicht ausweichen, welche von beiden Gewalten denn eigentlich die obere sei, welche wol im zweifelhaften Falle zu entscheiden habe — unbeantwortete

Fragen, die uns nur Zweifel und Bedenklichkeiten zurückließen.

Was nun aber hiebei noch ernsteren Stoff zum Nachdenken gab, war, daß man beide Heerführer so ganz frank und frei in ein Land hineinreiten sah, wo nicht unwahrscheinlich in jedem Gebüsch ein aufgeregter Todfeind lauern konnte. Doch mußten wir gestehen, daß gerade das kühne persönliche Hingeben von je her den Sieg errang und die Herrschaft behauptete.

Bei wolkigem Himmel schien die Sonne sehr heiß; das Fuhrwerk in grundlosem Boden fand ein schweres Fortkommen. Zerbrochene Räder an Wagen und Kanonen machten gar manchen Aufhalt, hie und da ermattete Füseliere, die sich schon nicht mehr fortschleppen konnten.

Man hörte die Kanonade bei Thionville und wünschte jener Seite guten Erfolg.

Abends erquickten wir uns im Lager bei Pillon. Eine liebliche Waldwiese nahm uns auf, der Schatten erfrischte schon, zum Küchfeuer war Gestrüpp genug bereit, ein Bach floß vorbei und bildete zwei klare Bassins, die beide sogleich von Menschen und Thieren sollten getrübt werden. Das eine gab ich frei, vertheidigte das andere mit Heftigkeit und ließ es sogleich mit Pfählen und Stricken umziehen. Ohne Lärm gegen die Zudringlichen ging es nicht ab. Da fragte einer von unsern Reitern den andern, die eben ganz gelassen an ihrem Zeuge putzten: „Wer ist denn Der, der sich so mausig macht?“ „Ich weiß nicht,“ versetzte der andere; „aber er hat Recht.“

Also kamen nun Preußen und Oestreicher und ein Theil von Frankreich, auf französischem Boden ihr Kriegshandwerk zu treiben. In wessen Macht und Gewalt thaten sie das? Sie konnten es in eignem Namen thun; der Krieg war ihnen zum Theil erklärt, ihr Bund war kein Geheimniß; aber nun ward noch ein Vorwand erfunden. Sie traten auf im Namen Ludwig's XVI.; sie requirirten nicht, aber sie borgten gewaltsam. Man hatte Bons drucken lassen, die der Kommandirende unterzeichnete, Derjenige aber, der sie in Händen hatte, nach Befund beliebig ausfüllte; Ludwig XVI. sollte bezahlen. Vielleicht hat nach dem Manifest nichts so sehr das Volk gegen das Königthum aufgehetzt als diese Behandlungsart. Ich war selbst bei einer solchen Scene gegenwärtig, deren ich mich als höchst tragisch erinnere. Mehrere Schäfer mochten ihre Heerden vereinigt haben, um sie in Wäl-

dern oder sonst abgelegenen Orten sicher zu verbergen; von thätigen Patrouillen aber aufgegriffen und zur Armee geführt, sahen sie sich zuerst wohl und freundlich empfangen. Man fragte nach den verschiedenen Besitzern, man sonderte und zählte die einzelnen Heerden. Sorge und Furcht, doch mit einiger Hoffnung, schwebte auf den Gesichtern der tüchtigen Männer. Als sich aber dieses Verfahren dahin auflöste, daß man die Heerden unter Regimenter und Kompagnien vertheilte, den Besitzern hingegen ganz höflich auf Ludwig XVI. gestellte Papiere überreichte, indessen ihre wolligen Zöglinge von den ungeduldigen fleischlustigen Soldaten vor ihren Füßen ermordet wurden, so gesteh' ich wohl, es ist mir nicht leicht eine grausamere Scene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen seinen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen. Die griechischen Tragödien allein haben so einfach tief Ergreifendes.

Den 30. August bis 2. September.

Vom heutigen Tag, der uns gegen Verdun bringen sollte, versprachen wir uns Abenteuer, und sie blieben nicht aus. Der auf- und abwärts gehende Weg war schon besser getrocknet, das Fuhrwerk zog ungehinderter dahin, die Reiter bewegten sich leichter und vergnüglich.

Es hatte sich eine muntere Gesellschaft zusammengefunden, die, wohl beritten, so weit vorging, bis sie einen Zug Husaren antraf, der den eigentlichen Vortrab der Hauptarmee machte. Der Rittmeister, ein gesetzter Mann, schon über die mittlern Jahre, schien unsere Ankunft nicht gerne zu sehen. Die strengste Aufmerksamkeit war ihm empfohlen, Alles sollte mit Vorsicht geschehen, jede unangenehme Zufälligkeit klüglich beseitigt werden. Er hatte seine Leute kunstmäßig vertheilt; sie rückten einzeln vor in gewissen Entfernungen, und Alles begab sich in der größten Ordnung und Ruhe. Menschenleer war die Gegend, die äußerste Einsamkeit ahnungsvoll. So waren wir, Hügel auf, Hügel ab, über Mangiennes, Damvillers, Wavrille und Ormont gekommen, als auf einer Höhe, die eine schöne Aussicht gewährte, rechts in den Weinbergen ein Schuß fiel, worauf die Husaren sogleich zufuhren, die nächste Umgebung zu untersuchen. Sie brachten auch wirklich einen schwarz-

haarigen bärtigen Mann herbei, der ziemlich wild aussah und bei dem man ein schlechtes Terzerol gefunden hatte. Er sagte trotzig, daß er die Vögel aus seinem Weinberg verscheuche und Niemand etwas zu Leide thue. Der Rittmeister schien bei stiller Ueberlegung diesen Fall mit seinen gemessenen Ordres zusammenzuhalten und entließ den bedrohten Gefangenen mit einigen Hieben, die der Kerl so eilig mit auf den Weg nahm, daß man ihm seinen Hut mit großem Lustgeschrei nachwarf, den er aber aufzunehmen keinen Beruf empfand.

Der Zug ging weiter; wir unterhielten uns über die Vorkommenheiten und über Manches, was zu erwarten sein möchte. Nun ist zu bemerken, daß unsre kleine Gesellschaft, wie sie sich den Husaren aufgedrungen hatte, zufällig zusammengekommen, aus den verschiedensten Elementen bestand; meistens waren es gradsinnige, jeder nach seiner Weise dem Augenblick gewidmete Menschen. Einen jedoch muß ich besonders auszeichnen, einen ernsten, sehr achtbaren Mann, von der Art, wie sie zu jener Zeit unter den preußischen Kriegsleuten öfter vorkamen, mehr ästhetisch als philosophisch gebildet, ernst mit einem gewissen hypochondrischen Zuge, still in sich gekehrt und zum Wohlthun mit zarter Leidenschaft aufgelegt.

Als wir so weiter vor uns hinrückten, trafen wir auf eine so seltsame als angenehme Erscheinung, die eine allgemeine Theilnahme erregte. Zwei Husaren brachten ein einspänniges zweirädriges Wägelchen den Berg herauf, und als wir uns erkundigten, was unter der übergespannten Leinwand wol befindlich sein möchte, so fand sich ein Knabe von etwa zwölf Jahren, der das Pferd lenkte, und ein wunderschönes Mädchen oder Weibchen, das sich aus der Ecke hervorbeugte, um die vielen Reiter anzusehen, die ihren zweirädrigen Schirm umzingelten. Niemand blieb ohne Theilnahme, aber die eigentlich thätige Wirkung für die Schöne mußten wir unserm empfindenden Freund überlassen, der von dem Augenblick an, als er das bedürftige Fuhrwerk näher betrachtet, sich zur Rettung unaufhaltsam hingedrängt fühlte. Wir traten in den Hintergrund, er aber fragte genau nach allen Umständen, und es fand sich, daß die junge Person in Samognieux wohnhaft, dem bevorstehenden Bedrängniß seitwärts zu entfernteren Freunden auszuweichen Willens, sich eben der Gefahr in den Rachen geflüchtet habe, wie in solchen ängstlichen Fällen der Mensch

wähnt, es sei überall besser als da, wo er ist. Einstimmig ward ihr nun auf das Freundlichste begreiflich gemacht, daß sie zurückkehren müsse. Auch unser Anführer, der Rittmeister, der zuerst eine Spionerei hier wittern wollte, ließ sich endlich durch die herzliche Rhetorik des sittlichen Mannes überreden, der sie denn auch, zwei Husaren an der Seite, bis an ihren Wohnort einigermaßen getröstet zurückbrachte, woselbst sie uns, die wir in bester Ordnung und Mannszucht bald nachher durchzogen, auf einem Mäuerchen unter den Ihrigen stehend, freundlich und, weil das erste Abenteuer so gut gelungen war, hoffnungsvoll begrüßte.

Es giebt dergleichen Pausen mitten in den Kriegszügen, wo man durch augenblickliche Mannszucht sich Kredit zu verschaffen sucht und eine Art von gesetzlichem Frieden mitten in der Verwirrung beordert. Diese Momente sind köstlich für Bürger und Bauern und für Jeden, dem das dauernde Kriegsunheil noch nicht allen Glauben an Menschlichkeit geraubt hat.

Ein Lager diesseits Verdun wird aufgeschlagen, und man zählt auf einige Tage Rast.

Den Einunddreißigsten Morgens war ich im Schlafwagen, gewiß der trockensten, wärmsten und erfreulichsten Lagerstätte, halb erwacht, als ich etwas an den Ledervorhängen rauschen hörte und bei Eröffnung derselben den Herzog von Weimar erblickte, der mir einen unerwarteten Fremden vorstellte. Ich erkannte sogleich den abenteuerlichen Grothhus, der, seine Parteigängerrolle auch hier zu spielen nicht abgeneigt, angelangt war, um den bedenklichen Auftrag der Aufforderung Verdun's zu übernehmen. In Gefolg dessen war er gekommen, unsern fürstlichen Anführer um einen Stabstrompeter zu ersuchen, welcher, einer solchen besondern Auszeichnung sich erfreuend, alsobald zu dem Geschäft beordert wurde. Wir begrüßten uns, alter Wunderlichkeiten eingedenk, auf das Heiterste, und Grothhus eilte zu seinem Geschäft, worüber denn, als es vollbracht war, gar mancher Scherz getrieben wurde. Man erzählte sich, wie er, den Trompeter voraus, den Husaren hinterdrein, die Fahrstraße hinabgeritten, die Verduner aber, als Sanskülotten das Völkerrecht nicht kennend oder verachtend, auf ihn kanonirt; wie er ein weißes Schnupftuch an die Trompete befestigt und immer heftiger zu blasen befohlen; wie er, von einem Kommando eingeholt und mit verbundenen Augen allein in die Festung geführt, alldort schöne Reden

gehalten, aber nichts bewirkt, und was dergleichen mehr war, wodurch man denn nach Weltart den geleisteten Dienst zu verkleinern und dem Unternehmenden die Ehre zu verkümmern wußte.

Als nun die Festung, wie natürlich, auf die erste Forderung, sich zu ergeben, abgeschlagen, mußte man mit Anstalten zum Bombardement vorschreiten. Der Tag ging hin; indessen besorgt' ich noch ein kleines Geschäft, dessen gute Folgen sich mir bis auf den heutigen Tag erstrecken. In Mainz hatte mich Herr v. Stein mit dem Jägerischen Atlas versorgt, welcher den gegenwärtigen, hoffentlich auch den nächstkünftigen Kriegsschauplatz in mehreren Blättern darstellte. Ich nahm das eine hervor, das achtundvierzigste, in dessen Bezirk ich bei Longwy hereingetreten war, und da unter des Herzogs Leuten sich gerade ein Boßler befand, so ward es zerschnitten und aufgezogen und dient mir noch zur Wiedererinnerung jener für die Welt und mich so bedeutenden Tage.

Nach solchen Vorbereitungen zum künftigen Nutzen und augenblicklicher Bequemlichkeit sah ich mich um auf der Wiese, wo wir lagerten und von wo sich die Zelte bis auf die Hügel erstreckten. Auf dem großen grünen ausgebreiteten Teppich zog ein wunderliches Schauspiel meine Aufmerksamkeit an sich: eine Anzahl Soldaten hatten sich in einen Kreis gesetzt und hanthierten etwas innerhalb desselben. Bei näherer Untersuchung fand ich sie um einen trichterförmigen Erdfall gelagert, der, von dem reinsten Quellwasser gefüllt, oben etwa dreißig Fuß im Durchmesser haben konnte. Nun waren es unzählige kleine Fischchen, nach denen die Kriegsleute angelten, wozu sie das Geräth neben ihrem übrigen Gepäcke mitgebracht hatten. Das Wasser war das klarste von der Welt, und die Jagd lustig genug anzusehen. Ich hatte jedoch nicht lange diesem Spiele zugeschaut, als ich bemerkte, daß die Fischlein, indem sie sich bewegten, verschiedene Farben spielten. Im ersten Augenblick hielt ich diese Erscheinung für Wechselfarben der beweglichen Körperchen, doch bald eröffnete sich mir eine willkommene Aufklärung. Eine Scherbe Steingut war in den Trichter gefallen, welche mir aus der Tiefe herauf die schönsten prismatischen Farben gewährte. Heller als der Grund, dem Auge entgegengehoben, zeigte sie an dem von mir abstehenden Rande die Blau- und Violetfarbe, an dem mir zugekehrten Rande dagegen die rothe und gelbe. Als ich mich darauf um die Quelle ringsum

bewegte, folgte mir, wie natürlich bei einem solchen subjektiven Versuche, das Phänomen, und die Farben erschienen, bezüglich auf mich, immer dieselbigen.

Leidenschaftlich ohnehin mit diesen Gegenständen beschäftigt, machte mir's die größte Freude, dasjenige hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weshalb sich die Lehrer der Physik schon fast hundert Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einzusperren pflegten. Ich verschaffte mir noch einige Scherbenstücke, die ich hineinwarf, und konnte gar wohl bemerken, daß die Erscheinung unter der Oberfläche des Wassers sehr bald anfing, beim Hinabsinken immer zunahm und zuletzt ein kleiner weißer Körper, ganz überfärbt, in Gestalt eines Flämmchens am Boden anlangte. Dabei erinnerte ich mich, daß Agricola schon dieser Erscheinung gedacht und sie unter die feurigen Phänomene zu rechnen sich bewogen gesehn.

Nach Tische ritten wir auf den Hügel, der unseren Zelten die Ansicht von Verdun verbarg; wir fanden die Lage der Stadt als einer solchen sehr angenehm von Wiesen, Gärten umgeben, in einer heitern Fläche, von der Maas in mehreren Aesten durchströmt, zwischen näheren und ferneren Hügeln, als Festung freilich einem Bombardement von allen Seiten ausgesetzt. Der Nachmittag ging hin mit Errichtung der Batterien, da die Stadt sich zu ergeben geweigert hatte. Mit guten Ferngläsern beschauten wir indessen die Stadt und konnten ganz genau erkennen, was auf dem gegen uns gekehrten Wall vorging — mancherlei Volk, das sich hin- und herbewegte und besonders an einem Fleck sehr thätig zu sein schien.

Um Mitternacht fing das Bombardement an, sowol von der Batterie auf unserm rechten Ufer als von einer andern auf dem linken, welche, näher gelegen und mit Brandraketen spielend, die stärkste Wirkung hervorbrachte. Diese geschwänzten Feuermeteore mußte man denn ganz gelassen durch die Luft fahren und bald darauf ein Stadtquartier in Flammen sehen. Unsere Ferngläser, dorthin gerichtet, gestatteten uns, auch dieses Unheil im Einzelnen zu betrachten; wir konnten die Menschen erkennen, die sich oben auf den Mauern dem Brande Einhalt zu thun eifrig bemühten, wir konnten die freistehenden, zusammenstürzenden Gesparre bemerken und unterscheiden. Dieses Alles geschah in Gesellschaft von Bekannten und Unbekannten, wobei es unsägliche, oft widersprechende Bemerkungen gab und gar verschiedene Gesinnungen geäußert wurden. Ich war in eine

Batterie getreten, die eben gewaltsam arbeitete; allein der fürchterlich dröhnende Klang abgefeuerter Haubitzen fiel meinem friedlichen Ohr unerträglich; ich mußte mich bald entfernen. Da traf ich auf den Fürsten Reuß XIII., der mir immer ein freundlicher gnädiger Herr gewesen. Wir gingen hinter Weinbergsmauern hin und her, durch sie geschützt vor den Kugeln, welche herauszusenden die Belagerten nicht faul waren. Nach mancherlei politischen Gesprächen, die uns denn freilich nur in ein Labyrinth von Hoffnungen und Sorgen verwickelten, fragte mich der Fürst, womit ich mich gegenwärtig beschäftige, und war sehr verwundert, als ich, anstatt von Tragödien und Romanen zu vermelden, aufgeregt durch die heutige Refraktionserscheinung, von der Farbenlehre mit großer Lebhaftigkeit zu sprechen begann. Denn es ging mir mit diesen Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten: ich machte sie nicht, sondern sie machten mich. Das einmal erregte Interesse behauptete sein Recht, die Produktion ging ihren Gang, ohne sich durch Kanonenkugeln und Feuerballen im Mindesten stören zu lassen. Der Fürst verlangte, daß ich ihm faßlich machen sollte, wie ich in dieses Feld gerathen. Hier gereichte mir nun der heutige Fall zu besonderem Nutzen und Frommen.

Bei einem solchen Manne bedurft' es nicht vieler Worte, um ihn zu überzeugen, daß ein Naturfreund, der sein Leben gewöhnlich im Freien, es sei nun im Garten, auf der Jagd, reisend oder durch Feldzüge durchführt, Gelegenheit und Muße genug finde, die Natur im Großen zu betrachten und sich mit den Phänomenen aller Art bekannt zu machen. Nun bieten aber atmosphärische Luft, Dünste, Regen, Wasser und Erde uns immerfort abwechselnde Farbenerscheinungen, und zwar unter so verschiedenen Bedingungen und Umständen, daß man wünschen müsse, solche bestimmter kennen zu lernen, sie zu sondern, unter gewisse Rubriken zu bringen, ihre nähere und fernere Verwandtschaft auszuforschen. Hiedurch gewinne man nun in jedem Fach neue Ansichten, unterschieden von der Lehre der Schule und von gedruckten Ueberlieferungen. Unsere Altväter hätten, begabt mit großer Sinnlichkeit, vortrefflich gesehen, jedoch ihre Beobachtungen nicht fort- noch durchgesetzt, am Wenigsten sei ihnen gelungen, die Phänomene wohl zu ordnen und unter die rechten Rubriken zu bringen.

Dergleichen ward abgehandelt, als wir den feuchten Rasen hin- und hergingen; ich setzte, aufgeregt durch Fragen und Ein-

reden, meine Lehre fort, als die Kälte des einbrechenden Morgens uns an ein Bivouak der Oestreicher trieb, welches, die ganze Nacht unterhalten, einen ungeheuern wohlthätigen Kohlenkreis darbot. Eingenommen von meiner Sache, mit der ich mich erst seit zwei Jahren beschäftigte, und die also noch in einer frischen, unreifen Gährung begriffen war, hätte ich kaum wissen können, ob der Fürst mir auch zugehört, wenn er nicht einsichtige Worte dazwischengesprochen und zum Schluß meinen Vortrag wieder aufgenommen und beifällige Aufmunterung gegönnt hätte.

Wie ich denn immer bemerkt habe, daß mit Geschäfts- und Weltleuten, die sich gar Vielerlei aus dem Stegreife müssen vortragen lassen und deshalb immer auf ihrer Hut sind, um nicht hintergangen zu werden, viel besser auch in wissenschaftlichen Dingen zu handeln ist, weil sie den Geist frei halten und dem Referenten aufpassen, ohne weiteres Interesse als eigene Aufklärungen; da Gelehrte hingegen gewöhnlich nichts hören, als was sie gelernt und gelehrt haben, und worüber sie mit Ihresgleichen übereingekommen sind. An die Stelle des Gegenstandes setzt sich ein Wort-Credo, bei welchem denn so gut zu verharren ist als bei irgend einem andern.

Der Morgen war frisch, aber trocken; wir gingen, theils gebraten, theils erstarrt, wieder auf und ab und sahen an den Weinbergsmauern sich auf einmal etwas regen. Es war ein Piket Jäger, das die Nacht da zugebracht hatte, nun aber Büchse und Tornister wieder aufnahm, hinab in die niedergebrannten Vorstädte zog, um von da aus die Wälle zu beunruhigen. Einem wahrscheinlichen Tod entgegengehend, sangen sie sehr libertine Lieder, in dieser Lage vielleicht verzeihbar.

Kaum verließen sie die Stätte, als ich auf der Mauer, an der sie geruht, ein sehr auffallendes geologisches Phänomen zu bemerken glaubte; ich sah auf dem von Kalkstein errichteten weißen Mäuerchen ein Gesims von hellgrünen Steinen, völlig von der Farbe des Jaspis, und war höchlich betroffen, wie mitten in diesen Kalkflötzen eine so merkwürdige Steinart in solcher Menge sich sollte gefunden haben. Auf die eigenste Weise ward ich jedoch entzaubert, als ich, auf das Gespenst losgehend, sogleich bemerkte, daß es das Innere von verschimmeltem Brod sei, das, den Jägern ungenießbar, mit gutem Humor ausgeschnitten und zu Verzierung der Mauer ausgebreitet worden.

Hier gab es nun sogleich Gelegenheit, von der, seitdem wir in Feindesland eingetreten, immer wieder zur Sprache kommenden Vergiftung zu reden, welche freilich ein kriegendes Heer mit panischem Schrecken erfüllt, indem nicht allein jede vom Wirth angebotene Speise, sondern auch das selbstgebackene Brod verdächtig wird, dessen innerer, schnell sich entwickelnder Schimmel ganz natürlichen Ursachen zuzuschreiben ist.

Es war den ersten September früh um acht Uhr, als das Bombardement aufhörte, ob man gleich noch immerfort Kugeln hinüber und herüber wechselte. Besonders hatten die Belagerten einen Vierundzwanzigpfünder gegen uns gekehrt, dessen sparsame Schüsse sie mehr zum Scherz als Ernst verwendeten.

Auf der freien Höhe zur Seite der Weinberge, grad im Angesichte dieses gröbsten Geschützes, waren zwei Husaren zu Pferd aufgestellt, um Stadt und Zwischenraum aufmerksam zu beobachten. Diese blieben die Zeit ihrer Postirung über unangefochten. Weil aber bei der Ablösung sich nicht allein die Zahl der Mannschaft vermehrte, sondern auch manche Zuschauer grad in diesem Augenblick herbeiliefen und ein tüchtiger Klump Menschen zusammenkam, so hielten Jene ihre Ladung bereit. Ich stand in diesem Augenblick mit dem Rücken dem ungefähr hundert Schritt entfernten Husaren- und Volkstrupp zugekehrt, mich mit einem Freund besprechend, als auf einmal der grimmige pfeifend-schmetternde Ton hinter mir hersauste, so daß ich mich auf dem Absatz herumdrehte, ohne sagen zu können, ob der Ton, die bewegte Luft, eine innere psychische, sittliche Anregung dieses Umkehren hervorgebracht. Ich sah die Kugel weit hinter der auseinandergestobenen Menge noch durch einige Zäune ricochetiren. Mit grosem Geschrei lief man ihr nach, als sie aufgehört hatte, furchtbar zu sein; Niemand war getroffen, und die Glücklichen, die sich dieser runden Eisenmasse bemächtigt, trugen sie im Triumph umher.

Gegen Mittag wurde die Stadt zum zweiten Mal aufgefordert und erbat sich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Diese nutzten auch wir, uns etwas bequemer einzurichten, um zu proviantiren, die Gegend umher zu bereiten, wobei ich denn nicht unterließ, mehrmals zu der unterrichtenden Quelle zurückzukehren, wo ich meine Beobachtungen ruhiger und besonnener anstellen konnte; denn das Wasser war rein ausgesicht und hatte sich vollkommen klar und ruhig gesetzt, um das Spiel der niedersinkenden Flämmchen nach Lust zu wiederholen, und ich

befand mich in der angenehmsten Gemüthsstimmung. Einige Unglücksfälle versetzten jedoch uns wieder bald in Kriegszustand. Ein Offizier von der Artillerie suchte sein Pferd zu tränken; der Wassermangel in der Gegend war allgemein, meine Quelle, an der er vorbeiritt, lag nicht flach genug, er begab sich nach der nahe fließenden Maas, wo er an einem abhängigen Ufer versank; das Pferd hatte sich gerettet, ihn trug man todt vorbei.

Kurz darauf sah und hörte man eine starke Explosion im östreichischen Lager, an dem Hügel, zu dem wir hinaufsehen konnten; Knall und Dampf wiederholte sich einigemal. Bei einer Bombenfüllung war durch Unvorsichtigkeit Feuer entstanden, das höchste Gefahr drohte; es theilte sich schon gefüllten Bomben mit, und man hatte zu fürchten, der ganze Vorrath möchte in die Luft gehen. Bald aber war die Sorge gestillt durch rühmliche That kaiserlicher Soldaten, welche, die bedrohende Gefahr verachtend, Pulver und gefüllte Bomben aus dem Zeltraum eilig hinaustrugen.

So ging auch dieser Tag hin; am andern Morgen ergab sich die Stadt und ward in Besitz genommen; sogleich aber sollte uns ein republikanischer Charakterzug begegnen. Der Kommandant Beaurepaire, bedrängt von der bedrängten Bürgerschaft, die bei fortdauerndem Bombardement ihre ganze Stadt verbrannt und zerstört sah, konnte die Uebergabe nicht länger verweigern; als er aber auf dem Rathhaus in voller Sitzung seine Zustimmung gegeben hatte, zog er ein Pistol hervor und erschoß sich, um abermals ein Beispiel höchster patriotischer Aufopferung darzustellen.

Nach dieser so schnellen Eroberung von Verdun zweifelte Niemand mehr, daß wir bald darüber hinaus gelangen und in Chalons und Epernay uns von den bisherigen Leiden an gutem Weine bestens erholen sollten. Ich ließ daher ungesäumt die Jägerischen Karten, welche den Weg nach Paris bezeichneten, zerschneiden und sorgfältig aufziehen, auch auf die Rückseite weißes Papier kleben, wie ich es schon bei der ersten gethan, um kurze Tagesbemerkungen flüchtig aufzuzeichnen.

Den 3. September.

Früh hatte sich eine Gesellschaft zusammengefunden, nach der Stadt zu reiten, an die ich mich anschloß. Wir fanden gleich beim Eintritt große frühere Anstalten, die auf einen

längeren Widerstand hindeuteten; das Straßenpflaster war in der Mitte durchaus aufgehoben und gegen die Häuser angehäuft; das feuchte Wetter machte deshalb das Umherwandeln nicht erfreulich. Wir besuchten aber sogleich die namentlich gerühmten Läden, wo der beste Likör aller Art zu haben war. Wir probirten ihn durch und versorgten uns mit mancherlei Sorten. Unter andern war einer Namens Baume humain, welcher, weniger süß, aber stärker, ganz besonders erquickte. Auch die Dragéen, überzuckerte kleine Gewürzkörner in saubern zylindrischen Deuten, wurden nicht abgewiesen. Bei so vielem Guten gedachte man nun der lieben Zurückgelassenen, denen dergleichen am friedlichen Ufer der Ilm gar wohl behagen möchte. Kistchen wurden gepackt; gefällige wohlwollende Kuriere, das bisherige Kriegsglück in Deutschland zu melden beauftragt, waren geneigt, sich mit einigem Gepäck dieser Art zu belasten, wodurch sich denn die Freundinnen zu Hause in höchster Beruhigung überzeugen mochten, daß wir in einem Lande wallfahrteten, wo Geist und Süßigkeit niemals ausgehen dürfen.

Als wir nun darauf die theilweis verletzte und verwüstete Stadt beschauten, waren wir veranlaßt, die Bemerkung zu wiederholen, daß bei solchem Unglück, welches der Mensch dem Menschen bereitet, wie bei dem, was die Natur uns zuschickt, einzelne Fälle vorkommen, die auf eine Schickung, eine günstige Vorsehung hinzudeuten scheinen. Der untere Stock eines Eckhauses auf dem Markte ließ einen von vielen Fenstern wohlerleuchteten Fayenceladen sehen; man machte uns aufmerksam, daß eine Bombe, von dem Platz aufschlagend, an den schwachen steinernen Thürpfosten des Ladens gefahren, von demselben aber wieder abgewiesen, andere Richtung genommen habe. Der Thürpfosten war wirklich beschädigt, aber er hatte die Pflicht eines guten Vorfechters gethan; die Glanzfülle des oberflächlichen Porzellans stand in widerspiegelnder Herrlichkeit hinter den wasserhellen, wohlgeputzten Fenstern.

Mittags am Wirthstische wurden wir mit guten Schöpsenkeulen und Wein von Bar traktirt, den man, weil er nicht verfahren werden kann, im Lande selbst aufsuchen und genießen muß. Nun ist aber an solchen Tischen Sitte, daß man wol Löffel, jedoch weder Messer noch Gabel erhält, die man daher mitbringen muß. Von dieser Landesart unterrichtet, hatten wir schon solche Bestecke angeschafft, die man dort, flach und zierlich gearbeitet, zu kaufen findet. Muntere, resolute Mädchen war-

teten auf, nach derselben Art und Weise, wie sie vor einigen Tagen ihrer Garnison noch aufgewartet hatten.

Bei der Besitznehmung von Verdun ereignete sich jedoch ein Fall, der, obgleich nur einzeln, großes Aufsehen erregte und allgemeine Theilnahme heranrief. Die Preußen zogen ein, und es fiel aus der französischen Volksmasse ein Flintenschuß, der Niemand verletzte, dessen Wagestück aber ein französischer Grenadier nicht verleugnen konnte noch wollte. Auf der Hauptwache, wohin er gebracht wurde, hab' ich ihn selbst gesehn; es war ein sehr schöner, wohlgebildeter junger Mann, festen Blicks und ruhigen Betragens. Bis sein Schicksal entschieden wäre, hielt man ihn läßlich. Zunächst an der Wache war eine Brücke, unter der ein Arm der Maas durchzog; er setzte sich aufs Mäuerchen, blieb eine Zeit lang ruhig, dann überschlug er sich rückwärts in die Tiefe und ward nur todt aus dem Wasser herausgebracht.

Diese zweite heroische, ahnungsvolle That erregte leidenschaftlichen Haß bei den frisch Eingewanderten, und ich hörte sonst verständige Personen behaupten, man möchte weder Diesem noch dem Kommandanten ein ehrlich Begräbniß gestatten. Freilich hatte man sich andere Gesinnungen versprochen, und noch sah man nicht die geringste Bewegung unter den fränkischen Truppen, zu uns überzugehen.

Größere Heiterkeit verbreitete jedoch die Erzählung, wie der König in Verdun aufgenommen worden; vierzehn der schönsten, wohlerzogensten Frauenzimmer hatten Ihro Majestät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt. Seine Vertrautesten jedoch riethen ihm ab, vom Genuß Vergiftung befürchtend; aber der großmüthige Monarch verfehlte nicht, diese wünschenswerthen Gaben mit galanter Wendung anzunehmen und sie zutraulich zu kosten. Diese reizenden Kinder schienen auch unseren jungen Offizieren einiges Vertrauen eingeflößt zu haben; gewiß, Diejenigen, die das Glück gehabt, dem Ball beizuwohnen, konnten nicht genug von Liebenswürdigkeit, Anmuth und gutem Betragen sprechen und rühmen.

Aber auch für solidere Genüsse war gesorgt; denn wie man gehofft und vermuthet hatte, fanden sich die besten und reichlichsten Vorräthe in der Festung, und man eilte vielleicht nur zu sehr, sich daran zu erholen. Ich konnte gar wohl bemerken, daß man mit geräuchertem Speck und Fleisch, mit Reis

und Linsen und andern guten und nothwendigen Dingen nicht haushältisch genug verfahre, welches in unserer Lage bedenklich schien. Lustig dagegen war die Art, wie ein Zeughaus oder Waffensammlung aller Art ganz gelassen geplündert ward. In ein Kloster hatte man allerlei Gewehre, mehr alte als neue, und mancherlei seltsame Dinge gebracht, womit der Mensch, der sich zu wehren Lust hat, den Gegner abhält oder wol gar erlegt.

Mit jener sanften Plünderung aber verhielt es sich folgendermaßen. Als nach eingenommener Stadt die hohen Militärpersonen sich von den Vorräthen aller Art zu überzeugen gedachten, begaben sie sich ebenfalls in diese Waffensammlung, und indem sie solche für das allgemeine Kriegsbedürfniß in Anspruch nahmen, fanden sie manches Besondere, welches dem Einzelnen zu besitzen nicht unangenehm wäre, und Niemand war leicht mit Musterung dieser Waffen beschäftigt, der nicht auch für sich etwas herausgemustert hätte. Dies ging nun durch alle Grade durch, bis dieser Schatz zuletzt beinahe ganz ins Freie fiel. Nun gab Jedermann der angestellten Wache ein kleines Trinkgeld, um sich diese Sammlung zu besehen, und nahm dabei etwas mit heraus, was ihm anstehen mochte. Mein Diener erbeutete auf diese Weise einen flachen, hohen Stock, der, mit Bindfaden stark und geschickt umwunden, dem ersten Anblick nach nichts weiter erwarten ließ; seine Schwere aber deutete auf einen gefährlichen Inhalt, auch enthielt er eine sehr breite, wol vier Fuß lange Degenklinge, womit eine kräftige Faust Wunder gethan hätte.

So zwischen Ordnung und Unordnung, zwischen Erhalten und Verderben, zwischen Rauben und Bezahlen lebte man immer hin, und dies mag es wol sein, was den Krieg für das Gemüth eigentlich verderblich macht. Man spielt den Kühnen, Zerstörenden, dann wieder den Sanften, Belebenden; man gewöhnt sich an Phrasen, mitten in dem verzweifeltsten Zustand Hoffnung zu erregen und zu beleben; hierdurch entsteht nun eine Art von Heuchelei, die einen besondern Charakter hat und sich von der pfäffischen, höfischen, oder wie sie sonst heißen mögen, ganz eigen unterscheidet.

Einer merkwürdigen Person aber muß ich noch gedenken, die ich zwar nur in der Entfernung hinter Gefängnißgittern gesehen: es war der Postmeister von Sainte Menehould, der sich ungeschickterweise von den Preußen hatte fangen lassen. Er

cheute keineswegs die Blicke der Neugierigen und schien bei einem ungewissen Schicksal ganz ruhig. Die Emigrirten behaupteten, er habe tausend Tode verdient, und hetzten deshalb in den obersten Behörden, denen aber zum Ruhme zu rechnen ist, daß sie in diesem wie in andern Fällen sich mit geziemender hoher Ruhe und anständigem Gleichmuth betragen.

Am 4. September.

Die viele Gesellschaft, die ab- und zuging, belebte unsere Zelte den ganzen Tag; man hörte Vieles erzählen, Vieles bereden und beurtheilen; die Lage der Dinge that sich deutlicher auf als bisher. Alle waren einig, daß man so schnell als möglich nach Paris vordringen müsse. Die Festungen Montmedy und Sedan hatte man unerobert sich zur Seite gelassen und schien von der in dortiger Gegend stehenden Armee wenig zu befürchten.

La Fayette, auf welchem das Vertrauen des Kriegsvolks beruhte, war genöthigt gewesen, aus der Sache zu scheiden; er sah sich gedrängt, zum Feinde überzugehen, und ward als Feind behandelt. Dumouriez, wenn er auch sonst als Minister Einsicht in Militärangelegenheiten bewiesen hatte, war durch keinen Feldzug berühmt, und aus der Kanzlei zum Oberbefehl der Armee befördert, schien er auch nur jene Inkonsequenz und Verlegenheit des Augenblicks zu beweisen. Von der andern Seite verlauteten die traurigen Vorfälle von der Hälfte des Augusts aus Paris, wo dem braunschweigischen Manifest zum Trutze der König gefangen genommen, abgesetzt und als Missethäter behandelt wurde. Was aber für die nächsten Kriegsoperationen höchst bedenklich sei, ward am Umständlichsten besprochen.

Der waldbewachsene Gebirgsriegel, welcher die Aire von Süden nach Norden an ihm herzufließen nöthigt, Forêt d'Argonne genannt, lag unmittelbar vor uns und hielt unsere Bewegung auf. Man sprach viel von den Islетten, dem bedeutenden Paß zwischen Verdun und Sainte Menehould. Warum er nicht besetzt werde, besetzt worden sei, darüber konnte man sich nicht vereinigen. Die Emigrirten sollten ihn einen Augenblick überrumpelt haben, ohne ihn halten zu können. Die abziehende Besatzung von Longwy hatte sich, so viel wußte

man, dorthin gezogen; auch Dumouriez schickte, während wir uns auf dem Marsch nach Verdun und mit dem Bombardement der Stadt beschäftigten, Truppen querüber durchs Land um diesen Posten zu verstärken und den rechten Flügel seiner Position hinter Grandpré zu decken und so den Preußen, Oesterreichern und Emigrirten ein zweites Thermopylä entgegenzustellen.

Man gestand sich einander die höchst ungünstige Lage und mußte sich in die Anstalten fügen, wornach die Armee, welche unaufhaltsam gerade vorwärts hätte dringen sollen, die Air hinabziehen sollte, um sich an den verschanzten Bergschluchten auf gut Glück zu versuchen; wobei noch für höchst vortheilhaft galt, daß Clermont den Franzosen entrissen und von Hessen besetzt sei, welche, gegen die Isletten operirend, sie, wo nicht wegnehmen, doch beunruhigen konnten.

Den 6. bis 10. September.

In diesem Sinne ward nunmehr das Lager verändert und kam hinter Verdun zu stehen; das Hauptquartier des Königs Glorieux, des Herzogs von Braunschweig, Regret genannt, galt zu wunderlichen Betrachtungen Anlaß. An den ersten Ort gelangt' ich selbst durch einen verdrießlichen Zufall. Des Herzogs von Weimar Regiment sollte bei Jardin Fontaine zu stehen kommen, nahe an der Stadt und der Maas. Zum Thore fuhren wir glücklich heraus, indem wir uns in den Wagenzug eines unbekannten Regiments einschwärzten und von ihm fortschleppen ließen, obgleich zu bemerken war, daß man sich zu weit entferne; auch hätten wir nicht einmal bei dem schmalen Wege aus der Reihe weichen können, ohne uns in den Gräben unwiederbringlich zu verfahren. Wir schauten rechts und links, ohne zu entdecken; wir fragten ebenso und erhielten keinen Bescheid; denn Alle waren fremd wie wir und aufs Verdrießlichste von dem Zustand angegriffen. Endlich auf eine sanfte Höhe gelangt, sah ich links unten in einem Thal, das zu guter Jahrszeit ganz angenehm sein mochte, einen hübschen Ort mit bedeutenden Schloßgebäuden, wohin glücklicherweise ein sanfter grüner Rain uns bequem hinunterzubringen versprach. Ich ließ um so eher aus der schrecklichen Fahrleise hinabwärts ausbiegen, als ich unten Offiziere und Reitknechte hin- und wiedersprengen, Packwagen und Chaisen aufgefahren sah; ich ver-

ithete eins der Hauptquartiere, und so fand sich's; es war orieux, der Aufenthalt des Königs. Aber auch da war mein agen, wo Jardin Fontaine liege, ganz umsonst. Endlich be- gnete ich wie einem Himmelsboten Herrn von Alvensleben, r sich mir früher freundlich erwiesen hatte; Dieser gab mir an Bescheid, ich solle den von allem Fuhrwerk freien Dorf- g im Thale bis nach der Stadt verfolgen, vor derselben aber ks durchzudringen suchen, und ich würde Jardin Fontaine r bald entdecken.

Beides gelang mir, und ich fand auch unsere Zelte auf- schlagen, aber im schrecklichsten Zustande; man sah sich in undlosen Koth versenkt, die verfaulten Schlingen der Zelt- cher zerrissen eine nach der andern, und die Leinwand schlug em über Kopf und Schulter zusammen, der darunter sein il zu suchen gedachte. Eine Zeit lang hatte man's ertragen, ch fiel zuletzt der Entschluß dahin aus, das Oertchen selbst beziehen. Wir fanden in einem wohleingerichteten Haus und of einen guten neckischen Mann als Besitzer, der ehmals Koch Deutschland gewesen war; mit Munterkeit nahm er uns auf; Erdgeschoß fanden sich schöne heitere Zimmer, gutes Kamin d was sonst nur erquicklich sein konnte.

Das Gefolge des Herzogs von Weimar ward aus der rstlichen Küche versorgt; unser Wirth verlangte jedoch drin- nd, ich solle nur ein einziges Mal von seiner Kunst etwas sten. Er bereitete mir auch wirklich ein höchst wohlschmeckendes astmahl, das mir aber sehr übel bekam, so daß ich wol ich an Gift hätte denken können, wenn mir nicht noch zeitig nug der Knoblauch eingefallen wäre, durch welchen jene Schüs- ln erst recht schmackhaft geworden, der auf mich aber, selbst der geringsten Dosis, höchst gewaltsame Wirkung auszuüben legte. Das Uebel war bald vorbei, und ich hielt mich nach ie vor desto lieber an die deutsche Küche, so lange sie auch ir das Mindeste leisten konnte.

Als es zum Abschied ging, überreichte der gut gelaunte Wirth meinem Diener einen vorher versprochenen Brief nach aris an eine Schwester, die er besonders empfehlen wolle, gte jedoch nach einigen Hin- und Wiederreden gutmüthig hinzu: Du wirst wol nicht hinkommen."

Den 11. September.

Wir wurden also nach einigen Tagen gütlicher Pflege wiede in das schrecklichste Wetter hinausgestoßen; unser Weg gin auf dem Gebirgsrücken hin, der, die Gewässer der Maas un Aire scheidend, beide nach Norden zu fließen nöthigt. Unte großen Leiden gelangten wir nach Malancourt, wo wir leer Keller und Küchen wirthlos fanden und schon zufrieden waren unter Dach auf trockener Bank eine spärliche mitgebrachte Nah rung zu genießen. Die Einrichtung der Wohnungen selbst gefie mir; sie zeugte von einem stillen häuslichen Behagen; Alle war einfach naturgemäß, dem unmittelbarsten Bedürfniß g nügend. Dies hatten wir gestört, dies zerstörten wir; den aus der Nachbarschaft erscholl ein Angstruf gegen Plünderer worauf wir denn, hinzueilend, nicht ohne Gefahr dem Unfu für den Augenblick steuerten. Auffallend genug dabei wa daß die armen unbekleideten Verbrecher, denen wir Mäntel un Hemden entrissen, uns der härtesten Grausamkeit anklagte daß wir ihnen nicht vergönnen wollten, auf Kosten der Feind ihre Blöße zu decken.

Aber noch einen eigneren Vorwurf sollten wir erlebe In unser erstes Quartier zurückgekehrt, fanden wir einen vo nehmen, uns sonst schon bekannten Emigrirten. Er ward freundli begrüßt und verschmähte nicht frugale Bissen; allein man konn ihm eine innere Bewegung anmerken, er hatte etwas auf de Herzen, dem er durch Ausrufungen Luft zu machen suchte. A wir nun früherer Bekanntschaft gemäß einiges Vertrauen ihm zu erwecken suchten, so beschrie er die Grausamkeit, welc der König von Preußen an den französischen Prinzen au übe. Erstaunt, fast bestürzt verlangten wir nähere Erkl rung. Da erfuhren wir nun, der König habe beim Ausmarsch von Glorieux unerachtet des schrecklichsten Regens keinen Ueb rock angezogen, keinen Mantel umgenommen, da denn die kön lichen Prinzen ebenfalls sich dergleichen wetterabwehrende G wande hätten versagen müssen; unser Marquis aber habe di allerhöchsten Personen, leicht gekleidet, durch und durch genä träufelnd von abfließender Feuchte, nicht ohne das größte J jammern anschauen können, ja er hätte, wenn es nütze gewes wäre, sein Leben daran gewendet, sie in einem trockenen Wag dahinziehen zu sehen; sie, auf denen Hoffnung und Glück d ganzen Vaterlandes beruhe, die an eine ganz andere Lebe weise gewöhnt seien.

Wir hatten freilich darauf nichts zu erwidern; denn ihm unnte die Betrachtung nicht tröstlich werden, daß der Krieg ls ein Vortod alle Menschen gleich mache, allen Besitz aufhebe nd selbst die höchste Persönlichkeit mit Pein und Gefahr bedohe.

Den 12. September.

Den andern Morgen aber entschloß ich mich in Betracht hoher Beispiele, meine leichte und doch mit vier requirirten Pferden bespannte Chaise unter dem Schutz des zuverlässigen Kammerier Wagner zu lassen, welchem die Equipage und das nöthige baare Geld nachzubringen aufgetragen war. Ich zwang mich mit einigen guten Gesellen zu Pferde, und so gaben wir uns auf den Marsch nach Landres. Wir fanden auf Mitte Wegs Wellen und Reisig eines abgeschlagenen Birkenholzchens, deren innere Trockenheit die äußere Feuchte bald verwand und uns lohe Flamme und Kohlen, zur Erwärmung wie zum Kochen genugsam, sehr schnell zum Besten gab. Aber die schöne Anstalt einer Regimentstafel war schon gestört; Tische, Stühle und Bänke sah man nicht nachkommen; man half sich stehend, vielleicht angelehnt, so gut es gehen wollte. Doch war das Lager gegen Abend glücklich erreicht; so kampirten wir unfern Landres, gerade Grandpré gegenüber, wußten aber gar wohl, wie stark und vortheilhaft der Paß besetzt sei. Es regnete unaufhörlich, nicht ohne Windstoß; die Zeltdecke gewährte wenig Schutz.

Glückselig aber Der, dem eine höhere Leidenschaft den Busen füllte! Die Farbenerscheinung der Quelle hatte mich dieser Tage her nicht einen Augenblick verlassen, ich überdachte sie hin und wieder, um sie zu bequemen Versuchen zu erheben. Da skizzirte ich an Vogel, der sich auch hier als treuen Kanzleigefährten erwies, ins gebrochene Konzept und zeichnete nachher die Figuren darneben. Diese Papiere besitz' ich noch mit allen Merkmalen des Regenwetters und als Zeugniß eines treuen Vorschens auf eingeschlagenem bedenklichem Pfad. Den Vortheil aber hat der Weg zum Wahren, daß man sich unsicherer Schritte, eines Umwegs, ja eines Fehltritts noch immer gern erinnert.

Das Wetter verschlimmerte sich und ward in der Nacht so arg, daß man es für das höchste Glück schätzen mußte, sie

unter der Decke des Regimentswagens zuzubringen. Wie schrecklich war da der Zustand, wenn man bedachte, daß man im Angesicht des Feindes gelagert sei und befürchten mußte, daß er aus seinen Berg- und Waldverschanzungen irgendwo hervorzubrechen Lust haben könne!

Vom 13. bis zum 17. September

traf der Kämmerier Wagner, den Pudel mit eingeschlossen, bei guter Zeit mit aller Equipage bei uns ein; er hatte eine schreckliche Nacht verlebt, war nach tausend andern Hindernissen im Finstern von der Armee abgekommen, verführt durch schlaf- und weintrunkene Knechte eines Generals, denen er nachfuhr. Sie gelangten in ein Dorf und vermutheten die Franzosen ganz nahe. Von allerlei Alarm geängstigt, verlassen von Pferden, die aus der Schwemme nicht zurückkehrten, wußte er sich denn doch so zu richten und zu schicken, daß er von dem unseligen Dorfe los kam und wir uns zuletzt mit allem mobilen Hab' und Gut wieder zusammenfanden.

Endlich gab es eine Art von erschütternder Bewegung und zugleich von Hoffnung; man hörte auf unserm rechten Flügel stark kanoniren und sagte sich, General Clerfayt sei aus den Niederlanden angekommen und habe die Franzosen auf ihrer linken Flanke angegriffen. Alles war äußerst gespannt, den Erfolg zu vernehmen.

Ich ritt nach dem Hauptquartier, um näher zu erfahren, was die Kanonade bedeute und was eigentlich zu erwarten sei. Man wußte daselbst noch nichts genau, als daß General Clerfayt mit den Franzosen handgemein sein müsse. Ich traf auf den Major von Weyrach, der sich aus Ungeduld und Langerweile so eben zu Pferde setzte und an die Vorposten reiten wollte; ich begleitete ihn, und wir gelangten bald auf eine Höhe, wo man sich weit genug umsehen konnte. Wir trafen auf einen Husarenposten und sprachen mit dem Offizier, einem jungen hübschen Manne. Die Kanonade war weit über Grandpré hinaus, und er hatte Ordre, nicht vorwärts zu gehen, um nicht ohne Noth eine Bewegung zu verursachen. Wir hatten uns nicht lange besprochen, als Prinz Louis Ferdinand mit einigem Gefolge ankam, nach kurzer Begrüßung und Hin- und Wiederreden von dem Offizier verlangte, daß er vorwärts gehen

sollte. Dieser that dringende Vorstellungen, worauf der Prinz aber nicht achtete, sondern vorwärts ritt, dem wir denn Alle folgen mußten. Wir waren nicht weit gekommen, als ein französischer Jäger sich von ferne sehen ließ, an uns bis auf Büchsenschußweite heransprengte und sodann umkehrend ebenso schnell wieder verschwand. Ihm folgte der zweite, dann der dritte, welche ebenfalls wieder verschwanden. Der vierte aber, wahrscheinlich der erste, schoß die Büchse ganz ernstlich auf uns ab; man konnte die Kugel deutlich pfeifen hören. Der Prinz ließ sich nicht irren, und Jene trieben auch ihr Handwerk, so daß mehrere Schüsse fielen, indem wir unsern Weg verfolgten. Ich hatte den Offizier manchmal angesehen, der zwischen seiner Pflicht und zwischen dem Respekt vor einem königlichen Prinzen in der größten Verlegenheit schwankte. Er glaubte wol in meinen Blicken etwas Theilnehmendes zu lesen, ritt auf mich zu und sagte: „Wenn Sie irgend etwas auf den Prinzen vermögen, so ersuchen Sie ihn zurückzugehen! Er setzt mich der größten Verantwortung aus; ich habe den strengsten Befehl, meinen angewiesenen Posten nicht zu verlassen, und es ist nichts vernünftiger, als daß wir den Feind nicht reizen, der hinter Grandpré in einer festen Stellung gelagert ist. Kehrt der Prinz nicht um, so ist in Kurzem die ganze Vorpostenkette alarmirt, man weiß im Hauptquartier nicht, was es heißen soll, und der erste Verdruß ergeht über mich ganz ohne meine Schuld." Ich ritt an den Prinzen heran und sagte: „Man erzeigt mir so eben die Ehre, mir einigen Einfluß auf Ihro Hoheit zuzutrauen, deshalb ich um geneigtes Gehör bitte." Ich brachte ihm darauf die Sache mit Klarheit vor, welches kaum nöthig gewesen wäre; denn er sah selbst Alles vor sich und war freundlich genug, mit einigen guten Worten sogleich umzukehren, worauf denn auch die Jäger verschwanden und zu schießen aufhörten. Der Offizier dankte mir aufs Verbindlichste, und man sieht hieraus, daß ein Vermittler überall willkommen ist.

Nach und nach klärte sich's auf. Die Stellung Dumouriez' bei Grandpré war höchst fest und vortheilhaft; daß er auf seinem rechten Flügel nicht anzugreifen sei, wußte man wohl; auf seiner Linken waren zwei bedeutende Pässe: La Croix aux Bois und Le Chesne le populeux, beide wohl verhauen und für unzugänglich gehalten; allein der letzte war einem Offizier anvertraut, einem dergleichen Auftrag nicht gewachsenen oder nachlässigen. Die Oestreicher griffen an; bei der ersten Attake

blieb Prinz von Ligne, der Sohn, sodann aber gelang es; m
überwältigte den Posten und der große Plan Dumouriez' w
zerstört; er mußte seine Stellung verlassen und sich die Ais
hinaufwärts ziehen, und preußische Husaren konnten durch d
Paß dringen und jenseits des Argonner Waldes nachsetzen. S
verbreiteten einen solchen panischen Schrecken über das fra
zösische Heer, daß zehntausend Mann vor fünfhundert floh
und nur mit Mühe konnten zum Stehen gebracht u
wieder gesammelt werden; wobei sich das Regiment Chaml
rand besonders hervorthat und den Unsrigen ein weiteres V
dringen verwehrte, welche, ohnehin nur gewissermaßen auf
kognosziren ausgeschickt, siegreich mit Freuden zurückkehrten u
nicht leugneten, einige Wagen gute Beute gemacht zu hab
In das unmittelbar Brauchbare, Geld und Kleidung, hatt
sie sich getheilt, mir aber als einem Kanzleimann kamen
Papiere zu gut, worunter ich einige ältere Befehle La Fayett
und mehrere höchst sauber geschriebene Listen fand. Was m
aber am Meisten überraschte, war ein ziemlich neuer Monite
Dieser Druck, dieses Format, mit dem man seit einigen Jahr
ununterbrochen bekannt gewesen und die man nun seit mehrer
Wochen nicht gesehen, begrüßten mich auf eine etwas unfreu
liche Weise, indem ein lakonischer Artikel vom dritten Septeml
mir drohend zurief: Les Prussiens pourront venir à Par
mais ils n'en sortiront pas. Also hielt man denn doch
Paris für möglich, wir könnten hingelangen; daß wir wie
zurückkehrten, dafür mochten die oberen Gewalten sorgen.

Die schreckliche Lage, in der man sich zwischen Erde u
Himmel befand, war einigermaßen erleichtert, als man
Armee zurücken und eine Abtheilung der Avantgarde nach
andern vorwärts ziehen sah. Endlich kam die Reihe auch
uns; wir gelangten über Hügel, durch Thäler, Weinberge vorl
an denen man sich auch wol erquickte. Man kam soda
zu aufgehellter Stunde in eine freiere Gegend und sah in ein
freundlichen Thal der Aire das Schloß von Grandpré
einer Höhe sehr wohl gelegen, eben an dem Punkte, wo
nannter Fluß sich westwärts zwischen die Hügel drängt,
auf der Gegenseite des Gebirgs sich mit der Aisne zu verbind
deren Gewässer immer dem Sonnenuntergang zu durch V
mittlung der Oise endlich in die Seine gelangen; woraus de
ersichtlich, daß der Gebirgsrücken, der uns von der Maas trenn
zwar nicht von bedeutender Höhe, doch von entschiedenem C

maß auf den Wasserlauf, uns in eine andere Flußregion zu
wenthigen geeignet war.

Auf diesem Zuge gelangte ich zufällig in das Gefolge des
dönigs, dann des Herzogs von Braunschweig; ich unterhielt
ich mit Fürst Reuß und andern diplomatisch-militärischen Be-
kannten. Diese Reitermassen machten zu der angenehmen Land-
schaft eine reiche Staffage; man hätte einen van der Meulen
gewünscht, um solchen Zug zu verewigen; Alles war heiter,
munter, voller Zuversicht und heldenhaft. Einige Dörfer brannten
vor uns auf, allein der Rauch thut in einem Kriegsbilde
auch nicht übel. Man hatte, so hieß es, aus den Häusern auf
unsern Vortrab geschossen und dieser nach Kriegsrecht sogleich die
Selbstrache geübt. Es ward getadelt, war aber nicht zu ändern;
dagegen nahm man die Weinberge in Schutz, von denen sich
die Besitzer doch keine große Lese versprechen durften, und so
betrug es zwischen freund- und feindseligem Betragen immer
vorwärts.

Wir gelangten, Grandpré hinter uns lassend, an und über
die Aisne und lagerten bei Vaux les Mourons; hier waren
wir nun in der verrufenen Champagne, es sah aber so übel
auch nicht aus. Ueber dem Wasser an der Sonnenseite er-
streckten sich wohlgehaltene Weinberge, und wo man Dörfer und
Scheunen visitirte, fanden sich Nahrungsmittel genug für Men-
schen und Thiere, nur leider der Weizen nicht ausgedroschen,
noch weniger genugsame Mühlen, ihn zu mahlen; Oefen
im Backen waren auch selten, und so fing es wirklich an, sich
einem Tantalischen Zustande zu nähern.

Am 18. September.

Dergleichen Betrachtungen anzustellen, versammelte sich eine
große Gesellschaft, die überhaupt, wo es Halt gab, sich immer
mit einigem Zutrauen, besonders beim Nachmittagskaffee, zu-
sammenfügte; sie bestand aus wunderlichen Elementen, Deut-
schen und Franzosen, Kriegern und Diplomaten, alles bedeu-
tende Personen, erfahren, klug, geistreich, aufgeregt durch die
Wichtigkeit des Augenblicks, Männer sämmtlich von Werth und
Würde, aber doch eigentlich nicht in den innern Rath gezogen
und also desto mehr bemüht auszusinnen, was beschlossen sein,
was geschehen könnte.

Dumouriez, als er den Paß von Grandpré nicht länger halten konnte, hatte sich die Aisne hinauf gezogen, und da ihm der Rücken durch die Isletten gesichert war, sich auf die Höhen von Sainte Menehould, die Fronte gegen Frankreich, gestellt. Wir waren durch den engen Paß hereingedrungen, hatten uneroberte Festen, Sedan, Montmedy, Stenay im Rücken und an der Seite, die uns jede Zufuhr nach Belieben erschweren konnten. Wir betraten beim schlimmsten Wetter ein seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerlich ausgestreute Ortschaften ernähren konnte.

Freilich lag Rheims, Chalons und ihre gesegneten Umgebungen nicht fern, man konnte hoffen, sich vorwärts zu erholen; die Gesellschaft überzeugte sich daher beinahe einstimmig, daß man auf Rheims marschiren und sich Chalons' bemächtigen müsse; Dumouriez könne sich in seiner vortheilhaften Stellung alsdann nicht ruhig verhalten, eine Schlacht wäre unvermeidlich. wo es auch sei; man glaubte sie schon gewonnen zu haben.

Den 19. September.

Manches Bedenken gab es daher, als wir den Neunzehnten beordert wurden, auf Massiges unsern Zug zu richten, die Aisne aufwärts zu verfolgen und dieses Wasser sowol als das Waldgebirg, näher oder ferner, linker Hand zu behalten.

Nun erholte man sich unterwegs von solchen nachdenklichen Betrachtungen, indem man mancherlei Zufälligkeiten und Ereignissen eine heitere Theilnahme schenkte; ein wundersames Phänomen zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Man hatte, um mehrere Kolonnen neben einander fortzuschieben, die eine querfeldein über flache Hügel geführt, zuletzt aber, als man wieder ins Thal sollte, einen steilen Abhang gefunden; dieser ward nun alsbald, so gut es gehen wollte, abgeböscht, doch blieb er immer noch schroff genug. Nun trat eben zu Mittag ein Sonnenblick hervor und spiegelte sich in allen Gewehren. Ich hielt auf einer Höhe und sah jenen blinkenden Waffenfluß glänzend heranziehen; überraschend aber war es, als die Kolonne an den steilen Abhang gelangte, wo sich die bisher geschlossenen Glieder sprungweise trennten und jeder Einzelne, so gut er konnte, in die Tiefe zu gelangen suchte. Diese Unordnung gab völlig

den Begriff eines Wasserfalls; eine Unzahl durch einander hin- und wiederblinkender Bajonnette bezeichneten die lebhafteste Bewegung. Und als nun unten am Fuße sich Alles wieder gleich in Reih' und Glied ordnete und so, wie sie oben angekommen, nun wieder im Thale fortzogen, ward die Vorstellung eines Flusses immer lebhafter; auch war diese Erscheinung um so angenehmer, als ihre lange Dauer fort und fort durch Sonnenblicke begünstigt wurde, deren Werth man in solchen zweifelhaften Stunden nach langer Entbehrung erst recht schätzen lernte.

Nachmittag gelangten wir endlich nach Massiges, nur noch wenige Stunden vom Feind; das Lager war abgesteckt, und wir bezogen den für uns bestimmten Raum. Schon waren Pfähle geschlagen, die Pferde drangebunden, Feuer angezündet, und der Küchwagen that sich auf. Ganz unerwartet kam daher das Gerücht, das Lager solle nicht statthaben, denn es sei die Nachricht angekommen, das französische Heer ziehe sich von Sainte Menehould auf Chalons; der König wolle sie nicht entwischen lassen und habe daher Befehl zum Aufbruch gegeben. Ich suchte an der rechten Schmiede hierüber Gewißheit und vernahm das, was ich schon gehört hatte, nur mit dem Zusatze: auf diese unsichere und unwahrscheinliche Nachricht sei der Herzog von Weimar und der General Heymann mit eben den Husaren, welche die Unruhe erregt, vorgegangen. Nach einiger Zeit kamen diese Generale zurück und versicherten, es sei nicht die geringste Bewegung zu bemerken; auch mußten jene Patrouillen gestehen, daß sie das Gemeldete mehr geschlossen als gesehen hätten.

Die Anregung aber war einmal gegeben, und der Befehl lautete, die Armee solle vorrücken, jedoch ohne das mindeste Gepäck; alles Fuhrwerk sollte bis Maison Champagne zurückkehren, dort eine Wagenburg bilden und den, wie man voraussetzte, glücklichen Ausgang einer Schlacht abwarten.

Nicht einen Augenblick zweifelhaft, was zu thun sei, überließ ich Wagen, Gepäck und Pferde meinem entschlossenen, sorgfältigen Bedienten und setzte mich mit den Kriegsgenossen alsobald zu Pferde. Es war schon früher mehrmals zur Sprache gekommen, daß, wer sich in einen Kriegszug einlasse, durchaus bei den regulirten Truppen, welche Abtheilung es auch sei, an die er sich angeschlossen, fest bleiben und keine Gefahr scheuen solle; denn was uns auch da betreffe, sei immer ehrenvoll, dahingegen bei der Bagage, beim Troß oder sonst zu verweilen, zugleich gefährlich und schmählich. Und so hatte ich auch mit

den Offizieren des Regiments abgeredet, daß ich mich immer an sie und wo möglich an die Leibschwadron anschließen wolle, weil ja dadurch ein so schönes und gutes Verhältniß nur immer besser befestigt werden könne.

Der Weg war das kleine Wasser die Tourbe hinauf vorgezeichnet, durch das traurigste Thal von der Welt, zwischen niedrigen Hügeln, ohne Baum und Busch; es war befohlen und eingeschärft, in aller Stille zu marschiren, als wenn wir den Feind überfallen wollten, der doch in seiner Stellung das Heranrücken einer Masse von funfzigtausend Mann wol mochte erfahren haben. Die Nacht brach ein, weder Mond noch Sterne leuchteten am Himmel, es pfiff ein wüster Wind; die stille Bewegung einer so großen Menschenreihe in tiefer Finsterniß war ein höchst Eigenes.

Indem man neben der Kolonne herritt, begegnete man mehreren bekannten Offizieren, die hin- und wiedersprengten, um die Bewegung des Marsches bald zu beschleunigen, bald zu retardiren. Man besprach sich, man hielt stille, man versammelte sich. So hatte sich ein Kreis von vielleicht zwölf Bekannten und Unbekannten zusammengefunden; man fragte, klagte, wunderte sich, schalt und raisonnirte: das gestörte Mittagessen konnte man dem Heerführer nicht verzeihen. Ein munterer Gast wünschte sich Bratwurst und Brod, ein anderer sprang gleich mit seinen Wünschen zum Rehbraten und Sardellensalat; da das Alles aber unentgeltlich geschah, fehlte es auch nicht an Pasteten und sonstigen Leckerbissen, nicht an den köstlichsten Weinen, und ein so vollkommenes Gastmahl war beisammen, daß endlich Einer, dessen Appetit übermäßig rege geworden, die ganze Gesellschaft verwünschte und die Pein einer aufgeregten Einbildungskraft im Gegensatze des größten Mangels ganz unerträglich schalt. Man verlor sich auseinander, und der Einzelne war nicht besser dran als Alle zusammen.

Den 19. September Nachts.

So gelangten wir bis Somme Tourbe, wo man Halt machte; der König war in einem Gasthofe abgetreten, vor dessen Thüre der Herzog von Braunschweig in einer Art Laube Hauptquartier und Kanzlei errichtete. Der Platz war groß, es brannten mehrere Feuer, durch große Bündel Weinpfähle gar lebhaft

unterhalten. Der Fürst-Feldmarschall tadelte einigemal persönlich, daß man die Flamme allzu stark auflodern lasse; wir besprachen uns darüber, und Niemand wollte glauben, daß unsere Nähe den Franzosen ein Geheimniß geblieben sei.

Ich war zu spät angekommen und mochte mich in der Nähe umsehen, wie ich wollte, Alles war schon, wo nicht verzehrt, doch in Besitz genommen. Indem ich so umherforschte, gaben mir die Emigrirten ein kluges Küchenschauspiel; sie saßen um einen großen, runden, flachen, abglimmenden Aschenhaufen, in den sich mancher Weinstab knisternd mochte aufgelöst haben; klüglich und schnell hatten sie sich aller Eier des Dorfes bemächtigt; und es sah wirklich appetitlich aus, wie die Eier in dem Aschenhaufen neben einander aufrecht standen und eins nach dem andern zu rechter Zeit schlurfbar herausgehoben wurde. Ich kannte Niemand von den edlen Küchengesellen; unbekannt mocht' ich sie nicht ansprechen; als mir aber so eben ein lieber Bekannter begegnete, der so gut wie ich an Hunger und Durst litt, fiel mir eine Kriegslist ein, nach einer Bemerkung, die ich auf meiner kurzen militärischen Laufbahn anzustellen Gelegenheit gehabt. Ich hatte nämlich bemerkt, daß man beim Fouragiren um die Dörfer und in denselben tölpisch geradezu verfahre; die ersten Andringenden fielen ein, nahmen weg, verdarben, zerstörten, die folgenden fanden immer weniger, und was verloren ging, kam Niemand zu Gute. Ich hatte schon gedacht, daß man bei dieser Gelegenheit strategisch verfahren, und wenn die Menge von vornen hereindringe, sich von der Gegenseite nach einigem Bedürfniß umsehen müsse. Dies konnte nun hier kaum der Fall sein, denn Alles war überschwemmt; aber das Dorf zog sich sehr in die Länge und zwar seitwärts der Straße, wo wir hereingekommen. Ich forderte meinen Freund auf, die lange Gasse mit hinunter zu gehen. Aus dem vorletzten Hause kam ein Soldat fluchend heraus, daß schon Alles aufgezehrt und nirgends nichts mehr zu haben sei. Wir sahen durch die Fenster, da saßen ein paar Jäger ganz ruhig; wir gingen hinein, um wenigstens auf einer Bank unter Dach zu sitzen, wir begrüßten sie als Kameraden und klagten freilich über den allgemeinen Mangel. Nach einigem Hin- und Wiederreden verlangten sie, wir sollten ihnen Verschwiegenheit geloben, worauf wir die Hand gaben. Nun eröffneten sie uns, daß sie in dem Hause einen schönen wohlbestellten Keller gefunden, dessen Eingang sie zwar selbst sekretirt, uns jedoch von dem Vorrath

einen Antheil nicht versagen wollten. Einer zog einen Schlüssel hervor und nach verschiedenen weggeräumten Hindernissen fand sich eine Kellerthüre zu eröffnen. Hinabgestiegen fanden wir nun mehrere etwa zweieimrige Fässer auf dem Lager; was uns aber mehr interessirte, verschiedene Abtheilungen in Sand gelegter gefüllter Flaschen, wo der gutmüthige Kamerad, der sie schon durchprobirt hatte, an die beste Sorte wies. Ich nahm zwischen die ausgespreizten Finger jeder Hand zwei Flaschen, zog sie unter den Mantel, mein Freund desgleichen, und so schritten wir in Hoffnung baldiger Erquickung die Straße wieder hinaufwärts.

Unmittelbar am großen Wachfeuer gewahrte ich eine schwere starke Egge, setzte mich darauf und schob unter dem Mantel meine Flaschen zwischen die Zacken herein. Nach einiger Zeit bracht' ich eine Flasche hervor, wegen der mich meine Nachbarn beriefen, denen ich sogleich den Mitgenuß anbot. Sie thaten gute Züge, der Letzte bescheiden, da er wohl merkte, er lasse mir nur wenig zurück; ich verbarg die Flasche neben mir und brachte bald darauf die zweite hervor, trank den Freunden zu, die sich's abermals wohl schmecken ließen, anfangs das Wunder nicht bemerkten, bei der dritten Flasche jedoch laut über den Hexenmeister aufschrieen, und es war in dieser traurigen Lage ein auf alle Weise willkommener Scherz.

Unter den vielen Personen, deren Gestalt und Gesicht im Kreise vom Feuer erleuchtet war, erblickt' ich einen ältlichen Mann, den ich zu kennen glaubte. Nach Erkundigung und Annäherung war er nicht wenig verwundert, mich hier zu sehen. Es war Marquis von Bombelles, dem ich vor zwei Jahren in Venedig, der Herzogin Amalie folgend, aufgewartet hatte, wo er, als französischer Gesandter residirend, sich höchst angelegen sein ließ, dieser trefflichen Fürstin den dortigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Wechselseitiger Verwunderungsausruf, Freude des Wiedersehens und Erinnerung erheiterten diesen ernsten Augenblick. Zur Sprache kam seine prächtige Wohnung am großen Kanal; es ward gerühmt, wie wir daselbst, in Gondeln anfahrend, ehrenvoll empfangen und freundlich bewirthet worden; wie er durch kleine Feste, gerade im Geschmack und Sinn dieser, Natur und Kunst, Heiterkeit und Anstand in Verbindung liebenden Dame sie und die Ihrigen auf vielfache Weise erfreute, auch sie durch seinen Einfluß manches andere, für Fremde sonst verschlossene Gute genießen lassen.

Wie sehr war ich aber verwundert, da ich ihn, den ich durch eine wahrhafte Lobrede zu ergetzen gedachte, mit Wehmuth ausrufen hörte: „Schweigen wir von diesen Dingen! Jene Zeit liegt nur gar zu weit hinter mir, und schon damals, als ich meine edlen Gäste mit scheinbarer Heiterkeit unterhielt, nagte mir der Wurm am Herzen; ich sah die Folgen voraus dessen, was in meinem Vaterlande vorging. Ich bewunderte Ihre Sorglosigkeit, in der Sie die auch Ihnen bevorstehende Gefahr nicht ahneten; ich bereitete mich im Stillen zu Veränderung meines Zustandes. Bald nachher mußt' ich meinen ehrenvollen Posten und das werthe Venedig verlassen und eine Irrfahrt antreten, die mich endlich auch hierher geführet hat."

Das Geheimnißvolle, das man diesem offenbaren Heranzuge von Zeit zu Zeit hatte geben wollen, ließ uns vermuthen, man werde noch in dieser Nacht aufbrechen und vorwärts gehen; allein schon dämmerte der Tag, und mit demselben strich ein Sprühregen daher; es war schon völlig hell, als wir uns in Bewegung setzten. Da des Herzogs von Weimar Regiment den Vortrab hatte, gab man der Leibschwadron, als der vordersten der ganzen Kolonne, Husaren mit, die den Weg unserer Bestimmung kennen sollten. Nun ging es, mitunter im scharfen Trab, über Felder und Hügel ohne Busch und Baum; nur in der Entfernung links sah man die Argonner Waldgegend; der Sprühregen schlug uns heftiger ins Gesicht; bald aber erblickten wir eine Pappelallee, die, sehr schön gewachsen und wohl unterhalten, unsere Richtung quer durchschnitt. Es war die Chaussee von Chalons auf Sainte Menehould, der Weg von Paris nach Deutschland; man führte uns drüber weg und ins Graue hinein.

Schon früher hatten wir den Feind vor der waldichten Gegend gelagert und aufmarschirt gesehen, nicht weniger ließ sich bemerken, daß neue Truppen ankamen; es war Kellermann, der sich so eben mit Dumouriez vereinigte, um dessen linken Flügel zu bilden. Die Unsrigen brannten vor Begierde, auf die Franzosen loszugehen; Offiziere wie Gemeine hegten den glühenden Wunsch, der Feldherr möge in diesem Augenblicke angreifen; auch unser heftiges Vordringen schien darauf hinzudeuten. Aber Kellermann hatte sich zu vortheilhaft gestellt, und nun begann die Kanonade, von der man viel erzählt, deren augenblickliche Gewaltsamkeit jedoch man nicht beschreiben, nicht einmal in der Einbildungskraft zurückrufen kann.

Schon lag die Chaussee weit hinter uns, wir stürmten immerfort gegen Westen zu, als auf einmal ein Adjutant gesprengt kam, der uns zurück beorderte; man hatte uns zu weit geführt, und nun erhielten wir den Befehl, wieder über die Chaussee zurückzukehren und unmittelbar an ihre linke Seite den rechten Flügel zu lehnen. Es geschah, und so machten wir Fronte gegen das Vorwerk la Lune, welches auf der Höhe, etwa eine Viertelstunde vor uns, an der Chaussee zu sehen war. Unser Befehlshaber kam uns entgegen; er hatte so eben eine halbe reitende Batterie hinaufgebracht, wir erhielten Ordre, im Schutz derselben vorwärts zu gehen, und fanden unterwegs einen alten Schirrmeister ausgestreckt als das erste Opfer des Tags auf dem Acker liegen. Wir ritten ganz getrost weiter, wir sahen das Vorwerk näher; die dabei aufgestellte Batterie feuerte tüchtig.

Bald aber fanden wir uns in einer seltsamen Lage; Kanonenkugeln flogen wild auf uns ein, ohne daß wir begriffen, wo sie herkommen konnten; wir avancirten ja hinter einer befreundeten Batterie und das feindliche Geschütz auf den entgegengesetzten Hügeln war viel zu weit entfernt, als daß es uns hätte erreichen sollen. Ich hielt seitwärts vor der Fronte und hatte den wunderbarsten Anblick; die Kugeln schlugen dutzendweise vor der Eskadron nieder, zum Glück nicht ricochetirend, in den weichen Boden hineingewühlt; Koth aber und Schmutz bespritzte Mann und Roß; die schwarzen Pferde, von tüchtigen Reitern möglichst zusammengehalten, schnauften und tosten; die ganze Masse war, ohne sich zu trennen oder zu verwirren, in fluthender Bewegung.

Ein sonderbarer Anblick erinnerte mich an andere Zeiten. In dem ersten Gliede der Eskadron schwankte die Standarte in den Händen eines schönen Knaben hin und wieder; er hielt sie fest, ward aber vom aufgeregten Pferde widerwärtig geschaukelt; sein anmuthiges Gesicht brachte mir seltsam genug, aber natürlich, in diesem schauerlichen Augenblick die noch anmuthigere Mutter vor die Augen, und ich mußte an die ihr zur Seite verbrachten friedlichen Momente gedenken.

Endlich kam der Befehl, zurück und hinab zu gehen; es geschah von den sämmtlichen Kavallerieregimentern mit großer Ordnung und Gelassenheit, nur ein einziges Pferd von Lottum ward getödtet, da wir Uebrigen, besonders auf dem äußersten rechten Flügel, eigentlich Alle hätten umkommen müssen.

Nachdem wir uns denn aus dem unbegreiflichen Feuer zurückgezogen, von Ueberraschung und Erstaunen uns erholt hatten, löste sich das Räthsel: wir fanden die halbe Batterie, unter deren Schutz wir vorwärts zu gehen geglaubt, ganz unten in einer Vertiefung, dergleichen das Terrain zufällig in dieser Gegend gar manche bildete. Sie war von oben vertrieben worden und an der anderen Seite der Chaussee in einer Schlucht heruntergegangen, so daß wir ihren Rückzug nicht bemerken konnten; feindliches Geschütz trat an die Stelle, und was uns hätte bewahren sollen, wäre beinahe verderblich geworden. Auf unseren Tadel lachten die Bursche nur und versicherten scherzend, hier unten im Schauer sei es doch besser.

Wenn man aber nachher mit Augen sah', wie eine solche leitende Batterie sich durch die schreckbaren schlammigen Hügel qualvoll durchzerren mußte, so hatte man abermals den bedenklichen Zustand zu überlegen, in den wir uns eingelassen hatten.

Indessen dauerte die Kanonade immer fort. Kellermann hatte einen gefährlichen Posten bei der Mühle von Valmy, dem eigentlich das Feuern galt; dort ging ein Pulverwagen in die Luft, und man freute sich des Unheils, das er unter den Feinden angerichtet haben mochte. Und so blieb Alles eigentlich nur Zuschauer und Zuhörer, was im Feuer stand und nicht. Wir hielten auf der Chaussee von Chalons an einem Wegweiser, der nach Paris deutete.

Diese Hauptstadt also hatten wir im Rücken, das französische Heer aber zwischen uns und dem Vaterland. Stärkere Riegel waren vielleicht nie vorgeschoben, Demjenigen höchst apprehensiv, der eine genaue Karte des Kriegstheaters nun seit vier Wochen unablässig studirte.

Doch das augenblickliche Bedürfniß behauptet sein Recht selbst gegen das nächstkünftige. Unsere Husaren hatten mehrere Brodkarren, die von Chalons nach der Armee gehen sollten, glücklich aufgefangen und brachten sie den Hochweg daher. Wie es uns nun fremd vorkommen mußte, zwischen Paris und Sainte Menehould postirt zu sein, so konnten Die zu Chalons des Feindes Armee keineswegs auf dem Wege zu der ihrigen vermuthen. Gegen einiges Trinkgeld ließen die Husaren von dem Brod etwas ab, es war das schönste weiße; der Franzos erschrickt vor jeder schwarzen Krume. Ich theilte mehr als einen

Laib unter die zunächst Angehörigen, mit der Bedingung, n
für die folgenden Tage einen Antheil daran zu verwahre
Auch noch zu einer andern Vorsicht fand ich Gelegenhe
ein Jäger aus dem Gefolge hatte gleichfalls diesen Husaren ei
tüchtige wollene Decke abgehandelt; ich bot ihm die Ueberei
kunft an, mir sie auf drei Nächte, jede Nacht für acht Groschen
zu überlassen, wogegen er sie am Tage verwahren sollte. (
hielt dieses Bedingniß für sehr vortheilhaft; die Decke hatte ih
einen Gulden gekostet, und nach kurzer Zeit erhielt er sie n
Profit ja wieder. Ich aber konnte auch zufrieden sein; mei
köstlichen wollenen Hüllen von Longwy waren mit der Baga
zurückgeblieben, und nun hatte ich doch bei allem Mangel v
Dach und Fach außer meinem Mantel noch einen zweiten Sch
gewonnen.

Alles dieses ging unter anhaltender Begleitung des K
nonendonners vor. Von jeder Seite wurden an diesem Ta
zehntausend Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite n
zwölfhundert Mann, und auch diese ganz unnütz, fielen. Be
der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf; der
man schoß mit Kanonen völlig, als wär' es Pelotonfeuer, zw
ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags e
Uhr nach einiger Pause war es am Gewaltsamsten, die Er
bebte im ganz eigentlichsten Sinne, und doch sah man in de
Stellungen nicht die mindeste Veränderung. Niemand wußt
was daraus werden sollte.

Ich hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünsch
zu wissen, wie es eigentlich damit beschaffen sei. Langewei
und ein Geist, den jede Gefahr zur Kühnheit, ja zur Verwege
heit aufruft, verleitete mich, ganz gelassen nach dem Vorwe
la Lune hinauf zu reiten. Dieses war wieder von den Unsrige
besetzt, gewährte jedoch einen gar wilden Anblick. Die ze
schossenen Dächer, die herumgestreuten Weizenbündel, die dara
hie und da ausgestreckten tödtlich Verwundeten und dazwisch
noch manchmal eine Kanonenkugel, die, sich herüber verirren
in den Ueberresten der Ziegeldächer klapperte.

Ganz allein, mir selbst gelassen, ritt ich links auf den Höhe
weg und konnte deutlich die glückliche Stellung der Franzose
überschauen; sie standen amphitheatralisch in größter Ruh' un
Sicherheit, Kellermann jedoch auf dem linken Flügel eher zu e
reichen.

Mir begegnete gute Gesellschaft, es waren bekannte Of

ere vom Generalstabe und vom Regimente, höchst verwundert, ich hier zu finden. Sie wollten mich wieder mit sich zurück- hmen; ich sprach ihnen aber von besondern Absichten, und sie berließen mich ohne Weiteres meinem bekannten wunderlichen igensinn.

Ich war nun vollkommen in die Region gelangt, wo die ugeln herüberspielten; der Ton ist wundersam genug, als wär' zusammengesetzt aus dem Brummen des Kreisels, dem Butteln s Wassers und dem Pfeifen eines Vogels. Sie waren weniger efährlich wegen des feuchten Erdbodens; wo eine hinschlug, lieb sie stecken, und so ward mein thörichter Versuchsritt we- igstens vor der Gefahr des Ricochetirens gesichert.

Unter diesen Umständen konnt' ich jedoch bald bemerken, aß etwas Ungewöhnliches in mir vorgehe; ich achtete genau arauf, und doch würde sich die Empfindung nur gleichnißweise ittheilen lassen. Es schien, als wäre man an einem sehr heißen Orte und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, so aß man sich mit demselben Element, in welchem man sich be- indet, vollkommen gleich fühlt. Die Augen verlieren nichts an hrer Stärke noch Deutlichkeit; aber es ist doch, als wenn die elt einen gewissen braunröthlichen Ton hätte, der den Zustand sowie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Be- egung des Blutes habe ich nichts bemerken können, sondern nir schien vielmehr Alles in jener Gluth verschlungen zu sein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man diesen Zustand in Fieber nennen könne. Bemerkenswerth bleibt es indessen, aß jenes Gräßlich-Bängliche nur durch die Ohren zu uns ge- racht wird; denn der Kanonendonner, das Heulen, Pfeifen, Schmettern der Kugeln durch die Luft ist doch eigentlich Ursache n diesen Empfindungen.

Als ich zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fand ch bemerkenswerth, daß alle jene Gluth sogleich erloschen und nicht das Mindeste von einer fieberhaften Bewegung übrig ge- blieben sei. Es gehört übrigens dieser Zustand unter die am Wenigsten wünschenswerthen; wie ich denn auch unter meinen lieben und edlen Kriegskameraden kaum einen gefunden habe, der einen eigentlich leidenschaftlichen Trieb hiernach geäußert hätte.

So war der Tag hingegangen; unbeweglich standen die Franzosen, Kellermann hatte auch einen bequemern Platz genommen; unsere Leute zog man aus dem Feuer zurück,

und es war eben, als wenn nichts gewesen wäre. Die größt
Bestürzung verbreitete sich über die Armee. Noch am Morge
hatte man nicht anders gedacht, als die sämmtlichen Franzose
anzuspießen und aufzuspeisen, ja mich selbst hatte das unbedingt
Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braun
schweig zur Theilnahme an dieser gefährlichen Expedition gelockt
nun aber ging Jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, ode
wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen
Wir hatten, eben als es Nacht werden wollte, zufällig eine
Kreis geschlossen, in dessen Mitte nicht einmal, wie gewöhnlich
ein Feuer konnte angezündet werden; die Meisten schwiegen
Einige sprachen, und es fehlte doch eigentlich einem Jeden Be
sinnung und Urtheil. Endlich rief man mich auf, was ich dazu
denke; denn ich hatte die Schaar gewöhnlich mit kurzen Sprüchen
erheitert und erquickt; diesmal sagte ich: „Von hier und heut
geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könn
sagen, Ihr seid dabei gewesen."

In diesen Augenblicken, wo Niemand nichts zu essen hatte
reklamirte ich einen Bissen Brod von dem heute früh erworbenen
auch war von dem gestern reichlich verspendeten Weine noch de
Inhalt eines Branntweinfläschchens übrig geblieben, und ich
mußte daher auf die gestern am Feuer so kühn gespielte Rolle
des willkommenen Wunderthäters völlig Verzicht thun.

Die Kanonade hatte kaum aufgehört, als Regen und
Sturm schon wieder eindrangen und einen Zustand unter
freiem Himmel auf zähem Lehmboden höchst unerfreulich machten
Und doch kam nach so langem Wachen, Gemüths- und Leibesbe
wegung der Schlaf, sich anmeldend, als die Nacht hereindüsterte
Wir hatten uns hinter einer Erhöhung, die den schneidende
Wind abhielt, nothdürftig gelagert, als es Jemandem einfiel
man solle sich für diese Nacht in die Erde graben und mit den
Mantel zudecken. Hiezu machte man gleich Anstalt, und es
wurden mehrere Gräber ausgehauen, wozu die reitende Artillerie
Geräthschaften hergab. Der Herzog von Weimar selbst ver
schmähte nicht eine solche voreilige Bestattung.

Hier verlangt' ich nun gegen Erlegung von acht Groschen
die bewußte Decke, wickelte mich darein und breitete den Mante
noch oben drüber, ohne von dessen Feuchtigkeit viel zu empfinden
Ulyß kann unter seinem auf ähnliche Weise erworbenen Mante
nicht mit mehr Behaglichkeit und Selbstgenügen geruht haben

Alle diese Bereitungen waren wider den Willen des Obersten

'cheben, welcher uns bemerken machte, daß auf einem Hügel
jenüber hinter einem Busche die Franzosen eine Batterie
ben hatten, mit der sie uns im Ernste begraben und nach
lieben vernichten konnten. Allein wir mochten den windstillen
t und unsere weislich ersonnene Bequemlichkeit nicht aufgeben,
d es war dies nicht das letzte Mal, wo ich bemerkte, daß
n, um der Unbequemlichkeit auszuweichen, die Gefahr nicht
eue.

Den 21. September

ren die wechselseitigen Grüsse der Erwachenden keineswegs
iter und froh; denn man ward sich in einer beschämenden,
ffnungslosen Lage gewahr. Am Rand eines ungeheuren
mphitheaters fanden wir uns aufgestellt, wo jenseits auf Höhen,
ren Fuß durch Flüsse, Teiche, Bäche, Moräste gesichert war,
r Feind einen kaum übersehbaren Halbzirkel bildete. Diesseits
nden wir völlig wie gestern, um zehntausend Kanonenkugeln
chter, aber ebenso wenig situirt zum Angriff; man blickte in
ie weit ausgebreitete Arena hinunter, wo sich zwischen Dorf-
itten und Gärten die beiderseitigen Husaren herumtrieben und
it Spiegelgefecht bald vor- bald rückwärts eine Stunde nach
r andern die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu fesseln wußten.
ber aus all dem Hin- und Hersprengen, dem Hin- und Wieder-
ssen ergab sich zuletzt kein Resultat, als daß Einer der Unsrigen,
r sich zu kühn zwischen die Hecken gewagt hatte, umzingelt
ıd, da er sich keineswegs ergeben wollte, erschossen wurde.

Dies war das einzige Opfer der Waffen an diesem Tage;
er die eingerissene Krankheit machte den unbequemen, drücken-
n, hilflosen Zustand trauriger und fürchterlicher.

So schlaglustig und -fertig man gestern auch gewesen,
stand man doch, daß ein Waffenstillstand wünschenswerth
i, da selbst der Muthigste, Leidenschaftlichste nach weniger
eberlegung sagen mußte, ein Angriff würde das verwegenste
nternehmen von der Welt sein. Noch schwankten die Mei-
ungen den Tag über, wo man ehrenthalben dieselbe Stellung
hauptete wie beim Augenblick der Kanonade; gegen Abend
doch veränderte man sie einigermaßen, zuletzt war das Haupt-
uartier nach Hans gelegt und die Bagage herbeigekommen.
un hatten wir zu vernehmen die Angst, die Gefahr, den nahen
ntergang unserer Dienerschaft und Habseligkeiten.

Das Waldgebirg Argonne, von Sainte Menehould bis Grandpré, war von Franzosen besetzt; von dort aus führten ihre Husaren den kühnsten, muthwilligsten kleinen Krieg. Wir hatten gestern vernommen, daß ein Sekretär des Herzogs von Braunschweig und einige andere Personen der fürstlichen Umgebung zwischen der Armee und der Wagenburg waren gefangen worden. Diese verdiente aber keineswegs den Namen einer Burg; denn sie war schlecht aufgestellt, nicht geschlossen, nicht genugsam eskortirt. Nun beängstete sie ein blinder Lärm nach dem andern und zugleich die Kanonade in geringer Entfernung. Späterhin trug man sich mit der Fabel oder Wahrheit, die französischen Truppen seien schon den Gebirgswald herab auf dem Wege gewesen, sich der sämmtlichen Equipage zu bemächtigen; da gab sich denn der von ihnen gefangene und wieder losgelassene Läufer des General Kalkreuth ein großes Ansehn, indem er versicherte, er habe durch glückliche Lügen vor starker Bedeckung, von reitenden Batterien und dergleichen einen feindlichen Anfall abgewendet. Wol möglich. Wer hat nicht in solchen bedeutenden Augenblicken zu thun oder gethan!

Nun waren die Zelte da, Wagen und Pferde, aber Nahrung für kein Lebendiges. Mitten im Regen ermangelten wir sogar des Wassers, und einige Teiche waren schon durch eingesunkene Pferde verunreinigt; das Alles zusammen bildete den schrecklichsten Zustand. Ich wußte nicht, was es heißen sollte, als ich meinen treuen Zögling, Diener und Gefährten Paul Götze von dem Leder des Reisewagens das zusammengeflossene Regenwasser sehr emsig schöpfen sah; er bekannte, daß es zur Chokolade bestimmt sei, davon er glücklicherweise einen Vorrath mitgebracht hatte; ja, was mehr ist, ich habe aus den Fußtapfen der Pferde schöpfen sehen, um einen unerträglichen Durst zu stillen. Man kaufte das Brod von alten Soldaten, die, an Entbehrung gewöhnt, etwas zusammensparten, um sich an Branntwein zu erquicken, wenn derselbe wieder zu haben wäre.

Am 22. September

hörte man, die Generale Manstein und Heymann seien nach Dampierre, in das Hauptquartier von Kellermann, wo sich auch Dumouriez einfinden sollte. Es war von Auswechseln der Gefangenen, von Versorgung der Kranken und Blessirten zum

chein die Rede; im Ganzen hoffte man aber mitten im Un-
ick eine Umkehr der Dinge zu bewirken. Seit dem zehnten
ugust war der König von Frankreich gefangen, grenzenlose
ordthaten waren im September geschehen. Man wußte, daß
umouriez für den König und die Konstitution gesinnt gewesen;
mußte also seines eignen Heils, seiner Sicherheit willen die
genwärtigen Zustände bekämpfen, und eine große Begebenheit
ire es geworden, wenn er sich mit den Alliirten alliirt und
auf Paris losgegangen wäre.

Seit der Ankunft der Equipage fand sich die Umgebung
s Herzogs von Weimar um Vieles gebessert; denn man mußte
m Kämmerier, dem Koch und andern Hausbeamten das
ugniß geben, daß sie niemals ohne Vorrath gewesen und
bst in dem größten Mangel immer für etwas warme Speise
sorgt. Hierdurch erquickt, ritt ich umher, mich mit der Gegend
ir einigermaßen bekannt zu machen, ganz ohne Frucht; diese
chen Hügel hatten keinen Charakter, kein Gegenstand zeichnete
h vor andern aus. Mich doch zu orientiren, forscht' ich nach
r langen und hoch aufgewachsenen Pappelallee, die gestern so
ffallend gewesen war, und da ich sie nicht entdecken konnte,
aubt' ich mich weit verirrt; allein bei näherer Aufmerksamkeit
nd ich, daß sie niedergehauen, weggeschleppt und wol schon
rbrannt sei.

An den Stellen, wo die Kanonade hingewirkt, erblickte
an großen Jammer; die Menschen lagen unbegraben, und die
wer verwundeten Thiere konnten nicht ersterben. Ich sah ein
ferd, das sich in seinen eigenen, aus dem verwundeten Leibe
rausgefallenen Eingeweiden mit den Vorderfüßen verfangen
tte und so unselig dahinhinkte.

Im Nachhausereiten traf ich den Prinzen Louis Fer-
nand im freien Felde auf einem hölzernen Stuhle sitzen,
en man aus einem untern Dorfe heraufgeschafft; zugleich
hleppten einige seiner Leute einen schweren, verschlossenen Küch-
hrank herbei; sie versicherten, es klappere darin, sie hofften,
nen guten Fang gethan zu haben. Man erbrach ihn begierig,
nd aber nur ein stark beleibtes Kochbuch, und nun, indessen
r gespaltene Schrank im Feuer aufloderte, las man die köst-
chsten Küchenrezepte vor, und so ward abermals Hunger und
egierde durch eine aufgeregte Einbildungskraft bis zur Ver-
veiflung gesteigert.

Den 24. September.

Erheitert einigermaßen wurde das schlimmste Wetter vo der Welt durch die Nachricht, daß ein Stillstand geschlossen se und daß man also wenigstens die Aussicht habe, mit einiger G müthsruhe leiden und darben zu können; aber auch dieses g dieh nur zum halben Trost, da man bald vernahm, es s eigentlich nur eine Uebereinkunft, daß die Vorposten Fried halten sollten, wobei nicht unbenommen bleibe, die Kriegsop rationen außer dieser Berührung nach Gutdünken fortzusetze Dieses war eigentlich zu Gunsten der Franzosen bedingt, welch rings umher ihre Stellung verändern und uns besser einschließe konnten; wir aber in der Mitte mußten still halten und i unserem stockenden Zustand verweilen. Die Vorposten aber e griffen diese Erlaubniß mit Vergnügen; zuerst kamen sie überei daß, welchem von beiden Theilen Wind und Wetter ins Gesic schlage, der solle das Recht haben, sich umzukehren, und, i seinen Mantel gewickelt, von dem Gegentheil nichts befürchte Es kam weiter; die Franzosen hatten immer noch etwas W niges zur Nahrung, indeß den Deutschen Alles abging; je theilten daher Einiges mit, und man ward immer kameradliche Endlich wurden sogar mit Freundlichkeit von französischer Sei Druckblätter ausgetheilt, wodurch den guten Deutschen das He der Freiheit und Gleichheit in zwei Sprachen verkündigt wa die Franzosen ahmten das Manifest des Herzogs von Brau schweig in umgekehrtem Sinne nach, entboten guten Willen u Gastfreundschaft, und ob sich schon bei ihnen mehr Volk, als s von oben herein regieren konnten, auf die Beine gemacht hatt so geschah dieser Aufruf, wenigstens in diesem Augenblick, mel um den Gegentheil zu schwächen, als sich selbst zu stärken.

Zum 24. September.

Als Leidensgenossen bedauerte ich auch in dieser Zeit zw hübsche Knaben von vierzehn bis funfzehn Jahren. Sie hatt als Requirirte mit vier schwachen Pferden meine leichte Chai bis hierher kaum durchgeschleppt und litten still, mehr für ih Thiere als für sich; doch war ihnen so wenig als uns Allen helfen. Da sie um meinetwillen jedes Unheil ausstanden, fühl ich mich zu irgend einer Pietät gedrungen und wollte jen erhandelte Kommißbrod redlich mit ihnen theilen; allein lehnten es ab und versicherten, dergleichen könnten sie nicht esse und als ich fragte, was sie denn gewöhnlich genössen, versetzt

„Du bon pain, de la bonne soupe, de la bonne viande, la bonne bière.“ Da nun bei ihnen Alles gut und bei uns es schlimm war, verzieh ich ihnen gern, daß sie mit Zurück-ung ihrer Pferde sich bald darauf davonmachten. Sie hatten igens manches Unheil ausgestanden, ich glaube aber, daß entlich das dargebotene Kommißbrod sie zu dem letzten ent-eidenden Schritt als ein furchtbares Gespenst bewogen habe. eiß- und Schwarzbrod ist eigentlich das Schiboleth, das Feld-chrei zwischen Deutschen und Franzosen.

Eine Bemerkung darf ich hier nicht unberührt lassen. Wir nen freilich zur ungünstigsten Jahrszeit in ein von der Natur ht gesegnetes Land, das aber denn doch seine wenigen arbeit-nen, ordnungsliebenden, genügsamen Einwohner allenfalls ährt. Reichere und vornehmere Gegenden mögen eine solche lich geringschätzig behandeln; ich aber habe keineswegs Un-iefer und Bettelherbergen dort getroffen. Von Mauerwerk aut, mit Ziegeln gedeckt sind die Häuser, und überall hin-chende Thätigkeit. Auch ist die eigentlich schlimme Landstrecke hstens vier bis sechs Stunden breit und hat sowol an dem gonner Waldgebirge her als gegen Rheims und Chalons zu on wieder günstigere Gelegenheit. Kinder, die man in dem en besten Dorfe aufgegriffen hatte, sprachen mit Zufrieden-t von ihrer Nahrung, und ich durfte mich nur des Kellers Somme Tourbe und des weißen Brodes, das uns ganz frisch Chalons her in die Hände gefallen war, erinnern, so schien doch, als ob in Friedenszeiten hier nicht gerade Hunger und geziefer zu Hause sein müsse.

Den 25. September.

Daß während des Stillstandes die Franzosen von ihrer te thätig sein würden, konnte man vermuthen und erfahren. suchten die verlorne Kommunikation mit Chalons wieder-ustellen und die Emigrirten in unserm Rücken zu verdrängen vielmehr an uns heranzudrängen; doch augenblicklich ward uns das Schädlichste, daß sie sowol vom Argonner Wald-rge als von Sedan und Montmedy her uns die Zufuhr hweren, wo nicht völlig vernichten konnten.

Den 26. September.

Da man mich als auf Mancherlei aufmerksam kannte, so chte man Alles, was irgend sonderbar scheinen mochte, herbei;

unter Andern legte man mir eine Kanonenkugel vor, ungefe
vierpfündig zu achten, doch war das Wunderliche daran,
auf ihrer ganzen Oberfläche in krystallisirten Pyramiden endig
zu sehen. Kugeln waren jenes Tags genug verschossen word
daß sich eine gar wohl hierüber konnte verloren haben. Ich
dachte mir allerlei Hypothesen, wie das Metall beim Gi
oder nachher sich zu dieser Gestalt bestimmt hätte; durch ei
Zufall ward ich hierüber aufgeklärt.

Nach einer kurzen Abwesenheit wieder in mein Zelt zur
kehrend, fragte ich nach der Kugel; sie wollte sich nicht find
Als ich darauf bestand, beichtete man, sie sei, nachdem n
Allerlei an ihr probirt, zersprungen. Ich forderte die St
und fand zu meiner großen Verwunderung eine Krystallisati
die, von der Mitte ausgehend, sich strahlig gegen die Oberflä
erweitete. Es war Schwefelkies, der sich in einer freien L
ringsum mußte gebildet haben. Diese Entdeckung führte wei
dergleichen Schwefelkiese fanden sich mehr, obschon kleiner,
Kugel- und Nierenform, auch in andern, weniger regelmäßi
Gestalten, durchaus aber darin gleich, daß sie nirgends angese
hatten, und daß ihre Krystallisation sich immer auf eine gen
Mitte bezog; auch waren sie nicht abgerundet, sondern vö
frisch und deutlich krystallinisch abgeschlossen. Sollten sie sich
in dem Boden selbst erzeugt haben, und findet man dergleic
mehr auf Ackerfeldern?

Aber ich nicht allein war auf die Mineralien der Geg
aufmerksam; die schöne Kreide, die sich überall vorfand, sd
durchaus von einigem Werth. Es ist wahr, der Soldat du
nur ein Kochloch aufhauen, so traf er auf die klarste weiße Kre
die er zu seinem blanken und glatten Putz sonst so nöthig he
Da ging wirklich ein Armeebefehl aus, der Soldat solle
mit dieser hier umsonst zu habenden nothwendigen Waare so
als möglich versehen. Dies gab nun freilich zu einigem S
Gelegenheit; mitten in den furchtbarsten Koth versenkt, s
man sich mit Reinlichkeits- und Putzmitteln beladen, wo n
nach Brod seufzte, sich mit Staub zufrieden stellen.

Auch stutzten die Offiziere nicht wenig, als sie im Ha
quartier übel angelassen wurden, weil sie nicht so reinlich
zierlich wie auf der Parade zu Berlin oder Potsdam erschie
Die Oberen konnten nicht helfen; so sollten sie, meinte n
auch nicht schelten.

Den 27. September.

Eine etwas wunderliche Vorsichtsmaßregel, dem dringenden unger zu begegnen, ward gleichfalls bei der Armee publizirt: an solle die vorhandenen Gerstengarben so gut als möglich usklopfen, die gewonnenen Körner in heißem Wasser so lange eden, bis sie aufplatzen, und durch diese Speise die Befriedigung es Hungers versuchen.

Unserer nächsten Umgebung war jedoch eine bessere Beilfe zugedacht. Man sah in der Ferne zwei Wagen festgehren, denen man, weil sie Proviant und andere Bedürfnisse eladen hatten, gern zu Hilfe kam. Stallmeister von Seebach hickte sogleich Pferde dorthin; man brachte sie los, führte sie ber auch sogleich des Herzogs Regiment zu; sie protestirten dagegen, als zur östreichischen Armee bestimmt, wohin auch wirkch ihre Pässe lauteten. Allein man hatte sich einmal ihrer ngenommen; um den Zudrang zu verhüten und sie zugleich stzuhalten, gab man ihnen Wache, und da sie auch von uns ezahlt erhielten, was sie forderten, so mußten sie auch bei uns re eigentliche Bestimmung finden.

Eilig drängten sich zu allererst die Haushofmeister, Köche nd ihre Gehilfen herbei, nahmen von der Butter in Fäßchen, on Schinken und andern guten Dingen Besitz. Der Zulauf ermehrte sich, die größere Menge schrie nach Tabak, der denn uch um theuren Preis häufig ausgegeben wurde. Die Wagen ber waren so umringt, daß sich zuletzt Niemand mehr nähern nnte, deswegen mich unsere Leute und Reiter anriefen und uf das Dringendste baten, ihnen zu diesem nothwendigsten aller edürfnisse zu verhelfen.

Ich ließ mir durch Soldaten Platz machen und erstieg sogleich, um mich nicht im Gedränge zu verwirren, den nächsten Wagen; dort bepackte ich mich für gutes Geld mit Tabak, was ur meine Taschen fassen wollten, und ward, als ich wieder erab und spendend ins Freie gelangte, für den größten Wohlväter gepriesen, der sich jemals der leidenden Menschheit erbarmt atte. Auch Branntwein war angelangt; man versah sich damit nd bezahlte die Bouteille gern mit einem Laubthaler.

Den 27. September.

Sowol im Hauptquartiere selbst, wohin man zuweilen gengte, als bei allen Denen, die von dort herkamen, erkundigte

man sich nach der Lage der Dinge; sie konnte nicht bedenklicher sein. Von dem Unheil, das in Paris vorgegangen, verlautete immer mehr und mehr, und was man anfangs für Fabeln gehalten, erschien zuletzt als Wahrheit überschwänglich furchtbar. König und Familie waren gefangen, die Absetzung dessen schon zur Sprache gekommen; der Haß des Königthums überhaupt gewann immer mehr Breite, ja schon konnte man erwarten, daß gegen den unglücklichen Monarchen ein Prozeß würde eingeleitet werden. Unsere unmittelbaren kriegerischen Gegner hatten sich eine Kommunikation mit Chalons wieder eröffnet; dort befand sich Luckner, der die von Paris anströmenden Freiwilligen zu Kriegshaufen bilden sollte; aber diese, in den gräßlichen ersten Septembertagen durch die reißend fließenden Blutströme aus der Hauptstadt ausgewandert, brachten Lust zum Morden und Rauben mehr als zu einem rechtlichen Kriege mit. Nach dem Beispiel des Pariser Gräuelvolks ersahen sie sich willkürliche Schlachtopfer, um ihnen, wie sich's fände, Autorität, Besitz oder was gar das Leben zu rauben. Man durfte sie nur undisziplinirt loslassen, so machten sie uns den Garaus.

Die Emigrirten waren an uns herangedrückt worden, und man erzählte noch von gar manchem Unheil, das im Rücken und von der Seite bedrohte. In der Gegend von Rheims sollten sich zwanzigtausend Bauern zusammengerottet haben, mit Feldgeräth und wild ergriffenen Naturwaffen versehen; die Sorge war groß, auch diese möchten auf uns losbrechen.

Von solchen Dingen ward am Abend in des Herzogs Zelt in Gegenwart von bedeutenden Kriegsobristen gesprochen; Jeder brachte seine Nachricht, seine Vermuthung, seine Sorge als Beitrag in diesen rathlosen Rath; denn es schien durchaus nur ein Wunder uns retten zu können. Ich aber dachte in diesem Augenblick, daß wir gewöhnlich in mißlichen Zuständen uns gern mit hohen Personen vergleichen, besonders mit solchen, denen es noch schlimmer gegangen; da fühlt' ich mich getrieben, wo nicht zur Erheiterung, doch zur Ableitung, aus der Geschichte Ludwig's des Heiligen die drangvollsten Begebenheiten zu erzählen. Der König, auf seinem Kreuzzuge, will zuerst den Sultan von Aegypten demüthigen; denn von diesem hängt gegenwärtig das gelobte Land ab. Damiette fällt ohne Belagerung den Christen in die Hände. Angefeuert von seinem Bruder, Graf Artois, unternimmt der König einen Zug das rechte Nilufer hinauf nach Babylon-Kairo. Es glückt, einen Graben auszufüllen, in

asser vom Nil empfängt. Die Armee zieht hinüber. Aber
n findet sie sich geklemmt zwischen dem Nil, dessen Haupt-
d Nebenkanälen, dagegen die Sarazenen auf beiden Ufern
s Flusses glücklich postirt sind. Ueber die größeren Wasser-
ungen zu setzen wird schwierig. Man baut Blockhäuser gegen
Blockhäuser der Feinde; diese aber haben den Vortheil des
echischen Feuers. Sie beschädigen damit die hölzernen Boll-
rke, Bauten und Menschen. Was hilft den Christen ihre ent-
iedene Schlachtordnung, immerfort von den Sarazenen gereizt,
reckt, angegriffen, theilweise in Scharmützel verwickelt! Ein-
ne Wagnisse, Faustkämpfe sind bedeutend, herzerhebend, aber
Helden, der König selbst wird abgeschnitten. Zwar brechen
Tapfersten durch, aber die Verwirrung wächst. Der Graf
n Artois ist in Gefahr; zu dessen Rettung wagt der König
les. Der Bruder ist schon todt, das Unheil steigt aufs
ußerste. An diesem heißen Tage kommt Alles darauf an,
ie Brücke über ein Seitenwasser zu vertheidigen, um die Sa-
zenen vom Rücken des Hauptgefechtes abzuhalten. Den we-
gen da postirten Kriegsleuten wird auf alle Weise zugesetzt,
t Geschütz von den Soldaten, mit Steinen und Koth durch
oßbuben. Mitten in diesem Unheil spricht der Graf von
oissons zum Ritter Joinville scherzend: „Seneschall, laßt das
ndepack bellen und blöcken! Bei Gottes Thron (so pflegte er
schwören), von diesem Tage sprechen wir noch im Zimmer
r den Damen!"

Man lächelte, nahm das Omen gut auf, besprach sich über
ögliche Fälle, besonders hob man die Ursachen hervor, warum
e Franzosen uns eher schonen als verderben müßten; der
nge ungetrübte Stillstand, das bisherige zurückhaltende Be-
agen gaben einige Hoffnung.

Diese zu beleben, wagte ich noch einen historischen Vortrag
nd erinnerte mit Vorzeigung der Spezialkarten, daß zwei Meilen
n uns nach Westen das berüchtigte Teufelsfeld gelegen sei,
s wohin Attila, König der Hunnen, mit seinen ungeheuren
eeres haufen im Jahr vierhunderteinundfunfzig gelangte, dort
er von den burgundischen Fürsten unter Beistand des
mischen Feldherrn Aëtius geschlagen worden; daß, hätten sie
ren Sieg verfolgt, er in Person und mit allen seinen Leuten
mgekommen und vertilgt worden wäre. Der römische General
ber, der die Burgunderfürsten nicht von aller Furcht vor
iesem gewaltigen Feind zu befreien gedachte, weil er sie als-

dann sogleich gegen die Römer gewendet gesehen hätte, beredete einen nach dem andern, nach Hause zu ziehen; und so entkam denn auch der Hunnenkönig mit den Ueberresten eines unzählbaren Volkes.

In eben dem Augenblick ward die Nachricht gebracht, der erwartete Brodtransport von Grandpré sei angekommen; auch dies belebte doppelt und dreifach die Geister; man schied getrösteter von einander, und ich konnte dem Herzog bis gegen Morgen in einem unterhaltenden französischen Buche vorlesen, das auf die wunderlichste Weise in meine Hände gekommen. Bei den verwegenen frevelhaften Scherzen, welche mitten in dem bedrängtesten Zustand noch Lachen erregten, erinnerte ich mich der leichtfertigen Jäger vor Verdun, welche, Schelmlieder singend, in den Tod gingen. Freilich, wenn man dessen Bitterkeit vertreiben will, muß man es mit den Mitteln so genau nicht nehmen.

Den 28. September.

Das Brod war angekommen, nicht ohne Mühseligkeit und Verlust; auf den schlimmsten Wegen von Grandpré, wo die Bäckerei lag, bis zu uns heran waren mehrere Wagen stecken geblieben, andere dem Feind in die Hände gefallen und selbst ein Theil des Transports ungenießbar; denn im wässrigen, zu schnell gebackenen Brode trennte sich Krume von Rinde, und in den Zwischenräumen erzeugte sich Schimmel. Abermals in Angst vor Gift brachte man mir dergleichen Laibe, diesmal in ihren inneren Hohlungen hoch pomeranzenfarbig anzusehen, auf Arsenik und Schwefel hindeutend, wie jenes vor Verdun auf Grünspan. War es aber auch nicht vergiftet, so erregte doch der Anblick Abscheu und Ekel; getäuschte Befriedigung schärfte den Hunger; Krankheit, Elend, Mißmuth lagen schwer auf einer so großen Masse guter Menschen.

In solchen Bedrängnissen wurden wir noch gar durch eine unglaubliche Nachricht überrascht und betrübt; es hieß, der Herzog von Braunschweig habe sein früheres Manifest an Dumouriez geschickt, welcher, darüber ganz verwundert und entrüstet, sogleich den Stillstand aufgekündigt und den Anfang der Feindseligkeiten befohlen habe. So groß das Unheil war, in welchem wir staken und noch größeres bevorsahen, konnten wir

h nicht unterlassen, zu scherzen und zu spotten; wir sagten, sähe man, was für Unheil die Autorschaft nach sich ziehe. oer Dichter und sonstige Schriftsteller trage gern seine Arbeiten em Jeden vor, ohne daß er frage, ob es die rechte Zeit und unde sei; nun ergehe es dem Herzog von Braunschweig eben- der, die Freuden der Autorschaft genießend, sein unglück- es Manifest ganz zur unrechten Zeit wieder produzire.

Wir erwarteten nun, die Vorposten abermals puffen zu ren; man schaute sich nach allen Hügeln um, ob nicht irgend ein ind erscheinen möchte; aber es war Alles so still und ruhig, s wäre nichts vorgegangen. Indessen lebte man in der pein- hsten Ungewißheit und Unsicherheit; denn Jeder sah wol ein, ß wir strategisch verloren waren, wenn es dem Feind im indesten einfallen sollte, uns zu beunruhigen und zu drängen. och deutete schon Manches in dieser Ungewißheit auf Ueber- kunft und mildere Gesinnung; so hatte man zum Beispiel den ostmeister von Sainte Menehould gegen die am Zwanzigsten ischen der Wagenburg und Armee weggefangenen Personen r königlichen Suite frei und ledig gegeben.

Den 29. September.

Gegen Abend setzte sich der ertheilten Ordre gemäß die quipage in Bewegung; unter Geleit Regiments Herzog von raunschweig sollte sie vorangehen, um Mitternacht die Armee lgen. Alles regte sich, aber mißmuthig und langsam; denn lbst der beste Wille gleitete auf dem durchweichten Boden und ersank, eh er sich's versah. Auch diese Stunden gingen vor- ber; Zeit und Stunde rennt durch den rauhsten Tag.

Es war Nacht geworden; auch diese sollte man schlaflos bringen; der Himmel war nicht ungünstig, der Vollmond euchtete, aber hatte nichts zu beleuchten. Zelte waren ver- hwunden, Gepäck, Wagen und Pferde, Alles hinweg und unsere leine Gesellschaft besonders in einer seltsamen Lage. An dem estimmten Orte, wo wir uns befanden, sollten die Pferde uns uffuchen; sie waren ausgeblieben. So weit wir bei falbem icht umhersahen, schien Alles öd' und leer; wir horchten ver- ebens; weder Gestalt noch Ton war zu vernehmen. Unsere Zweifel wogten hin und her; wir wollten den bezeichneten Platz ieber nicht verlassen, als die Unsrigen in gleiche Verlegenheit

setzen und sie gänzlich verfehlen. Doch war es grauerlich, in Feindesland nach solchen Ereignissen vereinzelt, aufgegeben, wo nicht zu sein, doch für den Augenblick zu scheinen. Wir paßten auf, ob nicht vielleicht eine feindliche Demonstration vorkomme; aber es rührte und regte sich weder Günstiges noch Ungünstiges.

Wir trugen nach und nach alles hinterlassene Zeltstroh in der Umgegend zusammen und verbrannten es, nicht ohne Sorgen. Gelockt durch die Flamme, zog sich eine alte Marketenderin zu uns heran; sie mochte sich beim Rückweg in den fernen Orten nicht ohne Thätigkeit verspätet haben; denn sie trug ziemliche Bündel unter den Armen. Nach Gruß und Erwärmung hob sie zuvörderst Friedrich den Großen in den Himmel und pries den siebenjährigen Krieg, dem sie als Kind wollte beigewohnt haben, schalt grimmig auf die gegenwärtigen Fürsten und Heerführer, die so große Mannschaft in ein Land brächten, wo die Marketenderin ihr Handwerk nicht treiben könne, worauf es denn doch eigentlich abgesehen sei. Man konnte sich an ihrer Art die Sachen zu betrachten, gar wohl erlustigen und sich für einen Augenblick zerstreuen, doch waren uns endlich die Pferde höchst willkommen; da wir denn auch mit dem Regimente Weimar den ahnungsvollen Rückzug antraten.

Vorsichtsmaßregeln, bedeutende Befehle ließen fürchten daß die Feinde unserm Abmarsch nicht gelassen zusehen würden. Mit Bangigkeit hatte man noch am Tage das sämmtliche Fuhrwerk, am Bänglichsten aber die Artillerie, in den durchweichten Boden einschneidend, sich stockend bewegen sehen; was mochte nun zu Nacht Alles vorfallen? Mit Bedauern sah man gestürzte, geborstene Bagagewagen im Bachwasser liegen, mit Bejammern ließ man zurückbleibende Kranke hilflos. Wo man sich auch umsah, einigermaßen vertraut mit der Gegend, gestand man, hier sei gar keine Rettung, sobald es dem Feinde, der wir links, rechts und im Rücken wußten, belieben möchte, uns anzugreifen; da dies aber in den ersten Stunden nicht geschah, so stellte sich das hoffnungsbedürftige Gemüth schnell wieder her und der Menschengeist, der Allem, was geschieht, Verstand und Vernunft unterlegen möchte, sagte sich getrost, die Verhandlungen zwischen den Hauptquartieren Hans und Sainte Menehould seien glücklich und zu unsern Gunsten abgeschlossen worden. Von Stunde zu Stunde vermehrte sich der Glaube; und als ich Halt machen, die sämmtlichen Wagen über dem Dorf

Saint Jean ordnungsgemäß auffahren sah, war ich schon völlig gewiß, wir würden nach Hause gelangen und in guter Gesellschaft (devant les dames) von unseren ausgestandenen Qualen sprechen und erzählen dürfen. Auch diesmal theilt' ich Freunden und Bekannten meine Ueberzeugung mit, und wir ertrugen die gegenwärtige Noth schon mit Heiterkeit.

Kein Lager ward bezogen, aber die Unsrigen schlugen ein großes Zelt auf, inwendig und auswendig umher die reichsten, herrlichsten Weizengarben zur Schlafstätte gebreitet. Der Mond schien hell durch die beruhigte Luft; nur ein sanfter Zug leichter Wolken war bemerklich, die ganze Umgebung sichtbar und deutlich, fast wie am Tage. Beschienen waren die schlafenden Menschen, die Pferde, vom Futterbedürfniß wach gehalten, darunter viele weiße, die das Licht kräftig wiedergaben; weiße Wagenbedeckungen, selbst die zur Nachtruhe gewidmeten weißen Farben, Alles verbreitete Helle und Heiterkeit über diese bedeutende Scene. Fürwahr, der größte Maler hätte sich glücklich geschätzt, einem solchen Bilde gewachsen zu sein!

Erst spät legt' ich mich ins Zelt und hoffte des tiefsten Schlafes zu genießen; aber die Natur hat manches Unbequeme zwischen ihre schönsten Gaben ausgestreut, und so gehört zu den ungeselligsten Unarten des Menschen, daß er schlafend, eben wenn er selbst am Tiefsten ruht, den Gesellen durch unbändiges Schnarchen wach zu halten pflegt. Kopf an Kopf, ich innerhalb, er außerhalb des Zeltes, lag ich mit einem Manne, der mir durch ein gräßlich Stöhnen die so nöthige Ruhe unwiederbringlich verkümmerte. Ich löste den Strang vom Zeltpflock, um meinen Widersacher kennen zu lernen; es war ein braver, tüchtiger Mann von der Dienerschaft; er lag, vom Mond beschienen, in so tiefem Schlaf, als wenn er Endymion selbst gewesen wäre.

Die Unmöglichkeit, in solcher Nachbarschaft Ruhe zu erlangen, regte den schalkischen Geist in mir auf; ich nahm eine Weizenähre und ließ die schwankende Last über Stirn und Nase des Schlafenden schweben. In seiner tiefen Ruhe gestört, fuhr er mit der Hand mehrmals übers Gesicht, und sobald er wieder in Schlaf versank, wiederholt' ich mein Spiel, ohne daß er hätte begreifen mögen, woher in dieser Jahrszeit eine Bremse kommen könne. Endlich bracht' ich es dahin, daß er, völlig ermuntert, aufzustehen beschloß. Indessen war auch mir alle Schlaflust vergangen; ich trat vor das Zelt und bewunderte in dem wenig

veränderten Bilde die unendliche Ruhe am Rande der größten, immer noch denkbaren Gefahr; und wie in solchen Augenblicken Angst und Hoffnung, Kümmerniß und Beruhigung wechselsweise auf und ab gaukeln, so erschrak ich wieder, bedenkend, daß, wenn der Feind uns in diesem Augenblick überfallen wollte, weder eine Radspeiche noch ein Menschengebein davonkommen würde.

Der anbrechende Tag wirkte sodann wieder zerstreuend; denn da zeigte sich manches Wunderliche. Zwei alte Marketenderinnen hatten mehrere seidene Weiberröcke buntscheckig um Hüfte und Brust über einander gebunden, den obersten aber um den Hals und oben darüber noch ein Halbmäntelchen. In diesem Ornat stolzirten sie gar komisch einher und behaupteten, durch Kauf und Tausch sich diese Maskerade gewonnen zu haben.

Den 30. September.

So früh sich auch mit Tages Anbruch das sämmtliche Fuhrwerk in Bewegung setzte, so legten wir doch nur einen kurzen Weg zurück; denn schon um neun Uhr hielten wir zwischen Laval und Varge Moulin. Menschen und Thiere suchten sich zu erquicken; kein Lager ward aufgeschlagen. Nun kam auch die Armee heran und postirte sich auf einer Anhöhe; durchaus herrschte die größte Stille und Ordnung. Zwar konnte man an verschiedenen Vorsichtsmaßregeln gar wohl bemerken, daß noch nicht alle Gefahr überstanden sei; man rekognoszirte, man unterhielt sich heimlich mit unbekannten Personen, man rüstete sich zum abermaligen Aufbruch.

Den 1. Oktober.

Der Herzog von Weimar führte die Avantgarde und deckte zugleich den Rückzug der Bagage. Ordnung und Stille herrschten diese Nacht, und man beruhigte sich in dieser Ruhe, als um zwölf Uhr aufzubrechen befohlen ward. Nun ging aber aus Allem hervor, daß dieser Marsch nicht ganz sicher sei wegen Streifpartien, welche vom Argonner Wald herunter zu befürchten waren. Denn wäre auch mit Dumouriez und den höchsten Gewalten Uebereinkunft getroffen gewesen, welches nicht einmal als ganz gewiß angenommen werden konnte, so gehorchte doch

damals nicht leicht Jemand dem Andern, und die Mannschaft im Waldgebirge durfte sich nur für selbstständig erklären, einen Versuch machen zu unserm Verderben, welches Niemand damals hätte mißbilligen dürfen.

Auch der heutige Marsch ging nicht weit; es war die Absicht, Equipage und Armee zusammen sollten auch gleichen Schritt mit den Oestreichern und Emigrirten halten, die uns zur linken Seite parallel, gleichfalls auf dem Rückzug begriffen waren.

Gegen acht Uhr hielten wir schon, bald nachdem wir Rouvroy hinter uns gelassen hatten; einige Zelte wurden aufgeschlagen; der Tag war schön und die Ruhe nicht gestört.

Und so will ich denn hier auch noch anführen, daß ich in diesem Elend das neckische Gelübde gethan, man solle, wenn ich uns erlöst und mich wieder zu Hause sähe, von mir niemals wieder einen Klagelaut vernehmen über den meine freiere Zimmeraussicht beschränkenden Nachbargiebel, den ich vielmehr jetzt recht sehnlich zu erblicken wünsche; ferner wollt' ich mich über Mißbehagen und Langeweile im deutschen Theater nie wieder beklagen, wo man doch immer Gott danken könne, unter Dach zu sein, was auch auf der Bühne vorgehe. Und so gelobt' ich noch ein Drittes, das mir aber entfallen ist.

Es war noch immer genug, daß Jeder für sich selbst in dem Grade sorgte und Roß und Wagen, Mann und Pferd nach ihren Abtheilungen regelmäßig zusammenblieben, und so auch wir, sobald stille gehalten oder ein Lager aufgeschlagen ward, immer wieder gedeckte Tafeln und Bänke und Stühle fanden. Doch wollte uns bedünken, daß wir gar zu schmal abgefunden würden, ob wir uns gleich bei dem bekannten allgemeinen Mangel bescheiden darein ergaben.

Indessen schenkte mir das Glück Gelegenheit, einem bessern Gastmahl beizuwohnen. Es war zeitig Nacht geworden, Jedermann hatte sich sogleich auf die zubereitete Streue gelegt, auch ich war eingeschlafen; doch weckte mich ein lebhafter, angenehmer Traum; denn mir schien, als röch' ich, als genöss' ich die besten Bissen, und als ich darüber aufwachte, mich aufrichtete, war mein Zelt voll des herrlichsten Geruchs gebratenen und versengten Schweinefettes, der mich sehr lüstern machte. Unmittelbar an der Natur mußte es uns verziehen sein, den Schweinehirten für göttlich und Schweinebraten für unschätzbar zu halten. Ich stand auf und erblickte in ziemlicher Ferne ein Feuer, glücklicherweise ober dem Winde; von daher kam mir

die Fülle des guten Dunstes. Unbedenklich ging ich dem Scheine nach und fand die sämmtliche Dienerschaft um ein großes, bald zu Kohlen verbranntes Feuer beschäftigt, den Rücken des Schweins schon beinahe gar, das Uebrige zerstückt, zum Einpacken bereit, einen Jeden aber thätig und handreichend, um die Würste bald zu vollenden. Unfern des Feuers lagen ein paar große Baustämme; nach Begrüßung der Gesellschaft setzt' ich mich darauf, und ohne ein Wort zu sagen, sah ich einer solchen Thätigkeit mit Vergnügen zu.

Theils wollten mir die guten Leute wohl, theils konnten sie den unerwarteten Gast schicklicherweise nicht ausschließen, und wirklich, da es zum Austheilen kam, reichten sie mir ein kostbares Stück; auch war Brod zu haben und ein Schluck Branntwein dazu; es fehlte eben an keinem Guten. Nicht weniger ward mir ein tüchtiges Stück Wurst gereicht, als wir uns noch bei Nacht und Nebel zu Pferde setzten; ich steckte es in meine Pistolenhalfter, und so war mir die Begünstigung des Nachtwindes gut zu Statten gekommen.

Den 2. Oktober.

Wenn man sich auch mit einigem Essen und Trinken gestärkt und den Geist durch sittliche Trostgründe beschwichtigt hatte, so wechselten doch immer Hoffnung und Sorge, Verdruß und Scham in der schwankenden Seele; man freute sich, noch am Leben zu sein; unter solchen Bedingungen zu leben, verwünschte man. Nachts um zwei Uhr brachen wir auf, zogen mit Vorsicht an einem Walde vorbei, kamen bei Vaux über die Stelle unseres vor Kurzem verlassenen Lagers und bald an die Aisne. Hier fanden wir zwei Brücken geschlagen, die uns aufs rechte Ufer hinüberleiteten. Da verweilten wir nun zwischen beiden, die wir zugleich übersehen konnten, auf einem Sand- und Weidenwerder, das lebhafteste Küchenfeuer sogleich besorgend. Die zartesten Linsen, die ich jemals genossen, lange, rothe, schmackhafte Kartoffeln waren bald bereitet. Als aber zuletzt jene von den östreichischen Fuhrleuten aufgebrachten, bisher streng verheimlichten Schinken gar geworden, konnte man sich genugsam wiederherstellen.

Die Equipage war schon herüber; aber bald eröffnete sich ein so prächtiger als trauriger Anblick. Die Armee zog über

die Brücken, Fußvolk und Artillerie, die Reiterei durch einen Fuhrt, alle Gesichter düster, jeder Mund verschlossen, eine gräßliche Empfindung mittheilend. Kamen Regimenter heran, unter denen man Bekannte, Befreundete wußte, so eilte man hin, man umarmte, man besprach sich; aber unter welchen Fragen, welchem Jammer, welcher Beschämung, nicht ohne Thränen!

Indessen freuten wir uns, so marketenderhaft eingerichtet zu sein, um Hohe wie Niedere erquicken zu können. Erst war die Trommel eines allda postirten Pikets die Tafel; dann holte man aus benachbarten Orten Stühle, Tische und machte sich's und den verschiedenartigsten Gästen so bequem als möglich. Der Kronprinz und Prinz Louis ließen sich die Linsen schmecken, mancher General, der von Weitem den Rauch sah, zog sich darnach. Freilich, wie auch unser Vorrath sein mochte, was sollte das unter so Viele! Man mußte zum zweiten und dritten Male ansetzen, und unsere Reserve verminderte sich.

Wie nun unser Fürst gern Alles mittheilte, so hielten's auch seine Leute, und es wäre schwer, einzeln zu erzählen, wie viel der unglücklichen vorbeiziehenden einzelnen Kranken durch Kämmerier und Koch erquickt wurden.

So ging es nun den ganzen Tag, und so ward mir der Rückzug nicht etwa nur durch Beispiel und Gleichniß, nein, in seiner völligen Wirklichkeit dargestellt und der Schmerz durch jede neue Uniform erneuert und vervielfältigt. Ein so grauenvolles Schauspiel sollte denn auch seiner würdig schließen; der König und sein Generalstab ritt von Weitem her, hielt an der Brücke eine Zeit lang stille, als wenn er sich's noch einmal übersehen und überdenken wollte, zog dann aber am Ende den Weg aller der Seinen. Ebenso erschien der Herzog von Braunschweig an der andern Brücke, zauderte und ritt herüber.

Die Nacht brach ein, windig, aber trocken, und ward auf dem traurigen Weidenkies meist schlaflos zugebracht.

Den 3. Oktober.

Morgens um sechs Uhr verließen wir diesen Platz, zogen über eine Anhöhe nach Grandpré zu und trafen daselbst die Armee gelagert. Dort gab es neues Uebel und neue Sorgen; das Schloß war zum Krankenhause umgebildet und schon mit mehrern hundert Unglücklichen belegt, denen man nicht helfen,

sie nicht erquicken konnte. Man zog mit Scheu vorüber und mußte sie der Menschlichkeit des Feindes überlassen.

Hier überfiel uns abermals ein grimmiger Regen und lähmte jede Bewegung.

Den 4. Oktober.

Die Schwierigkeit, vom Platze zu kommen, wuchs mehr und mehr; um den unfahrbaren Hauptwegen zu entgehen, suchte man sich Bahn über Feld. Der Acker, von röthlicher Farbe, noch zäher als der bisherige Kreideboden, hinderte jede Bewegung. Die vier kleinen Pferde konnten meine Halbchaise kaum erziehen; ich dachte sie wenigstens um das Gewicht meiner Person zu erleichtern. Die Reitpferde waren nicht zu erblicken; der große Küchwagen, mit sechs tüchtigen bespannt, kam an mir vorbei. Ich bestieg ihn; von Viktualien war er nicht ganz leer, die Küchmagd aber stak sehr verdrießlich in der Ecke. Ich überließ mich meinen Studien. Den dritten Band von Gehler's „Physikalischem Lexikon" hatte ich aus dem Koffer genommen; in solchen Fällen ist ein Wörterbuch die willkommenste Begleitung, wo jeden Augenblick eine Unterbrechung vorfällt, und dann gewährt es wieder die beste Zerstreuung, indem es uns von Einem zum Andern führt.

Man hatte sich auf den zähen, hie und da quelligen rothen Thonfeldern nothgedrungen unvorsichtig eingelassen; in einer solchen Falge mußte zuletzt auch dem tüchtigen Küchengespann die Kraft ausgehen. Ich schien mir in meinem Wagen wie eine Parodie von Pharao im Rothen Meere; denn auch um mich her wollten Reiter und Fußvolk in gleicher Farbe gleicherweise versinken. Sehnsüchtig schaut' ich nach allen umgebenden Hügelhöhen; da erblickt' ich endlich die Reitpferde, darunter den mir bestimmten Schimmel; ich winkte sie mit Heftigkeit herbei, und nachdem ich meine Physik der armen krankverdrießlichen Küchmagd übergeben und ihrer Sorgfalt empfohlen, schwang ich mich aufs Pferd mit dem festen Vorsatz, mich sobald nicht wieder auf eine Fahrt einzulassen. Hier ging es nun freilich selbstständiger, aber nicht besser noch schneller.

Grandpré, das nun als ein Ort der Pest und des Todes geschildert war, ließen wir gern hinter uns. Mehrere befreundete Kriegsgenossen trafen zusammen und traten im Kreise, hinter

sich am Zügel die Pferde haltend, um ein Feuer. Sie sagen, dies sei das einzige Mal gewesen, wo ich ein verdrießlich Gesicht gemacht und sie weder durch Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe.

Den 4. und 5. Oktober.

Der Weg, den das Heer eingeschlagen hatte, führte gegen Buzancy, weil man oberhalb Dun über die Maas gehen wollte. Wir schlugen unser Lager unmittelbar bei Sivry, in dessen Umgegend wir noch nicht Alles verzehrt fanden. Der Soldat stürzte in die ersten Gärten und verdarb, was Andere hätten genießen können. Ich ermunterte unseren Koch und seine Leute zu einer strategischen Fouragirung; wir zogen ums ganze Dorf und fanden noch völlig unangetastete Gärten und eine reiche, unbestrittene Ernte. Hier war von Kohl und Zwiebeln, von Wurzeln und andern guten Vegetabilien die Fülle; wir nahmen deshalb nicht mehr, als wir brauchten, mit Bescheidenheit und Schonung. Der Garten war nicht groß, aber sauber gehalten, und ehe wir zu dem Zaun wieder hinauskrochen, stellt' ich Betrachtungen an, wie es zugehe, daß in einem Hausgarten doch auch keine Spur von einer Thüre ins anstoßende Gebäude zu entdecken sei.

Als wir, mit Küchenbeute wohl beschwert, wieder zurückkamen, hörten wir großen Lärm vor dem Regimente. Einem Reiter war sein vor zwanzig Tagen etwa in dieser Gegend requirirtes Pferd davongelaufen, es hatte den Pfahl, an dem es gebunden gewesen, mit fortgenommen; der Kavallerist wurde sehr übel angesehen, bedroht und befehligt, das Pferd wieder zu schaffen.

Da es beschlossen war, den Fünften in der Gegend zu rasten, so wurden wir in Sivry einquartiert und fanden nach so viel Unbilden die Häuslichkeit gar erfreulich und konnten den französisch-ländlichen, idyllisch-Homerischen Zustand zu unserer Unterhaltung und Zerstreuung abermals genauer bemerken. Man trat nicht unmittelbar von der Straße in das Haus, sondern fand sich erst in einem kleinen, offenen, viereckten Raum, wie die Thüre selbst das Quadrat angab; von da gelangte man durch die eigentliche Hausthüre in ein geräumiges, hohes, dem Familienleben bestimmtes Zimmer; es war mit Ziegelsteinen

gepflastert, links an der langen Wand ein Feuerherd, unmittelbar an Mauer und Erde; die Esse, die den Rauch abzog, schwebte darüber. Nach Begrüßung der Wirthsleute zog man sich gern dahin, wo man eine entschieden bleibende Rangordnung für die Umsitzenden gewahrte. Rechts am Feuer stand ein hohes Klappkästchen, das auch zum Stuhl diente; es enthielt das Salz, welches, in Vorrath angeschafft, an einem trocknen Platze verwahrt werden mußte. Hier war der Ehrensitz, der sogleich dem vornehmsten Fremden angewiesen wurde; auf mehrere hölzerne Stühle setzten sich die übrigen Ankömmlinge mit den Hausgenossen. Die landsittliche Kochvorrichtung, pot au feu, konnt' ich hier zum ersten Mal genau betrachten. Ein großer eiserner Kessel hing an einem Haken, den man durch Verzahnungen erhöhen und erniedrigen konnte, über dem Feuer; darin befand sich schon ein gutes Stück Rindfleisch mit Wasser und Salz, zugleich aber auch mit weißen und gelben Rüben, Porree, Kraut und andern vegetabilischen Ingredienzien.

Indessen wir uns freundlich mit den guten Menschen besprachen, bemerkt' ich erst, wie architektonisch klug Anrichte, Gossenstein, Topf- und Tellerbretter angebracht seien. Diese nahmen sämmtlich den länglichen Raum ein, den jenes Viereck des offenen Vorhauses inwendig zur Seite ließ. Nett und Alles der Ordnung gemäß war das Geräthe zusammengestellt; eine Magd oder Schwester des Hauses besorgte Alles aufs Zierlichste. Die Hausfrau saß am Feuer; ein Knabe stand an ihren Knieen, zwei Töchterchen drängten sich an sie heran. Der Tisch war gedeckt, ein großer irdener Napf aufgestellt, schönes weißes Brod in Scheibchen hineingeschnitten, die heiße Brühe drüber gegossen und guter Appetit empfohlen. Hier hätten jene Knaben, die mein Kommißbrod verschmähten, mich auf das Muster von bon pain und bonne soupe verweisen können. Hierauf folgte das zu gleicher Zeit gar gewordene Zugemüse sowie das Fleisch, und Jedermann hätte sich an dieser einfachen Kochkunst begnügen können.

Wir fragten theilnehmend nach ihren Zuständen; sie hatten schon das vorige Mal, als wir so lange bei Landres gestanden, sehr viel gelitten und fürchteten, kaum hergestellt, von einer feindlichen zurückziehenden Armee nunmehr den völligen Untergang. Wir bezeigten uns theilnehmend und freundlich, tröfteten sie, daß es nicht lange dauern werde, da wir

außer der Arrièregarde die Letzten seien, und gaben ihnen Rath und Regel, wie sie sich gegen Nachzügler zu verhalten hätten.

Bei immer wechselnden Sturm und Regengüssen brachten wir den Tag meist unter Dach und am Feuer zu, das Vergangene in Gedanken zurückrufend, das Nächstbevorstehende nicht ohne Sorge bedenkend. Seit Grandpré hatte ich weder Wagen noch Koffer noch Bedienten wiedergesehen, Hoffnung und Sorge wechselten deshalb augenblicklich ab. Die Nacht war herangekommen, die Kinder sollten zu Bette gehen; sie näherten sich Vater und Mutter ehrfurchtsvoll, verneigten sich, küßten ihnen die Hand und sagten: Bon soir, Papa, bon soir, Maman, mit wünschenswerther Anmuth. Bald darauf erfuhren wir, daß der Prinz von Braunschweig in unserer Nachbarschaft gefährlich krank liege, und erkundigten uns nach ihm. Besuch lehnte man ab und versicherte zugleich, daß es mit ihm viel besser geworden, so daß er morgen früh unverzüglich aufzubrechen gedenke.

Kaum hatten wir uns vor dem schrecklichen Regen wieder ans Kamin geflüchtet, als ein junger Mann hereintrat, den wir als den jüngeren Bruder unseres Wirths wegen entschiedener Aehnlichkeit erkennen mußten, und so erklärte sich's auch. In die Tracht des französischen Landvolks gekleidet, einen starken Stab in der Hand, trat er auf, ein schöner junger Mann. Sehr ernst, ja verdrießlich wild saß er bei uns am Feuer, ohne zu sprechen; doch hatte er sich kaum erwärmt, als er mit seinem Bruder auf und ab, sodann in das nächste Zimmer trat. Sie sprachen sehr lebhaft und vertraulich zusammen. Er ging in den grimmigen Regen hinaus, ohne daß ihn unsere Wirthsleute zu halten suchten.

Aber auch wir wurden durch ein Angst- und Zetergeschrei in die stürmische Nacht hinausgerufen. Unsere Soldaten hatten unter dem Vorwand, Fourage auf den Böden zu suchen, zu plündern angefangen, und zwar ganz ungeschickterweise, indem sie einem Weber sein Werkzeug wegnahmen, eigentlich für sie ganz unbrauchbar. Mit Ernst und einigen guten Worten brachten wir die Sache wieder ins Gleiche; denn es waren nur Wenige, die sich solcher That unterfingen. Wie leicht konnte das ansteckend werden und Alles drunter und drüber gehn!

Da sich mehrere Personen zusammengefunden hatten, so trat ein weimarischer Husar zu mir, seines Handwerks ein

Fleischer, und vertraute, daß er in einem benachbarten Haus ein gemästetes Schwein entdeckt habe, er feilsche darum, könne es aber von dem Besitzer nicht erhalten, wir möchten mit Ernst dazuthun, denn es würde in den nächsten Tagen an Allem fehlen. Es war wunderbar genug, daß wir, die so eben der Plünderung Einhalt gethan, zu einem ähnlichen Unternehmen aufgefordert werden sollten. Indessen, da der Hunger kein Gesetz anerkennt, gingen wir mit dem Husar in das bezeichnete Haus, fanden gleichfalls ein großes Kaminfeuer, begrüßten die Leute und setzten uns zu ihnen. Es hatte sich noch ein anderer weimarischer Husar, Namens Liseur, zu uns gefunden, dessen Gewandtheit wir die Sache vertrauten. Er begann in geläufigem Französisch von den Tugenden regulirter Truppen zu sprechen uud rühmte die Personen, welche nur für baares Geld die nothwendigsten Viktualien anzuschaffen verlangten; dahingegen schalt er die Nachzügler, Packnechte und Marketender, die mit Ungestüm und Gewalt auch die letzte Klaue sich zuzueignen gewohnt seien. Er wolle daher einem Jeden den wohlmeinenden Rath geben, auf den Verkauf zu sinnen, weil Geld noch immer leichter zu verbergen sei als Thiere, die man wohl auswittere. Seine Argumente jedoch schienen keinen großen Eindruck zu machen, als seine Unterhandlung seltsam genug unterbrochen wurde.

An der fest verschlossenen Hausthüre entstand auf einmal ein heftiges Pochen; man achtete nicht darauf, weil man keine Lust hatte, noch mehr Gäste einzulassen; es pochte fort, die kläglichste Stimme rief dazwischen, eine Weiberstimme, die auf gut Deutsch flehentlich um Eröffnung der Thüre bat. Endlich erweicht, schloß man auf; es drang eine alte Marketenderin herein, etwas in ein Tuch gewickelt auf dem Arme tragend, hinter ihr eine junge Person, nicht häßlich, aber blaß und entkräftet; sie hielt sich kaum auf den Füßen. Mit wenigen aber rüstigen Worten erklärte die Alte den Zustand, indem sie ein nacktes Kind vorwies, von dem jene Frau auf der Flucht entbunden worden. Dadurch versäumt, waren sie, mißhandelt von Bauern, in dieser Nacht endlich an unsere Pforte gekommen. Die Mutter hatte, weil ihr die Milch verschwunden, dem Kinde, seitdem es Athem holte, noch keine Nahrung reichen können. Jetzt forderte die Alte mit Ungestüm Mehl, Milch, Tiegel, auch Leinwand, das Kind hineinzuwickeln. Da sie kein Französisch konnte, mußten wir in ihrem Namen fordern; aber

r herrisches Wesen, ihre Heftigkeit gab unsern Reden genug
antomimisches Gewicht und Nachdruck; man konnte das Ver-
ngte nicht geschwind genug herbeischaffen, und das Herbei-
schaffte war ihr nicht gut genug. Dagegen war auch sehens-
erth, wie behend sie verfuhr. Uns hatte sie bald vom Feuer
rdrängt, der beste Sitz war sogleich für die Wöchnerin
ngenommen; sie aber machte sich auf ihrem Schemel so
eit, als wenn sie im Hause allein wäre. In einem Nu
ar das Kind gereinigt und gewickelt, der Brei gekocht; sie
tterte das kleine Geschöpf, dann die Mutter, an sich selbst
chte sie kaum. Nun verlangte sie frische Kleider für die
Böchnerin, indeß die alten trockneten. Wir betrachteten sie
it Verwunderung; sie verstand sich aufs Requiriren.

Der Regen ließ nach, wir suchten unser voriges Quartier,
d kurz darauf brachten die Husaren das Schwein. Wir
hlten ein Billiges; nun sollte es geschlachtet werden; es
schah, und als im Nebenzimmer am Tragebalken ein Kloben
ngeschraubt zu seben war, hing das Schwein sogleich dort,
n kunstmäßig zerstückt und bereitet zu werden.

Daß unsere Hausleute bei dieser Gelegenheit sich nicht
rdrießlich, vielmehr behilflich und zuthätig erwiesen, schien
s einigermaßen wunderbar, da sie wohl Ursache gehabt
itten, unser Betragen roh und rücksichtslos zu finden. In
mselbigen Zimmer, wo wir die Operation vornahmen, lagen
e Kinder in reinlichen Betten, und aufgeweckt durch unser
etöse, schauten sie artig-furchtsam unter den Decken hervor.
ahe an einem großen zweischläfrigen Ehebett, mit grünem
asch sorgfältig umschlossen, hing das Schwein, so daß die
orhänge einen malerischen Hintergrund zu dem erleuchteten
örper machten. Es war ein Nachtstück ohne Gleichen. Aber
lchen Betrachtungen konnten sich die Einwohner nicht hin-
ben; wir merkten vielmehr, daß sie jenem Hause, dem man
s Schwein abgewonnen, nicht sonderlich befreundet seien
d also eine gewisse Schadenfreude hierbei obwalte. Früher
tten wir auch gutmüthig Einiges von Fleisch und Wurst
rsprochen; das Alles kam der Funktion zu Statten, die in
enig Stunden vollendet sein sollte. Unser Husar aber bewies
h in seinem Fache so thätig und behend wie die Zigeunerin
üben in dem ihrigen, und wir freuten uns schon auf die
ten Würste und Braten, die uns von dieser Halbbeute zu
heil werden sollten. In Erwartung dessen legten wir uns

in der Schmiedewerkstatt unseres Wirthes auf die schönsten Weizengarben und schliefen geruhig bis an den Tag. Indessen hatte unser Husar sein Geschäft im Innern des Hauses vollendet, ein Frühstück fand sich bereit, und das Uebrige war schon eingepackt, nachdem vorher den Wirthsleuten gleichfalls ihr Theil gespendet worden, nicht ohne Verdruß unserer Leute, welche behaupteten, bei diesem Volk sei Gutmüthigkeit übel angewendet; sie hätten gewiß noch Fleisch und andere gute Dinge verborgen, die wir auszuwittern noch nicht recht gelernt hätten.

Als ich mich in dem innern Zimmer umsah, fand ich zuletzt eine Thüre verriegelt, die ihrer Stellung nach in einen Garten gehen mußte. Durch ein kleines Fenster an der Seite konnt' ich bemerken, daß ich nicht irre geschlossen hatte; der Garten lag etwas höher als das Haus, und ich erkannt' ihn ganz deutlich für denselben, wo wir uns früh mit Küchenwaaren versehen hatten. Die Thüre war verrammelt und von außen so geschickt verschüttet und bedeckt, daß ich nun wohl begriff, warum ich sie heute früh vergebens gesucht hatte. Und so stand es in den Sternen geschrieben, daß wir ungeachtet aller Vorsicht doch in das Haus gelangen sollten.

Den 6. Oktober früh.

Bei solchen Umgebungen darf man sich nicht einen Augenblick Ruhe, nicht das kürzeste Verharren irgend eines Zustandes erwarten. Mit Tagesanbruch war der ganze Ort auf einmal in großer Bewegung; die Geschichte des entflohenen Pferdes kam wieder zur Sprache. Der geängstigte Reiter, der es herbeischaffen oder Strafe leiden und zu Fuße gehen sollte, war auf den nächsten Dörfern herumgerannt, wo man ihm denn, um die Plackerei selbst los zu werden, zuletzt versicherte, es müsse in Sivry stecken; dort habe man vor so viel Wochen einen Rappen ausgehoben, wie er ihn beschreibe; unmittelbar vor Sivry habe nun das Pferd sich losgemacht, und was sonst noch die Wahrscheinlichkeit vermehren mochte. Nur kam er, begleitet von einem ernsten Unteroffizier, der durch Bedrohung des ganzen Ortes endlich die Auflösung des Räthsels fand. Das Pferd war wirklich hinein nach Sivry zu seinem vorigen Herrn gelaufen; die Freude, den vermißten

Haus- und Stallgenossen wiederzusehen, sagen sie, sei in der Familie grenzenlos gewesen, allgemein die Theilnahme der Nachbarn. Künstlich genug hatte man das Pferd auf einen Oberboden gebracht und hinter Heu versteckt; Jedermann bewahrte das Geheimniß. Nun aber ward es unter Klagen und Jammern wieder hervorgezogen, und Betrübniß ergriff die ganze Gemeinde, als der Reiter sich daraufschwang und dem Wachtmeister folgte. Niemand gedachte weder eigener Lasten noch des keineswegs aufgeklärten allgemeinen Geschickes; das Pferd und der zum zweiten Mal getäuschte Besitzer waren der Gegenstand der zusammengelaufenen Menge.

Eine augenblickliche Hoffnung that sich hervor; der Kronprinz von Preußen kam geritten, und indem er sich erkundigen wollte, was die Menge zusammengebracht, wendeten sich die guten Leute an ihn mit Flehen, er möge ihnen das Pferd wieder zurückgeben. Es stand nicht in seiner Macht, denn die Kriegsläufte sind mächtiger als die Könige; er ließ sie trostlos, indem er sich stillschweigend entfernte.

Nun besprachen wir wiederholt mit unsern guten Hausleuten das Manöver gegen die Nachzügler; denn schon spukte das Geschmeiß hin und wieder. Wir riethen, Mann und Frau, Magd und Geselle sollten in der Thüre innerhalb des kleinen Vorraums sich halten und allenfalls ein Stück Brod, einen Schluck Wein, wenn es gefordert würde, auswendig reichen, den eindringenden Ungestüm aber standhaft abwehren. Mit Gewalt erstürmten dergleichen Leute nicht leicht ein Haus; einmal eingelassen aber, werde man ihrer nicht wieder Herr. Die guten Menschen baten uns, noch länger zu bleiben, allein wir hatten an uns selber zu denken; das Regiment des Herzogs war schon vorwärts und der Kronprinz abgeritten; dies war genug, unsern Abschied zu bestimmen.

Wie klüglich dies gewesen, wurde uns noch deutlicher, als wir, bei der Kolonne angelangt, zu hören hatten, daß der Vortrab der französischen Prinzen gestern, als er eben den Paß Chesne le populeux und die Aisne hinter sich gelassen, zwischen les Grandes et Petites Armoises von Bauern angegriffen worden; einem Offizier solle das Pferd unterm Leib getödtet, dem Bedienten des Kommandirenden eine Kugel durch den Hut gegangen sein. Nun fiel mir's aufs Herz, daß in vergangner Nacht, als der bärbeißige Schwager ins Haus trat, ich einer solchen Ahnung mich nicht erwehren konnte.

Zum 6. Oktober.

Aus der gefährlichsten Klemme waren wir nun heraus, unser Rückzug jedoch noch immer beschwerlich und bedenklich, der Transport unseres Haushaltes von Tag zu Tage lästiger; denn freilich führten wir ein komplettes Mobiliar mit uns, außer dem Küchengeräth noch Tisch und Bänke, Kisten, Kasten und Stühle, ja ein paar Blechofen. Wie wollte man die mehreren Wagen fortbringen, da der Pferde täglich weniger wurden! Einige fielen, die überbliebenen zeigten sich kraftlos. Es blieb nichts übrig, als einen Wagen stehen zu lassen, um die andern fortzubringen. Nun ward gerathschlagt, was wol das Entbehrlichste sei, und so mußte man einen mit allerlei Geräth wohlbepackten Wagen im Stiche lassen, um nicht Alles zu entbehren. Diese Operation wiederholte sich einigemal, unser Zug ward um Vieles kompendioser, und doch wurden wir aufs Neue an eine solche Reduktion gemahnt, da wir uns an den niedrigen Ufern der Maas mit größter Unbequemlichkeit fortschleppten.

Was mich aber in diesen Stunden am Meisten drückte und besorgt machte, war, daß ich meinen Wagen schon einige Tage vermißte. Nun konnt' ich mir's nicht anders denken, als mein sonst so resoluter Diener sei in Verlegenheit gerathen, habe seine Pferde verloren und andere zu requiriren nicht vermocht. Da sah ich denn in trauriger Einbildungskraft meine werthe böhmische Halbchaise, ein Geschenk meines Fürsten, die mich schon so weit in der Welt herumgetragen, im Koth versunken, vielleicht auch über Bord geworfen, und somit, wie ich da zu Pferde saß, trug ich nun Alles bei mir. Der Koffer mit Kleidungsstücken, Manuskripten jeder Art und manches durch Gewohnheit sonst noch werthe Besitzthum, Alles schien mir verloren und schon in die Welt zerstreut.

Was war aus der Brieftasche mit Geld und bedeutenden Papieren geworden, aus sonstigen Kleinigkeiten, die man an sich herumsteckt? Hatte ich das Alles nun recht umständlich und peinlich durchgedacht, so stellte sich der Geist aus dem unerträglichen Zustande bald wieder her. Das Vertrauen auf meinen Diener fing wieder an zu wachsen, und wie ich vorher umständlich den Verlust gedacht, so dacht' ich nunmehr Alles durch seine Thätigkeit erhalten und freute mich dessen, als läg' es mir schon vor Augen.

Den 7. Oktober.

Als wir eben auf dem linken Ufer der Maas aufwärts zogen, um an die Stelle zu gelangen, wo wir übersetzen und die gebahnte Hauptstraße jenseits erreichen sollten, gerade auf dem sumpfigsten Wiesenfleck, hieß es, der Herzog von Braunschweig komme hinter uns her. Wir hielten an und begrüßten ihn ehrerbietig; er hielt auch ganz nahe vor uns stille und sagte zu mir: „Es thut mir zwar leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe; jedoch darf es mir in dem Sinne erwünscht sein, daß ich einen einsichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, daß wir nicht vom Feinde, sondern von den Elementen überwunden worden."

Er hatte mich in dem Hauptquartier zu Hans vorbeigehend gesehen und wußte überhaupt, daß ich bei dem ganzen traurigen Zug gegenwärtig gewesen. Ich antwortete ihm etwas Schickliches und bedauerte noch zuletzt, daß er nach so viel Leiden und Anstrengung noch durch die Krankheit seines fürstlichen Sohnes sei in Sorgen gesetzt worden, woran wir vorige Nacht in Sivry großen Antheil empfunden. Er nahm es wohl auf, denn dieser Prinz war sein Liebling, zeigte sodann auf ihn, der in der Nähe hielt; wir verneigten uns auch vor ihm. Der Herzog wünschte uns Allen Geduld und Ausdauer und ich ihm dagegen eine ungestörte Gesundheit, weil ihm sonst nichts abgehe, uns und die gute Sache zu retten. Er hatte mich eigentlich niemals geliebt; das mußte ich mir gefallen lassen; er gab es zu erkennen, das konnt' ich ihm verzeihen; nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden, die uns auf eine theilnehmende Weise zusammenbrachte.

Den 7. und 8. Oktober.

Wir hatten über die Maas gesetzt und den Weg eingeschlagen, der aus den Niederlanden nach Verdun führt; das Wetter war furchtbarer als je, wir lagerten bei Consenvoye. Die Unbequemlichkeit, ja das Unheil stiegen aufs Höchste, die Zelte durchnäßt, sonst kein Schirm, kein Obdach; man wußte nicht, wohin man sich wenden sollte; noch immer fehlte mein Wagen, und ich entbehrte das Nothwendigste.

Konnte man sich auch unter einem Zelte bergen, so war doch an keine Ruhestelle zu denken. Wie sehnte man sich nicht nach Stroh, ja nach irgend einem Brettstück, und zuletzt blieb doch nichts übrig, als sich auf den kalten feuchten Boden niederzulegen!

Nun hatte ich aber schon in vorigen gleichen Fällen mir ein praktisches Hilfsmittel ersonnen, wie solche Noth zu überdauern sei; ich stand nämlich so lange auf den Füßen, bis die Knice zusammenbrachen, dann setzt' ich mich auf einen Feldstuhl, wo ich hartnäckig verweilte, bis ich niederzusinken glaubte, da denn jede Stelle, wo man sich horizontal ausstrecken konnte, höchst willkommen war. Wie also Hunger das beste Gewürz bleibt, so wird Müdigkeit der herrlichste Schlaftrunk sein.

Zwei Tage und zwei Nächte hatten wir auf diese Weise verlebt, als der traurige Zustand einiger Kranken auch Gesunden zu Gute kommen sollte. Des Herzogs Kammerdiener war von dem allgemeinen Uebel befallen, einen Junker vom Regiment hatte der Fürst aus dem Lazareth von Grandpré gerettet; nun beschloß er, die Beiden in das etwa zwei Meilen entfernte Verdun zu schicken. Kämmerier Wagner wurde ihnen zur Pflege mitgegeben, und ich säumte nicht, auf gnädigst vorsorgliche Anmahnung den vierten Platz einzunehmen. Mit Empfehlungsschreiben an den Kommandanten wurden wir entlassen, und als beim Einsitzen der Pudel nicht zurückbleiben durfte, so ward aus dem sonst so beliebten Schlafwagen ein halbes Lazareth und etwas Menagerieartiges.

Zur Eskorte, zum Quartier- und Proviantmeister erhielten wir jenen Husaren, der, Namens Liseur, aus Luxemburg gebürtig, der Gegend kundig, Geschick, Gewandtheit und Kühnheit eines Freibeuters vereinigte; mit Behagen ritt er voraus und machte dem mit sechs starken Schimmeln bespannten Wagen und sich selbst ein gutes Ansehen.

Zwischen ansteckende Kranke gepackt, wußt' ich von keiner Apprehension. Der Mensch, wenn er sich getreu bleibt, findet zu jedem Zustande eine hilfreiche Maxime; mir stellte sich sobald die Gefahr groß ward, der blindeste Fatalismus zu Hand, und ich habe bemerkt, daß Menschen, die ein durchaus gefährlich Metier treiben, sich durch denselben Glauben gestählt und gestärkt fühlen. Die mahomedanische Religion giebt hiervon den besten Beweis.

Den 9. Oktober.

Unsere traurige Lazarethfahrt zog nun langsam dahin und gab zu ernsten Betrachtungen Anlaß, da wir in dieselbe Heerstraße fielen, auf der wir mit so viel Muth und Hoffnung ins Land eingetreten waren. Hier berührten wir nun wieder dieselbe Gegend, wo der erste Schuß aus den Weinbergen fiel, denselben Hochweg, wo uns die hübsche Frau in die Hände lief und zurückgeführt worden, kamen an dem Mäuerchen vorbei, von wo sie uns mit den Ihrigen freundlich und zur Hoffnung aufgeregt begrüßte. Wie sah das Alles jetzt anders aus, und wie doppelt unerfreulich erschienen die Folgen eines fruchtlosen Feldzugs durch den trüben Schleier eines anhaltenden Regenwetters!

Doch mitten in diesen Trübnissen sollte mir gerade das Erwünschteste begegnen. Wir holten ein Fuhrwerk ein, das mit vier kleinen unansehnlichen Pferden vor uns herzog; hier aber gab es einen Lust- und Erkennungsauftritt; denn es war mein Wagen, mein Diener. — „Paul," rief ich aus, „Teufelsjunge, bist Du's! Wie kommst Du hieher?" — Der Koffer stand geruhig aufgepackt an seiner alten Stelle; welch erfreulicher Anblick! Und als ich mich nach Portefeuille und Anderem hastig erkundigte, sprangen zwei Freunde aus dem Wagen, geheimer Sekretär Weyland und Hauptmann Vent. Das war eine gar frohe Scene des Wiederfindens, und ich erfuhr nun, wie es bisher zugegangen.

Seit der Flucht jener Bauernknaben hatte mein Diener die vier Pferde durchzubringen gewußt und sich nicht allein von Hans bis Grandpré, sondern auch von da, als er mir aus den Augen gekommen, über die Aisne geschleppt und immer so fort verlangt, begehrt, fouragirt, requirirt, bis wir zuletzt glücklich wieder zusammentrafen und nun Alle vereint und höchst vergnügt nach Verdun zogen, wo wir genugsame Ruhe und Erquickung zu finden hofften.

Hiezu hatte denn auch der Husar weislich und klüglich die besten Voranstalten getroffen; er war voraus in die Stadt geritten und hatte sich bei der Fülle des Dranges gar bald überzeugt, daß hier ordnungsgemäß durch Wirksamkeit und guten Willen eines Quartieramts nichts zu hoffen sei; glücklicherweise aber sah er in dem Hof eines schönen Hauses Anstalten zu einer herannahenden Abreise; er sprengte zurück,

bedeutete uns, wie wir fahren sollten, und eilte nun, sobald jene Partei heraus war, das Hofthor zu besetzen, dessen Schließen zu verhindern und uns gar erwünscht zu empfangen. Wir fuhren ein, wir stiegen aus, unter Protestation einer alten Haushälterin, welche, so eben von einer Einquartierung befreit, keine neue, besonders ohne Billet, aufzunehmen Lust empfand. Indessen waren die Pferde schon ausgespannt und im Stalle, wir aber hatten uns in die oberen Zimmer getheilt; der Hausherr, ältlich, Edelmann, Ludwigsritter, ließ es geschehen; weder er noch Familie wollten von Gästen weiter wissen, am Wenigsten diesmal von Preußen auf dem Rückzuge.

Den 10. Oktober.

Ein Knabe, der uns in der verwilderten Stadt herumführte, fragte mit Bedeutung, ob wir denn von den unvergleichlichen Verduner Pastetchen noch nicht gekostet hätten. Er führte uns darauf zu dem berühmtesten Meister dieser Art. Wir traten in einen weiten Hausraum, in welchem große und kleine Oefen ringsherum angebracht waren, zugleich auch in der Mitte Tisch und Bänke zum frischen Genuß des augenblicklich Gebacknen. Der Künstler trat vor, sprach aber seine Verzweiflung höchst lebhaft aus, daß es ihm nicht möglich sei, uns zu bedienen, da es ganz und gar an Butter fehle. Er zeigte die schönsten Vorräthe des feinsten Weizenmehls; aber wozu nützten ihm diese ohne Milch und Butter! Er rühmte sein Talent, den Beifall der Einwohner, der Durchreisenden, und bejammerte nur, daß er gerade jetzt, wo er sich vor solchen Fremden zu zeigen und seinen Ruf auszubreiten Gelegenheit finde, gerade des Nothwendigsten ermangeln müßte. Er beschwor uns daher, Butter herbeizuschaffen, und gab zu verstehen, wenn wir nur ein Wenig Ernst zeigen wollten, so sollte sich dergleichen schon irgendwo finden. Doch ließ er sich für den Augenblick zufrieden stellen, als wir versprachen, bei längerem Aufenthalt von Jardin Fontaine dergleichen herbeizuholen.

Unsern jungen Führer, der uns weiter durch die Stadt begleitete und sich ebensowol auf hübsche Kinder als auf Pastetchen zu verstehen schien, befragten wir nach einem wun-

schönen Frauenzimmer, das sich eben aus dem Fenster
es wohlgebauten Hauses herausbog. „Ja," rief er, nachdem
ihren Namen genannt, „das hübsche Köpfchen mag sich
auf den Schultern halten! Es ist auch Eine von Denen,
dem König von Preußen Blumen und Früchte überreicht
ben. Ihr Haus und Familie dachten schon, sie wären wieder
ndrauf; das Blatt aber hat sich gewendet, jetzt tausch' ich
ht mit ihr." Er sprach hierüber mit besonderer Gelassen-
t, als wäre es ganz naturgemäß und könne und werde nicht
ders sein.

Mein Diener war von Jardin Fontaine zurückgekommen,
hin er, unsern alten Wirth zu begrüßen und den Brief
die Schwester zu Paris wiederzubringen, gegangen war.
r neckische Mann empfing ihn gutmüthig genug, bewirthete
aufs Beste und lud die Herrschaft ein, die er gleichfalls
traktiren versprach.

So wohl sollt' es uns aber nicht werden; denn kaum
tten wir den Kessel übers Feuer gehängt, mit herkömmlichen
gredienzien und Zeremonien, als eine Ordonnanz hereintrat
d im Namen des Kommandanten, Herrn von Corbière,
undlich andeutete, wir möchten uns einrichten, morgen früh
acht Uhr aus Verdun zu fahren. Höchst betroffen, daß
r Dach, Fach und Herd, ohne uns nur einigermaßen her-
llen zu können, eiligst verlassen und uns wieder in die
iste schmutzige Welt hinausgestoßen sehen sollten, beriefen wir
s auf die Krankheit des Junkers und Kammerdieners,
rauf er denn meinte, wir sollten diese bald möglichst fort-
bringen suchen, weil in der Nacht die Lazarethe geleert und
ur die völlig intransportablen Kranken zurückgelassen würden.
ns überfiel Schrecken und Entsetzen; denn bisher zweifelte
iemand, daß von Seiten der Alliirten man Verdun und
ngwy erhalten, wo nicht gar noch einige Festungen erobern
d sichere Winterquartiere bereiten müsse. Von diesen Hoff-
ungen konnten wir nicht auf einmal Abschied nehmen; daher
ien es uns, man wolle nur die Festung von den unzäh-
gen Kranken und dem unglaublichen Troß befreien, um sie
sdann mit der nothwendigen Garnison besetzen zu können.
ämmerier Wagner jedoch, der das Schreiben des Herzogs
m Kommandanten überbracht hatte, glaubte das Allerbe-
nklichste in diesen Maßregeln zu sehen. Was es aber auch
n Ganzen für einen Ausgang nähme, mußten wir uns dies-

mal in unser Schicksal ergeben und speisten geruhig den ein
fachen Topf in verschiedenen Absätzen und Trachten, als eine ander
Ordonnanz abermals hereintrat und uns beschied, wir möchte
ja ohne Zaudern und Aufenthalt morgen früh um drei Uh
aus Verdun zu kommen suchen. Kämmerier Wagner, der de
Inhalt jenes Briefs an den Kommandanten zu wissen glaubt
sah hierin ein entschiedenes Bekenntniß, daß die Festung de
Franzosen sogleich wieder würde übergeben werden. Dab
gedachten wir der Drohung des Knaben, gedachten der schöne
geputzten Frauenzimmer, der Früchte und Blumen, und betrübte
uns zum ersten Mal recht herzlich und gründlich über eine
entschieden mißlungene große Unternehmung.

Ob ich schon unter dem diplomatischen Corps ächte un
verehrungswürdige Freunde gefunden, so konnt' ich doch,
oft ich sie mitten unter diesen großen Bewegungen fand, mi
gewisser neckischer Einfälle nicht enthalten; sie kamen mir ve
wie Schauspieldirektoren, welche die Stücke wählen, Rollen aus
theilen und in unscheinbarer Gestalt einhergehen, indessen d
Truppe, so gut sie kann, aufs Beste herausgestutzt, das Resulte
ihrer Bemühungen dem Glück und der Laune des Publikum
überlassen muß.

Baron Breteuil wohnte gegen uns über; seit der Hal
bandgeschichte war er mir nicht aus den Gedanken gekommer
Sein Haß gegen den Kardinal von Rohan verleitete ihn zu de
furchtbarsten Uebereilung; die durch jenen Prozeß entstandei
Erschütterung ergriff die Grundfesten des Staates, vernichte
die Achtung gegen die Königin und gegen die obern Stänl
überhaupt; denn leider Alles, was zur Sprache kam, mach
nur das gräuliche Verderben deutlich, worin der Hof und d
Vornehmeren befangen lagen.

Diesmal glaubte man, er habe den auffallenden Verglei
gestiftet, der uns zum Rückzug verpflichtete, zu dessen Entschu
digung man höchst günstige Bedingungen voraussetzte; man ve
sicherte, König, Königin und Familie sollten freigegeben u
sonst noch manches Wünschenswerthe erfüllt werden. Die Fra
aber, wie diese großen diplomatischen Vortheile mit allem Uebr
gen, was uns doch auch bekannt war, übereinstimmen sollte
ließ einen Zweifel nach dem andern aufkeimen.

Die Zimmer, die wir bewohnten, waren anständig möblir
mir fiel ein Wandschrank auf, durch dessen Glasthüren ich vie
regelmäßig beschnittene gleiche Hefte in Quart erblickte.

einer Verwunderung ersah ich daraus, daß unser Wirth als
ner der Notablen im Jahre 1787 zu Paris gewesen; in diesen
ften war seine Instruktion abgedruckt. Die Mäßigkeit der
maligen Forderungen, die Bescheidenheit, womit sie abgefaßt,
ntrastirten völlig mit den gegenwärtigen Zuständen von Ge-
altsamkeit, Uebermuth und Verzweiflung. Ich las diese Blätter
it wahrhafter Rührung und nahm einige Exemplare zu mir.

Den 11. Oktober.

Ohne die Nacht geschlafen zu haben, waren wir früh um
ei Uhr eben im Begriff, unsern gegen das Hofthor gerichteten
agen zu besteigen, als wir ein unüberwindliches Hinderniß
ewahr wurden; denn es zog schon eine ununterbrochene Kolonne
rankenwagen zwischen den zur Seite aufgehäuften Pflaster-
einen durch die zum Sumpf gefahrene Stadt. Als wir nun
stunden, abzuwarten, was erreicht werden könnte, drängte
ch unser Wirth, der Ludwigsritter, ohne zu grüßen, an uns
orbei. Unsere Verwunderung über sein frühes und unfreund-
ches Erscheinen ward aber bald in Mitleid verkehrt; denn sein
ediente, hinter ihm drein, trug ein Bündelchen auf dem Stocke,
nd so ward es nur allzu deutlich, daß er, nachdem er vier
ochen vorher Haus und Hof wiedergesehen hatte, es nun
bermals wie wir unsere Eroberungen verlassen mußte.

Sodann ward aber meine Aufmerksamkeit auf die bessern
ferde vor meiner Chaise gelenkt; da gestand denn die liebe
ienerschaft, daß sie die bisherigen schwachen, unbrauchbaren
egen Zucker und Kaffee vertauscht, sogleich aber in Requi-
tion anderer glücklich gewesen sei. Die Thätigkeit des ge-
andten Liseur's war hiebei nicht zu verkennen; auch durch
n kamen wir diesmal vom Flecke, denn er sprengte in eine
ücke der Wagenreihe und hielt das folgende Gespann so lange
rück, bis wir sechs- und vierspännig eingeschaltet waren; da
h mich denn frischer Luft in meinem leichten Wägelchen aber-
als erfreuen konnte.

Nun bewegten wir uns mit Leichenschritt, aber bewegten
ns doch; der Tag brach an, wir befanden uns vor der Stadt
n dem größtmöglichen Gewirr und Gewimmel. Alle Arten
on Wagen, wenig Reiter, unzählige Fußgänger durchkreuzten

sich auf dem großen Platze vor dem Thor. Wir zogen mit unserer Kolonne rechts gegen Estain, auf einem beschränkten Fahrweg mit Gräben zu beiden Seiten. Die Selbsterhaltung in einem so ungeheuren Drange kannte schon kein Mitleiden, keine Rücksicht mehr; nicht weit vor uns fiel ein Pferd vor einem Rüstwagen, man schnitt die Stränge entzwei und ließ es liegen. Als nun aber die drei übrigen die Last nicht weiter bringen konnten, schnitt man auch sie los, warf das schwerbepackte Fuhrwerk in den Graben, und mit dem geringsten Aufhalte fuhren wir weiter und zugleich über das Pferd weg, das sich eben erholen wollte, und ich sah ganz deutlich, wie dessen Gebeine unter den Rädern knirschten und schlotterten.

Reiter und Fußgänger suchten sich von der schmalen, unwegsamen Fahrstraße auf die Wiesen zu retten; aber auch diese waren zu Grunde gegangen, von ausgetretenen Gräben überschwemmt, die Verbindung der Fußpfade überall unterbrochen. Vier ansehnliche, schöne, sauber gekleidete französische Soldaten wateten eine Zeit lang neben unseren Wagen her, durchaus nett und reinlich, und wußten so gut hin und her zu treten, daß ihr Fußwerk nur bis an die Knorren von der schmutzigen Wallfahrt zeugte, welche die guten Leute bestanden.

Daß man unter solchen Umständen in Gräben, auf Wiesen, Feldern und Angern todte Pferde genug erblickte, war natürliche Folge des Zustands; bald aber fand man sie auch abgedeckt, die fleischigen Theile sogar ausgeschnitten — trauriges Zeichen des allgemeinen Mangels!

So zogen wir fort, jeden Augenblick in Gefahr, bei der geringsten eigenen Stockung selbst über Bord geworfen zu werden, unter welchen Umständen freilich die Sorgfalt unseres Geleitsmanns nicht genug zu rühmen und zu preisen war. Dieselbe bethätigte sich denn auch zu Estain, wo wir gegen Mittag anlangten und in dem schönen, wohlgebauten Städtchen durch Straßen und auf Plätzen ein sinneverwirrendes Gewimmel um und neben uns erblickten; die Masse wogte hin und her, und indem Alles vorwärts drang, ward Jeder dem Andern hinderlich. Unvermuthet ließ unser Führer die Wagen vor einem wohlgebauten Hause des Marktes halten; wir traten ein, Hausherr und -Frau begrüßten uns in ehrerbietiger Entfernung.

Man führte uns in ein getäfeltes Zimmer auf gleicher Erde, wo im schwarzmarmornen Kamin behagliches Feuer brannte. In dem großen Spiegel darüber beschauten wir uns ungern;

n ich hatte noch immer nicht die Entschließung gefaßt, meine
gen Haare kurz schneiden zu lassen, die jetzt wie ein ver-
rener Hanfrocken umherquollen; der Bart, strauchig, ver-
rte das wilde Ansehen unserer Gegenwart.

Nun aber konnten wir, aus den niedrigen Fenstern den
gen Markt überschauend, unmittelbar das grenzenlose Ge-
mmel beinahe mit Händen greifen. Aller Art Fußgänger,
formirte Marode, gesunde, aber trauernde Bürgerliche, Weiber
Kinder drängten und quetschten sich zwischen Fuhrwerk
r Gestalt; Rüst- und Leiterwagen, Ein- und Mehrspänner,
derterlei eigenes und requirirtes Gepferde, weichend, anstoßend,
berte sich rechts und links. Auch Hornvieh zog damit weg,
rscheinlich geforderte, weggenommene Heerden. Reiter sah
n wenig, auffallend aber waren die eleganten Wagen der
igrirten, vielfarbig lackirt, vergoldet und versilbert, die ich
schon in Grevenmachern mochte bewundert haben. Die
ßte Noth entstand aber da, wo die den Markt füllende Menge
eine zwar gerade und wohlgebaute, doch verhältnißmäßig
zu enge Straße ihren Weg einschlagen sollte. Ich habe in
nem Leben nichts Aehnliches gesehen; vergleichen aber ließ
der Anblick mit einem erst über Wiesen und Anger aus-
etenen Strome, der sich nun wieder durch enge Brücken-
en durchdrängen und im beschränkten Bette weiterfließen soll.

Die lange, aus unsern Fenstern übersehbare Straße hinab
voll unaufhaltsam die seltsamste Woge; ein hoher zweisitziger
sewagen ragte über der Fluth empor. Er ließ uns an die
nen Französinnen denken; sie waren es aber nicht, sondern
af Haugwitz, den ich mit einiger Schadenfreude Schritt
Schritt dahinwackeln sah.

Zum 11. Oktober.

Ein gutes Essen war uns bereitet, die köstlichste Schöpsen-
le besonders willkommen; an gutem Wein und Brod fehlte
nicht, und so waren wir neben dem größten Getümmel in
schönsten Beruhigung, wie man auch wol der stürmenden
e, am Fuße eines Leuchtthurms auf dem Steindamm sitzend,
wilden Wellenbewegung zusieht, und dort und da ein Schiff
er Willkür preisgegeben. Aber uns erwartete in diesem
tlichen Hause eine wahrhaft herzergreifende Familienscene.

Der Sohn, ein schöner junger Mann, hatte schon einige Zeit, hingerissen von den allgemeinen Gesinnungen, in Paris unter den Nationaltruppen gedient und sich dort hervorgethan. Als nun aber die Preußen eingedrungen, die Emigrirten mit der stolzen Hoffnung eines gewissen Sieges herangelangt waren, verlangten die nun auch zuversichtlichen Eltern dringend und wieder dringend, der Sohn solle seine dortige Lage, die er nunmehr verabscheuen müsse, eiligst aufgeben, zurückkehren und diesseits für die gute Sache fechten. Der Sohn, wider Willen, aus Pietät, kommt zurück, eben in dem Moment, da Preußen, Oestreicher und Emigrirte retiriren; er eilt verzweiflungsvoll durch das Gedränge zu seinem Vaterhause. Was soll er nun anfangen, und wie sollen sie ihn empfangen? Freude, ihn wiederzusehen, Schmerz, ihn in dem Augenblick wieder zu verlieren; Verwirrung, ob Haus und Hof in diesem Sturm werde zu erhalten sein. Als junger Mann dem neuen Systeme günstig kehrt er genöthigt zu einer Partei zurück, die er verabscheut, und eben als er sich in dies Schicksal ergiebt, sieht er diese Partei zu Grunde gehen. Aus Paris entwichen, weiß er sich schon in das Sünden- und Todesregister geschrieben, und nun in Augenblick soll er aus seinem Vaterlande verbannt, aus seines Vaters Hause gestoßen werden. Die Eltern, die sich gern an ihm letzen möchten, müssen ihn selbst wegtreiben, und er in Schmerzenswonne des Wiedersehens weiß nicht, wie er sich losreißen soll; die Umarmungen sind Vorwürfe, und das Scheiden das vor unsern Augen geschieht, schrecklich.

Unmittelbar vor unserer Stubenthüre ereignete sich da Alles auf der Hausflur. Kaum war es still geworden, un die Eltern hatten sich weinend entfernt, als eine Scene, fa noch wunderbarer, auffallender uns selbst ansprach, ja in Ver legenheit setzte und, obgleich herzergreifend genug, uns doc zuletzt ein Lächeln abnöthigte. Einige Bauersleute, Männer Frauen und Kinder, drangen in unsere Zimmer und warfe sich heulend und schreiend mir zu Füßen. Mit der vollen Be redsamkeit des Schmerzens und des Jammers klagten sie, da man ihr schönes Rindvieh wegtreibe — sie schienen Pächte eines ansehnlichen Gutes —, ich solle nur zum Fenster hinaus sehen, eben treibe man sie vorbei; es hätten Preußen sich de selben bemächtigt, ich solle befehlen, solle Hilfe schaffen. Hie auf trat ich, um mich zu besinnen, ans Fenster; der leichtfertig Husar stellte sich hinter mich und sagte: „Verzeihen Sie! J

abe Sie für den Schwager des Königs von Preußen aus-
egeben, um gute Aufnahme und Bewirthung zu finden. Die
Bauern hätten freilich nicht hereinkommen sollen; aber mit einem
uten Wort weisen Sie die Leute an mich und scheinen über-
ugt von meinen Vorschlägen!"

Was war zu thun? Ueberrascht und unwillig nahm ich
ich zusammen und schien über die Umstände nachzudenken.
Wird doch, sagt' ich zu mir selbst, List und Verschlagenheit im
riege gerühmt! Wer sich durch Schelme bedienen läßt, kommt
i Gefahr, von ihnen irre geführt zu werden. Ein Skandal,
nnütz und beschämend, ist hier zu vermeiden. Und wie der
rzt in verzweifelten Fällen wol noch ein Hoffnungsrezept ver-
hreibt, entließ ich die guten Menschen mehr pantomimisch als
it Worten; dann sagt' ich mir zu meiner Beruhigung, hatte
och bei Sivry der ächte Thronfolger den bedrängten Leuten
r Pferd nicht zusprechen können, so dürfte sich der unter-
eschobene Schwager des Königs wol verzeihen, wenn er die
ilfsbedürftigen mit irgend einer klugen eingeflüsterten Wen-
ung abzulehnen suchte.

Wir aber gelangten in finsterer Nacht nach Spincourt;
lle Fenster waren helle, zum Zeichen, daß alle Zimmer besetzt
ien. An jeder Hausthüre ward protestirt, von den Einwoh-
ern, die keine neuen Gäste, von den Einquartierten, die keine
Genossen aufnehmen wollten. Ohne viel Umstände aber drang
nser Husar ins Haus, und als er einige französische Soldaten
i der Halle am Feuer fand, ersuchte er sie zudringlich, vor-
ehmen Herren, die er geleite, einen Platz am Kamin ein-
uräumen. Wir traten zugleich herein, sie waren freundlich
nd rückten zusammen, setzten sich aber bald wieder in die wun-
erliche Positur, ihre aufgehobenen Füße gegen das Feuer zu
recken. Sie liefen auch wol einmal im Saale hin und wieder und
ehrten bald in ihre vorige Lage zurück, und nun konnt' ich
emerken, daß es ihr eigentliches Geschäft sei, den untern Theil
rer Gamaschen zu trocknen.

Gar bald aber erschienen sie mir als bekannt; es waren
ben Dieselbigen, die heute früh neben unserm Wagen im
chlamme so zierlich einhertraten. Nun früher als wir an-
elangt, hatten sie schon am Brunnen die untersten Theile ge-
aschen und gebürstet, trockneten sie nunmehr, um morgen
üh neuem Schmutz und Unrath galant entgegenzugehen.
in musterhaftes Betragen, an das man sich in manchen Fällen

des Lebens wol wieder zu erinnern hat! Auch dacht' ich dab meiner lieben Kriegskameraden, die den Befehl zur Reinlichk murrend aufgenommen hatten.

Doch uns dergestalt untergebracht zu haben, war de klugen, dienstfertigen Liseur nicht genug; die Fiktion des M tags, die sich so glücklich erwiesen hatte, ward kühnlich wiede holt; die hohe Generalsperson, der Schwager des Königs, wir mächtig und vertrieb eine ganze Masse guter Emigrirten a einem Zimmer mit zwei Betten. Zwei Offiziere von Köhl nahmen wir dagegen in denselben Raum auf; ich aber beg mich vor die Hausthüre zu dem alten erprobten Schlafwage dessen Deichsel, diesmal nach Deutschland gekehrt, mir ganz eige Gedanken hervorrief, die jedoch durch ein schnelles Einschlu mern gar bald abgeschnitten wurden.

Den 12. Oktober.

Der heutige Weg erschien noch trauriger als der gestrig ermattete Pferde waren öfter gefallen und lagen mit umgestürzt Wagen häufiger neben der Hochstraße auf den Wiesen. A den geborstenen Decken der Rüstwagen fielen gar niedliche Mant säcke, einem Emigrirtenkorps gehörig, hervor; das bunte, zi liche Ansehn dieses herrenlosen aufgegebenen Gutes lockte Besitzlust der Vorbeiwandernden, und Mancher bepackte sich m einer Last, die er zunächst auch wieder abwerfen sollte. Dara mag denn wol die Rede entstanden sein, auf dem Rückzuge sei Emigrirte von Preußen geplündert worden.

Von ähnlichen Vorfällen erzählte man auch manches Sche hafte; ein schwer beladener Emigrantenwagen war ebenermaß an einer Anhöhe stecken geblieben und verlassen worden. Na folgende Truppen untersuchen den Inhalt, finden Kästchen v mäßiger Größe, auffallend schwer, belästigen sich gemeinschaftl damit und schleppen sie mit unsäglicher Mühe auf die näch Höhe. Hier wollen sie nun in die Beute und in die Last s theilen; aber welch ein Anblick! Aus jedem zerschlagenen Kast fällt eine Unzahl Kartenspiele hervor, und die Goldlustigen t sten sich im wechselseitigen Spott durch Lachen und Possen.

Wir aber zogen durch Longuion nach Longwy; und h muß man, indem die Bilder bedeutender Freudenscenen a dem Gedächtniß verschwinden, sich glücklich schätzen, daß a

erwärtige Gräuelbilder sich vor der Einbildungskraft ab-
pfen. Was soll ich also wiederholen, daß die Wege nicht
er wurden, daß man nach wie vor zwischen umgestürzten
gen abgedeckte und frisch ausgeschnittene Pferde aber und
mals rechts und links verabscheute! Von Büschen schlecht
ckte, geplünderte und ausgezogene Menschen konnte man
genug bemerken, und endlich lagen auch die vor dem offenen
t neben der Straße.

Uns sollte jedoch auf einem Seitenwege abermals Er-
kung und Erholung werden, dagegen aber auch traurige
rachtungen über den Zustand des wohlhabenden gutmüthigen
gers in schrecklichem, diesmal ganz unerwartetem Kriegs-
eil.

Den 13. Oktober.

Unser Führer wollte nicht freventlich seine braven, wohl-
enden Verwandten in dieser Gegend gerühmt haben; er
uns deshalb einen Umweg machen über Arlon, wo wir
einem schönen Städtchen bei ansehnlichen und wackern Leuten
einem wohlgebauten und gut eingerichteten Hause, von ihm
emeldet, gar freundlich aufgenommen wurden. Die guten
sonen freuten sich selbst ihres Vettern, glaubten gewisse Besse-
g und nächste Beförderung schon in dem Auftrage zu sehn,
er uns mit zwei Wagen, so viel Pferden und, wie er
en glauben gemacht hatte, mit vielem Geld und Kostbar-
en aus dem gefährlichsten Gewirre herauszuführen beehrt
rden. Auch wir konnten seiner bisherigen Leitung das beste
gniß geben, und ob wir gleich an die Bekehrung dieses
lornen Sohnes nicht sonderlich glauben konnten, so waren
ihm doch diesmal so viel schuldig geworden, daß wir auch
em künftigen Betragen einiges Zutrauen nicht ganz ver-
gern durften. Der Schelm verfehlte nicht, mit schmeichelhaftem
sen das Seinige zu thun, und erhielt wirklich in der Stille
den braven Leuten ein artiges Geschenk in Gold. Wir
uickten uns dagegen an gutem kaltem Frühstück und dem
flichsten Wein und beantworteten die Fragen der freilich
h sehr erstaunten wackern Leute wegen der wahrscheinlichen
hsten Zukunft so schonend als möglich.

Vor dem Hause hatten wir ein paar sonderbare Wagen

bemerkt, länger und theilweise höher als gewöhnliche Rüstwage
auch an der Seite mit wunderlichen Ansätzen geformt; mit re
gewordener Neugier fragte ich nach diesem seltsamen Fuhrwerk
man antwortete mir zutraulich, aber mit Vorsicht, es sei dar
die Assignatenfabrik der Emigrirten enthalten, und bemerk
dabei, was für ein grenzenloses Unglück dadurch über die E
gend gebracht worden. Denn da man sich seit einiger Z
der ächten Assignaten kaum erwehren könne, so habe man n
auch seit dem Einmarsch der Alliirten diese falschen in Umla
gezwungen. Aufmerksame Handelsleute hätten dagegen sogle
ihrer Sicherheit willen diese verdächtige Papierwaare nach Pa
zu senden und sich von dorther offizielle Erklärung ihrer Falsc
heit zu verschaffen gewußt; dies verwirre aber Handel u
Wandel ins Unendliche; denn da man bei den ächten Assignat
sich nur zum Theil gefährdet finde, bei den falschen aber gen
gleich um das Ganze betrogen sei, auch beim ersten Anb
Niemand sie zu unterscheiden vermöge, so wisse kein Men
mehr, was er geben und was er empfangen solle; dies v
breite schon bis Luxemburg und Trier solche Ungewißheit, M
trauen und Bangigkeit, daß nunmehr von allen Seiten d
Elend nicht größer werden könne.

Bei allen solchen schon erlittenen und noch zu fürchtend
Unbilden zeigten sich diese Personen in bürgerlicher Würd
Freundlichkeit und gutem Benehmen zu unserer Verwunderu
wovon uns in den französischen ernsten Dramen alter u
neuer Zeit ein Abglanz herübergekommen ist. Von ein
solchen Zustande können wir uns in eigner vaterländischer W
lichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen.
petite ville mag lächerlich sein, die deutschen Kleinstädter s
dagegen absurd.

Den 14. Oktober

Sehr angenehm überrascht fuhren wir von Arlon n
Luxemburg auf der besten Kunststraße und wurden in d
sonst so wichtige und wohlverwahrte Festung eingelassen wie
jedes Dorf, in jeden Flecken. Ohne irgend angehalten
befragt zu werden, sahen wir uns nach und nach innerhalb
Außenwerke, der Wälle, Gräben, Zugbrücken, Mauern
Thore, unserm Führer, der Mutter und Vater hier zu fin

gab, das Weitere vertrauend. Ueberdrängt war die Stadt
Bleſſirten und Kranken, von thätigen Menſchen, die ſich
ſt, Pferde und Fuhrwerk wiederherzuſtellen trachteten.
Unſere Geſellſchaft, die ſich bisher zuſammengehalten hatte,
te ſich trennen; mir verſchaffte der gewandte Quartiermeiſter
hübſches Zimmer, das aus dem engſten Höfchen wie aus
r Feuereſſe, doch bei ſehr hohen Fenſtern genugſames Licht
elt. Hier wußte er mich mit meinem Gepäck und ſonſt gar
l einzurichten und für alle Bedürfniſſe zu ſorgen; er gab
den Begriff von den Haus- und Miethleuten des Gebäudes
verſicherte, daß ich gegen eine kleine Gabe ſo bald nicht
getrieben und wohl behandelt werden ſollte.
Hier konnt' ich nun zum erſten Mal den Koffer wieder auf-
eßen und mich meiner Reiſebabſeligkeiten, des Geldes, der
nuſkripte wieder verſichern. Das Konvolut zur Farbenlehre
cht' ich zuerſt in Ordnung, immer meine frühſte Maxime
Augen — die Erfahrung zu erweitern und die Methode zu
igen. Ein Kriegs- und Reiſetagebuch mocht' ich gar nicht
führen. Der unglückliche Verlauf der Unternehmung, der
Schlimmeres befürchten ließ, gab immer neuen Anlaß zum
verkäuen des Verdruſſes und zu neuem Aufregen der Sorge.
ine ſtille, von jedem Geräuſch abgeſchloſſene Wohnung ge-
rte mir wie eine Kloſterzelle vollkommenen Raum zu den
igſten Betrachtungen, dagegen ich mich, ſobald ich nur den
vor die Hausthüre hinausſetzte, in dem lebendigſten Kriegs-
mmel befand und nach Luſt das wunderlichſte Lokal durch-
deln konnte, das vielleicht in der Welt zu finden iſt.

Den 15. Oktober.

Wer Luxemburg nicht geſehen hat, wird ſich keine Vor-
ung von dieſem an und über einander gefügten Kriegs-
äude machen. Die Einbildungskraft verwirrt ſich, wenn
die ſeltſame Mannichfaltigkeit wieder hervorrufen will, mit
ſich das Auge des hin und her gehenden Wanderers kaum
befunden konnte. Plan und Grundriß vor ſich zu nehmen,
o nöthig ſein, Nachſtehendes nur einigermaßen verſtändlich
finden.
Ein Bach, Petrus genannt, erſt allein, dann verbunden
dem entgegenkommenden Fluß, die Elze, ſchlingt ſich mä-
erartig zwiſchen Felſen durch und um ſie herum, bald im

natürlichen Lauf, bald durch Kunst genöthigt. Auf dem link
Ufer liegt hoch und flach die alte Stadt; sie, mit ihren Festung
werken nach dem offenen Lande zu, ist andern befestigten Städt
ähnlich. Als man nun für die Sicherheit derselben nach West
Sorge getragen, sah man wohl ein, daß man sich auch geg
die Tiefe, wo das Wasser fließt, zu verwahren habe; bei z
nehmender Kriegskunst war auch das nicht hinreichend; m
mußte auf dem rechten Ufer des Gewässers nach Süden, Ost
und Norden auf ein- und ausspringenden Winkeln unreg
mäßiger Felspartien neue Schanzen vorschieben, nöthig imm
eine zur Beschützung der andern. Hieraus entstand nun ei
Verkettung unübersehbarer Bastionen, Redouten, halber Mont
und solches Zangen- und Krakelwerk, als nur die Vertheidigung
kunst im seltsamsten Falle zu leisten vermochte.

Nichts kann deshalb einen wunderlichern Anblick gewähr
als das mitten durch dies Alles am Flusse sich hinabziehen
enge Thal, dessen wenige Flächen, dessen sanft oder steil a
steigende Höhen zu Gärten angelegt, in Terrassen abgestuft u
mit Lusthäusern belebt sind, von wo aus man auf die steilst
Felsen, auf hochgethürmte Mauern rechts und links hinaufscha
Hier findet sich so viel Größe mit Anmuth, so viel Ernst n
Lieblichkeit verbunden, daß wol zu wünschen wäre, Poussin hä
sein herrliches Talent in solchen Räumen bethätigt.

Nun besaßen die Eltern unseres lockeren Führers in de
Pfaffenthal einen artigen abhängigen Garten, dessen Genuß
mir gern und freundlich überließen. Kirche und Kloster, ni
weit entfernt, rechtfertigte den Namen dieses Elysiums, und
dieser geistlichen Nachbarschaft schien auch den weltlichen A
wohnern Ruh' und Friede verheißen, ob sie gleich mit jedem Bl
in die Höhe an Krieg, Gewalt und Verderben erinnert wurde

Jetzt nun aber aus der Stadt, wo das unselige Krieg
nachspiel mit Lazarethen, abgerissenen Soldaten, zerstückt
Waffen, herzustellenden Achsen, Rädern und Laffetten, zugle
mit sonstigen Trümmern aller Art aufgeführt wurde, in ei
solche Stille zu flüchten, war höchst wohlthätig; aus den Straß
zu entweichen, wo Wagner, Schmiede und andre Gewerke i
Wesen öffentlich unermüdet und geräuschvoll treiben, und s
in das Gärtchen im geistlichen Thale zu verbergen, war höc
behaglich. Hier fand ein Ruhe- und Sammlungsbedürftig
das willkommenste Asyl.

Den 16. Oktober.

Die allen Begriff übersteigende Mannichfaltigkeit der auf
d an einander gethürmten, gefügten Kriegsgebäude, die bei
em Schritt vor- oder rückwärts, auf- oder abwärts ein anderes
ld zeigten, riefen die Lust hervor, wenigstens etwas davon
fs Papier zu bringen. Freilich mußte diese Neigung auch
eder einmal sich regen, da seit so viel Wochen mir kaum ein
genstand vor die Augen gekommen, der sie geweckt hätte.
ter Andern fiel es sonderbar auf, daß so manche gegen ein-
der über stehende Felsen, Mauern und Vertheidigungswerke
der Höhe durch Zugbrücken, Galerien und gewisse wunder-
e Vorrichtungen verbunden waren. Irgend Jemand vom
etier hätte dieses Alles mit Kunstaugen angesehen und sich mit
ldatenblick der sichern Einrichtung erfreut; ich aber konnte
r den malerischen Effekt ihr abgewinnen und hätte gar zu
n, wäre nicht alles Zeichnen an und in den Festungen höch-
verpönt, meine Nachbildungskräfte hier in Uebung gesetzt.

Den 19. Oktober.

Nachdem ich nun also mehrere Tage in diesen Labyrinthen,
Naturfels und Kriegsgebäu wetteifernd seltsam steile Schluch-
gegen einander aufgethürmt und daneben Pflanzenwachs-
m, Baumzucht und Lustgebüsch nicht ausgeschlossen, mich
nend und denkend einsam genug herumgewunden hatte, fing
an, nach Hause kommend, die Bilder, wie sie sich der Ein-
dungskraft nach und nach einprägten, aufs Papier zu bringen,
vollkommen zwar, doch hinreichend, das Andenken eines höchst
tsamen Zustandes einigermaßen festzuhalten.

Den 20. Oktober.

Ich hatte Zeit gewonnen, das kurz Vergangene zu über-
nken; aber je mehr man dachte, je verworrener und unsicherer
rd Alles vor dem Blicke. Auch sah ich, daß wol das Noth-
ndigste sein möchte, sich auf das unmittelbar Bevorstehende
bereiten. Die wenigen Meilen bis Trier mußten zurückgelegt
rden; aber was mochte dort zu finden sein, da nun die Herren
bst mit andern Flüchtlingen sich nachdrängten?

Als das Schmerzlichste jedoch, was einen Jeden, mehr oder weniger resignirt, wie er war, mit einer Art von Furienwuth ergriff, empfand man die Kunde, die sich nicht verbergen ließ, daß unsere höchsten Heerführer mit den vermaledeiten, durch das Manifest dem Untergang gewidmeten, durch die schrecklichsten Thaten abscheulich dargestellten Aufrührern doch übereinkommen, ihnen die Festungen übergeben mußten, um nur sich und den Ihrigen eine mögliche Rückkehr zu gewinnen. Ich habe von den Unsrigen gesehen, für welche der Wahnsinn zu fürchten war.

Den 22. Oktober.

Auf dem Wege nach Trier fand sich bei Grevenmachern nichts mehr von jener galanten Wagenburg; öde, wüst und zerfahren lagen die Anger und die weit- und breiten Spuren deuteten auf jenes vorübergegangene flüchtige Dasein. Am Posthaus fuhr ich diesmal mit requirirten Pferden ganz im Stillen vorbei; das Briefkästchen stand noch auf seinem Platze, kein Gedränge war umher; man konnte sich der wunderlichsten Gedanken nicht erwehren.

Doch ein herrlicher Sonnenblick belebte so eben die Gegend, als mir das Monument von Igel wie der Leuchtthurm einem nächtlich Schiffenden entgegenglänzte.

Vielleicht war die Macht des Alterthums nie so gefühlt worden als an diesem Kontrast — ein Monument zwar auch kriegerischer Zeiten, aber doch glücklicher, siegreicher Tage und eines dauernden Wohlbefindens rühriger Menschen in dieser Gegend.

Obgleich in später Zeit unter den Antoninen erbaut, behält es immer noch von trefflicher Kunst so viel Eigenschaften übrig, daß es uns im Ganzen anmuthig-ernst zuspricht und aus seinen, obgleich sehr beschädigten Theilen das Gefühl eines fröhlich-thätigen Daseins mittheilt. Es hielt mich lange fest; ich notirte Manches, ungern scheidend, da ich mich nur desto unbehaglicher in meinem erbärmlichen Zustande fühlte.

Doch auch jetzt wechselte schnell wieder eine freudige Aussicht in der Seele, die bald darauf zur Wirklichkeit gelangte.

Trier, den 23. Oktober.

Wir brachten unserm Freunde, Lieutenant von Fritsch, den
ir auf seinem Posten widerwillig zurückgelassen, die erwünschte
achricht, daß er den Militärverdienstorden erhalten habe, mit
echt, wegen einer braven That, und mit Glück, ohne an unserm
ummer Theil genommen zu haben. Die Sache verhielt sich
er also.

Die Franzosen, weil sie uns weit genug ins Land vorge-
ungen, uns in bedeutender Entfernung, in großer Noth wußten,
rsuchten im Rücken einen unvermutheten Streich; sie näherten
h Trier in bedeutender Anzahl, sogar mit Kanonen. Lieute-
nt von Fritsch erfährt es, und mit weniger Mannschaft geht
dem Feinde entgegen, der, über die Wachsamkeit stutzend,
ehr anrückende Truppen befürchtend, nach kurzem Gefecht sich
s Merzig zurückzieht und nicht wieder erscheint. Dem Freunde
ar das Pferd blessirt, durch dieselbe Kugel sein Stiefel gestreift,
ıgegen er aber auch, als Sieger zurückkehrend, aufs Beste
npfangen wird. Der Magistrat, die Bürgerschaft erzeigen ihm
le mögliche Aufmerksamkeit; auch die Frauenzimmer, die ihn
sher als einen hübschen jungen Mann gekannt, erfreuen sich
un doppelt an ihm als einem Helden.

Sogleich berichtet er seinem Chef den Vorfall, der wie billig
em Könige vorgetragen wird, worauf denn der blaue Kreuz-
ern erfolgt. Die Glückseligkeit des braven Jünglings, dessen
bhafteste Freude mitzufühlen, war ein ungemeiner Genuß; ihn
atte das Glück, das uns vermied, in unserm Rücken aufgesucht,
nd er sah sich für den militärischen Gehorsam belohnt, der ihn
n einer unthätigen Lage zu fesseln schien.

Trier, den 24. Oktober.

Der Freund hatte mir bei jenem Kanonikus abermals
Quartier verschafft. Auch ich war von der allgemeinen Krank-
eit nicht ganz frei geblieben und bedurfte daher einiger Arznei
nd Schonung.

In diesen ruhigen Stunden nahm ich sogleich die kurzen
Bemerkungen vor, die ich bei dem Monument zu Igel aufge-
eichnet hatte.

Soll man den allgemeinsten Eindruck aussprechen, so ist hier Leben dem Tod, Gegenwart der Zukunft entgegengestellt und beide unter einander im ästhetischen Sinne aufgehoben. Dies war die herrliche Art und Weise der Alten, die sich noch lange genug in der Kunstwelt erhielt.

Die Höhe des Monuments kann siebzig Fuß betragen, es steigt in mehreren architektonischen Abtheilungen obeliskenartig hinauf; erst der Grund, auf diesem ein Sockel, sodann die Hauptmasse, darüber eine Attike, sodann ein Fronton und zuletzt eine wundersam sich aufschlingende Spitze, wo sich die Reste einer Kugel und eines Adlers zeigen. Jede dieser Abtheilungen ist mit den Gliedern, aus denen sie besteht, durchaus mit Bildern und Zierrathen geschmückt.

Diese Eigenschaft deutet denn freilich auf spätere Zeiten; denn dergleichen tritt ein, sobald sich die reine Proportion im Ganzen verliert, wie denn auch hier daran Manches zu erinnern sein möchte.

Dessen ungeachtet muß man anerkennen, daß dieses Werk auf eine erst kurz vergangene höhere Kunst gegründet ist. So waltet denn auch über das Ganze der antike Sinn, in dem das wirkliche Leben dargestellt wird, allegorisch gewürzt durch mythologische Andeutungen. In dem Hauptfelde Mann und Frau von kolossaler Bildung, sich die Hände reichend, durch eine dritte, verloschene Figur als einer segnenden verbunden. Sie stehen zwischen zwei sehr verzierten, mit über einander gestellten tanzenden Kindern geschmückten Pilastern.

Alle Flächen sodann deuten auf die glücklichsten Familienverhältnisse, übereindenkende und -wirkende Verwandte, redliches, genußreiches Zusammenleben darstellend.

Aber eigentlich waltet überall die Thätigkeit vor; ich getraue mir jedoch nicht Alles zu erklären. In einem Felde scheinen sich geschäftüberlegende Handelsleute versammelt zu haben; offenbar aber sind beladene Schiffe, Delphine als Verzierung, Transport auf Saumrossen, Ankunft von Waaren und deren Beschauen, und was sonst noch Menschliches und Natürliches mehr vorkommen dürfte.

Sodann aber auch im Zodiak ein rennendes Pferd, das vielleicht vormals Wagen und Lenker hinter sich zog, in Friesen, sodann sonstigen Räumen und Giebelfeldern Bacchus, Faunen, Sol und Luna, und was sonst noch Wunderbares Knopf und Gipfel verzieren und verziert haben mag.

Das Ganze ist höchst erfreulich, und man könnte auf der Stufe, wo heut zu Tag Bau- und Bildkunst stehen, in diesem Sinne ein herrliches Denkmal den würdigsten Menschen, ihren Lebensgenüssen und Verdiensten gar wohl errichten. Und so war es mir denn recht erwünscht, mit solchen Betrachtungen beschäftigt, den Geburtstag unserer verehrten Herzogin Amalie im Stillen zu feiern, ihr Leben, ihr edles Wirken und Wohlthun umständlich zurückzurufen, woraus sich denn ganz natürlich die Aufregung ergab, ihr in Gedanken einen gleichen Obelisk zu widmen und die sämmtlichen Räume mit ihren individuellen Schicksalen und Tugenden charakteristisch zu verzieren.

Trier, den 25. Oktober.

Die mir nunmehr gegönnte Ruh' und Bequemlichkeit benutzte ich nun ferner, Manches zu ordnen und aufzubewahren, was ich in den wildesten Zeiten bearbeitet hatte. Ich rekapitulirte und redigirte meine chromatischen Akten, zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln, die ich oft genug veränderte, um das, was ich darstellen und behaupten wollte, immer anschaulicher zu machen. Hierauf dacht' ich denn auch meinen dritten Theil von Gehler's physikalischem Lexikon wieder zu erlangen. Auf Erkundigung und Nachforschen fand ich endlich die Küchmagd im Lazareth, das man mit ziemlicher Sorgfalt in einem Kloster errichtet hatte. Sie litt an der allgemeinen Krankheit, doch waren die Räume luftig und reinlich; sie erkannte mich, konnte aber nicht reden, nahm den Band unter dem Haupte hervor und übergab mir ihn so reinlich und wohl erhalten, als ich ihn überliefert hatte, und ich hoffe, die Sorgfalt, der ich sie empfahl, wird ihr zu Gute gekommen sein.

Ein junger Schullehrer, der mich besuchte und mir verschiedene der neusten Journale mittheilte, gab Gelegenheit zu erfreulichen Unterhaltungen. Er verwunderte sich wie so viel Andere, daß ich von Poesie nichts wissen wolle, dagegen auf Naturbetrachtungen mich mit ganzer Kraft zu werfen schien. Er war in der Kantischen Philosophie unterrichtet, und ich konnte ihm daher auf den Weg deuten, den ich eingeschlagen hatte. Wenn Kant in seiner „Kritik der Urtheilskraft" der ästhetischen Urtheilskraft die teleologische zur Seite stellt, so ergiebt sich daraus, daß er andeuten wolle, ein Kunstwerk solle wie ein

Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt und der Werth eines jeden aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden. Ueber solche Dinge konnte ich sehr beredt sein und glaube dem guten jungen Mann einigermaßen genutzt zu haben. Es ist wundersam, wie eine jede Zeit Wahrheit und Irrthum aus dem Kurzvergangenen, ja dem Längstvergangenen mit sich trägt und schleppt, muntere Geister jedoch sich auf neuer Bahn bewegen, wo sie sich's denn freilich gefallen lassen, meist allein zu gehen oder einen Gesellen auf eine kurze Strecke mit sich fortzuziehen.

Trier, den 26. Oktober.

Nun durfte man aber aus solchen ruhigen Umgebungen nicht heraustreten, ohne sich wie im Mittelalter zu finden, wo Klostermauern und der tollste unregelmäßigste Kriegszustand mit einander immerfort kontrastirten. Besonders jammerten einheimische Bürger sowie zurückkehrende Emigrirte über das schreckliche Unheil, was durch die falschen Assignaten über Stadt und Land gekommen war. Schon hatten Handelshäuser gewußt, dergleichen nach Paris zu bringen, und von dort die Falschheit, völlige Ungiltigkeit, die höchste Gefahr vernommen, sich mit dergleichen nur irgend abzugeben. Daß die ächten gleichfalls dadurch in Mißkredit geriethen, daß man bei völliger Umkehrung der Dinge auch wol die Vernichtung aller dieser Papiere zu fürchten habe, fiel Jedermann auf. Dieses ungeheure Uebel nun gesellte sich zu den übrigen, so, daß es vor der Einbildungskraft und dem Gefühl ganz grenzenlos erschien — ein verzweiflungsvoller Zustand, demjenigen ähnlich, wenn man eine Stadt vor sich niederbrennen sieht.

Trier, den 28. Oktober.

Die Wirthstafel, an der man übrigens ganz wohl versorgt war, gab auch ein sinneverwirrendes Schauspiel — Militärs und Angestellte, aller Art Uniform, Farben und Trachten, im Stillen mißmuthig, auch wol in Aeußerungen heftig, aber Alle wie in einer gemeinsamen Hölle zusammengefaßt.

Daselbst begegnete mir ein wahrhaft rührendes Ereigniß; in alter Husaren-Offizier, mittler Größe, grauen Bartes und Haares und funkelnden Auges, kam nach Tisch auf mich zu, ergriff mich bei der Hand und fragte, ob ich denn das Alles auch mit ausgestanden habe. Ich konnte ihm Einiges von Valmy und Hans erzählen, woraus er sich denn gar wohl das Uebrige nachbilden konnte. Hierauf fing er mit Enthusiasmus und warmem Antheil zu sprechen an, Worte, die ich nachzuschreiben kaum wage, des Inhalts, es sei schon unverantwortlich, daß man sie, deren Metier und Schuldigkeit es bleibe, dergleichen Zustände zu erdulden und ihr Leben dabei zuzusetzen, in solche Noth geführt, die vielleicht kaum jemals erhört worden; daß aber auch ich — er drückte seine gute Meinung über meine Persönlichkeit und meine Arbeiten aus, — das hätte mit erdulden sollen, darüber wollt' er sich nicht zufrieden geben. Ich stellte ihm die Sache von der heitern Seite vor, von der Seite, mit meinem Fürsten, dem ich nicht ganz unnütz gewesen, mit so vielen wackern Kriegsmännern zu einer Prüfung diese wenigen Wochen her geduldet zu haben; allein er blieb bei seiner Rede, indessen ein Civilist zu uns trat und dagegen erwiderte, man sei mir Dank schuldig, daß ich das Alles mit ansehen wollen, indem man sich nun gar wohl von meiner geschickten Feder Darstellung und Aufklärung erwarten könne. Der alte Degen wollte davon auch nichts wissen und rief: „Glaubt es nicht, er ist viel zu klug! Was er schreiben dürfte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben!"

Uebrigens mochte man kaum hie und da hinhorchen, der Verdruß war grenzenlos. Und wie es schon eine verdrießliche Empfindung erregt, wenn glückliche Menschen nicht ablassen, uns ihr Behagen vorzurechnen, so ist es noch viel unausstehlicher, wenn uns ein Unheil, das wir selbst aus dem Sinne schlagen möchten, immer wiederkäuend vorgetragen wird. Von den Franzosen, die man haßte, aus dem Lande gedrängt zu sein, genöthigt, mit ihnen zu unterhandeln, mit den Männern des zehnten Augusts sich zu befreunden, das Alles war für Geist und Gemüth so hart, als bisher die körperliche Duldung gewesen. Man schonte der obersten Leitung nicht, und das Vertrauen, das man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre gegönnt hatte, schien für immer verloren.

Trier, den 29. Oktober.

Als man sich nun auf deutschem Grund und Boden wiederfand und aus der ungeheuersten Verwirrung zu entwickeln hoffen durfte, traf uns die Nachricht von Custinens verwegenen und glücklichen Unternehmungen. Das große Magazin zu Speier war in seine Hände gerathen, er hatte darauf gewußt, eine Uebergabe von Mainz zu bewirken. Diese Schritte schienen die grenzenlosesten Uebel nach sich zu ziehen, sie deuteten auf einen außerordentlichen, so kühnen als folgerechten Geist, und da mußte denn schon Alles verloren sein. Nichts fand man wahrscheinlicher und natürlicher, als daß auch schon Koblenz von den Franken besetzt sei, und wie sollten wir unsern Rückweg antreten! Frankfurt gab man in Gedanken gleichfalls auf; Hanau und Aschaffenburg an einer, Kassel an der andern Seite sah man bedroht und was nicht Alles zu fürchten! Vom unseligen Neutralitätssystem die nächsten Fürsten paralysirt, desto lebendig-thätiger die von revolutionären Gesinnungen ergriffene Masse. Sollte man, wie Mainz bearbeitet worden, nicht auch die Gegend und die nächst anstoßenden Provinzen zu Gesinnungen vorbereiten und die schon entwickelten schleunig benutzen? Das Alles mußte zum Gedanken, zur Sprache kommen.

Oefters hört' ich wiederholen: Sollten die Franzosen wol ohne große Ueberlegung und Umsicht, ohne starke Heeresmacht solche bedeutende Schritte gethan haben? Custinens Handlungen schienen so kühn als vorsichtig; man dachte sich ihn, seine Gehilfen, seine Obern als weise, kräftige, konsequente Männer. Die Noth war groß und sinneverwirrend, unter allen bisher erduldeten Leiden und Sorgen ohne Frage die größte.

Mitten in diesem Unheil und Tumulte fand mich ein verspäteter Brief meiner Mutter, ein Blatt, das an jugendlich-ruhige, städtisch-häusliche Verhältnisse gar wundersam erinnerte. Mein Oheim, Schöff Textor, war gestorben, dessen nahe Verwandtschaft mich von der ehrenhaft-wirksamen Stelle eines Frankfurter Rathsherrn bei seinen Lebzeiten ausschloß, worauf man herkömmlich-löblicher Sitte gemäß meiner sogleich gedachte, der ich unter den Frankfurter Graduirten ziemlich weit vorgerückt war.

Meine Mutter hatte den Auftrag erhalten, bei mir anzufragen, ob ich die Stelle eines Rathsherrn annehmen würde, wenn mir, unter die Loosenden gewählt, die goldene Kugel zu-

iele. Vielleicht konnte eine solche Anfrage in keinem seltsamern Augenblicke anlangen als in dem gegenwärtigen; ich war betroffen, in mich selbst zurückgewiesen; tausend Bilder stiegen vor mir auf und ließen mich nicht zu Gedanken kommen. Wie über ein Kranker oder Gefangener sich wol im Augenblicke in einem erzählten Märchen zerstreut, so war auch ich in andere Sphären und Jahre versetzt.

Ich befand mich in meines Großvaters Garten, wo die reich mit Pfirsichen gesegneten Spaliere des Enkels Appetit gar üstern ansprachen und nur die angedrohte Verweisung aus diesem Paradiese, nur die Hoffnung, die reifste, rothbäckigste Frucht aus des wohlthätigen Ahnherrn eigner Hand zu erhalten, solche Begierde bis zum endlichen Termin einigermaßen beschwichtigen konnte.

Sodann erblickt' ich den ehrwürdigen Altvater um seine Rosen beschäftigt, wie er gegen die Dornen mit alterthümlichen Handschuhen, als Tribut überreicht von zollbefreiten Städten, sich vorsichtig verwahrte, dem edlen Laertes gleich, nur nicht wie Dieser sehnsüchtig und kummervoll. Dann erblickt' ich ihn im Ornat als Schultheiß, mit der goldnen Kette, auf dem Thronsessel unter des Kaisers Bildniß, sodann leider im halben Bewußtsein einige Jahre auf dem Krankenstuhle und endlich im Sarge.

Bei meiner letzten Durchreise durch Frankfurt hatte ich meinen Oheim im Besitz des Hauses, Hofes und Gartens gefunden, der als wackrer Sohn, dem Vater gleich, die höheren Stufen freistädtischer Verfassung erstieg. Hier im traulichen Familienkreis, in dem unveränderten, altbekannten Lokal riefen sich jene Knabenerinnerungen lebhaft hervor und traten mir nun neukräftig vor die Augen.

Sodann gesellten sich zu ihnen andere jugendliche Vorstellungen, die ich nicht verschweigen darf. Welcher reichstädtische Bürger wird leugnen, daß er früher oder später den Rathsherrn, Schöff und Burgemeister im Auge gehabt und seinem Talent gemäß nach diesen, vielleicht auch nach minderen Stellen emsig und vorsichtig gestrebt! Denn der süße Gedanke, an irgend einem Regimente Theil zu nehmen, erwacht gar bald in der Brust eines jeden Republikaners, lebhafter und stolzer schon in der Seele des Knaben.

Diesen freundlichen Kinderträumen konnt' ich mich jedoch nicht lange hingeben; nur allzu schnell aufgeschreckt, besah ich mir

die ahnungsvolle Lokalität, die mich umfaßte, die traurigen Umgebungen, die mich beengten, und zugleich die Aussicht nach der Vaterstadt getrübt, ja verfinstert. Mainz in französischen Händen, Frankfurt bedroht, wo nicht schon eingenommen, der Weg dorthin versperrt und innerhalb jener Mauern, Straßen, Plätze, Wohnungen Jugendfreunde, Blutverwandte vielleicht schon von demselben Unglück ergriffen, daran ich Longwy und Verdun so grausam hatte leiden sehen; wer hätte gewagt, sich in solchen Zustand zu stürzen!

Aber auch in der glücklichsten Zeit jenes ehrwürdigen Staatskörpers wäre mir nicht möglich gewesen, auf diesen Antrag einzugehen; die Gründe waren nicht schwer auszusprechen. Seit zwölf Jahren genoß ich eines seltenen Glückes, des Vertrauens wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glücklich ausgebildete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit, mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Grenzen, sowie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen, Gemahlin und Mutter, an die heranwachsende Familie, an ein Land, dem ich doch auch Manches geleistet hatte. Und mußte ich nicht zugleich jenes Zirkels neuerworbener höchstgebildeter Freunde gedenken, auch so manches andern häuslich Lieben und Guten, was sich aus meinen treubeharrlichen Zuständen entwickelt hatte! Diese bei solcher Gelegenheit abermals erregten Bilder und Gefühle erheiterten mich auf einmal in dem betrübtesten Augenblick; denn man ist schon halb gerettet, wenn man aus traurigster Lage im fremden Land einen hoffnungsvollen Blick in die gesicherte Heimath zu thun aufgeregt wird; so genießen wir diesseits auf Erden, was uns jenseits der Sphären zugesagt ist.

In solchem Sinne begann ich den Brief an meine Mutter, und wenn sich diese Beweggründe zunächst auf mein Gefühl, auf persönliches Behagen, individuellen Vortheil zu beziehen schienen, so hatt' ich noch andere hinzuzufügen, die auch das Wohl meiner Vaterstadt berücksichtigten und meine dortigen Gönner überzeugen konnten.

Denn wie sollt' ich mich in dem ganz eigenthümlichen Kreis thätig wirksam erzeigen, wozu man vielleicht mehr als zu jeden andern treulich herangebildet sein muß? Ich hatte mich seit so viel Jahren zu Geschäften, meinen Fähigkeiten angemessen

wöhnt, und zwar solchen, die zu städtischen Bedürfnissen und wecken kaum verlangt werden möchten. Ja, ich durfte hinzugen, daß, wenn eigentlich nur Bürger in den Rath aufgeommen werden sollten, ich nunmehr jenem Zustand so entembet sei, um mich völlig als einen Auswärtigen zu betrachten.

Dieses Alles gab ich meiner Mutter dankbar zu erkennen, elche sich auch wol nichts Anderes erwartete. Freilich mag eser Brief spät genug zu ihr gelangt sein.

Trier, den 29. Oktober.

Mein junger Freund, mit dem ich gar manche angenehme issenschaftliche und literarische Unterhaltung genoß, war auch n Geschichtlichen der Stadt und Umgebung gar wohl erfahren. nsere Spaziergänge bei leidlichem Wetter waren deshalb immer lehrend, und ich konnte mir das Allgemeinste merken.

Die Stadt an sich hat einen auffallenden Charakter; sie hauptet, mehr geistliche Gebäude zu besitzen als irgend eine ndere von gleichem Umfang, und möchte ihr dieser Ruhm wol um zu leugnen sein; denn sie ist innerhalb der Mauer von irchen, Kapellen, Klöstern, Konventen, Kollegien, Ritter- und rüdergebäuden belastet, ja erdrückt, außerhalb von Abteien, tiftern, Karthausen blockirt, ja belagert.

Dieses zeugt denn von einem weiten geistlichen Wirkungseis, welchen der Erzbischof sonst von hier aus beherrschte; nn seine Diözes war auf Metz, Toul und Verdun ausgedehnt. uch dem weltlichen Regiment fehlt es nicht an schönen Besitzümern, wie denn der Kurfürst von Trier auf beiden Seiten r Mosel ein herrliches Land beherrscht, und so fehlt es auch rier nicht an Palästen, welche beweisen, daß zu verschiedener eit von hier aus die Herrschaft sich weit und breit erstreckte.

Der Ursprung der Stadt verliert sich in die Fabelzeit; das freuliche Lokal mag früh genug Anbauende hierher gelockt aben. Die Trevirer waren ins römische Reich eingeschlossen, st Heiden, dann Christen, von Normannen und von Franken erwältigt, und zuletzt ward das schöne Land dem römisch-utschen Reiche einverleibt.

Ich wünschte wol, die Stadt in guter Jahreszeit an friedhen Tagen zu sehen, ihre Bürger näher kennen zu lernen, elche von je her den Ruf haben, freundlich und fröhlich zu sein.

Von erster Eigenschaft finden sich in diesem Augenblicke wol noch Spuren, von der zweiten kaum; und wie sollte Fröhlichkeit sich in einem so widerwärtigen Zustande erhalten!

Freilich, wer in die Annalen der Stadt zurücksieht, findet wiederholte Nachricht von Kriegsunheil, das diese Gegend betroffen, da das Moselthal, ja der Fluß selbst dergleichen Züge begünstigt. Attila sogar aus dem fernsten Osten hatte mit seinem unzählbaren Heere Vor- und Rückzug wie wir durch diese Flußregion genommen. Was erduldeten die Einwohner nicht im dreißigjährigen Kriege, bis zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, indem sich der Fürst an Frankreich als den nachbarlichsten Alliirten angeschlossen hatte und darüber in langwierige östreichische Gefangenschaft gerieth. Auch an inneren Kriegen erkrankte die Stadt mehr als einmal, wie es überall in bischöflichen Städten sich ereignen mußte, wo der Bürger mit geistlich-weltlicher Obergewalt sich nicht immer vertragen konnte.

Mein Führer, indem er mich geschichtlich unterrichtete, machte mich auf Gebäude der verschiedensten Zeit aufmerksam, wovon das Meiste kurios und daher wol merkwürdig schien, Weniges aber dem Geschmacksurtheil erfreulich zusagte, wie vorher an dem Monumente zu Igel gerühmt werden konnte.

Die Reste des römischen Amphitheaters fand ich respektabel; da aber das Gebäude über sich selbst zusammengestürzt und wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte als Steinbruch behandelt war, ließ sich nichts entziffern. Bewundernswerth jedoch war noch immer, wie die Alten ihrer Weisheit gemäß große Zwecke mit mäßigen Mitteln hervorzubringen suchten und die Naturgelegenheit eines Thals zwischen zwei Hügeln zu nutzen gewußt, wo die Gestalt des Bodens an Exkavation und Substruktion dem Baumeister Vieles glücklich ersparte. Wenn man nun von den ersten Höhen des Martisberges, wo diese Ruine gelegen, etwas weiter aufsteigt, so sieht man über alle Reliquien der Heiligen, über Dome, Dächer und Schirme nach dem Apolloberg hinüber, und so behaupten beide Götter, den Merkur zur Seite, ihres Namens Gedächtniß; die Bilder waren zu beseitigen, der Genius nicht.

Zu Betrachtung der Baukunst früherer Mittelzeit bietet Trier merkwürdige Monumente; ich habe von solchen Dingen wenige Kenntniß, und sie sprechen nicht zum gebildeten Sinn. Mich wollte der Anblick bei einiger Theilnahme verwirren; Manches davon ist verschüttet, zerstückt, zu anderm Gebrauche gewidmet.

Ueber die große Brücke, auch noch im Alterthum gegründet, hrte man mich im heitersten Momente; hier nun sieht man utlich, wie die Stadt auf einer mit ausspringendem Winkel ch dem Fluß zudrängenden Fläche, welche denselben gegen das te Ufer hinweist, erbaut ist.

Nun überschaut man vom Fuße des Apolloberges Fluß, rücke, Mühlen, Stadt und Gegend, da sich denn die noch nicht nz entlaubten Weinberge sowol zu unsern Füßen als auf den ten Höhen des Martisberges gegenüber gar freundlich aushmen, anschaulich machten, in welcher gesegneten Gegend m sich befinde, und ein Gefühl von Wohlfahrt und Behagen vecken, welches über den Weinländern in der Luft zu schweben eint. Die besten Sorten Moselwein, die uns nun zu Theil rden, schienen nach diesem Ueberblick einen angenehmern Gemack zu haben.

Trier, den 29. Oktober.

Unser fürstlicher Heerführer kam an und nahm Quartier Kloster St. Maximin. Diese reichen und sonst überglückhen Menschen hatten denn freilich schon eine gute Zeit her roße Unruhe erduldet; die Brüder des Königs waren dort einartiert gewesen, und nachher war es nicht wieder leer geworden. ne solche Anstalt, aus Ruh und Frieden entsprungen, auf ih und Friede berechnet, nahm sich freilich unter diesen Umnden wunderlich aus, da, man mochte noch so schonend verren, ein gewaltiger Gegensatz des Ritter- und Mönchthums hervorthat. Der Herzog wußte jedoch hier wie überall, bst als ungebetener Gast, durch Freigebigkeit und freundliches tragen sich und die Seinigen angenehm zu machen.

Mich aber sollte auch hier der böse Kriegsdämon wieder rfolgen. Unser guter Obrist von Gotsch war gleichfalls im oster einquartiert; ich fand ihn zur Nacht seinen Sohn beichend und besorgend, welcher an der unglücklichen Krankheit ichfalls hart darniederlag. Hier mußt' ich nun wieder die tanei und Verwünschung unseres Feldzugs aus dem Munde es alten Soldaten und Vaters vernehmen, der die sämmtpen Fehler mit Leidenschaft zu rügen berechtigt war, die er s Soldat einsah und als Vater verfluchte. Auch die Isletten

kamen wieder zur Sprache, und es mußte wirklich ein Jeder, der sich diesen unseligen Punkt deutlich machte, durchaus verzweifeln.

Ich erfreute mich der Gelegenheit, die Abtei zu sehen, und fand ein weitläufiges, wahrhaft fürstliches Gebäude, die Zimmer von bedeutender Größe und Höhe und die Fußboden getäfelt, Sammet und damastne Tapeten, Stuckatur, Verguldung und Schnitzwerk nicht gespart, und was man sonst in solchen Palästen zu sehen gewohnt ist, Alles doppelt und dreifach in großen Spiegeln wiederholt.

Auch ward den einquartierten Personen ganz wohl dahier; die Pferde jedoch konnten nicht sämmtlich untergebracht werden; sie mußten unter freiem Himmel aushalten, ohne Lagerstätte, Raufen und Tröge. Unglücklicherweise waren die Futtersäcke gefault, und so mußte der Hafer von der Erde aufgeschnopert werden.

Wenn aber die Stallungen unbedeutend waren, so fand man die Keller desto geräumiger. Noch über die eigenen Weinberge genoß das Kloster die Einnahme von vielen Zehnten. Freilich mochte in den letzten Monaten gar manches Stückfaß geleert worden sein; es lagen deren viele auf dem Hofe.

Den 30. Oktober

gab unser Fürst große Tafel; drei der vornehmsten geistlichen Herren waren eingeladen, sie hatten köstliches Tischzeug, sehr schönes Porzellan-Service hergegeben; von Silber war wenig zu sehen; Schätze und Kostbarkeiten lagen in Ehrenbreitstein. Die Speisen von den fürstlichen Köchen schmackhaft zubereitet; Wein, der uns früher hatte nach Frankreich folgen sollen, von Luxemburg zurückkehrend, ward hier genossen; was aber am Meisten Lob und Preis verdiente, war das kostbarste weiße Brod, das an den Gegensatz des Kommißbrods bei Hans erinnerte.

Ich hatte mich, als ich nach Trierischer Geschichte in diesen Tagen forschte, nothwendig auch um die Abtei St. Maximin bekümmern müssen; ich konnte daher mit meinem geistlichen Nachbar ein ganz auslangendes geschichtliches Gespräch führen. Das hohe Alter des Stifts ward vorausgesetzt; dann gedachte man seiner mannichfaltig wechselnden Schicksale, der nahen Lage

es Stifts an der Stadt, beiden Theilen gleich gefährlich; wie s denn im Jahre 1674 niedergebrannt und völlig verwüstet urde. Von dem Wiederaufbau und der allmählichen Herstellung n den gegenwärtigen Zustand ließ ich mich auch unterrichten. Dazu konnte man viel Gutes sagen und die Anstalten preisen, welches der geistliche Herr auch gern vernahm; von den letzten Zeiten aber wollte er nichts Rühmliches wissen; die französischen Prinzen waren da lange im Quartier gelegen, und man hatte von manchem Unfug, Uebermuth und Verschwendung zu hören.

Bei Abwechselung des Gesprächs daher ging ich wieder ins Geschichtliche zurück; als ich aber der frühern Zeit erwähnte, wo das Stift sich dem Erzbischof gleichgesetzt und der Abt Reichsstand des römisch-deutschen Reichs gewesen, wich er lächelnd aus, als wenn er eine solche Erinnerung in der neusten Zeit für verfänglich halte.

Die Sorge des Herzogs für sein Regiment ward nun thätig und klar; denn als die Kranken zu Wagen fortzubringen unmöglich war, so ließ der Fürst ein Schiff miethen, um sie bequem nach Koblenz zu transportiren.

Nun aber kamen andere, auf eine eigene Weise preßhafte Kriegsmänner an. Auf dem Rückzuge hatte man gar bald bemerkt, daß die Kanonen nicht fortzubringen seien; die Artilleriepferde kamen um, eines nach dem andern; wenig Vorspann war zu finden; die Pferde, auf dem Hinzug requirirt, beim Herzug geflüchtet, fehlten überall; man griff zu der letzten Maßregel: von jedem Regiment mußte eine starke Anzahl Reiter absitzen und zu Fuße wandern, damit das Geschütz gerettet werde. In ihren steifen Stiefeln, die zuletzt nicht mehr durchhalten wollten, litten diese braven Menschen bei dem schrecklichen Wege unendlich; aber auch ihnen erheiterte sich die Zeit; denn es ward Anstalt getroffen, daß auch sie zu Wasser nach Koblenz fahren konnten.

November.

Mein Fürst hatte mir aufgetragen, dem Marquis Lucchesini aufzuwarten, eine Abschiedsempfehlung auszusprechen und mich nach Einigem zu erkundigen. Bei später Abendzeit, nicht ohne einige Schwierigkeiten ward ich bei diesem mir früher nicht un-

gewogenen, bedeutenden Manne eingelassen. Die Anmuth und Freundlichkeit, mit der er mich empfing, war wohlthätig, nicht so die Beantwortung meiner Fragen und Erfüllung meiner Wünsche. Er entließ mich, wie er mich aufgenommen hatte, ohne mich im Mindesten zu fördern, und man wird mir zutrauen, daß ich darauf vorbereitet gewesen.

Als ich nun die Abfahrt jener Kranken und ermüdeten Reiter eifrig betreiben sah, ergriff mich gleichfalls das Gefühl, es sei wol am Besten gethan, einen Ausweg auf dem Wasser zu suchen. Sehr ungern ließ ich meine Chaise zurück, die man mir aber nach Koblenz nachzusenden versprach, und miethete ein einmänniges Boot, wo mir denn beim Einschiffen meine sämmtlichen Habseligkeiten, gleichsam vorgezählt, einen sehr angenehmen Eindruck machten, indem ich sie mehr als einmal verloren glaubte oder zu verlieren fürchtete. Zu dieser Fahrt gesellte sich ein preußischer Offizier, den ich als alten Bekannten aufnahm, dessen ich mich als Pagen gar wohl erinnerte und dem seine Hofzeit noch gar deutlich vorschwebte, wie er mir denn gewöhnlich den Kaffee wollte präsentirt haben.

Das Wetter war leidlich, die Fahrt ruhig, und man erkannte die Anmuth dieser Wohlthat um so mehr, je mühseliger auf dem Landwege, der sich dem Flusse hie und da näherte, die Kolonnen dahinzogen oder auch wol von Zeit zu Zeit stockend verweilten. Schon in Trier hatte man geklagt, daß bei so eiligem Rückmarsch die größte Schwierigkeit sei, Quartier zu finden, indem gar oft die einem Regiment angewiesenen Ortschaften schon besetzt gefunden worden, wodurch große Noth und Verwirrung entstehe.

Die Uferansichten der Mosel waren längs dieser Fahrt höchst mannichfaltig; denn obgleich das Wasser eigensinnig seinen Hauptlauf von Südwest nach Nordost richtet, so wird es doch, da es ein schikanöses gebirgisches Terrain durchstreift, von beiden Seiten durch vorspringende Winkel bald rechts, bald links gedrängt, so daß es nur im weitläufigen Schlangengange fortwandeln kann. Deswegen ist denn aber auch ein tüchtiger Fährmeister höchst nöthig; der unsere bewies Kraft und Gewandtheit, indem er bald hier einen vorgeschobenen Kies zu vermeiden, sogleich aber dort den an steiler Felswand herfluthenden Strom zu schnellerer Fahrt kühn zu benutzen wußte. Die vielen Ortschaften zu beiden Seiten gaben den muntersten Anblick; der Weinbau, überall sorgfältig gepflegt, ließ auf ein

heiteres Volk schließen, das keine Mühe schont, den köstlichen Saft zu erzielen. Jeder sonnige Hügel war benutzt; bald aber bewunderten wir schroffe Felsen am Strom, auf deren schmalen vorragenden Kanten wie auf zufälligen Naturterrassen der Weinstock zum Allerbesten gedieh.

Wir landeten bei einem artigen Wirthshause, wo uns eine alte Wirthin wohl empfing, manches erduldete Ungemach beklagte, den Emigrirten aber besonders alles Böse gönnte. Sie habe, sagte sie, an ihrem Wirthstische gar oft mit Grauen gesehen, wie diese gottesvergessenen Menschen das liebe Brod kugel- und brockenweise sich an den Kopf geworfen, so daß sie und ihre Mägde es nachher mit Thränen zusammengekehrt.

Und so ging es mit gutem Glück und Muth immer weiter hinab bis zur Dämmerung, da wir uns denn aber in das mäandrische Flußgewinde, wie es sich gegen die Höhen von Montreal herandrängt, verschlungen sahen. Nun überfiel uns die Nacht, bevor wir Trarbach erreichen oder auch nur gewahren konnten. Es ward stockfinster; eingeengt wußten wir uns zwischen mehr oder weniger steilem Ufer, als ein Sturm, bisher schon ruckweise verkündigt, gewaltsam anhaltend hereinbrach; bald schwoll der Strom im Gegenwinde, bald wechselten abprallende Windstöße, niederstürzend mit wüthendem Sausen; eine Welle nach der andern schlug über den Kahn, wir fühlten uns durchnäßt. Der Schiffmeister barg nicht seine Verlegenheit; die Noth schien immer größer, je länger sie dauerte, und der Drang war aufs Höchste gestiegen, als der wackere Mann versicherte, er wisse weder, wo er sei, noch wohin er steuern solle.

Unser Begleiter verstummte, ich war still in mir gefaßt. Wir schwebten in der tiefsten Finsterniß, nur manchmal wollte mir scheinen, daß Massen über mir doch noch etwas dunkler als der verfinsterte Himmel sich dem Auge bemerklich machten; dies gewährte jedoch wenig Trost und Hoffnung; zwischen Land und Fels eingeschlossen zu sein, drang sich immer ängstlicher auf. Und so wurden wir im Stockfinstern lange hin und her geworfen, bis sich endlich in der Ferne ein Licht und damit auch Hoffnung aufthat. Nun ward nach Möglichkeit drauf los gesteuert und gerudert, wobei sich Paul nach Kräften thätig erwies.

Endlich stiegen wir in Trarbach glücklich ans Land, wo man uns in einem leidlichen Gasthofe Henne mit Reis alsobald anbot. Ein angesehener Kaufmann aber, die Landung

von Fremden in so tiefer stürmischer Nacht vernehmend, nöthigte uns in sein Haus, wo wir bei hellem Kerzenschein in wohlgeschmückten Zimmern englische schwarze Kunstblätter, in Rahm und Glas gar zierlich aufgehangen, mit Freude, ja mit Rührung gegen die kurz vorher erduldeten finsteren Gefährlichkeiten begrüßend erblickten. Herr und Frau, noch junge Leute, beeiferten sich, uns gütlich zu thun; wir genossen des köstlichsten Moselweins, an dem sich mein Gefährte, der eine Wiederherstellung freilich am Nöthigsten haben mochte, besonders erquickte.

Paul gestand, daß er schon Rock und Stiefel ausgezogen, um, wenn wir scheitern sollten, uns durch Schwimmen zu erretten; wobei er sich denn freilich nur allein möchte durchgebracht haben.

Kaum hatten wir uns getrocknet und gelabt, als es in mir schon wieder zu treiben anfing und ich fortzueilen begehrte. Der freundliche Wirth wollte uns nicht entlassen, sondern verlangte vielmehr, wir sollten den morgenden Tag noch zugeben, versprach auch von einer benachbarten Höhe die weiteste, schönste Aussicht über ein bedeutend Gelände und manches Andere, was uns zur Erquickung und Zerstreuung hätte dienen können. Aber es ist wunderbar: wie sich der Mensch an ruhige Zustände gewöhnt und in denselben verharren mag, so giebt es auch eine Gewöhnung zum Unruhigen; es war in mir die Nöthigung zu einem rollenden Forteilen, der ich nicht gebieten konnte.

Als wir daher fortzueilen im Begriff standen, nöthigte uns der wackere Mann noch zwei Matratzen auf, damit wir im Schiff wenigstens einige Bequemlichkeit hätten; die Frau gab solche nicht gerne her, welches ihr, da der Barchent neu und schön, gar nicht zu verdenken war. Und so ereignet sich's oft in Einquartierungsfällen, daß bald der eine, bald der andere Gatte dem aufgedrungenen Gast mehr oder weniger wohl will.

Bis Koblenz schwammen wir ruhig hinunter, und ich erinnere mich nur deutlich, daß ich am Ende der Fahrt das schönste Naturbild gesehen, was mir vielleicht zu Augen gekommen. Als wir gegen die Moselbrücke zu fuhren, stand uns dieses schwarze mächtige Bauwerk kräftig entgegen; durch die Bogenöffnungen aber schauten die stattlichen Gebäude des Thals, über der Brückenlinie sodann das Schloß Ehrenbreitstein im blauen Dufte durch und hervor; rechts bildete die Stadt, an die Brücke sich anschließend, einen tüchtigen Vorgrund. Dieses Bild gab einen herrlichen, aber nur augenblicklichen Genuß; denn wir landeten und schickten sogleich gewissenhaft die Ma-

ßen unversehrt an das von den wackern Trarbachern uns eichnete Handelshaus.

Dem Herzog von Weimar war ein schönes Quartier einäumt, worin auch ich ein gutes Unterkommen fand. Die mee rückte nach und nach heran; die Dienerschaft des fürstyen Generals traf ein und konnte nicht genug von den Unden erzählen, die sie erleiden müssen. Wir segneten uns, Wasserfahrt eingeschlagen zu haben, und die glücklich überndene Windsbraut schien nur ein geringes Uebel gegen eine ckende und überall gehinderte Landfahrt.

Der Fürst selbst war angekommen. Um den König verammelten sich viele Generale; ich aber, in einsamen Spazierngen den Rhein hin, wiederholte mir die wunderlichen Erisse der vergangenen Wochen.

Ein französischer General, La Fayette, Haupt einer großen rtei, vor Kurzem der Abgott seiner Nation, des vollkommensten rtrauens der Soldaten genießend, lehnt sich gegen die Oberwalt auf, die allein nach Gefangennehmung des Königs das ich repräsentirt; er entflieht, seine Armee, nicht stärker als einundzwanzigtausend Mann, bleibt ohne General und Oberiziere, desorganisirt, bestürzt.

Zur selbigen Zeit betritt ein mächtiger König mit einem ptzigtausend Mann starken verbündeten Heere den Boden n Frankreich; zwei befestigte Städte, nach geringem Zaudern, geben sich.

Nun erscheint ein wenig gekannter General, Dumouriez; ne jemals einen Oberbefehl geführt zu haben, nimmt er, gendt und klug, eine sehr starke Stellung; sie wird durchbrochen, d doch erreicht er eine zweite, wird auch daselbst eingeschlossen, d zwar so, daß der Feind sich zwischen ihn und Paris stellt.

Aber sonderbar verwickelte Zustände werden durch anhaldes Regenwetter herbeigeführt; das furchtbare alliirte Heer, cht weiter als sechs Stunden von Chalons und zehn von eims, sieht sich abgehalten, diese beiden Orte zu gewinnen, quemt sich zum Rückzug, räumt die zwei eroberten Plätze, rliert über ein Drittel seiner Mannschaft und davon höchstens eitausend durch die Waffen, und sieht sich nun wieder am eine. Alle diese Begegnisse, die an das Wunderbare grenzen,

ereignen sich in weniger als sechs Wochen, und Frankreich ist aus der größten Gefahr gerettet, deren seine Jahrbücher jemals gedenken.

Vergegenwärtige man sich nun die vielen tausend Theilnehmer an solchem Mißgeschick, denen das grimmige Leibes- und Seelenleiden einiges Recht zur Klage zu geben schien, so wird man sich leicht vorstellen, daß nicht Alles im Stillen abgethan ward, und so sehr man sich auch vorzusehen gedachte, doch aus einem vollen Herzen der Mund zu Zeiten überging.

Und so begegnete denn auch mir, daß ich an großer Tafel neben einem alten trefflichen General saß und vom Vergangenen zu sprechen mich nicht ganz enthielt, worauf er mir zwar freundlich, aber mit gewisser Bestimmtheit antwortete: „Erzeigen Sie mir morgen früh die Ehre, mich zu besuchen, da wir uns hierüber freundlich und aufrichtig besprechen wollen!" Ich schien es anzunehmen, blieb aber aus und gelobte mir innerlich, das gewohnte Stillschweigen so bald nicht wieder zu brechen.

Auf der Wasserfahrt sowie auch in Koblenz hatte ich manche Bemerkung gemacht zum Vortheil meiner chromatischen Studien; besonders war mir über die epoptischen Farben ein neues Licht aufgegangen, und ich konnte immer mehr hoffen, die physischen Erscheinungen in sich zu verknüpfen und sie von andern abzusondern, mit denen sie in entfernterer Verwandtschaft zu stehen schienen.

Auch kam mir des treuen Kämmerier Wagner Tagebuch zu Ergänzung des meinigen gar wohl zu Statten, das ich in den letzten Tagen ganz und gar vernachlässigt hatte.

Des Herzogs Regiment war herangekommen und kantonirte in den Dörfern gegen Neuwied über. Hier bewies der Fürst die väterlichste Sorgfalt für seine Untergebenen; jeder Einzelne durfte seine Noth klagen, und so viel nur möglich ward abgestellt und nachgeholfen. Lieutenant von Flotow, in der Stadt auf Kommando stehend und dem Wohlthäter am Nächsten, erwies sich thätig und hilfreich. Dem Hauptbedürfniß an Schuhen und Stiefeln wurde dadurch abgeholfen, daß man Leder kaufte und die im Regimente sich findenden Schuster unter den Meistern der Stadt arbeiten ließ. Auch für Reinlichkeit und Zierde war gesorgt, gelbe Kreide angeschafft, die Kollets gesäubert und gefärbt, und unsere Reiter trabten wieder ganz schmuck einher.

Meine Studien jedoch sowol als die heitere Unterhaltung

hit den Kanzlei- und Hausgenossen wurden gar sehr belebt
urch den Ehrenwein, welcher von trefflicher Moselsorte unserem
ürsten vom Stadtrathe gereicht ward und welchen wir, da
er Fürst meist auswärts speiste, zu genießen die Erlaubniß
atten. Als wir Gelegenheit fanden, einem von den Gebern
arüber ein Kompliment zu machen, und dankbar anerkannten,
aß sie sich bei solcher Gelegenheit um unsertwillen mancher
uten Flasche berauben wollen, vernahmen wir die Erwiderung,
aß sie uns dies und noch viel mehr gönnten und nur die
ässer bedauerten, welche sie an die Emigrirten wenden müssen,
elche zwar viel Geld, aber auch viel Unheil über die Stadt
ebracht, ja den Zustand derselben völlig umgekehrt; besonders
ber wollte man ihr Betragen gegen den Fürsten nicht rühmen,
n dessen Stelle sie sich gewissermaßen gesetzt und gegen seinen
Willen kühnlich Unverantwortliches unternommen.

In der letzten, Unheil drohenden Zeit war er auch nach
Regensburg abgereist, und ich schlich zu schöner heiterer Mittags-
unde an sein Schloß hin, das auf dem linken Rheinufer etwas
berhalb der Stadt wunderschön, seitdem ich diese Gegend nicht
etreten, aus der Erde gewachsen war. Es stand einsam und
ls die allerneuste, wenn auch nicht architektonische, doch politische
Ruine da, und ich hatte nicht den Muth, mir von dem umher-
handelnden Schloßvogt den Eingang zu gewinnen. Wie schön
ar die nähere und weitere Umgebung, wie angebaut und
artenreich der Raum zwischen Schloß und Stadt, die Aussicht
en Rhein stromauf ruhig und besänftigend, gegen Stadt und
Festung aber prächtig und aufregend!

In der Absicht, mich übersetzen zu lassen, ging ich zur fliegen-
den Brücke, ward aber aufgehalten oder hielt mich vielmehr
elbst auf in Beschauung eines östreichischen Wagentransportes,
welcher nach und nach übergesetzt wurde. Hier ereignete sich
in Streit zwischen einem preußischen und östreichischen Unter-
offizier, welcher den Charakter beider Nationen klar ins Licht
etzte.

Vom Oestreicher, der hieher postirt war, um die möglich
chnelle Ueberfahrt der Wagenkolonne zu beaufsichtigen, aller
Verwirrung vorzubeugen und deshalb kein anderes Fuhrwerk
dazwischen zu lassen, verlangte der Preuße heftig eine Aus-
nahme für sein Wägelchen, auf welchem Frau und Kind mit
einigen Habseligkeiten gepackt waren. Mit großer Gelassenheit
versagte der Oestreicher die Forderung, auf die Ordre sich be-

rufend, die ihm dergleichen ausdrücklich verbiete; der Preuße ward heftiger, der Oestreicher wo möglich gelassener, er litt keine Lücke in der ihm empfohlenen Kolonne, und der Andere fand sich einzudrängen keinen Raum. Endlich schlug der Zudringliche an seinen Säbel und forderte den Widerstehenden heraus; mit Drohen und Schimpfen wollte er seinen Gegner ins nächste Gäßchen bewegen, um die Sache daselbst auszumachen; der höchst ruhige, verständige Mann aber, der die Rechte seines Postens gar wohl kannte, rührte sich nicht und hielt Ordnung nach wie vor.

Ich wünschte diese Scene wol von einem Charakterzeichner aufgefaßt; denn wie im Betragen so auch in Gestalt unterschieden sich Beide: der Gelassene war stämmig und stark, der Wüthende, denn zuletzt erwies er sich so, hager, lang, schmächtig und rührig.

Die auf diesen Spazierweg zu verwendende Zeit war zum Theil schon verstrichen, und mir vertrieb die Furcht vor ähnlichen Retardationen bei der Rückkehr jede Lust, das sonst so geliebte Thal zu besuchen, das doch nur das Gefühl schmerzlichen Entbehrens erregt und mich fruchtlos zu Betrachtung früherer Jahre aufgeregt hätte; doch stand ich lange, hinüberschauend, friedlicher Zeiten mitten im verwirrenden Wechsel irdischer Ereignisse treulich eingedenk.

Und so traf es zufällig, daß ich von den Maßregeln zum ferneren Feldzuge auf dem rechten Ufer näher unterrichtet ward. Des Herzogs Regiment rüstete sich hinüberzuziehen; der Fürst selbst mit seiner ganzen Umgebung sollte folgen. Mir bangte vor jeder Fortsetzung des kriegerischen Zustandes, und das Fluchtgefühl ergriff mich abermals. Ich möchte dies ein umgekehrtes Heimweh nennen, eine Sehnsucht ins Weite statt ins Enge. Ich stand, der herrliche Fluß lag vor mir, er gleitete so sanft und lieblich hinunter in ausgedehnter breiter Landschaft; er floß zu Freunden, mit denen ich trotz manchem Wechseln und Wenden immer treu verbunden geblieben. Mich verlangte aus der fremden, gewaltsamen Welt an Freundesbrust, und so miethete ich nach erhaltenem Urlaub eilig einen Kahn bis Düsseldorf, meine noch immer zurückbleibende Chaise Koblenzer Freunden empfehlend, mit Bitte, sie mir hinabwärts zu spediren.

Als ich nun mit meinen Habseligkeiten mich eingeschifft und sogleich auf dem Strome dahinschwimmen sah, begleitet vom

getreuen Paul und einem blinden Passagier, welcher gelegentlich u rudern sich verband, hielt ich mich für glücklich und von llem Uebel befreit.

Indessen standen noch einige Abenteuer bevor. Wir hatten nicht lange flußabwärts gerudert, als zu bemerken war, daß er Kahn ein starkes Leck haben müsse, indem der Fährmann on Zeit zu Zeit das Wasser fleißig ausschöpfte. Und nun entdeckte sich erst, daß wir bei übereilt unternommener Fahrt nicht edacht hatten, wie auf die weite Strecke hinab von Koblenz is Düsseldorf der Schiffer nur ein altes Boot zu nehmen flegt, um es unten als Brennholz zu verkaufen und, sein Fährld in der Tasche, ganz leicht nach Hause zu wandern.

Indessen fuhren wir getrost dahin. Eine sternhelle, doch ehr kalte Nacht begünstigte unsere Fahrt, als auf einmal der remde Ruderer verlangte, ans Land gesetzt zu werden, und sich nit dem Schiffer zu streiten anfing, an welcher Stelle es denn igentlich für den Wandrer am Vortheilhaftesten sei, worüber e sich nicht vereinigen konnten.

Unter diesen Händeln, die mit Heftigkeit geführt wurden, ürzte unser Fährmann ins Wasser und wurde nur mit Mühe erausgezogen. Nun konnte er bei heller klarer Nacht nicht ehr aushalten und bat dringend um die Erlaubniß, bei Bonn nfahren zu dürfen, um sich zu trocknen und zu erwärmen. Mein Diener ging mit ihm in eine Schifferkneipe, ich aber bearrte, unter freiem Himmel zu bleiben, und ließ mir ein Lager uf Mantelsack und Portefeuille bereiten. So groß ist die Nacht der Gewohnheit, daß mir, der ich die letzten sechs Wochen ast immer unter freiem Himmel zugebracht hatte, vor Dach nd Zimmer graute. Diesmal aber entstand daraus für mich in neues Unheil, welches man freilich hätte vorhersehen sollen: en Kahn hatte man zwar so weit als möglich auf den Strand ezogen, aber nicht so weit, daß er nicht durch das Leck noch ätte Wasser einnehmen können.

Nach einem tiefen Schlafe fand ich mich mehr als erfrischt; enn das Wasser war bis zu meinem Lager gedrungen und atte mich und meine Habseligkeiten durchnäßt. Ich war daher enöthigt aufzustehen, das Wirthshaus aufzusuchen und mich n Tabak schmauchender, Glühwein schlürfender Gesellschaft so ut als möglich zu trocknen; worüber denn der Morgen ziemlich erankam und eine verspätete Reise durch frisches Rudern eifrig eschleunigt wurde.

Zwischenrede.

Wenn ich mich nun so in der Erinnerung den Rhein hinunterschwimmen sehe, wüßt' ich nicht genau zu sagen, was in mir vorging. Der Anblick eines friedlichen Wasserspiegels, das Gefühl der bequemen Fahrt auf demselben ließ mich nach der kurz vergangenen Zeit zurückschauen wie auf einen bösen Traum, von dem ich mich so eben erwacht fände; ich überließ mich den heitersten Hoffnungen eines nächsten gemüthlichen Zusammenseins.

Nun aber, wenn ich mitzutheilen fortfahren soll, muß ich eine andere Behandlung wählen, als dem bisherigen Vortrag wohl geziemte; denn wo Tag für Tag das Bedeutendste vor unsern Augen vorgeht, wenn wir mit so viel Tausenden leiden und fürchten und nur furchtsam hoffen, dann hat die Gegenwart ihren entschiedenen Werth und, Schritt vor Schritt vorgetragen, erneut sie das Vergangene, indem sie auf die Zukunft hindeutet.

Was aber in geselligen Zirkeln sich ereignet, kann nur aus einer sittlichen Folge der Aeußerungen innerlicher Zustände begriffen werden; die Reflexion ist hier an ihrer Stelle, der Augenblick spricht nicht für sich selbst, Andenken an das Vergangene, spätere Betrachtungen müssen ihn dolmetschen.

Wie ich überhaupt ziemlich unbewußt lebte und mich vom Tag zum Tage führen ließ, wobei ich mich, besonders die letzten Jahre, nicht übel befand, so hatte ich die Eigenheit, niemals weder eine nächst zu erwartende Person noch eine irgend zu betretende Stelle vorauszudenken, sondern diesen Zustand unvorbereitet auf mich einwirken zu lassen. Der Vortheil, der daraus entsteht, ist groß; man braucht von einer vorgefaßten Idee nicht wieder zurückzukommen, nicht ein selbstbeliebig gezeichnetes Bild wieder auszulöschen und mit Unbehagen die Wirklichkeit an dessen Stelle aufzunehmen; der Nachtheil dagegen mag wol hervortreten, daß wir mit Unbewußtsein in wichtigen Augenblicken nur herumtasten und uns nicht gerade in jeden ganz unvorhergesehenen Zustand aus dem Stegreife zu finden wissen.

In eben dem Sinne war ich auch niemals aufmerksam, was meine persönliche Gegenwart und Geistesstimmung auf die Menschen wirke, da ich denn oft ganz unerwartet fand,

ß ich Neigung oder Abneigung und sogar oft Beides zugleich regte.

Wollte man nun auch dieses Betragen als eine individuelle Eigenheit weder loben noch tadeln, so muß doch bemerkt erden, daß sie im gegenwärtigen Falle gar wunderliche Phänomene und nicht immer die erfreulichsten hervorbrachte.

Ich war mit jenen Freunden seit vielen Jahren cht zusammengekommen; sie hatten sich getreu an ihrem bensgange gehalten, dagegen mir das wunderbare Loos beieden war, durch manche Stufen der Prüfung, des Thuns d Duldens durchzugehen, so daß ich, in eben der Person harrend, ein ganz anderer Mensch geworden, meinen alten reunden fast unkenntlich auftrat.

Es würde schwer halten, auch in späteren Jahren, wo ie freiere Uebersicht des Lebens gewonnen ist, sich genaue chenschaft von jenen Uebergängen abzulegen, die bald als rschritt bald als Rückschritt erscheinen und doch alle dem ttgeführten Menschen zu Nutz und Frommen gereichen müssen. igeachtet solcher Schwierigkeiten aber will ich meinen Freun n zu Liebe einige Andeutung versuchen.

Der sittliche Mensch erregt Neigung und Liebe nur inso n, als man Sehnsucht an ihm gewahr wird; sie drückt Besitz d Wunsch zugleich aus, den Besitz eines zärtlichen Herzens d den Wunsch, ein gleiches in Andern zu finden; durch ies ziehen wir an, durch dieses geben wir uns hin.

Das Sehnsüchtige, das in mir lag, das ich in früheren ihren vielleicht zu sehr gehegt und bei fortschreitendem Leben iftig zu bekämpfen trachtete, wollte dem Manne nicht mehr men, nicht mehr genügen, und er suchte deshalb die volle dliche Befriedigung.

Das Ziel meiner innigsten Sehnsucht, deren Qual mein nzes Inneres erfüllte, war Italien, dessen Bild und Gleichß mir viele Jahre vergebens vorschwebte, bis ich endlich rch kühnen Entschluß die wirkliche Gegenwart zu fassen mich reistete. In jenes herrliche Land sind mir meine Freunde en auch in Gedanken gefolgt, sie haben mich auf Hin- und rwegen begleitet; möchten sie nun auch nächstens den länrn Aufenthalt daselbst mit Neigung theilen und von dort ch wieder zurückbegleiten, da sich alsdann manches Problem ßlicher auflösen wird.

In Italien fühlt' ich mich nach und nach kleinlichen Vor-

stellungen entrissen, falschen Wünschen enthoben, und an die Stelle der Sehnsucht nach dem Lande der Künste setzte sich die Sehnsucht nach der Kunst selbst; ich war sie gewahr geworden, nun wünscht' ich sie zu durchdringen.

Das Studium der Kunst wie das der alten Schriftsteller giebt uns einen gewissen Halt, eine Befriedigung in uns selbst; indem sie unser Inneres mit großen Gegenständen und Gesinnungen füllt, bemächtigt sie sich aller Wünsche, die nach außen strebten, hegt aber jedes würdige Verlangen im stillen Busen; das Bedürfniß der Mittheilung wird immer geringer, und wie Malern, Bildhauern, Baumeistern, so geht es auch dem Liebhaber: er arbeitet einsam für Genüsse, die er mit Andern zu theilen kaum in den Fall kommt.

Aber zu gleicher Zeit sollte mich noch eine Ableitung der Welt entfremden, und zwar die entschiedenste Wendung gegen die Natur, zu der ich aus eigenstem Trieb auf die individuellste Weise hingelenkt worden. Hier fand ich weder Meister noch Gesellen und mußte selbst für Alles stehen. In der Einsamkeit der Wälder und Gärten, in den Finsternissen der dunklen Kammer wär' ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die „Römischen Elegien", die „Venetianischen Epigramme" fallen in diese Zeit.

Nun aber sollte mir auch ein Vorgeschmack kriegerischer Unternehmungen werden; denn der schlesischen, durch den Reichenbacher Kongreß geschlichteten Campagne beizuwohnen beordert, hatte ich mich in einem bedeutenden Lande durch manche Erfahrung aufgeklärt und erhoben gesehen und zugleich durch anmuthige Zerstreuung hin und her gaukeln lassen, indessen das Unheil der französischen Staatsumwälzung, sich immer weiter verbreitend, jeden Geist, er mochte hin denken und sinnen, wohin er wollte, auf die Oberfläche der europäischen Welt zurückforderte und ihm die grausamsten Wirklichkeiten aufdrang. Rief mich nun gar die Pflicht, meinen Fürsten und Herrn erst in die bedenklichen, bald aber traurigen Ereignisse des Tags abermals hineinzubegleiten und das Unerfreuliche, das ich nur gemäßigt meinen Lesern mitzutheilen gewagt, männlich zu erdulden, so hätte Alles, was noch Zartes und Herzliches sich ins Innerste zurückgezogen hatte, auslöschen und verschwinden mögen.

Fasse man dies Alles zusammen, so wird der Zustand,

ie er nachstehend skizzenhaft verzeichnet ist, nicht ganz räthlhaft erscheinen; welches ich um so mehr wünschen muß, da h ungern dem Trieb widerstehe, diese vor vielen Jahren üchtig verfaßten Blätter nach gegenwärtiger Einsicht und eberzeugung umzuschreiben.

Pempelfort, November 1792.

Es war schon finster, als ich in Düsseldorf landete und ich daher mit Laternen nach Pempelfort bringen ließ, wo) nach augenblicklicher Ueberraschung die freundlichste Aufihme fand; vielfaches Hin- und Hersprechen, wie ein solches Biedersehen aufregt, nahm einen Theil der Nacht hinweg.

Den nächsten Tag war ich durch Fragen, Antworten und rzählen bald eingewohnt; der unglückliche Feldzug gab leider nugsame Unterhaltung; Niemand hatte sich den Ausgang so aurig gedacht. Aber auch aussprechen konnte Niemand die fe Wirkung eines beinahe vierwöchentlichen furchtbaren Schweins, die sich immer steigernde Ungewißheit bei dem Mangel ler Nachrichten. Eben als wäre das alliirte Heer von der rde verschlungen worden, so wenig verlautete von demselben; edermann, in eine gräßliche Leere hineinblickend, war von urcht und Aengsten gepeinigt, und nun erwartete man mit ntsetzen die Kriegsläufte schon wieder in den Niederlanden; an sah das linke Rheinufer und zugleich das rechte bedroht.

Von solchen Betrachtungen zerstreuten uns moralische und erarische Verhandlungen, wobei mein Realismus, zum Vorein kommend, die Freunde nicht sonderlich erbaute.

Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden esen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk gonnen, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, er nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenierlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht rbergend, ein Gleichniß unsers eignen Zustandes. Man rlangte eine Vorlesung, ich ließ mich nicht viel bitten und ckte mit meinen Heften hervor; aber ich bedurfte auch nur nig Zeit, um zu bemerken, daß Niemand davon erbaut sei. h ließ daher meine wandernde Familie in irgend einem fen und mein weiteres Manuskript auf sich selbst beruhen.

Meine Freunde jedoch, die sich in so veränderte Gesinnung nicht gleich ergeben wollten, versuchten Mancherlei, um frühere Gefühle durch ältere Arbeiten wieder hervorzurufen, und gaben mir „Iphigenien" zur abendlichen Vorlesung in die Hand; das wollte mir aber gar nicht munden; dem zarten Sinne fühlt' ich mich entfremdet; auch von Andern vorgetragen, war mir ein solcher Anklang lästig. Indem aber das Stück gar bald zurückgelegt ward, schien es, als wenn man mich durch einen höhern Grad von Folter zu prüfen gedenke. Man brachte „Oedipus auf Kolonos", dessen erhabene Heiligkeit meinem gegen Kunst, Natur und Welt gewendeten, durch eine schreckliche Campagne verhärteten Sinn ganz unerträglich schien; nicht hundert Zeilen hielt ich aus.

Da ergab man sich denn wol in die Gesinnung des veränderten Freundes; fehlte es doch nicht an so mancherlei Anhaltepunkten des Gesprächs.

Aus den frühern Zeiten deutscher Literatur ward manches Einzelne erfreulich hervorgerufen, niemals aber drang die Unterhaltung in einen tiefern Zusammenhang, weil man Merkmale ungleicher Gesinnung vermeiden wollte.

Soll ich irgend etwas Allgemeines hier einschalten, so war es schon seit zwanzig Jahren wirklich eine merkwürdige Zeit, wo bedeutende Existenzen zusammentrafen und Menschen von einer Seite sich an einander schlossen, obgleich von der andern höchst verschieden; Jeder brachte einen hohen Begriff von sich selbst zur Gesellschaft, und man ließ sich eine wechselseitige Verehrung und Schonung gern gefallen.

Das Talent befestigte seinen erworbenen Besitz einer allgemeinen Achtung, durch gesellige Verbindungen wußte man sich zu hegen und zu fördern, die errungenen Vortheile wurden nicht mehr durch Einzelne, sondern durch eine übereinstimmende Mehrheit erhalten. Daß hiebei eine Art Absichtlichkeit durchwalten mußte, lag in der Sache; so gut wie andere Weltkinder verstanden sie, eine gewisse Kunst in ihre Verhältnisse zu legen, man verzieh sich die Eigenheiten, eine Empfindlichkeit hielt der andern die Wage, und die wechselseitigen Mißverständnisse blieben lange verborgen.

Zwischen diesem Allen hatte ich einen wunderlichen Stand: mein Talent gab mir einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft, aber meine heftige Leidenschaft für das, was ich als wahr und naturgemäß erkannte, erlaubte sich manche gehässige

ngezogenheit gegen irgend ein scheinbar falsches Streben; rswegen ich mich auch mit den Gliedern jenes Kreises zu iten überwarf, ganz oder halb versöhnte, immer aber im inkel des Rechthabens auf meinem Wege fortging. Dabei ielt ich etwas von der Ingenuität des Voltairischen Huronen ch im späteren Alter, so daß ich zugleich unerträglich und benswürdig sein konnte.

Ein Feld jedoch, in welchem man sich mit mehr Freiheit d Uebereinstimmung erging, war die westliche, um nicht zu gen französische Literatur. Jacobi, indem er seinen eigen Weg wandelte, nahm doch Kenntniß von allem Bedeuden, und die Nachbarschaft der Niederlande trug viel dazu , ihn nicht allein literarisch, sondern auch persönlich in jenen eis zu ziehen. Er war ein sehr wohlgestalteter Mann, von n vortheilhaftesten Gesichtszügen, von einem zwar gemessenen, er doch höchst gefälligen Betragen, bestimmt, in jedem gebilen Kreise zu glänzen.

Wundersam war jene Zeit, die man sich kaum wieder vergenwärtigen könnte. Voltaire hatte wirklich die alten Bande Menschheit aufgelöst; daher entstand in guten Köpfen eine peifelsucht an dem, was man sonst für würdig gehalten hatte. enn der Philosoph von Ferney seine ganze Bemühung dahin otete, den Einfluß der Geistlichkeit zu mindern und zu wächen und hauptsächlich Europa im Auge behielt, so erdte de Pauw seinen Eroberungsgeist über fernere Welttile; er wollte weder Chinesen noch Aegyptern die Ehre nen, die ein vieljähriges Vorurtheil auf sie gehäuft hatte. s Kanonikus von Xanten Nachbar von Düsseldorf, unterlt er ein freundschaftliches Verhältniß mit Jacobi; und wie ncher Andere wäre nicht hier zu nennen!

Und so wollen wir doch noch Hemsterhuis einführen, lcher, der Fürstin Gallitzin ergeben, in dem benachbarten ünster viel verweilte. Dieser ging nun von seiner Seite t Geistesverwandten auf zartere Beruhigung, auf ideelle friedigung aus und neigte sich mit Platonischen Gesinnungen Religion zu.

Bei diesen fragmentarischen Erinnerungen muß ich auch h Diderot's gedenken, des heftigen Dialektikers, der sich h eine Zeit lang in Pempelfort als Gast sehr wohl gefiel mit großer Freimüthigkeit seine Paradoxen behauptete.

Auch waren Rousseau's auf Naturzustände gerichtete Aus-

sichten diesem Kreise nicht fremd, welcher nichts ausschloß, als auch mich nicht, ob er mich gleich eigentlich nur duldete.

Denn wie die äußere Literatur auf mich in jüngeren Jahren gewirkt, ist an mehreren Orten schon angedeutet. Fremde konnt' ich wol in meinen Nutzen verwenden, aber nicht auf nehmen, deshalb ich mich denn über das Fremde mit Andern ebenso wenig zu verständigen vermochte. Ebenso wunderlich sah es mit der Produktion aus; diese hielt immer gleichen Schritt mit meinem Lebensgange, und da dieser selbst für meine nächsten Freunde meist ein Geheimniß blieb, so wußte man selten mit einem meiner neuen Produkte sich zu befreunden, weil man denn doch etwas Aehnliches zu dem schon Bekannten erwartete.

War ich nun schon mit meinen sieben Brüdern über angekommen, weil sie Schwester „Iphigenien" nicht in Mindesten glichen, so merkt' ich wohl, daß ich die Freunde durch meinen „Großkophta", der längst gedruckt war, sogar verletzt hatte; es war die Rede nicht davon und ich hütete mich, sie darauf zu bringen. Indessen wird man mir gestehen, daß ein Autor, der in der Lage ist, seine neusten Werke nicht vortragen oder darüber reden zu dürfen sich so peinlich fühlen muß wie ein Komponist, der seine neusten Melodien zu wiederholen sich gehindert fühlte.

Mit meinen Naturbetrachtungen wollte es mir kaum besser glücken; die ernstliche Leidenschaft, womit ich diesem Geschäft nachhing, konnte Niemand begreifen; Niemand sah, wie sie aus meinem Innersten entsprang; sie hielten dieses löbliche Bestreben für einen grillenhaften Irrthum; ihrer Meinung nach konnt' ich was Besseres thun und meinem Talent die alte Richtung lassen und geben. Sie glaubten sich hiezu um desto mehr berechtigt, als meine Denkweise sich an die ihrige nicht anschloß, vielmehr in den meisten Punkten gerade das Gegentheil aussprach. Man kann sich keinen isolirtern Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb. Der Hylozoismus, oder wie man es nennen will, dem ich anhing und dessen tiefen Grund ich in seiner Würde und Heiligkeit unberührt ließ, machte mich unempfänglich, ja unleidsam gegen jene Denkweise, die eine todte, auf welche Art es auch sei, auf- und angeregte Materie als Glaubensbekenntniß aufstellte. Ich hatte mir aus Kant's Naturwissenschaft nicht entgehen lassen, daß Anziehungs- und Zurückstoßungskraft zum Wesen

r Materie gehören und keine von der andern im Begriff
r Materie getrennt werden könne; daraus ging mir die
polarität aller Wesen hervor, welche die unendliche Mannich-
ltigkeit der Erscheinungen durchdringt und belebt.

Schon bei dem früheren Besuche der Fürstin Gallitzin mit
irstenberg und Hemsterhuis in Weimar hatte ich dergleichen
rgebracht, ward aber, als wie mit gotteslästerlichen Reden,
iseite und zur Ruhe gewiesen.

Man kann es keinem Kreise verdenken, wenn er sich in
h selbst abschließt; und das thaten meine Freunde zu Pem-
sfort redlich. Von der schon ein Jahr gedruckten „Metamor-
ose der Pflanzen" hatten sie wenig Kenntniß genommen, und
nn ich meine morphologischen Gedanken, so geläufig sie
r auch waren, in bester Ordnung und, wie es mir schien,
3 zur kräftigsten Ueberzeugung vortrug, so mußte ich doch
der bemerken, daß die starre Vorstellungsart, nichts könne
rden, als was schon sei, sich aller Geister bemächtigt habe.
n Gefolg dessen mußt' ich denn auch wieder hören, daß alles
bendige aus dem Ei komme, worauf ich denn mit bitterm
herze die alte Frage hervorhob, ob denn die Henne oder das
zuerst gewesen. Die Einschachtelungslehre schien so plausibel,
d die Natur mit Bonnet zu kontempliren höchst erbaulich.

Von meinen „Beiträgen zur Optik" hatte auch etwas ver-
utet, und ich ließ mich nicht lange bitten, die Gesellschaft
t einigen Phänomenen und Versuchen zu unterhalten, wo mir
nn ganz Neues vorzubringen nicht schwer fiel; denn alle
rsonen, so gebildet sie auch waren, hatten das gespaltene
ht eingelernt und wollten leider das lebendige, woran sie
h erfreuten, auf jene todte Hypothese zurückgeführt wissen.

Doch ließ ich mir dergleichen eine Zeit lang gern gefallen,
nn ich hielt niemals einen Vortrag, ohne daß ich dabei
vonnen hätte; gewöhnlich gingen mir unterm Sprechen neue
hter auf, und ich erfand im Fluß der Rede am Gewissesten.

Freilich konnte ich auf diese Weise nur didaktisch und
gmatisch verfahren; eine eigentlich dialektische und konver-
ende Gabe war mir nicht verliehen.

Oft aber trat auch eine böse Gewohnheit hervor, deren
mich anklagen muß. Da mir das Gespräch, wie es ge-
hnlich geführt wird, höchst langweilig war, indem nichts als
chränkte, individuelle Vorstellungsarten zur Sprache kamen,
pflegte ich den unter Menschen gewöhnlich entspringenden

bornirten Streit durch gewaltsame Paradoxe aufzuregen u
ans Aeußerste zu führen. Dadurch war die Gesellschaft me
verletzt und in mehr als einem Sinne verdrießlich. Denn o
um meinen Zweck zu erreichen, mußt' ich das böse Prinz
spielen, und da die Menschen gut sein und auch mich g
haben wollten, so ließen sie es nicht durchgehen; als Er
konnte man es nicht gelten lassen, weil es nicht gründlich, a
Scherz nicht, weil es zu herb war; zuletzt nannten sie m
einen umgekehrten Heuchler und versöhnten sich bald wied
mit mir. Doch kann ich nicht leugnen, daß ich durch di
böse Manier mir manche Person entfremdet, andere zu Feind
gemacht habe.

Wie mit dem Zauberstäbchen jedoch konnte ich sogleich a
bösen Geister vertreiben, wenn ich von Italien zu erzählen a
fing. Auch dahin war ich unvorbereitet, unvorsichtig gegange
Abenteuer fehlten keineswegs, das Land selbst, seine Anmu
und Herrlichkeit hatte ich mir völlig eingeprägt, mir war G
stalt, Farbe, Haltung jener vom günstigsten Himmel u
schienenen Landschaft noch unmittelbar gegenwärtig. Die schwach
Versuche eigenen Nachbildens hatten das Gedächtniß geschär
ich konnte beschreiben, als wenn ich's vor mir sähe; v
belebender Staffage wimmelte es durch und durch, und so w
Jedermann von den lebhaft vorbeigeführten Bilderzügen z
frieden, manchmal entzückt.

Wünschenswerth wäre nunmehr, daß man, um die A
muth des Pempelforter Aufenthalts vollkommen darzustelle
auch die Oertlichkeit, worin dies Alles vorging, klar vergege
wärtigen könnte. Ein freistehendes, geräumiges Haus in d
Nachbarschaft von weitläufigen wohlgehaltenen Gärten,
Sommer ein Paradies, auch im Winter höchst erfreuli
Jeder Sonnenblick ward in reinlicher, freier Umgebung genosse
Abends oder bei ungünstigem Wetter zog man sich gern in
schönen großen Zimmer zurück, die, behaglich ohne Pru
ausgestattet, eine würdige Scene jeder geistreichen Unterhaltu
darboten. Ein großes Speisezimmer, zahlreicher Familie u
nie fehlenden Gästen geräumig, heiter und bequem, lud
eine lange Tafel, wo es nicht an wünschenswerthen Speis
fehlte. Hier fand man sich zusammen, der Hauswirth imm
munter und aufregend, die Schwestern wohlwollend und einsichti
der Sohn ernst und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebild
tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon v

übergegangene Mutter und an die früheren Tage erinnernd, die man vor zwanzig Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte.

Heinse, mit zur Familie gehörig, verstand Scherze jeder Art zu erwidern; es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen kam.

Die wenigen einsamen Stunden, die mir in diesem gastfreisten aller Häuser übrig blieben, wendete ich im Stillen an eine wunderliche Arbeit. Ich hatte während der Campagne neben dem Tagebuch poetische Tagesbefehle, satirische Ordres du jour aufgezeichnet, nun wollte ich sie durchsehen und redigiren; allein ich bemerkte bald, daß ich mit kurzsichtigem Dünkel Manches falsch gesehen und unrichtig beurtheilt habe; und da man gegen nichts strenger ist als gegen erst abgelegte Irrthümer, es auch bedenklich schien, dergleichen Papiere irgend einem Zufall auszusetzen, so vernichtete ich das ganze Heft in einem lebhaften Steinkohlenfeuer; worüber ich mich nun insofern betrübe, als es mir jetzt viel werth zur Einsicht in den Gang der Vorfälle und die Folge meiner Gedanken darüber sein würde.

In dem nicht weit entfernten Düsseldorf wurden fleißige Besuche gemacht bei Freunden, die zu dem Pempelforter Zirkel gehörten; auf der Galerie war die gewöhnliche Zusammenkunft. Dort ließ sich eine entschiedene Neigung für die italienische Schule spüren, man zeigte sich höchst ungerecht gegen die niederländische; freilich war der hohe Sinn der ersten anziehend, edle Gemüther hinreißend. Einst hatten wir uns lange in dem Saale des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer aufgehalten; als wir heraustraten, hing die Himmelfahrt von Guido gerade gegenüber; da rief Einer begeistert aus: „Ist es Einem nicht zu Muthe, als wenn man aus einer Schenke in gute Gesellschaft käme!“ An meinem Theil konnt' ich mir gefallen lassen, daß die Meister, die mich noch vor Kurzem über den Alpen entzückt, sich so herrlich zeigten und leidenschaftliche Bewunderung erweckten; doch sucht' ich mich auch mit den Niederländern bekannt zu machen, deren Tugenden und Vorzüge im höchsten Grade sich hier den Augen darstellten; ich fand mir Gewinn fürs ganze Leben.

Was mir aber noch mehr auffiel, war, daß ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie sich in die hohen Stände verbreitet hatte. Man schien nicht zu fühlen, was Alles erst zu verlieren sei, um zu irgend einer Art zweideutigen

Gewinnes zu gelangen. La Fayette's und Mirabeau's Büste, von Houdon sehr natürlich und ähnlich gebildet, sah ich hier göttlich verehrt, Jenen wegen seiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, Diesen wegen Geisteskraft und Rednergewalt. So seltsam schwankte schon die Gesinnung der Deutschen; einige waren selbst in Paris gewesen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln sehen und waren leider nach deutscher Art und Weise zur Nachahmung aufgeregt worden, und das gerade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelte.

Die Noth schien dringend; Emigrirte füllten Düsseldorf, selbst die Brüder des Königs kamen an; man eilte, sie zu sehen, ich traf sie auf der Galerie und erinnerte mich dabei, wie sie durchnäßt bei dem Auszuge aus Glorieux gesehen worden. Herr von Grimm und Frau von Beuil erschienen gleichfalls. Bei Ueberfüllung der Stadt hatte sie ein Apotheker aufgenommen; das Naturalienkabinet diente zum Schlafzimmer, Affen, Papageien und andres Gethier belauschten den Morgenschlaf der liebenswürdigsten Dame; Muscheln und Korallen hinderten die Toilette, sich gehörig auszubreiten. Und so war das Einquartierungsübel, das wir kaum erst nach Frankreich gebracht hatten, wieder zu uns herübergeführt.

Frau von Coudenhoven, eine schöne geistreiche Dame, sonst die Zierde des Mainzer Hofes, hatte sich auch hieher geflüchtet. Herr und Frau von Dohm kamen von deutscher Seite heran, um von den Zuständen nähere Kenntniß zu nehmen.

Frankfurt war noch von den Franzosen besetzt, die Kriegsbewegungen hatten sich zwischen die Lahn und das Taunusgebirge gezogen; bei täglich abwechselnden, bald sichern, bald unsichern Nachrichten war das Gespräch lebhaft und geistreich, aber wegen streitenden Interesses und Meinungen gewährte es nicht immer eine erfreuliche Unterhaltung. Ich konnte einer so problematischen, durchaus ungewissen, dem Zufall unterworfenen Sache keinen Ernst abgewinnen und war mit meinen paradoxen Späßen mitunter aufheiternd, mitunter lästig.

So erinnere ich mich, daß an dem Abendtische der Frankfurter Bürger mit Ehren gedacht ward; sie sollten sich gegen Custine männlich und gut betragen haben; ihre Aufführung und Gesinnung, hieß es, steche gar sehr ab gegen die unerlaubte Weise, wie sich die Mainzer betragen und noch betrü-

gen. Frau von Coudenhoven, in dem Enthusiasmus, der sie sehr gut kleidete, rief aus, sie gäbe viel darum, eine Frankfurter Bürgerin zu sein. Ich erwiderte, das sei etwas Leichtes; ich wisse ein Mittel, werde es aber als Geheimniß für mich behalten. Da man nun heftig und heftiger in mich drang, erklärte ich zuletzt, die treffliche Dame dürfe mich nur heirathen, wodurch sie augenblicklich zur Frankfurter Bürgerin umgeschaffen werde. Allgemeines Gelächter!

Und was kam nicht Alles zur Sprache! Als einst von der unglücklichen Campagne, besonders von der Kanonade bei Valmy die Rede war, versicherte Herr von Grimm, es sei von meinem wunderlichen Ritt ins Kanonenfeuer an des Königs Tafel die Rede gewesen. Wahrscheinlich hatten die Offiziere, denen ich damals begegnete, davon gesprochen; das Resultat ging darauf hinaus, daß man sich darüber nicht wundern müsse, weil gar nicht zu berechnen sei, was man von einem seltsamen Menschen zu erwarten habe.

Auch ein sehr geschickter, geistreicher Arzt nahm Theil an unsern Halbsaturnalien, und ich dachte nicht in meinem Uebermuth, daß ich seiner so bald bedürfen würde. Er lachte daher zu meinem Aerger laut auf, als er mich im Bette fand, wo ein gewaltiges rheumatisches Uebel, das ich mir durch Verkältung zugezogen, mich beinahe unbeweglich festhielt. Er, ein Schüler des Geheimerath Hoffmann, dessen tüchtige Wunderlichkeiten von Mainz und dem kurfürstlichen Hofe aus bis weit hinunter den Rhein gewirkt, verfuhr sogleich mit Kampher, welcher fast als Universalmedizin galt. Löschpapier, Kreide darauf gerieben, sodann mit Kampher bestreut, ward äußerlich, Kampher gleichfalls, in kleinen Dosen, innerlich angewandt. Dem sei nun, wie ihm wolle, ich war in einigen Tagen hergestellt.

Die Langeweile jedoch des Leidens ließ mich manche Betrachtung anstellen; die Schwäche, die aus einem bettlägrigen Zustande gar leicht erfolgt, ließ mich meine Lage bedenklich finden; das Fortschreiten der Franzosen in den Niederlanden war bedeutend und durch den Ruf vergrößert; man sprach täglich und stündlich von neuangekommenen Ausgewanderten.

Mein Aufenthalt in Pempelfort war schon lang genug, und ohne die herzlichste Gastfreiheit der Familie hätte Jeder glauben müssen, dort lästig zu sein; auch hatte sich mein Bleiben nur zufällig verlängert; ich erwartete täglich und stündlich meine

böhmische Chaise, die ich nicht gern zurücklassen wollte. Sie war von Trier schon in Koblenz angekommen und sollte von dort bald weiter herab spedirt werden; da sie jedoch ausblieb, vermehrte sich die Ungeduld, die mich in den letzten Tagen ergriffen hatte. Jacobi überließ mir einen bequemen, obgleich an Eisen ziemlich schweren Reisewagen. Alles zog, wie man hörte, nach Westfalen hinein, und die Brüder des Königs wollten dort ihren Sitz aufschlagen.

Und so schied ich denn mit dem wunderlichsten Zwiespalt; die Neigung hielt mich in dem freundlichsten Kreise, der sich so eben auch höchst beunruhigt fühlte, und ich sollte die edelsten Menschen in Sorgen und Verwirrung hinter mir lassen, bei schrecklichem Weg und Wetter mich nun wieder in die wilde, wüste Welt hinauswagen, von dem Strome mit fortgezogen der unaufhaltsam eilenden Flüchtlinge, selbst mit Flüchtlingsgefühl.

Und doch hatte ich Aussicht unterwegs auf die angenehmste Einkehr, indem ich so nahe bei Münster die Fürstin Gallitzin nicht umgehen durfte.

Duisburg, Ende November.

Und so fand ich mich denn abermals, nach Verlauf von vier Wochen, zwar viele Meilen weit entfernt von dem Schauplatz unseres ersten Unheils, doch wieder in derselben Gesellschaft, in demselben Gedränge der Emigrirten, die nun, jenseits entschieden vertrieben, diesseits nach Deutschland strömten, ohne Hilfe und ohne Rath.

Zu Mittag, in dem Gasthof etwas spät angekommen, saß ich am Ende der langen Tafel; Wirth und Wirthin, die mir als einem Deutschen den Widerwillen gegen die Franzosen schon ausgesprochen hatten, entschuldigten, daß alle guten Plätze von diesen unwillkommenen Gästen besetzt seien. Hiebei wurde bemerkt, daß unter ihnen trotz aller Erniedrigung, Elend und zu befürchtender Armuth noch immer dieselbe Rangsucht und Unbescheidenheit gefunden werde.

Indem ich nun die Tafel hinauf sah, erblickt' ich ganz oben, quer vor, an der ersten Stelle einen alten, kleinen, wohlgestalteten Mann von ruhigem, beinahe nichtigem Be-

tragen. Er mußte vornehm sein; denn zwei Nebensitzende erwiesen ihm die größte Aufmerksamkeit, wählten die ersten und besten Bissen, ihm vorzulegen, und man hätte beinahe sagen können, daß sie ihm solche zum Munde führten. Mir blieb nicht lange verborgen, daß er, vor Alter seiner Sinne kaum mächtig, als ein bedauernswürdiges Automat, den Schatten eines früheren wohlhabenden und ehrenvollen Lebens kümmerlich durch die Welt schleppe, indessen zwei Ergebene ihm den Traum des vorigen Zustandes wieder herbeizuspiegeln trachteten.

Ich beschaute mir die Uebrigen; das bedenklichste Schicksal war auf allen Stirnen zu lesen, Soldaten, Kommissäre, Abenteurer vielleicht zu unterscheiden; Alle waren still, denn Jeder hatte seine eigene Noth zu übertragen; sie sahen ein grenzenloses Elend vor sich.

Etwa in der Hälfte des Mittagmahles kam noch ein hübscher junger Mann herein, ohne ausgezeichnete Gestalt oder irgend ein Abzeichen; man konnte an ihm den Fußwanderer nicht verkennen. Er setzte sich still gegen mir über, nachdem er den Wirth um ein Couvert begrüßt hatte, und speiste, was man ihm nachholte und vorsetzte, mit ruhigem Betragen. Nach aufgehobener Tafel trat ich zum Wirth, der mir ins Ohr sagte: „Ihr Nachbar soll seine Zeche nicht theuer bezahlen." Ich begriff nichts von diesen Worten; aber als der junge Mann sich näherte und fragte, was er schuldig sei, erwiderte der Wirth, nachdem er sich flüchtig über die Tafel umgeschaut, die Zeche sei ein Kopfstück. Der Fremde schien betreten und sagte, das sei wol ein Irrthum; denn er habe nicht allein ein gutes Mittagsessen gehabt, sondern auch einen Schoppen Wein; das müsse mehr betragen. Der Wirth antwortete darauf ganz ernsthaft, er pflege seine Rechnung selbst zu machen, und die Gäste erlegten gerne, was er forderte. Nun zahlte der junge Mann, entfernte sich bescheiden und verwundert; sogleich aber löste mir der Wirth das Räthsel. „Dies ist der Erste von diesem vermaledeiten Volke," rief er aus, „der schwarz Brod gegessen hat; das mußte ihm zu Gute kommen!"

In Duisburg wußt' ich einen einzigen alten Bekannten, den ich aufzusuchen nicht versäumte; Professor Plessing war es, mit dem sich vor vielen Jahren ein sentimental-romanhaftes Verhältniß anknüpfte, wovon ich hier das Nähere mittheilen will, da unsere Abendunterhaltung dadurch aus den unruhigsten Zeiten in die friedlichsten Tage versetzt wurde.

„Werther" bei seinem Erscheinen in Deutschland hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag. Während eines langen und glücklichen Friedens hatte sich eine literarisch-ästhetische Ausbildung auf deutschem Grund und Boden innerhalb der Nationalsprache auf das Schönste entwickelt; doch gesellte sich bald, weil der Bezug nur aufs Innere ging, eine gewisse Sentimentalität hinzu, bei deren Ursprung und Fortgang man den Einfluß von Yorick-Sterne nicht verkennen darf; wenn auch sein Geist nicht über den Deutschen schwebte, so theilte sich sein Gefühl um desto lebhafter mit. Es entstand eine Art zärtlich-leidenschaftlicher Ascetik, welche, da uns die humoristische Ironie des Briten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerei gewöhnlich ausarten mußte. Ich hatte mich persönlich von diesem Uebel zu befreien gesucht und trachtete, nach meiner Ueberzeugung Andern hilfreich zu sein; das aber war schwerer, als man denken konnte; denn eigentlich kam es drauf an, einem Jeden gegen sich selbst beizustehen, wo denn von aller Hilfe, wie sie uns die äußere Welt anbietet, es sei Erkenntniß, Belehrung, Beschäftigung, Begünstigung, die Rede gar nicht sein konnte.

Hier müssen wir nun gar manche damals mit einwirkende Thätigkeiten stillschweigend übergehen; aber zu unseren Zwecken macht sich nöthig, eines andern großen, für sich waltenden Bestrebens umständlicher zu gedenken.

Lavater's Physiognomik hatte dem sittlich-geselligen Interesse eine ganz andere Wendung verliehen. Er fühlte sich im Besitz der geistigsten Kraft, jene sämmtlichen Eindrücke zu deuten, welche des Menschen Gesicht und Gestalt auf einen Jeden ausübt, ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben wüßte; da er aber nicht geschaffen war, irgend eine Abstraktion methodisch zu suchen, so hielt er sich am einzelnen Falle und also am Individuum.

Heinrich Lips, ein talentvoller junger Künstler, besonders geeignet zum Porträt, schloß sich fest an ihn, und sowol zu Hause als auf der unternommenen Rheinreise kam er seinem Gönner nicht von der Seite. Nun ließ Lavater, theils aus Heißhunger nach grenzenloser Erfahrung, theils um so viel bedeutende Menschen als möglich an sein künftiges Werk zu gewöhnen und zu knüpfen, alle Personen abbilden, die, nur

einigermaßen durch Stand und Talent, durch Charakter und That ausgezeichnet, ihm begegneten.

Dadurch kam denn freilich gar manches Individuum zur Evidenz; es ward etwas mehr werth, aufgenommen in einen so edlen Kreis; seine Eigenschaften wurden durch den deutsamen Meister hervorgehoben, man glaubte sich einander näher zu kennen; und so ergab sich's aufs Sonderbarste, daß mancher Einzelne in seinem persönlichen Werth entschieden hervortrat, der sich bisher im bürgerlichen Lebens- und Staatsgange ohne Bedeutung eingeordnet und eingeflochten gesehen.

Diese Wirkung war stärker und größer, als man sie denken mag; ein Jeder fühlte sich berechtigt, von sich selbst als von einem abgeschlossenen, abgerundeten Wesen das Beste zu denken, und in seiner Einzelnheit vollständig gekräftigt, hielt er sich auch wol für befugt, Eigenheiten, Thorheiten und Fehler in den Komplex seines werthen Daseins mit aufzunehmen.

Dergleichen Erfolg konnte sich um so leichter entwickeln, als bei dem ganzen Verfahren die besondere individuelle Natur allein, ohne Rücksicht auf die allgemeine Vernunft, die doch alle Natur beherrschen soll, zur Sprache kam; dagegen war das religiose Element, worin Lavater schwebte, nicht hinreichend, eine sich immer mehr entscheidende Selbstgefälligkeit zu mildern, ja es entstand bei Frommgesinnten daraus eher ein geistlicher Stolz, der es dem natürlichen an Erhebung auch wol zuvorthat.

Was aber zugleich nach jener Epoche folgerecht auffallend hervorging, war die Achtung der Individuen unter einander. Namhafte ältere Männer wurden, wo nicht persönlich, doch im Bilde verehrt; und es durfte auch wol ein junger Mann sich nur einigermaßen bedeutend hervorthun, so war alsbald der Wunsch nach persönlicher Bekanntschaft rege, in deren Ermangelung man sich mit seinem Porträt begnügte, wobei denn die mit Sorgfalt und gutem Geschick aufs Genaueste gezogenen Schattenrisse willkommene Dienste leisteten. Jedermann war darin geübt, und kein Fremder zog vorüber, den man nicht Abends an die Wand geschrieben hätte; die Storchschnäbel durften nicht rasten.

Menschenkenntniß und Menschenliebe waren uns bei diesem Verfahren versprochen, wechselseitige Theilnahme hatte sich entwickelt, wechselseitiges Kennen und Erkennen aber wollte sich so schnell nicht entfalten; zu beiden Zwecken jedoch war die

Thätigkeit sehr groß, und was in diesem Sinne von einem herrlich begabten jungen Fürsten, von seiner wohlgesinnten, geistreich-lebhaften Umgebung für Aufmunterung und Förderniß nah und fern gewirkt ward, wäre schön zu erzählen, wenn es nicht löblich schiene, die Anfänge bedeutender Zustände einem ehrwürdigen Dunkel anheimzugeben. Vielleicht sahen die Kotyledonen jener Saat etwas wunderlich aus; der Ernte jedoch, woran das Vaterland und die Außenwelt ihren Antheil freudig dahinnahm, wird in den spätesten Zeiten noch immer ein dankbares Andenken nicht ermangeln.

Wer Vorgesagtes in Gedanken festhält und sich davon durchdringt, wird nachstehendes Abenteuer, welches beide Theilnehmende unter dem Abendessen vergnüglich in der Erinnerung belebten, weder unwahrscheinlich noch ungereimt finden.

Zu manchem andern brieflichen und persönlichen Zudrang erhielt ich in der Hälfte des Jahrs 1777, von Wernigerode datirt, Plessing unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft, fast das Wunderbarste, was mir in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen; man erkannte daran einen jungen, durch Schulen und Universität gebildeten Mann, dem nun aber sein sämmtlich Gelerntes zu eigener innerer, sittlicher Beruhigung nicht gedeihen wollte. Eine geübte Handschrift war gut zu lesen, der Stil gewandt und fließend, und ob man gleich eine Bestimmung zum Kanzelredner darin entdeckte, so war doch Alles frisch und brav aus dem Herzen geschrieben, daß man ihm einen gegenseitigen Antheil nicht versagen konnte. Wollte nun aber dieser Antheil lebhaft werden, suchte man sich die Zustände des Leidenden näher zu entwickeln, so glaubte man statt des Duldens Eigensinn, statt des Ertragens Hartnäckigkeit und statt eines sehnsüchtigen Verlangens abstoßendes Wegweisen zu bemerken. Da ward mir denn nach jenem Zeitsinn der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu sehen; ihr aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für räthlich. Ich hatte mir unter bekannten Umständen schon eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reineren höheren Bildung entgegenzugehen, auf dem übrigen verharrend sich nicht besser befanden und mich in meinen Fortschritten hinderten. Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgend eine Vermittelung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten kürzern, aber auch lebhafteren, heftigern Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Er-

klärung drang und sie ihm nicht zu versagen mich feierlichst beschwor.

Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweiten Blätter gingen mir so wenig als die ersten zu Herzen; aber die herrische Gewohnheit, jungen Männern meines Alters in Herzens- und Geistesnöthen beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen.

Die um einen trefflichen jungen Fürsten versammelte Weimarische Gesellschaft trennte sich nicht leicht; ihre Beschäftigungen und Unternehmungen, Scherze, Freuden und Leiden waren gemeinsam. Da ward nun zu Ende Novembers eine Jagdpartie auf wilde Schweine nothgedrungen auf das häufige Klagen des Landvolks im Eisenachischen unternommen, der ich als damaliger Gast auch beizuwohnen hatte; ich erbat mir jedoch die Erlaubniß, nach einem kleinen Umweg mich anschließen zu dürfen.

Nun hatte ich einen wundersamen geheimen Reiseplan. Ich mußte nämlich nicht nur etwa von Geschäftsleuten, sondern auch von vielen am Ganzen theilnehmenden Weimarern öfter den lebhaften Wunsch hören, es möge doch das Ilmenauer Bergwerk wieder aufgenommen werden. Nun ward von mir, der ich nur die allgemeinsten Begriffe vom Bergbau allenfalls besaß, zwar weder Gutachten noch Meinung, doch Antheil verlangt; aber diesen konnt' ich an irgend einem Gegenstand nur durch unmittelbares Anschauen gewinnen. Ich dachte mir unerläßlich, vor allen Dingen das Bergwesen in seinem ganzen Komplex, und wär' es auch nur flüchtig, mit Augen zu sehen und mit dem Geiste zu fassen; denn alsdann nur konnt' ich hoffen, in das Positive weiter einzudringen und mich mit dem Historischen zu befreunden. Deshalb hatt' ich mir längst eine Reise auf den Harz gedacht und gerade jetzt, da ohnehin diese Jahrszeit in Jagdlust unter freiem Himmel zugebracht werden sollte, fühlte ich mich dahin getrieben. Alles Winterwesen hatte überdies in jener Zeit für mich große Reize, und was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar; wobei ich zugleich gern bekenne, daß die Absicht, meinen wunderlichen Korrespondenten persönlich zu sehen und zu prüfen, wol die Hälfte des Gewichtes meinem Entschluß hinzufügte.

Indem sich nun die Jagdlustigen nach einer andern Seite hin begaben, ritt ich ganz allein dem Ettersberge zu und begann jene Ode, die unter dem Titel „Harzreise im Winter" so

lange als Räthsel unter meinen kleineren Gedichten Platz gefunden. Im düstern und von Norden her sich heranwälzenden Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über mir. Die Nacht verblieb ich in Sondershausen und gelangte des andern Tags so bald nach Nordhausen, daß ich gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber mit Boten und Laterne nach mancherlei Gefährlichkeiten erst sehr spät in Ilfeld ankam.

Ein ansehnlicher Gasthof war glänzend erleuchtet; es schien ein besonderes Fest darin gefeiert zu werden. Erst wollte der Wirth mich gar nicht aufnehmen; die Kommissarien der höchsten Höfe, hieß es, seien schon lange hier beschäftigt, wichtige Einrichtungen zu treffen und verschiedene Interessen zu vereinbaren, und da dies nun glücklich vollendet sei, gäben sie heute Abend einen allgemeinen Schmaus. Auf dringende Vorstellung jedoch und einige Winke des Boten, daß man mit mir nicht übel fahre, erbot sich der Mann, mir den Bretterverschlag in der Wirthsstube, seinen eigentlichen Wohnsitz, und zugleich sein weißzuüberziehendes Ehebett einzuräumen. Er führte mich durch das weite hell erleuchtete Wirthszimmer, da ich mir denn im Vorbeigehen die sämmtlichen munteren Gäste flüchtig beschaute.

Doch sie sämmtlich zu meiner Unterhaltung näher zu betrachten, gab mir in den Brettern des Verschlags eine Astlücke die beste Gelegenheit, die, seine Gäste zu belauschen, dem Wirthe selbst oft dienen mochte. Ich sah die lange und wohl erleuchtete Tafel von unten hinauf, ich überschaute sie, wie man oft die Hochzeit von Kana gemalt sieht; nun musterte ich bequem von oben bis herab also: Vorsitzende, Räthe, andere Theilnehmende und dann immer so weiter, Sekretarien, Schreiber und Gehilfen. Ein glücklich geendigtes, beschwerliches Geschäft schien eine Gleichheit aller thätig Theilnehmenden zu bewirken; man schwatzte mit Freiheit, trank Gesundheiten, wechselte Scherz um Scherz, wobei einige Gäste bezeichnet schienen, Witz und Spaß an ihnen zu üben; genug, es war ein fröhliches, bedeutendes Mahl, das ich bei dem hellsten Kerzenscheine in seinen Eigenthümlichkeiten ruhig beobachten konnte, eben als wenn der hinkende Teufel mir zur Seite stehe und einen ganz fremden Zustand unmittelbar zu beschauen und zu erkennen mich begünstigte. Und wie dies mir nach der düstersten Nachtreise in den Harz hinein ergetzlich gewesen, werden die Freunde solcher Abenteuer beurtheilen. Manchmal schien es mir ganz gespensterhaft, als säh' ich in einer Berghöhle wohlgemuthe Geister sich erlustigen.

Nach einer wohl durchschlafenen Nacht eilte ich frühe, von einem Boten abermals geleitet, der Baumannshöhle zu; ich durchkroch sie und betrachtete mir das fortwirkende Naturereigniß ganz genau. Schwarze Marmormassen, aufgelöst, zu weißen krystallinischen Säulen und Flächen wiederhergestellt, deuteten mir auf das fortwebende Leben der Natur. Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderbilder, die sich eine düster wirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür blieb aber auch das eigne Wahre desto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert.

Wieder ans Tageslicht gelangt, schrieb ich die nothwendigsten Bemerkungen, zugleich aber auch mit ganz frischem Sinn die ersten Strophen des Gedichts, das unter dem Titel „Harzreise im Winter" die Aufmerksamkeit mancher Freunde bis auf die letzten Zeiten erregt hat; davon mögen denn die Strophen, welche sich auf den nun bald zu erblickenden wunderlichen Mann beziehen, hier Platz finden, weil sie mehr als viele Worte den damaligen liebevollen Zustand meines Innern auszusprechen geeignet sind.

Aber abseits, wer ist's?
Ins Gebüsch verliert sich sein Pfad,
Hinter ihm schlagen
Die Sträuche zusammen,
Das Gras steht wieder auf,
Die Oede verschlingt ihn.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Deß, dem Balsam zu Gift ward,
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank?
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf
Seinen eignen Werth
In ungnügender Selbstsucht.

Ist auf Deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste!

Im Gasthof zu Wernigerode angekommen, ließ ich mich mit dem Kellner in ein Gespräch ein; ich fand ihn als einen sinnigen Menschen, der seine städtischen Mitgenossen ziemlich zu kennen schien. Ich sagt' ihm darauf, es sei meine Art, wenn ich an einem fremden Ort ohne besondere Empfehlung anlangte, mich nach jüngern Personen zu erkundigen, die sich durch Wissenschaft und Gelehrsamkeit auszeichneten; er möge mir daher Jemanden der Art nennen, damit ich einen angenehmen Abend zubrächte. Darauf erwiderte ohne weiteres Bedenken der Kellner, es werde mir gewiß mit der Gesellschaft des Herrn Plessing gedient sein, dem Sohne des Superintendenten; als Knabe sei er schon in Schulen ausgezeichnet worden und habe noch immer den Ruf eines fleißigen guten Kopfs, nur wolle man seine finstere Laune tadeln und nicht gut finden, daß er mit unfreundlichem Betragen sich aus der Gesellschaft ausschließe. Gegen Fremde sei er zuvorkommend, wie Beispiele bekannt wären; wollte ich angemeldet sein, so könne es sogleich geschehen.

Der Kellner brachte mir bald eine bejahende Antwort und führte mich hin. Es war schon Abend geworden, als ich in ein großes Zimmer des Erdgeschosses, wie man es in geistlichen Häusern antrifft, hineintrat und den jungen Mann in der Dämmerung noch ziemlich deutlich erblickte. Allein an einigen Symptomen konnt' ich bemerken, daß die Eltern eilig das Zimmer verlassen hatten, um dem unvermutheten Gaste Platz zu machen.

Das hereingebrachte Licht ließ mich den jungen Mann nunmehr ganz deutlich erkennen; er glich seinem Briefe völlig, und so wie jenes Schreiben erregte er Interesse, ohne Anziehungskraft auszuüben.

Um ein näheres Gespräch einzuleiten, erklärt' ich mich für einen Zeichenkünstler von Gotha, der wegen Familienangelegenheiten in dieser unfreundlichen Jahrszeit Schwester und Schwager in Braunschweig zu besuchen habe.

Mit Lebhaftigkeit fiel er mir beinahe ins Wort und rief aus: „Da Sie so nahe an Weimar wohnen, so werden Sie doch auch diesen Ort, der sich so berühmt macht, öfters besucht haben!" Dieses bejaht' ich ganz einfach und fing an, von Rath Kraus, von der Zeichenschule, von Legationsrath Bertuch und dessen unermüdeter Thätigkeit zu sprechen; ich vergaß weder Musäus noch Jagemann, Kapellmeister Wolf und einige Frauen und bezeichnete den Kreis, den diese wackern Personen abschlossen und jeden Fremden willig und freundlich unter sich aufnahmen.

Endlich fuhr er etwas ungeduldig heraus: „Warum nennen Sie denn Goethe nicht?“ Ich erwiderte, daß ich diesen auch wol in gedachtem Kreise als willkommenen Gast gesehen und von ihm selbst persönlich als fremder Künstler wohl aufgenommen und gefördert worden, ohne daß ich weiter viel von ihm zu sagen wisse, da er theils allein, theils in andern Verhältnissen lebe.

Der junge Mann, der mit unruhiger Aufmerksamkeit zugehört hatte, verlangte nunmehr mit einigem Ungestüm, ich solle ihm das seltsame Individuum schildern, das so viel von sich reden mache. Ich trug ihm darauf mit großer Ingenuität eine Schilderung vor, die für mich nicht schwer wurde, da die seltsame Person in der seltsamsten Lage mir gegenwärtig stand, und wäre ihm von der Natur nur etwas mehr Herzensfagazität gegönnt gewesen, so konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß der vor ihm stehende Gast sich selbst schildere.

Er war einigemal im Zimmer auf- und abgegangen, indeß die Magd hereintrat, eine Flasche Wein und sehr reinlich bereitetes kaltes Abendbrod auf den Tisch setzte; er schenkte Beiden ein, stieß an und schluckte das Glas sehr lebhaft hinunter. Und kaum hatte ich mit etwas gemäßigtern Zügen das meinige geleert, ergriff er heftig meinen Arm und rief: „O, verzeihen Sie meinem wunderlichen Betragen! Sie haben mir aber so viel Vertrauen eingeflößt, daß ich Ihnen Alles entdecken muß. Dieser Mann, wie Sie mir ihn beschreiben, hätte mir doch antworten sollen; ich habe ihm einen ausführlichen, herzlichen Brief geschickt, ihm meine Zustände, meine Leiden geschildert, ihn gebeten, sich meiner anzunehmen, mir zu rathen, mir zu helfen, und nun sind schon Monate verstrichen, ich vernehme nichts von ihm; wenigstens hätte ich ein ablehnendes Wort auf ein so unbegrenztes Vertrauen wol verdient.“

Ich erwiderte darauf, daß ich ein solches Benehmen weder erklären noch entschuldigen könne; so viel wisse ich aber aus eigener Erfahrung, daß ein gewaltiger sowol ideeller als reeller Andrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hilfsbereitigen jungen Mann oft außer Stand setze, sich zu bewegen, geschweige zu wirken.

„Sind wir zufällig so weit gekommen,“ sprach er darauf mit einiger Fassung, „den Brief muß ich Ihnen vorlesen, und Sie sollen beurtheilen, ob er nicht irgend eine Antwort, irgend eine Erwiderung verdiente.“

Ich ging im Zimmer auf und ab, die Vorlesung zu erwarten, ihrer Wirkung schon beinahe ganz gewiß, deshalb nicht weiter nachdenkend, um mir selbst in einem so zarten Falle nicht vorzugreifen. Nun saß er gegen mir über und fing an, die Blätter zu lesen, die ich in- und auswendig kannte, und vielleicht war ich niemals mehr von der Behauptung der Physiognomisten überzeugt, ein lebendiges Wesen sei in allem seinem Handeln und Betragen vollkommen übereinstimmend mit sich selbst, und jede in die Wirklichkeit hervorgetretene Monas erzeige sich in vollkommener Einheit ihrer Eigenthümlichkeiten. Der Lesende paßte völlig zu dem Gelesenen, und wie dieses früher in der Abwesenheit mich nicht ansprach, so war es nun auch mit der Gegenwart. Man konnte zwar dem jungen Mann eine Achtung nicht versagen, eine Theilnahme, die mich denn auch auf einen so wunderlichen Weg geführt hatte; denn ein ernstliches Wollen sprach sich aus, ein edler Sinn und Zweck; aber obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb der Vortrag ohne Anmuth, und eine ganz eigens beschränkte Selbstigkeit that sich kräftig hervor. Als er nun geendet hatte, fragte er mit Hast, was ich dazu sage, und ob ein solches Schreiben nicht eine Antwort verdient, ja gefordert hätte.

Indessen war mir der bedauernswürdige Zustand dieses jungen Mannes immer deutlicher geworden; er hatte nämlich von der Außenwelt niemals Kenntniß genommen, dagegen sich durch Lektüre mannichfaltig ausgebildet, alle seine Kraft und Neigung aber nach innen gewendet und sich auf diese Weise, da er in der Tiefe seines Lebens kein produktives Talent fand, so gut als zu Grunde gerichtet; wie ihm denn sogar Unterhaltung und Trost, dergleichen uns aus der Beschäftigung mit alten Sprachen so herrlich zu gewinnen offen steht, völlig abzugehen schien.

Da ich an mir und Andern schon glücklich erprobt hatte, daß in solchem Fall eine rasche, gläubige Wendung gegen die Natur und ihre grenzenlose Mannichfaltigkeit das beste Heilmittel sei, so wagt' ich alsobald den Versuch, es auch in diesem Falle anzuwenden und ihm daher nach einigem Bedenken folgendermaßen zu antworten:

„Ich glaube zu begreifen, warum der junge Mann, auf den Sie so viel Vertrauen gesetzt, gegen Sie stumm geblieben; denn seine jetzige Denkweise weicht zu sehr von der Ihrigen ab, als daß er hoffen dürfte, sich mit Ihnen verständigen zu können.

Ich habe selbst einigen Unterhaltungen in jenem Kreise beigewohnt und behaupten hören, man werde sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien. Schon die allgemeinste Bekanntschaft mit der Natur, gleichviel von welcher Seite, ein thätiges Eingreifen, sei es als Gärtner oder Landbebauer, als Jäger oder Bergmann, ziehe uns von uns selbst ab; die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche, wahrhafte Erscheinungen gebe nach und nach das größte Behagen, Klarheit und Belehrung; wie denn der Künstler, der sich treu an der Natur halte und zugleich sein Inneres auszubilden suche, gewiß am Besten fahren werde."

Der junge Freund schien darüber sehr unruhig und ungeduldig, wie man über eine fremde oder verworrene Sprache, deren Sinn wir nicht vernehmen, ärgerlich zu werden anfängt. Ich darauf, ohne sonderliche Hoffnung eines glücklichen Erfolgs, eigentlich aber, um nicht zu verstummen, fuhr zu reden fort. „Mir als Landschaftsmaler," sagte ich, „mußte dies zu allererst einleuchten, da ja meine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen ist; doch habe ich seit jener Zeit emsiger und eifriger als bisher nicht etwa nur ausgezeichnete und auffallende Naturbilder und -Erscheinungen betrachtet, sondern mich zu Allem und Jedem liebevoll hingewendet." Damit ich mich nun aber nicht ins Allgemeine verlöre, erzählte ich, wie mir sogar diese nothgedrungene Winterreise, anstatt beschwerlich zu sein, dauernden Genuß gewährt; ich schilderte ihm mit malerischer Poesie und doch so unmittelbar und natürlich, als ich nur konnte, den Vorschritt meiner Reise, jenen morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannichfaltigsten Tageserscheinungen, dann bot ich seiner Einbildungskraft die wunderlichen Thurm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, gesehen bei hereinbrechender Abenddämmerung, ferner die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig erleuchtet blinkenden Gewässer und gelangte sodann zur Baumannshöhle.

Hier aber unterbrach er mich lebhaft und versicherte, der kurze Weg, den er daran gewendet, gereue ihn ganz eigentlich; sie habe keineswegs dem Bilde sich gleich gestellt, das er in seiner Phantasie entworfen. Nach dem Vorhergegangenen konnten mich solche krankhafte Symptome nicht verdrießen; denn wie oft hatte ich erfahren müssen, daß der Mensch den Werth einer klaren Wirklichkeit gegen ein trübes Phantom seiner düstern

Einbildungskraft von sich ablehnt! Ebenso wenig war ich verwundert, als er auf meine Frage, wie er sich denn die Höhle vorgestellt habe, eine Beschreibung machte, wie kaum der kühnste Theatermaler den Vorhof des Plutonischen Reiches darzustellen gewagt hätte.

Ich versuchte hierauf noch einige propädeutische Wendungen als Versuchsmittel einer zu unternehmenden Kur; ich ward aber mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, so entschieden abgewiesen, daß mein Innerstes sich zuschloß und ich mein Gewissen durch den beschwerlichen Weg im Bewußtsein des besten Willens völlig befreit und mich gegen ihn von jeder weiteren Pflicht entbunden glaubte.

Es war schon spät geworden, als er mir den zweiten noch heftigern, mir gleichfalls nicht unbekannten brieflichen Erlaß vorlesen wollte, doch aber meine Entschuldigung wegen allzu großer Müdigkeit gelten ließ, indem er zugleich eine Einladung auf morgen zu Tische im Namen der Seinigen dringend hinzufügte, wogegen ich mir die Erklärung auf morgen ganz in der Frühe vorbehielt. Und so schieden wir friedlich und schicklich. Seine Persönlichkeit ließ einen ganz individuellen Eindruck zurück. Er war von mittlerer Größe, seine Gesichtszüge hatten nichts Anlockendes, aber auch nichts eigentlich Abstoßendes, sein düsteres Wesen erschien nicht unhöflich, er konnte vielmehr für einen wohlerzogenen jungen Mann gelten, der sich in der Stille auf Schulen und Akademien zu Kanzel und Lehrstuhl vorbereitet hatte.

Heraustretend fand ich den völlig aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Steg ruhig stehen und beschaute mir die winternächtliche Welt. Zugleich überdacht' ich das Abenteuer und fühlte mich fest entschlossen, den jungen Mann nicht wiederzusehen. In Gefolg dessen bestellt' ich mein Pferd auf Tagesanbruch, übergab ein anonymes entschuldigendes Bleistiftblättchen dem Kellner, dem ich zugleich so viel Gutes und Wahres von dem jungen Manne, den er mir bekannt gemacht, zu sagen wußte, welches denn der gewandte Bursche mit eigner Zufriedenheit gewiß wohl benutzt haben mag.

Nun ritt ich an dem Nordosthange des Harzes im grimmigen, mich zur Seite bestürmenden Stöberwetter, nachdem ich vorher den Rammelsberg, Messinghütten und die sonstigen Anstalten der Art beschaut und ihre Weise mir eingeprägt hatte, nach Goslar, wovon ich diesmal nicht weiter erzähle, da ich mich

künftig mit meinen Lesern darüber umständlich zu unterhalten hoffe.

Ich wüßte nicht, wie viel Zeit vorübergegangen, ohne daß ich etwas weiter von dem jungen Manne gehört hätte, als unerwartet an einem Morgen mir ein Billet ins Gartenhaus bei Weimar zukam, wodurch er sich anmeldete; ich schrieb ihm einige Worte dagegen, er werde mir willkommen sein. Ich erwartete nun einen seltsamen Erkennungsauftritt; allein er blieb hereintretend ganz ruhig und sprach: „Ich bin nicht überrascht, Sie hier zu finden; die Handschrift Ihres Billets rief mir so deutlich jene Züge wieder ins Gedächtniß, die Sie, aus Wernigerode scheidend, mir hinterließen, daß ich keinen Augenblick zweifelte, jenen geheimnißvollen Reisenden abermals hier zu finden."

Schon dieser Eingang war erfreulich, und es eröffnete sich ein trauliches Gespräch, worin er mir seine Lage zu entwickeln trachtete und ich ihm dagegen meine Meinung nicht vorenthielt. Inwiefern sich seine inneren Zustände wirklich gebessert hatten, wüßt' ich nicht mehr anzugeben, es mußte aber damit nicht so gar schlimm aussehen; denn wir schieden nach mehreren Gesprächen friedlich und freundlich, nur daß ich sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern konnte.

Noch eine Zeit lang unterhielten wir ein briefliches Verhältniß; ich kam in den Fall, ihm einige reelle Dienste zu leisten, deren er sich denn auch bei gegenwärtiger Zusammenkunft dankbar erinnerte, so wie denn überhaupt das Zurückschauen in jene früheren Tage beiden Theilen einige angenehme Stunden gewährte. Er, nach wie vor immer nur mit sich selbst beschäftigt, hatte viel zu erzählen und mitzutheilen. Ihm war geglückt, im Laufe der Jahre sich den Rang eines geachteten Schriftstellers zu erwerben, indem er die Geschichte älterer Philosophie ernstlich behandelte, besonders derjenigen, die sich zum Geheimniß neigt, woraus er denn die Anfänge und Urzustände der Menschen abzuleiten trachtete. Seine Bücher, die er mir, wie sie herauskamen, zusendete, hatte ich freilich nicht gelesen; jene Bemühungen lagen zu weit von demjenigen ab, was mich interessirte.

Seine gegenwärtigen Zustände fand ich auch keineswegs behaglich; er hatte Sprach- und Geschichtskenntnisse, die er so lange versäumt und abgelehnt, endlich mit wüthender Anstrengung erstürmt und durch dieses geistige Unmaß sein Physisches zerrüttet; zudem schienen seine ökonomischen Umstände nicht die

besten, wenigstens erlaubte sein mäßiges Einkommen ihm nicht, sich sonderlich zu pflegen und zu schonen; auch hatte sich das düstere jugendliche Treiben nicht ganz ausgleichen können; noch immer schien er einem Unerreichbaren nachzustreben, und als die Erinnerung früherer Verhältnisse endlich erschöpft war, so wollte keine eigentlich frohe Mittheilung stattfinden. Meine gegenwärtige Art zu sein konnte fast noch entfernter von der seinigen als jemals angesehen werden. Wir schieden jedoch in dem besten Vernehmen; aber auch ihn verließ ich in Furcht und Sorge wegen der drangvollen Zeit.

Den verdienten Merrem besuchte ich gleichfalls, dessen schöne naturhistorische Kenntnisse alsbald eine frohere Unterhaltung gewährten. Er zeigte mir manches Bedeutende vor, schenkte mir sein Werk über die Schlangen, und so ward ich aufmerksam auf seinen weitern Lebensgang, woraus mir mancher Nutzen erwuchs; denn das ist der höchst erfreuliche Vortheil von Reisen, daß einmal erkannte Persönlichkeiten und Lokalitäten unsern Antheil zeitlebens nicht loslassen.

Münster, im Dezember 1792.

Der Fürstin angemeldet, hoffte ich gleich den behaglichsten Zustand; allein ich sollte noch vorher eine zeitgemäße Prüfung erdulden; denn auf der Fahrt von mancherlei Hindernissen aufgehalten, gelangte ich erst tief in der Nacht zur Stadt. Ich hielt nicht für schicklich, durch einen solchen Ueberfall gleich beim Eintritt die Gastfreundschaft in diesem Grade zu prüfen; ich fuhr daher an einen Gasthof, wo mir aber Zimmer und Bette durchaus versagt wurde; die Emigrirten hatten sich in Masse auch hierher geworfen und jeden Winkel gefüllt. Unter diesen Umständen bedachte ich mich nicht lange und brachte die Stunden auf einem Stuhle in der Wirthsstube hin, immer noch bequemer als vor Kurzem, da beim dichtesten Regenwetter von Dach und Fach nichts zu finden war.

Auf diese geringe Entbehrung erfuhr ich den andern Morgen das Allerbeste. Die Fürstin ging mir entgegen, ich fand in ihrem Hause zu meiner Aufnahme Alles vorbereitet. Das Verhältniß von meiner Seite war rein; ich kannte die Glieder des Zirkels früher genugsam, ich wußte, daß ich in

inen frommen, sittlichen Kreis hereintrat, und betrug mich dar- ach. Von jener Seite benahm man sich gesellig, klug und icht beschränkend.

Die Fürstin hatte uns vor Jahren in Weimar besucht, mit on Fürstenberg und Hemsterhuis; auch ihre Kinder waren von er Gesellschaft. Damals verglich man sich schon über gewisse unkte und schied, Einiges zugebend, Anderes duldend, im besten ernehmen. Sie war eines der Individuen, von denen man ch gar keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht ge- hen hat, die man nicht richtig beurtheilt, wenn man eben diese ndividualität nicht in Verbindung sowie im Konflikt mit ihrer eitumgebung betrachtet. Von Fürstenberg und Hemsterhuis, vei vorzügliche Männer, begleiteten sie treulich, und in einer lchen Gesellschaft war das Gute sowie das Schöne immer- rt wirksam und unterhaltend. Letzterer war indessen gestorben, ener nunmehr um so viel Jahre älter, immer derselbe ver- ändige, edle, ruhige Mann; und welche sonderbare Stellung i der Mitwelt! Geistlicher, Staatsmann, so nahe, den Fürsten- ron zu besteigen.

Die ersten Unterhaltungen, nachdem das persönliche An- enken früherer Zeit sich ausgesprochen hatte, wandten sich auf amann, dessen Grab in der Ecke des entlaubten Gartens mir ald in die Augen schien.

Seine großen, unvergleichlichen Eigenschaften gaben zu herr- chen Betrachtungen Anlaß, seine letzten Tage jedoch blieben nbesprochen. Der Mann, der diesem endlich erwählten Kreise bedeutend und erfreulich gewesen, ward im Tode den Freun- en einigermaßen unbequem; man mochte sich über sein Be- äbniß entscheiden, wie man wollte, so war es außer der egel.

Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht nders als liebevoll betrachten; sie kam früh zum Gefühl, daß e Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurück- ehen, daß man in einem innern, beschränkten Kreise um Zeit nd Ewigkeit besorgt sein müsse.

Beides hatte sie erfaßt; das höchste Zeitliche fand sie im atürlichen, und hier erinnere man sich Rousseauischer Maximen er bürgerliches Leben und Kinderzucht. Zum einfältigen Jahren wollte man in Allem zurückkehren; Schnürbrust und bsatz verschwanden, der Puder zerstob, die Haare fielen in atürlichen Locken. Ihre Kinder lernten schwimmen und rennen,

vielleicht auch balgen und ringen. Diesmal hätte ich die Tochter kaum wieder gekannt; sie war gewachsen und stämmiger geworden; ich fand sie verständig, liebenswerth, haushälterisch, dem halb klösterlichen Leben sich fügend und widmend. So war es mit dem zeitlich Gegenwärtigen; das ewige Künftige hatten sie in einer Religion gefunden, die das, was andere lehrend hoffen lassen, heilig betheuernd zusagt und verspricht.

Aber als die schönste Vermittelung zwischen beiden Welten entsprossten Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Ascetik; das Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wohlthun; Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung, jedes tägliche Bedürfniß ward reichlich und einfach befriedigt, die Wohnung selbst aber, Hausrath und Alles, dessen man sonst benöthigt ist, erschien weder elegant noch kostbar; es sah eben aus, als wenn man anständig zur Miethe wohne. Eben dies galt von Fürstenberg's häuslicher Umgebung; er bewohnte einen Palast, aber einen fremden, den er seinen Kindern nicht hinterlassen sollte. Und so bewies er sich in Allem sehr einfach, mäßig, genügsam, auf innerer Würde beruhend, alles Aeußere verschmähend, so wie die Fürstin auch.

Innerhalb dieses Elementes bewegte sich die geistreichste, herzlichste Unterhaltung, ernsthaft, durch Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst, und wenn man bei jener selten von gleichen Prinzipien ausgeht, so freut man sich, bei dieser meist Uebereinstimmung zu finden.

Hemsterhuis, Niederländer, fein gesinnt, zu den Alten von Jugend auf gebildet, hatte sein Leben der Fürstin gewidmet sowie seine Schriften, die durchaus von wechselseitigem Vertrauen und gleichem Bildungsgange das unverwüstlichste Zeugniß ablegen.

Mit eigener scharfsinniger Zartheit wurde dieser schätzenswerthe Mann dem Geistig-Sittlichen sowie dem Sinnlich-Aesthetischen unermüdet nachzustreben geleitet. Muß man von jenem sich durchdringen, so soll man von diesem immer umgeben sein; daher ist für einen Privatmann, der sich nicht in großen Räumen ergehen und selbst auf Reisen einen gewohnten Kunstgenuß nicht entbehren kann, eine Sammlung geschnittener Steine höchst wünschenswerth; ihn begleitet überall das Erfreulichste, ein belehrendes Kostbares ohne Belästigung, und er genießt ununterbrochen des edelsten Besitzes.

Um aber dergleichen zu erlangen, ist nicht genug, daß man wolle; zum Vollbringen gehört außer dem Vermögen vor allen Dingen Gelegenheit. Unser Freund entbehrte dieser nicht; auf der Scheide von Holland und England wohnend, die fortdauernde Handelsbewegung, die darin auch hin- und herwogenden Kunstschätze beobachtend, gelangte er nach und nach durch Kauf- und Tauschversuche zu einer schönen Sammlung von etwa siebzig Stücken, wobei ihm Rath und Belehrung des trefflichen Steinschneiders Natter für die sicherste Beihilfe galt.

Diese Sammlung hatte die Fürstin zum größten Theile entstehen sehen, Einsicht, Geschmack und Liebe daran gewonnen und besaß sie nun als Nachlaß eines abgeschiedenen Freundes, der in diesen Schätzen immer als gegenwärtig erschien.

Hemsterhuis' Philosophie, die Fundamente derselben, seinen Ideengang konnt' ich mir nicht anders zu eigen machen, als wenn ich sie in meine Sprache übersetzte. Das Schöne und das an demselben Erfreuliche sei, so sprach er sich aus, wenn wir die größte Menge von Vorstellungen in einem Moment bequem erblicken und fassen; ich aber mußte sagen, das Schöne sei, wenn wir das gesetzmäßig Lebendige in seiner größten Thätigkeit und Vollkommenheit schauen, wodurch wir, zur Reproduktion gereizt, uns gleichfalls lebendig und in höchste Thätigkeit versetzt fühlen. Genau betrachtet, ist Eins und Ebendasselbe gesagt, nur von verschiedenen Menschen ausgesprochen, und ich enthalte mich, mehr zu sagen; denn das Schöne ist nicht sowol leistend als versprechend, dagegen das Häßliche, aus einer Stockung entstehend, selbst stocken macht und nichts hoffen, begehren und erwarten läßt.

Ich glaubte mir auch den „Brief über die Skulptur" hiernach meinem Sinne gemäß zu deuten; ferner schien mir das Büchlein „Ueber das Begehren" auf diesem Wege klar; denn wenn das heftig verlangte Schöne in unsern Besitz kommt, so hält es nicht immer im Einzelnen, was es im Ganzen versprach, und so ist es offenbar, daß dasjenige, was uns als Ganzes aufregte, im Einzelnen nicht durchaus befriedigen wird.

Diese Betrachtungen waren um so bedeutender, als die Fürstin ihren Freund heftig nach Kunstwerken verlangen, aber im Besitz erkalten gesehen, was er so scharfsinnig und liebenswürdig in obgemeldetem Büchlein ausgeführt hatte. Dabei hat man freilich den Unterschied zu bedenken, ob der Gegenstand des für ihn empfundenen Enthusiasmus würdig sei; ist er es, so

muß Freude und Bewunderung immer daran wachsen, sich stets erneuen; ist er es nicht ganz, so geht das Thermometer um einige Grade zurück, und man gewinnt an Einsicht, was man an Vorurtheil verlor. Deshalb es wol ganz richtig ist, daß man Kunstwerke kaufen müsse, um sie kennen zu lernen, damit das Verlangen aufgehoben und der wahre Werth festgestellt werde. Indessen muß auch hier Sehnsucht und Befriedigung in einem pulsirenden Leben mit einander abwechseln, sich gegenseitig ergreifen und loslassen, damit der einmal Betrogene nicht aufhöre zu begehren.

Wie empfänglich die Sozietät, in der ich mich befand, für solche Gespräche sein mochte, wird Derjenige am Besten beurtheilen, der von Hemsterhuis' Werken Kenntniß genommen hat, welche, in diesem Kreise entsprungen, ihm auch Leben und Nahrung verdankten.

Zu den geschnittenen Steinen aber wieder zurückzukehren, war mehrmals höchst erfreulich, und man mußte dies gewiß als einen der sonderbarsten Fälle ansehen, daß gerade die Blüthe des Heidenthums in einem christlichen Hause verwahrt und hochgeschätzt werden sollte. Ich versäumte nicht, die allerliebsten Motive hervorzuheben, die aus diesen würdigen kleinen Gebilden dem Auge entgegensprangen. Auch hier durfte man sich nicht verleugnen, daß Nachahmung großer würdiger älterer Werke, die für uns ewig verloren wären, in diesen engen Räumen juwelenhaft aufgehoben worden; und es fehlte fast an keiner Art. Der tüchtigste Herkules, mit Epheu bekränzt, durfte seinen kolossalen Ursprung nicht verleugnen; ein ernstes Meduſenhaupt, ein Bacchus, der ehemals im Medizeischen Kabinet verwahrt worden, allerliebste Opfer und Bacchanalien, und zu Allem diesem die schätzbarsten Porträte von bekannten und unbekannten Personen mußten bei wiederholter Betrachtung bewundert werden.

Aus solchen Gesprächen, die ungeachtet ihrer Höhe und Tiefe nicht Gefahr liefen, sich ins Abstruse zu verlieren, schien eine Vereinigung hervorzugehen, indem jede Verehrung eines würdigen Gegenstandes immer von einem religiosen Gefühl begleitet ist. Doch konnte man sich nicht verbergen, daß die reinste christliche Religion mit der wahren bildenden Kunst immer sich zwiespältig befinde, weil jene sich von der Sinnlichkeit zu entfernen strebt, diese nun aber das sinnliche Element als ihren

gentlichsten Wirkungskreis anerkennt und darin beharren muß.
n diesem Geiste schrieb ich nachstehendes Gedicht augenblicklich
ieder:

Amor, nicht aber das Kind, der Jüngling, der Psychen verführte,
Sah im Olympus sich um, frech und der Siege gewohnt;
Eine Göttin erblickt' er, vor allen die herrlichste Schöne,
Venus Urania war's, und er entbrannte für sie.
Ach! und die Heilige selbst, sie widerstand nicht dem Werben,
Und der Verwegene hielt fest sie im Arme bestrickt.
Da entstand aus ihnen ein neuer lieblicher Amor,
Der dem Vater den Sinn, Sitte der Mutter verdankt.
Immer findest Du ihn in holder Musen Gesellschaft,
Und sein reizender Pfeil stiftet die Liebe der Kunst.

Mit diesem allegorischen Glaubensbekenntniß schien man
icht ganz unzufrieden; indessen blieb es auf sich selbst beruhen,
nd beide Theile machten sich's zur Pflicht, von ihren Gefühlen
nd Ueberzeugungen nur dasjenige hervorzukehren, was gemein-
m wäre und zu wechselseitiger Belehrung und Ergetzung ohne
iderstreit gereichen könnte.

Immer aber konnten die geschnittenen Steine als ein herr-
hes Mittelglied eingeschoben werden, wenn die Unterhaltung
gend lückenhaft zu werden drohte. Ich von meiner Seite
nnte freilich nur das Poetische schätzen, das Motiv selbst,
omposition, Darstellung überhaupt beurtheilen und rühmen,
igegen die Freunde dabei noch ganz andere Betrachtungen an-
stellen gewohnt waren. Denn es ist für den Liebhaber, der
lche Kleinodien anschaffen, den Besitz zu einer würdigen Samm-
ng erheben will, nicht genug zur Sicherheit seines Erwerbs,
ß er Geist und Sinn der köstlichen Kunstarbeit einsehe und sich
ran ergetze, sondern er muß auch äußerliche Kennzeichen zu
ilfe rufen, die für Den, der nicht selbst technischer Künstler
i gleichen Fache ist, höchst schwierig sein möchten. Hemster-
uis hatte mit seinem Freunde Natter viele Jahre darüber kor-
spondirt, wovon sich noch bedeutende Briefe vorfanden. Hier
m nun erst die Steinart selbst zur Sprache, in welche gearbeitet
orden, indem man sich der einen in frühern, der andern in
lgenden Zeiten bedient; sodann war vor allen Dingen eine
ößere Ausführlichkeit im Auge zu halten, wo man auf be-
utende Zeiten schließen konnte, so wie flüchtige Arbeit bald

auf Geist, theils auf Unfähigkeit, theils auf Leichtsinn hindeutete, frühere oder spätere Epochen zu erkennen gab. Besonders legte man großen Werth auf die Politur vertiefter Stellen und glaubte darin ein unverwerfliches Zeugniß der besten Zeiten zu sehen. Ob aber ein geschnittener Stein entschieden antik oder neu sei, darüber wagte man keine festen Kriterien anzugeben; Freund Hemsterhuis habe selbst nur mit Beistimmung jenes trefflichen Künstlers sich über diesen Punkt zu beruhigen gewußt.

Ich konnte nicht verbergen, daß ich hier in ein ganz frisches Feld gerathe, wo ich mich höchst bedeutend angesprochen fühle und nur die Kürze der Zeit bedaure, wodurch ich die Gelegenheit mir abgeschnitten sehe, meine Augen sowol als den innern Sinn auch auf diese Bedingungen kräftiger zu richten. Bei einem solchen Anlasse äußerte sich die Fürstin heiter und einfach, sie sei geneigt, mir die Sammlung mitzugeben, damit ich solche zu Hause mit Freunden und Kennern studiren und mich in diesem bedeutenden Zweige der bildenden Kunst, mit Zuziehung von Schwefel- und Glaspasten, umsehen und bestärken möchte.

Dieses Anerbieten, das ich für kein leeres Kompliment halten durfte und für mich höchst reizend war, lehnt' ich jedoch dankbarlichst ab, und ich gestehe, daß mir im Innern die Art, wie dieser Schatz aufbewahrt wurde, eigentlich das größte Bedenken gab. Die Ringe waren in einzelnen Kästchen, einer allein, zwei, drei, wie es der Zufall gegeben hatte, neben einander gesteckt; es war unmöglich, beim Vorzeigen am Ende zu bemerken, ob wol einer fehle; wie denn die Fürstin selbst gestand, daß einst in der besten Gesellschaft ein Herkules abhanden gekommen, den man erst späterhin vermißt habe. Sodann schien es bedenklich genug, in gegenwärtiger Zeit sich mit einem solchen Werth zu beschweren und eine höchst bedeutende ängstliche Verantwortung zu übernehmen. Ich suchte daher mit der freundlichsten Dankbarkeit die schicklichsten ablehnenden Gründe vorzubringen, welche Einrede die Freundin wohlwollend in Betracht zu ziehen schien, indem ich nun um desto eifriger die Aufmerksamkeit auf diese Gegenstände, insofern es sich nur einigermaßen schicken wollte, zu lenken suchte.

Von meinen Naturbetrachtungen aber, die ich, weil auch wenig Glück für sie hier am Orte zu hoffen war, eher verheimlichte, war ich doch genöthigt, einige Rechenschaft zu geben. Von Fürstenberg brachte zur Sprache, daß er mit Verwunderung,

elche beinahe wie Befremden aussah, hie und da gehört habe, ie ich der Physiognomik wegen die allgemeine Knochenlehre udire, wovon sich doch schwerlich irgend eine Beihilfe zu Beurtheilung der Gesichtszüge des Menschen hoffen lasse. Nun ocht' ich wol bei einigen Freunden, das für einen Dichter ganz aschicklich gehaltene Studium der Osteologie zu entschuldigen id einigermaßen einzuleiten, geäußert haben, ich sei, wie es nn wirklich auch an dem war, durch Lavater's Physiognomik dieses Fach wieder eingeführt worden, da ich in meinen akamischen Jahren darin die erste Bekanntschaft gesucht hatte. vater selbst, der glücklichste Beschauer organisirter Oberflächen, h sich, in Anerkennung, daß Muskel- und Hautgestalt und ihre irkung von dem entschiedenen inneren Knochengebilde durchs abhängen müsse, getrieben, mehrere Thierschädel in sein erk abbilden zu lassen und selbige mir zu einem flüchtigen mmentar darüber zu empfehlen. Was ich aber gegenwärtig von wiederholen oder in demselben Sinne zu Gunsten meines erfahrens aufbringen wollte, konnte mir wenig helfen, indem jener Zeit ein solcher wissenschaftlicher Grund allzu weit ab und man, im augenblicklichen geselligen Leben befangen, r den beweglichen Gesichtszügen, und vielleicht gar nur in denschaftlichen Momenten, eine gewisse Bedeutung zugestand, ne zu bedenken, daß hier nicht etwa blos ein regelloser Schein rken könne, sondern daß das Aeußere, Bewegliche, Veränderje als ein wichtiges bedeutendes Resultat eines innern entiedenen Lebens betrachtet werden müsse.

Glücklicher als in diesen Vorträgen war ich in Unterhalng größerer Gesellschaft; geistliche Männer von Sinn und rstand, heranstrebende Jünglinge, wohlgestaltet und wohlerzen, an Geist und Gesinnung viel versprechend, waren gegenrtig. Hier wählte ich unaufgefordert die römischen Kirchente, Charwoche und Ostern, Frohnleichnam und Peter Paul; ann zur Erheiterung die Pferdeweihe, woran auch andere us- und Hofthiere theilnehmen. Diese Feste waren mir mals nach allen charakteristischen Einzelnheiten vollkommen genwärtig, denn ich ging darauf aus, ein Römisches Jahr zu reiben, den Verlauf geistlicher und weltlicher Oeffentlichkeiten; er ich denn auch sogleich, jene Feste nach einem reinen, diten Eindruck darzustellen im Stande, meinen katholischen mmen Zirkel mit meinen vorgeführten Bildern ebenso zuden sah als die Weltkinder mit dem Karneval. Ja, Einer

von den Gegenwärtigen, mit den Gesammtverhältnissen nicht genau bekannt, hatte im Stillen gefragt, ob ich denn wirklich katholisch sei.

Als die Fürstin mir dieses erzählte, eröffnete sie mir noch ein Anderes; man hatte ihr nämlich vor meiner Ankunft geschrieben, sie solle sich vor mir in Acht nehmen, ich wisse mich so fromm zu stellen, daß man mich für religios, ja für katholisch halten könne.

„Geben Sie mir zu, verehrte Freundin," rief ich aus, „ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Orte; mir fällt nicht schwer, mit einem klaren unschuldigen Blick alle Zustände zu beachten und sie wieder auch ebenso rein darzustellen. Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch sich dünkelhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstand versündigen, war mir von je her zuwider. Was mir widersteht, davon wend' ich den Blick weg; aber Manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in seiner Eigenthümlichkeit erkennen; da zeigt sich denn meist, daß die Andern ebenso Recht haben, nach ihrer eigenthümlichen Art und Weise zu existiren, als ich nach der meinigen." Hiedurch war man denn auch wegen dieses Punkts aufgeklärt, und eine, freilich keineswegs zu lobende heimliche Einmischung in unsere Verhältnisse hatte gerade im Gegentheil, wie sie Mißtrauen erregen wollte, Vertrauen erregt.

In einer solchen zarten Umgebung wär' es nicht möglich gewesen, herb oder unfreundlich zu sein; im Gegentheil fühlt' ich mich milder als seit langer Zeit, und es hätte mir wol kein größeres Glück begegnen können, als daß ich nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme menschliche Sitte auf mich einwirken fühlte.

Einer so edlen, guten, sittlich frohen Gesellschaft war ich jedoch in einem Punkte ungefällig, ohne daß ich selbst weiß, wie es zugegangen ist. Ich war wegen eines glücklichen, freien, bedeutenden Vorlesens berühmt, man wünschte mich zu hören, und da man wußte, daß ich die „Luise" von Voß, wie sie im Novemberheft des „Merkur" 1784 erschienen war, leidenschaftlich verehrte und sie gerne vortrug, spielte man darauf an, ohne zudringlich zu sein; man legte das Merkurstück unter den Spiegel und ließ mich gewähren. Und nun wüßt' ich nicht zu sagen, was mich abhielt; mir war wie Sinn und Lippe versiegelt, ich konnte das Heft nicht aufnehmen, mich nicht entschließen, eine Pause des Gesprächs zu meiner und der Andern Freude zu

nutzen; die Zeit ging hin, und ich wundere mich noch über diese unerklärliche Verstocktheit.

Der Tag des Abschieds nahete heran, man mußte doch sich einmal trennen. „Nun," sagte die Fürstin, „hier gilt keine Widerrede, Sie müssen die geschnittenen Steine mitnehmen, ich verlange es!" Als ich aber meine Weigerung auf das Höflichste und Freundlichste fortbehauptete, sagte sie zuletzt: „So muß ich Ihnen denn eröffnen, warum ich es fordere. Man hat mir abgerathen, Ihnen diesen Schatz anzuvertrauen, und eben deswegen will ich, muß ich es thun; man hat mir vorgestellt, daß ich Sie doch auf diesen Grad nicht kenne, um auch in einem solchen Falle von Ihnen ganz gewiß zu sein. Darauf habe ich", fuhr sie fort, „erwidert: ‚Glaubt Ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sei als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdreingehen!'"

Ich konnte nun weiter nichts erwidern, indem sie durch eine solche Aeußerung in eben dem Grad mich zu ehren und zu verpflichten wußte. Jedes übrige Hinderniß räumte sie weg; vorhandene Schwefelabgüsse, katalogirt, waren zu Kontrole, sollte sie nöthig befunden werden, in einem sauberen Kästchen mit den Originalen eingepackt, und ein sehr kleiner Raum faßte die leicht transportablen Schätze.

So nahmen wir treulichen Abschied, ohne jedoch sogleich zu scheiden; die Fürstin kündigte mir an, sie wolle mich auf die nächste Station begleiten, setzte sich zu mir im Wagen, der übrige folgte. Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache; ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause, sie mit dem nachgelassenen Wunsche, mich wo nicht hier, doch dort wiederzusehen.

Diese Abschiedsformel wohldenkender, freundlicher Katholiken war mir nicht fremd noch zuwider; ich hatte sie oft bei vorübergehenden Bekanntschaften in Bädern und sonst meist von wohlwollenden, mir freundlichst zugethanen Geistlichen vernommen, und ich sehe nicht ein, warum ich irgend Jemand verargen sollte, der wünscht, mich in seinen Kreis zu ziehen, wo ich nach seiner Ueberzeugung ganz allein ruhig leben und, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben läßt.

Weimar, vom Dezember 1792 bis zum April 1793.

Durch Vorsorge auf Anregung der edlen Freundin ward ich von dem Postmeister nicht allein rasch gefördert, sondern auch durch Laufzettel weiter angemeldet und empfohlen, welches angenehm und höchst nothwendig war. Denn ich hatte bei schöner, freundschaftlicher, friedlicher Unterhaltung vergessen, daß Kriegesflucht mir nachstürme; und leider fand ich unterwegs die Schaar der Emigrirten, die sich immer weiter nach Deutschland hineindrängte, und gegen welche die Postillone ebenso wenig als am Rhein günstig gesinnt waren. Gar oft kein gebahnter Weg; man fuhr bald hüben, bald drüben, begegnete und kreuzte sich. Heidegebüsch und Gesträuche, Wurzelstumpfen, Sand, Moor und Binsen, Eins so unbequem und unerfreulich wie das Andere. Auch ohne Leidenschaftlichkeit ging es nicht ab.

Ein Wagen blieb stecken, Paul sprang geschwind herab und zu Hilfe; er glaubte, die schönen Französinnen, die er in Düsseldorf in den traurigsten Umständen wieder angetroffen, seien abermals im Falle, seines Beistandes zu bedürfen. Die Dame hatte ihren Gemahl nicht wiedergefunden und war, in dem Strudel des Unheils mit fortgerissen und geängstigt, endlich über den Rhein geworfen worden.

Hier aber in dieser Wüste erschien sie nicht; einige alte ehrwürdige Damen forderten unsere Theilnahme. Als aber unser Postillon halten und mit seinen Pferden dem dortigen Wagen zu Hilfe kommen sollte, weigerte er sich trotzig und sagte, wir sollten nur zu unserm eignen, mit Silber und Gold genugsam beschwerten Wagen ernstlich sehen, damit wir nicht etwa stecken blieben oder umgeworfen würden; denn ob er es gleich mit uns redlich meine, so ständ' er doch in dieser Wüstenei für nichts.

Glücklicherweise, unser Gewissen zu beschwichtigen, hatte sich eine Anzahl westfälischer Bauern um jenen Wagen versammelt und gegen ein bedungenes gutes Trinkgeld ihn wieder auf den fahrbaren Weg gebracht.

An unserm Fuhrwerk war freilich das Eisen das Schwerste, und der kostbare Schatz, den wir mit uns führten, so leicht, um in einer leichten Chaise nicht bemerkt zu werden. Wie lebhaft wünscht' ich mir mein böhmisches Wägelchen herbei! Gleichwol gab mir jenes Vorurtheil, welches wichtige Schätze

ei uns vorausſetzte, doch immer eine Art von Unruhe. Wir atten bemerkt, daß ein Poſtillon dem andern die Notiz von leberſchwere des Wagens und die Vermuthung von Geld nd Koſtbarkeiten jederzeit überlieferte. Nun aber wurden ir wegen vorausgeſchickter Poſtzettel, deren richtige Stunde ir ohnehin des ſchlechten Wetters wegen nicht einhielten, auf der Station eilig vorwärts gedrängt und ganz eigentlich in ie Nacht hinausgeſtoßen, da uns denn wirklich der bängliche fall begegnete, daß der Poſtillon in düſterer Nacht ſchwur, er nne das Ding nicht weiter fortbringen, und an einer einſamen Waldwohnung ſtille hielt, deren Lage, Bauart und Bewohner hon beim hellſten Sonnenſchein hätten Schaudern erregen können.

Der Tag, ſelbſt der grauſte, war dagegen erquicklich; man ief das Andenken der Freunde hervor, bei denen man vor kurzem ſo trauliche Stunden zugebracht; man muſterte ſie mit chtung und Liebe, belehrte ſich an ihren Eigenheiten und rbaute ſich an ihren Vorzügen. Wie aber die Nacht wieder ereinbrach, da fühlte man ſich ſchon wieder von allen Sorgen mſtrickt in einem kummervollen Zuſtand. Wie düſter aber uch in der letzten und ſchwärzeſten aller Nächte meine Gedanken mochten geweſen ſein, ſo wurden ſie auf einmal wieder ufgehellt, als ich in das mit hundert und aber hundert Lampen leuchtete Kaſſel hineinfuhr. Bei dieſem Anblick entwickelten ſich or meiner Seele alle Vortheile eines bürgerlich-ſtädtiſchen ſuſammenſeins, die Wohlhäbigkeit eines jeden Einzelnen in einer von innen erleuchteten Wohnung und die behaglichen Anſtalten zu Aufnahme der Fremden. Dieſe Heiterkeit jedoch ward mir für einige Zeit geſtört, als ich auf dem prächtigen ngeshellen Königsplatze an dem wohlbekannten Gaſthofe anfuhr; er anmeldende Diener kehrte zurück mit der Erklärung, es ſei ein Platz zu finden. Als ich aber nicht weichen wollte, trat n Kellner ſehr höflich an den Schlag und bat in ſchönen anzöſiſchen Phraſen um Entſchuldigung, da es nicht möglich i, mich aufzunehmen.

Ich erwiderte darauf in gutem Deutſch, wie ich mich undern müſſe, daß in einem ſo großen Gebäude, deſſen Raum h gar wohl kenne, einem Fremden in der Nacht die Aufnahme verweigert werden wolle.

„Sie ſind ein Deutſcher," rief er aus, „das iſt ein Anderes!" Und ſogleich ließ er den Poſtillon in das Hofthor hereinfahren. Als er mir ein ſchickliches Zimmer angewieſen,

versetzte er, er sei fest entschlossen, keinen Emigrirten mehr aufzunehmen. Ihr Betragen sei höchst anmaßend, die Bezahlung knauserig; denn mitten in ihrem Elend, da sie nicht wüßten, wo sie sich hinwenden sollten, betrügen sie sich noch immer, als hätten sie von einem eroberten Lande Besitz genommen. So schied ich nun in gutem Frieden und fand auf dem Wege nach Eisenach weniger Zudrang der so häufig und unversehens herangetriebenen Gäste.

Meine Ankunft in Weimar sollte auch nicht ohne Abenteuer bleiben; sie ereignete sich nach Mitternacht und gab Anlaß zu einer Familienscene, welche wol in irgend einem Roman die tiefste Finsterniß erhellen und erheitern würde.

Nun fand ich das von meinem Fürsten mir bestimmte erneuerte, wohleingerichtete Haus schon meistens wohnbar, ohne daß mir die Freude ganz versagt gewesen wäre, bei dem Ausbau mit- und einzuwirken. Die Meinigen entgegneten mir munter und gesund, und als es an ein Erzählen ging, kontrastirte freilich der heitere, ruhige Zustand, in welchem sie die aus Verdun gesendeten Süßigkeiten genossen, mit demjenigen, worin wir, die sie in paradiesischen Zuständen glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen hatten.

Unser stiller häuslicher Kreis war nun um so reicher und froher abgeschlossen, indem Heinrich Meyer zugleich als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter zu den Unsrigen gehörte und an allem Belehrenden so wie an allem Wirksamen kräftigen Antheil nahm.

Das Weimarische Theater bestand seit dem Mai 1791; es hatte sowol den Sommer genannten Jahres als auch den des laufenden in Lauchstädt zugebracht und sich durch Wiederholung damals gangbarer, meist bedeutender Stücke schon ziemlich gut zusammengespielt. Ein Rest der Bellomo'schen Gesellschaft, also schon an einander gewöhnter Personen, gab den Grund; andere theils schon brauchbare, theils viel versprechende Glieder füllten schicklich und gemächlich die entstandene Lücke.

Man kann sagen, daß es damals noch ein Schauspielerhandwerk gab, wodurch befähigt, sich Glieder entfernter Theater gar bald in Einklang setzten, besonders wenn man so glücklich war, für die Rezitation Niederdeutsche, für den Gesang Oberdeutsche herbeizuziehen; und so konnte das Publikum für den Anfang gar wohl zufrieden sein.

Da ich Theil an der Direktion genommen, so war es nur eine unterhaltende Beschäftigung, gelind zu versuchen, auf welchem Wege das Unternehmen weiter geführt werden könnte. Ich sah gar bald, daß eine gewisse Technik aus Nachahmung, Gleichstellung mit Andern und Routine hervorgehen konnte; allein es fehlte durchaus an dem, was ich Grammatik nennen dürfte, die doch erst zum Grunde liegen muß, ehe man zu Rhetorik und Poesie gelangen kann.

Da ich auf diesen Gegenstand zurückzukehren gedenke und ihn vorläufig nicht gern zerstückeln möchte, so sage ich nur so viel, daß ich eben jene Technik, welche sich Alles aus Ueberlieferung aneignet, zu studiren und auf ihre Elemente zurückzuführen suchte und das, was mir klar geworden, in einzelnen Fällen, ohne auf ein Allgemeines hinzuweisen, beobachten ließ.

Was mir bei diesem Unternehmen aber besonders zu Statten kam, war der damals überhand nehmende Natur- und Conversationston, der zwar höchst lobenswerth und erfreulich ist, wenn er als vollendete Kunst, als eine zweite Natur hervortritt, nicht aber, wenn ein Jeder glaubt, nur sein eigenes nacktes Wesen bringen zu dürfen, um etwas Beifallswürdiges darzubieten. Ich aber benutzte diesen Trieb zu meinen Zwecken, indem ich gar wohl zufrieden sein konnte, wenn das angeborne Naturell sich mit Freiheit hervorthat, um sich nach und nach durch gewisse Regeln und Anordnungen einer höhern Bildung entgegenführen zu lassen. Doch darf ich hievon nicht weiter sprechen, weil, was gethan und geleistet worden, sich erst nach und nach aus sich selbst entwickelte und also historisch dargestellt werden müßte.

Umstände jedoch, die für das neue Theater sich höchst günstig hervorthaten, muß ich kürzlich anführen. Iffland und Kotzebue blühten in ihrer besten Zeit; ihre Stücke, natürlich und faßlich, die einen gegen ein bürgerlich-rechtliches Behagen, die andern gegen eine lockere Sittenfreiheit hingewendet; beide Gesinnungen waren dem Tage gemäß und erhielten freudige Theilnahme; mehrere noch als Manuskript ergetzten durch den lebendigen Duft des Augenblicks, den sie mit sich brachten. Schröder, Babo, Ziegler, glücklich-energische Talente, lieferten bedeutenden Beitrag; Bretzner und Jünger, ebenfalls gleichzeitig, gaben anspruchslos einer bequemen Fröhlichkeit Raum; Hagemann und Hagemeister, Talente, die sich auf die Länge

nicht halten konnten, arbeiteten gleichfalls für den Tag und waren, wo nicht bewundert, doch als neu geschaut und willkommen.

Diese lebendige, sich im Zirkel herumtreibende Masse suchte man mit Shakespeare, Gozzi und Schiller geistiger zu erheben; man verließ die bisherige Art, nur Neues zum nächsten Verlust einzustudiren; man war sorgfältig in der Wahl und bereitete schon ein Repertorium vor, welches viele Jahre gehalten hat. Aber auch dem Manne, der uns diese Anstalt gründen half, müssen wir eine dankbare Erinnerung nicht schuldig bleiben. Es war F. J. Fischer, ein Schauspieler in Jahren, der sein Handwerk verstand, mäßig, ohne Leidenschaft, mit seinem Zustande zufrieden, sich mit einem beschränkten Rollenfache begnügend. Er brachte mehrere Schauspieler von Prag mit, die in seinem Sinne wirkten, und wußte die einheimischen gut zu behandeln, wodurch ein innerer Friede sich über das Ganze verbreitete.

Was die Oper anlangt, so kamen uns die Dittersdorfischen Arbeiten auf das Beste zu Statten. Er hatte mit glücklichem Naturell und Humor für ein fürstliches Privattheater gearbeitet, wodurch seinen Produktionen eine gewisse leichte Behaglichkeit zu Theil ward, die auch uns zu Gute kam, weil wir unser neues Theater als eine Liebhaberbühne zu betrachten die Klugheit hatten. Auf den Text, im rhythmischen und prosaischen Sinne, wendete man viel Mühe, um ihn dem obersächsischen Geschmack mehr anzueignen, und so gewann diese leichte Waare Beifall und Abgang.

Die aus Italien wiedergekehrten Freunde bemühten sich, die leichtern italienischen Opern jener Zeit von Paisiello, Cimarosa, Guglielmi und Andern herüberzuführen, wo denn zuletzt auch Mozart's Geist einzuwirken anfing. Denke man sich, daß von diesem Allem wenig bekannt, gar nichts abgebraucht war, so wird man gestehen, daß die Anfänge des Weimarischen Theaters mit den jugendlichen Zeiten des deutschen Theaters überhaupt oder zugleich eintraten und Vortheile genossen, die offenbar zu einer natürlichen Entwickelung aus sich selbst den reinsten Anlaß geben mußten.

Um nun aber auch Genuß und Studium der anvertrauten Gemmensammlung vorzubereiten und zu sichern, ließ ich gleich zwei zierliche Ringkästchen verfertigen, worin die Steine mit einem Blick übersehbar neben einander standen,

so daß irgend eine Lücke sogleich zu bemerken gewesen wäre, worauf alsdann Schwefel- und Gipsabgüsse in Mehrzahl verfertigt und der Prüfung durch stark vergrößernde Linsen unterworfen wurden, auch vorhandene Abdrücke älterer Sammlungen vorgesucht und zu Rathe gezogen. Wir bemerkten wol, daß hier für uns das Studium der geschnittenen Steine zu gründen sei; wie groß aber die Vergünstigung der Freundin gewesen, wurde erst nach und nach eingesehen.

Das Resultat mehrjähriger Betrachtung sei deshalb hier eingeschaltet, weil wir wol schwerlich unsere Aufmerksamkeit so bald wieder auf diesen Punkt wenden dürften.

Aus innern Gründen der Kunst sahen sich die Weimarischen Freunde berechtigt, wo nicht alle, doch bei Weitem die größte Anzahl dieser geschnittenen Steine für ächt antike Kunstdenkmale zu halten, und zwar fanden sich mehrere darunter, welche zu den vorzüglichsten Arbeiten dieser Art gerechnet werden durften. Einige zeichneten sich dadurch aus, daß sie als wirklich identisch mit ältern Schwefelpasten angesehen werden mußten; mehrere bemerkte man, deren Darstellung mit andern antiken Gemmen zusammentraf, die aber deswegen immer noch für ächt gelten konnten. In den größten Sammlungen kommen wiederholte Vorstellungen vor, und man würde sehr irren, die einen als Original, die andern als moderne Kopien anzusprechen.

Immer müssen wir dabei die edle Kunsttreue der Alten im Sinne tragen, welche die einmal glücklich gelungene Behandlung eines Gegenstands nicht oft genug wiederholen konnte. Jene Künstler hielten sich für original genug, wenn sie einen originellen Gedanken aufzufassen und ihn auf ihre Weise wieder darzustellen Fähigkeit und Fertigkeit empfanden.

Mehrere Steine zeigten sich auch mit eingeschnittenen Künstlernamen, worauf man seit Jahren großen Werth gelegt hatte. Eine solche Zuthat ist wol immer merkwürdig genug, doch bleibt sie meist problematisch; denn es ist möglich, daß der Stein alt und der Name neu eingeschnitten sei, um dem Vortrefflichen noch einen Beiwerth zu verleihen.

Ob wir uns nun gleich hier, wie billig, alles Katalogirens enthalten, da Beschreibung solcher Kunstwerke ohne Nachbildung wenig Begriff giebt, so unterlassen wir doch nicht, von den vorzüglichsten einige allgemeine Andeutungen zu geben.

Kopf des Herkules. — Bewundernswürdig in Betracht

des edeln freien Geschmacks der Arbeit und noch mehr zu bewundern in Hinsicht auf die herrlichen Idealformen, welche mit keinem der bekannten Herkulesköpfe ganz genau übereinkommen und eben dadurch die Merkwürdigkeit dieses köstlichen Denkmals noch vermehren helfen.

Brustbild des Bacchus. — Arbeit, wie auf den Stein gehaucht und in Hinsicht auf die idealen Formen eines der edelsten antiken Werke. Es finden sich in verschiedenen Sammlungen mehrere diesem ähnliche Stücke, und zwar, wenn wir uns recht erinnern, sowol hoch als tief geschnitten; doch ist uns noch keines bekannt geworden, welches vor dem gegenwärtigen den Vorzug verdiente.

Faun, welcher einer Bacchantin das Gewand rauben will. — Vortreffliche und auf alten Monumenten mehrmals vorkommende Komposition, ebenfalls gut gearbeitet.

Eine umgestürzte Leyer, — deren Hörner zwei Delphine darstellen; der Körper oder, wenn man will, der Fuß, Amor's Haupt, mit Rosen bekränzt; zu derselben ist Bacchus' Panther, in der Vorderpfote den Thyrsusstab haltend, zierlich gruppirt. Die Ausführung dieses Steins befriedigt den Kenner, und wer zarte Bedeutung liebt, wird gleichfalls seine Rechnung finden.

Maske — mit großem Bart und weit geöffnetem Mund; eine Epheuranke umschlingt die kahle Stirn. In seiner Art mag dieser Stein einer der allervorzüglichsten sein, und ebenso schätzbar ist auch

Eine andere Maske — mit langem Bart und zierlich aufgebundenen Haaren; ungewöhnlich tief gearbeitet.

Venus tränket den Amor. — Eine der lieblichsten Gruppen, die man sehen kann, geistreich behandelt, doch ohne großen Aufwand von Fleiß.

Cybele, auf dem Löwen reitend, — tief geschnitten; ein Werk, welches als vortrefflich den Liebhabern durch Abdrücke, die fast in allen Pastensammlungen zu finden sind, genugsam bekannt ist.

Gigant, der einen Greif aus seiner Felsenhöhle hervorzieht. — Ein Werk von sehr vielem Kunstverdienst und als Darstellung vielleicht ganz einzig. Die vergrößerte Nachbildung desselben finden unsere Leser vor dem Voßischen Programm zu der Jenaischen A. L.-Z. 1804, IV. Band.

Behelmter Kopf im Profil, mit großem Bart. — Viel-

icht ist's eine Maske; indessen hat sie im Geringsten nichts arikaturartiges, sondern ein gedrungenes heldenmäßiges Anesicht, und ist vortrefflich gearbeitet.

Homer als Herme, — fast ganz von vorne dargestellt und hr tief geschnitten. Der Dichter erscheint hier jünger als gehnlich, kaum im Anfange des Greisenalters; daher dieses Werk nicht allein von Seiten der Kunst, sondern auch des Gestandes wegen schätzbar ist.

In Sammlungen von Abdrücken geschnittener Steine wird tmals der Kopf eines ehrwürdigen bejahrten Mannes mit ngem Bart und Haaren angetroffen, der — jedoch ohne daß ründe dafür angegeben werden — das Bildniß des Aristoanes sein soll. Ein ähnlicher, nur durch unbedeutende Abeichungen von jenem sich unterscheidender Kopf ist in unserer ammlung anzutreffen und in der That eins der besten Stücke.

Das Profil eines Unbekannten — ist vermuthlich über n Augenbraunen abgebrochen gefunden und in neuerer Zeit ieder zum Ringstein zugeschliffen worden. Großartiger und envoller haben wir nie menschliche Gestalt auf dem kleinen aum einer Gemme dargestellt gesehen, selten den Fall, wo r Künstler ein so unbeschränktes Vermögen zeigte. Von ähnhem Gehalt ist auch

Der ebenfalls unbekannte Porträtkopf mit übergezogener wenhaut. — Derselbe war auch so wie der vorige über m Auge abgebrochen, allein das Fehlende ist mit Gold ergänzt.

Kopf eines bejahrten Mannes, — von gedrungenem kräfem Charakter, mit kurzgeschornen Haaren. Außerordentlich istreich und meisterhaft gearbeitet; besonders ist die kühne behandlung des Barts zu bewundern und vielleicht einzig in er Art.

Männlicher Kopf oder Brustbild, — ohne Bart, um das ar eine Binde gelegt, das reichgefaltete Gewand auf der hten Schulter geheftet. Es ist ein geistreicher, kräftiger Aus ck in diesem Werk, und Züge, wie man gewohnt ist dem lius Cäsar zuzuschreiben.

Männlicher Kopf, — ebenfalls ohne Bart, die Toga, wie Opfern gebräuchlich war, über das Haupt gezogen. Außerentlich viel Wahrheit und Charakter ist in diesem Gesicht, d kein Zweifel, daß die Arbeit ächt alt und aus den Zeiten erſten römischen Kaiser sei.

Brustbild einer römischen Dame; — um das Haupt

doppelte Flechten von Haaren gewunden, das Ganze bewunderungswürdig fleißig ausgeführt und in Hinsicht des Charakters voll Wahrheit, Behaglichkeit, Naivität, Leben.

Kleiner behelmter Kopf, — mit starkem Bart und kräftigem Charakter, ganz von vorne dargestellt und schätzbare Arbeit.

Eines neuern vortrefflichen Steines gedenken wir zum Schlusse: das Haupt der Meduse — in dem herrlichsten Karneol. Es ist solches der bekannten Meduse des Sosikles vollkommen ähnlich und geringe Abweichungen kaum zu bemerken. Allerdings eine der vortrefflichsten Nachahmungen antiker Werke; denn für eine solche möchte er unerachtet seiner großen Verdienste doch zu halten sein, da die Behandlung etwas weniger Freiheit hat, und überdies ein unter dem Abschnitt des Halses angebrachtes N doch wol auf eine Arbeit von Natter selbst schließen läßt.

An diesem Wenigen werden wahre Kunstkenner den hohen Werth der gepriesenen Sammlung zu ahnen vermögen. Wo sie sich gegenwärtig befindet, ist uns unbekannt; vielleicht erhielte man hierüber einige Nachricht, die einen reichen Kunstfreund wol anreizen könnte, diesen Schatz, wenn er verkäuflich ist, sich zuzueignen.

Die Weimarischen Kunstfreunde zogen, so lange diese Sammlung in ihren Händen war, allen möglichen Vortheil daraus. Schon in dem laufenden Winter gab sie der geistreichen Gesellschaft, welche sich um die Herzogin Amalie zu vereinigen pflegte, ausgezeichnete Unterhaltung. Man suchte sich in dem Studium geschnittener Steine zu begründen, wobei uns das Wohlwollen der trefflichen Besitzerin sehr zu Statten kam, indem sie uns mehrere Jahre diesen Genuß gönnte. Doch ergetzte sie sich kurz vor ihrem Ende noch an der schönen anschaulichen Ordnung, worin sie die Ringe in zwei Kästchen auf einmal, wie sie solche nie gesehen, vollständig gereiht wieder erblickte und also des geschenkten großen Vertrauens sich edelmüthig zu erfreuen hatte.

Auch nach einer andern Seite wendeten sich unsere Kunstbetrachtungen. Ich hatte die Farben genugsam in unterschiedenen Lebensverhältnissen beobachtet und sah die Hoffnung, auch endlich ihre Kunstharmonie, welche zu suchen ich eigentlich ausgegangen war, zu finden. Freund Meyer entwarf verschiedene Kompositionen, wo man sie theils in einer Reihe, theils im Gegensatz zu Prüfung und Beurtheilung aufgestellt sah.

Am Klarsten ward sie bei einfachen landschaftlichen Gegenständen, wo der Lichtseite immer das Gelbe und Gelbrothe, der Schattenseite das Blau und Blaurothe zugetheilt werden mußte, aber wegen Mannichfaltigkeit der natürlichen Gegenstände gar leicht durchs Braungrüne und Blaugrüne zu vermitteln. Auch hatten hier schon große Meister durch Beispiel gewirkt, mehr als im Historischen, wo der Künstler bei Wahl der Farben zu den Gewändern sich selbst überlassen bleibt und in solcher Verlegenheit nach Herkommen und Ueberlieferung greift, sich auch wol durch irgend eine Bedeutung verführen läßt und dadurch von wahrer harmonischer Darstellung öfters abgeleitet wird.

Von solchen Studien bildender Kunst fühle ich mich denn doch gedrungen, wieder zum Theater zurückzukehren und über mein eigenes Verhältniß an demselben einige Betrachtungen anzustellen, welches ich erst zu vermeiden wünschte. Man sollte denken, es sei die beste Gelegenheit gewesen, für das neue Theater und zugleich für das deutsche überhaupt als Schriftsteller auch etwas von meiner Seite zu leisten; denn genau besehen, lag zwischen oben genannten Autoren und ihren Produktionen noch mancher Raum, der gar wohl hätte ausgeführt werden können; es gab zu natürlich-einfacher Behandlung noch vielfältigen Stoff, den man nur hätte aufgreifen dürfen.

Um aber ganz deutlich zu werden, gedenk' ich meiner ersten dramatischen Arbeiten, welche, der Weltgeschichte angehörig, zu sehr ins Breite gingen, um bühnenhaft zu sein; meine letzten, dem tiefsten innern Sinn gewidmet, fanden bei ihrer Erscheinung wegen allzu großer Gebundenheit wenig Eingang. Indessen hatte ich mir eine gewisse mittlere Technik eingeübt, die etwas mäßig Erfreuliches dem Theater hätte verschaffen können; allein ich vergriff mich im Stoff, oder vielmehr ein Stoff überwältigte meine innere sittliche Natur, der allerwiderspenstigste, um dramatisch behandelt zu werden.

Schon im Jahre 1785 erschreckte mich die Halsbandsgeschichte wie das Haupt der Gorgone. Durch dieses unerhört frevelhafte Beginnen sah ich die Würde der Majestät untergraben, schon im Voraus vernichtet, und alle Folgeschritte von dieser Zeit an bestätigten leider allzu sehr die furchtbaren Ahnungen. Ich trug sie mit mir nach Italien und brachte sie noch geschärfter wieder zurück. Glücklicherweise ward mein „Tasso" noch abgeschlossen; aber alsdann nahm die weltgeschichtliche Gegenwart meinen Geist völlig ein.

Mit Verdruß hatte ich viele Jahre die Betriegereien kühner Phantasten und absichtlicher Schwärmer zu verwünschen Gelegenheit gehabt und mich über die unbegreifliche Verblendung vorzüglicher Menschen bei solchen frechen Zudringlichkeiten mit Widerwillen verwundert. Nun lagen die direkten und indirekten Folgen solcher Narrheiten als Verbrechen und Halbverbrechen gegen die Majestät vor mir, alle zusammen wirksam genug, um den schönsten Thron der Welt zu erschüttern.

Mir aber einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, suchte ich diesem Ungeheuern eine heitere Seite abzugewinnen, und die Form der komischen Oper, die sich mir schon seit längerer Zeit als eine der vorzüglichsten dramatischen Darstellungsweisen empfohlen hatte, schien auch ernstern Gegenständen nicht fremd, wie an „König Theodor" zu sehen gewesen.

Und so wurde denn jener Gegenstand rhythmisch bearbeitet, die Komposition mit Reichardt verabredet, wovon denn die Anlagen einiger tüchtigen Baß-Arien bekannt geworden; andere Musikstücke, die außer dem Kontext keine Bedeutung hatten, blieben zurück, und die Stelle, von der man sich die meiste Wirkung versprach, kam auch nicht zu Stande. Das Geistersehen in der Krystallkugel vor dem schlafend weissagenden Kophta sollte als blendendes Final vor allen glänzen.

Aber da waltete kein froher Geist über dem Ganzen, es gerieth in Stocken, und um nicht alle Mühe zu verlieren, schrieb ich ein prosaisches Stück, zu dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspielergesellschaft vorfanden, die denn auch in der sorgfältigsten Aufführung das Ihrige leisteten.

Aber eben deswegen, weil das Stück ganz trefflich gespielt wurde, machte es einen um desto widerwärtigern Effekt. Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann, kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden; und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respektabler Theil des Publikums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte.

Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgiltig gewesen und sah auch diesmal ganz ruhig zu, daß diese letzte, an die ich so viel Jahre gewendet, keine Theilnahme fand; ja, ich ergetzte mich an einer heimlichen

Schadenfreude, wenn gewisse Menschen, die ich dem Betrug oft genug ausgesetzt gesehen, kühnlich versicherten, so grob könne man nicht betrogen werden.

Aus diesem Ereigniß zog ich mir jedoch keine Lehre; das, was mich innerlich beschäftigte, erschien mir immerfort in dramatischer Gestalt, und wie die Halsbandsgeschichte als düstre Vorbedeutung, so ergriff mich nunmehr die Revolution selbst als die gräßlichste Erfüllung; den Thron sah ich gestürzt und zersplittert, eine große Nation aus ihren Fugen gerückt und nach unserm unglücklichen Feldzug offenbar auch die Welt schon aus ihren Fugen.

Indem mich nun dies Alles in Gedanken bedrängte, beängstigte, hatte ich leider zu bemerken, daß man im Vaterlande sich spielend mit Gesinnungen unterhielt, welche eben auch uns ähnliche Schicksale vorbereiteten. Ich kannte genug edle Gemüther, die sich gewissen Aussichten und Hoffnungen, ohne weder sich noch die Sache zu begreifen, phantastisch hingaben, indessen ganz schlechte Subjekte bittern Unmuth zu erregen, zu nähren und zu benutzen strebten.

Als ein Zeugniß meines ärgerlich-guten Humors ließ ich den „Bürgergeneral" auftreten, wozu mich ein Schauspieler verführte, Namens Beck, welcher den Schnaps in den „beiden Billets" nach Florian mit ganz individueller Vortrefflichkeit spielte, indem selbst seine Fehler ihm dabei zu Statten kamen. Da ihm nun diese Maske so gar wohl anstand, brachte man das gedachten kleinen, durchaus beliebten Nachspiels erste Fortsetzung, den „Stammbaum" von Anton Wall, hervor, und als ich nun auf Proben, Ausstattung und Vorstellung dieser Kleinigkeit ebenfalls die größte Aufmerksamkeit wendete, so konnte es nicht fehlen, daß ich mich von diesem närrischen Schnaps so durchdrungen fand, daß mich die Lust anwandelte, ihn nochmals zu reproduziren. Dies geschah auch mit Neigung und Ausführlichkeit; wie denn das gehaltreiche Mantelsäckchen ein wirklich französisches war, das Paul auf jener Flucht eilig aufgerafft hatte. In der Hauptscene erwies sich Malcolmi als alter wohlhabender, wohlwollender Bauersmann, der sich eine gesteigerte Unverschämtheit als Spaß auch einmal gefallen läßt, unübertrefflich und wetteiferte mit Beck in wahrer natürlicher Zweckmäßigkeit. Aber vergebens! Das Stück brachte die widerwärtigste Wirkung hervor, selbst bei Freunden und Gönnern, die, um sich und mich zu retten, hartnäckig behaupteten, ich sei der Verfasser nicht,

habe nur aus Grille meinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Produktion zugewendet.

Wie mich aber niemals irgend ein Aeußeres mir selbst entfremden konnte, mich vielmehr nur strenger ins Innere zurückwies, so blieben jene Nachbildungen des Zeitsinnes für mich eine Art von gemüthlich-tröstlichem Geschäft. Die „Unterhaltungen der Ausgewanderten", fragmentarischer Versuch, das unvollendete Stück „Die Aufgeregten" sind ebenso viel Bekenntnisse dessen, was damals in meinem Busen vorging; wie auch späterhin „Herrmann und Dorothea" noch aus derselbigen Quelle flossen, welche denn freilich zuletzt erstarrte. Der Dichter konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich und Andern schuldig bleiben, da er das Räthsel auf eine so entschiedene als unerwartete Weise gelöst sah.

Unter solchen Konstellationen war nicht leicht Jemand in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatze des Unheils gedrückter als ich; die Welt erschien mir blutiger und blutdürstiger als jemals, und wenn das Leben eines Königs in der Schlacht für tausende zu rechnen ist, so wird es noch viel bedeutender im gesetzlichen Kampfe. Ein König wird auf Tod und Leben angeklagt; da kommen Gedanken in Umlauf, Verhältnisse zur Sprache, welche für ewig zu beschwichtigen sich das Königthum vor Jahrhunderten kräftig eingesetzt hatte.

Aber auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir denn durch eine besondere Fügung „Reineke Fuchs" in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch Alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört.

Um nun das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsobald eine treue Nachbildung; solche jedoch in Hexametern zu unternehmen, war ich folgenderweise veranlaßt.

Schon seit vielen Jahren schrieb man in Deutschland nach Klopstock's Einleitung sehr läßliche Hexameter; Voß, indem er sich wol auch dergleichen bediente, ließ doch hie und da merken, daß man sie besser machen könne, ja er schonte sogar

eine eigenen, vom Publikum gut aufgenommenen Arbeiten und Uebersetzungen nicht. Ich hätte das gar gern auch gelernt, allein es wollte mir nicht glücken. Herder und Wieland waren in diesem Punkte Latitudinarier, und man durfte der Voßischen Bemühungen, wie sie nach und nach strenger und für den Augenblick ungelenk erschienen, kaum Erwähnung thun. Das Publikum selbst schätzte längere Zeit die Voßischen früheren Arbeiten als geläufiger über die späteren; ich aber hatte zu Voß, dessen Ernst man nicht verkennen konnte, immer ein stilles Vertrauen und wäre in jüngeren Tagen oder anderen Verhältnissen wol einmal nach Eutin gereist, um das Geheimniß zu erfahren; denn er, aus einer zu ehrenden Pietät für Klopstock, wollte, so lange der würdige, allgefeierte Dichter lebte, ihm nicht geradezu ins Gesicht sagen, daß man in der deutschen Rhythmik eine strikttere Observanz einführen müsse, wenn sie irgend gegründet werden solle. Was er inzwischen äußerte, waren für mich sibyllinische Blätter. Wie ich mich an der Vorrede zu den „Georgiken" abgequält habe, erinnere ich mich noch immer gerne, der redlichen Absicht wegen, aber nicht des daraus gesponnenen Vortheils.

Da mir recht gut bewußt war, daß alle meine Bildung nur praktisch sein könne, so ergriff ich die Gelegenheit, ein paar laufend Hexameter hinzuschreiben, die bei dem köstlichsten Gehalt selbst einer mangelhaften Technik gute Aufnahme und nicht vergänglichen Werth verleihen durften. Was an ihnen zu tadeln sei, werde sich, dacht' ich, am Ende schon finden; und so wendete ich jede Stunde, die mir sonst übrig blieb, an eine solche schon innerhalb der Arbeit vorläufig dankbare Arbeit, baute inzwischen und möblirte fort, ohne zu denken, was weiter mit mir sich ereignen würde, ob ich es gleich gar wohl voraussehen konnte.

So weit wir auch ostwärts von der großen Weltbegebenheit gelegen waren, erschienen doch schon diesen Winter flüchtige Vorläufer unserer ausgetriebenen westlichen Nachbarn; es war, als wenn sie sich umsähen nach irgend einer gesitteten Stätte, wo sie Schutz und Aufnahme fänden. Obgleich nur vorübergehend, wußten sie durch anständiges Betragen, duldsam-zufriedenes Wesen, durch Bereitwilligkeit, sich ihrem Schicksal zu fügen, und durch irgend eine Thätigkeit ihr Leben zu fristen, dergestalt für sich einzunehmen, daß durch diese Einzelnen die Mängel der ganzen Masse ausgelöscht und jeder Widerwille in entschiedene Gunst verwandelt wurde. Dies kam denn freilich ihren Nach-

fahrern zu Gute, die sich späterhin in Thüringen festsetzten, unter denen ich nur Mounier und Camille Jordan zu nennen brauche, um ein Vorurtheil zu rechtfertigen, welches man für die ganze Kolonie gefaßt hatte, die sich, wo nicht den Genannten gleich, doch derselben keineswegs unwürdig erzeigte.

Uebrigens läßt sich hiebei bemerken, daß in allen wichtigen politischen Fällen immer diejenigen Zuschauer am Besten dran sind, welche Partei nehmen; was ihnen wahrhaft günstig ist, ergreifen sie mit Freuden; das Ungünstige ignoriren sie, lehnen's ab oder legen's wol gar zu ihrem Vortheil aus. Der Dichter aber, der seiner Natur nach unparteiisch sein und bleiben muß, sucht sich von den Zuständen beider kämpfenden Theile zu durchdringen, wo er denn, wenn Vermittlung unmöglich wird, sich entschließen muß, tragisch zu endigen. Und mit welchem Zyklus von Tragödien sahen wir uns von der tosenden Weltbewegung bedroht!

Wer hatte seit seiner Jugend sich nicht vor der Geschichte des Jahrs 1649 entsetzt, wer nicht vor der Hinrichtung Karl's I. geschaudert und zu einigem Troste gehofft, daß dergleichen Scenen der Parteiwuth sich nicht abermals ereignen könnten! Nun aber wiederholte sich das Alles gräulicher und grimmiger bei dem gebildetsten Nachbarvolke wie vor unsern Augen, Tag für Tag, Schritt für Schritt. Man denke sich, welchen Dezember und Januar Diejenigen verlebten, die den König zu retten ausgezogen waren und nun in seinen Prozeß nicht eingreifen, die Vollstreckung des Todesurtheils nicht hindern konnten.

Frankfurt war wieder in deutschen Händen, die möglichsten Vorbereitungen, Mainz wieder zu erobern, wurden eifrigst besorgt. Man hatte sich Mainz genähert und Hochheim besetzt; Königstein mußte sich ergeben. Nun aber war vor allen Dingen nöthig, durch einen vorläufigen Feldzug auf dem linken Rheinufer sich den Rücken frei zu machen. Man zog daher am Taunusgebirge hin auf Idstein über das Benediktinerkloster Schönau nach Kaub, sodann über eine wohlerrichtete Schiffbrücke nach Bacharach; von da an gab es fast ununterbrochene Vorpostengefechte, welche den Feind zum Rückzug nöthigten. Man ließ den eigentlichen Hundsrück rechts, zog nach Stromberg, wo General Neuwinger gefangen wurde. Man gewann Kreuznach und reinigte den Winkel zwischen der Nahe und dem Rhein; und so bewegte man sich mit Sicherheit gegen diesen Fluß. Die Kaiserlichen waren bei Speier über den Rhein gegangen, und

man konnte die Umzingelung von Mainz den 14. April abschließen, wenigstens vorerst die Einwohner mit Mangel als dem Vorläufer größerer Noth in Angst setzen.

Diese Nachricht vernahm ich zugleich mit der Aufforderung, mich an Ort und Stelle zu zeigen, um, wie früher an einem beweglichen Uebel, so nun an einem stationären theilzunehmen. Die Umzingelung war vollbracht, die Belagerung konnte nicht ausbleiben; wie ungern ich mich dem Kriegstheater abermals näherte, überzeuge sich, wer etwa die zweite nach meinen Skizzen radirte Tafel in die Hand nimmt. Sie ist einem sehr genauen Federumriß nachgebildet, den ich wenige Tage vor meiner Abreise sorgfältig auf Papier gebracht hatte. Mit welchem Gefühl, sagen die wenigen dazu gedichteten Reimzeilen:

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Thür' zu Thüre sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt.
Und wie wir auch durch ferne Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Anmerkungen

zur

Campagne in Frankreich.

Anmerkungen.

1. Herrn von Stein (S. 17). — Es ist der ältere Bruder des späteren preußischen Ministers Karl Freiherr von und zum Stein; die Beziehungen Goethe's zu dem Letzteren fallen in eine spätere Zeit. (Vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 360, und Tag- und Jahreshefte von 1815.)

2. Jäger (S. 17). — J. G. A. Jäger, Kapitän-Lieutenant von der Artillerie und Zeugwart zu Frankfurt a. M.

3. Herzogs von Orleans (S. 17). — Ludwig Philipp Joseph (Egalité), der am 6. Novbr. 1793 zu Paris guillotinirt wurde.

4. Fürstin Monaco (S. 17). — Diese, Maria Katharina von Brignole, war die Gemahlin des Fürsten Honoratus III. von Monaco, dessen Herrschaft 1793 mit der französischen Republik vereinigt wurde und bis 1815 in französischem Besitz blieb. Von Honoratus geschieden, heirathete sie Ludwig Joseph von Bourbon, Prinzen von Condé, oft nur „der Prinz" genannt (geb. 1736). Dieser starb 1818, sie selbst 1813.

5. Chantilly (S. 17), — berühmte Residenz der Familie Condé, deren Besitz in neuerer Zeit an den Erben der Condés, den Herzog von Aumale, überging. Der Ort selbst liegt 41 Kilometer von Paris, an der Bahn nach Compiègne.

6. Philinen (S. 17). — Das Zweite Buch von „Wilhelm Meister", in welchem Philine zuerst auftritt, wurde von Goethe erst im Juni 1794, also fast zwei Jahre nach den hier geschilderten Vorfällen abgeschlossen.

7. In diesen Tagen (S. 17). — Am 19. August überschritten die Alliirten die Grenze und waren am 20. vor Longwy.

8. Sömmerrings, Huber, Forsters (S. 18). — Samuel Thomas von Sömmerring (1755—1830), schon damals

durch anatomische und physiologische Schriften berühmt, lebte seit 1784 in Mainz. — Ludwig Ferdinand Huber (1764—1804), als vielseitiger Schriftsteller bekannt, auch mit Schiller befreundet, war 1787 sächsischer Legationssekretär in Mainz geworden. — Johann Georg Forster (1754—1794), der zu jener Zeit gerade sein berühmtes Werk „Ansichten vom Niederrhein u. s. w." herausgab, war damals noch mit Therese Heyne, der Tochter des Göttinger Philologen vermählt, die nach seinem Tode Huber heirathete. Die Bekanntschaft Forster's mit Goethe stammt aus viel früherer Zeit; denn als Dieser im September 1779 mit dem Herzoge von Weimar in die Schweiz reiste und in Kassel mit Forster zusammentraf, hatten sie sich bereits früher gesehen. (Vgl. Riemer's Mittheilungen, Bd. II. S. 98, und J. G. Forster's Briefwechsel, Bd. I. Nr. XIX. S. 225 sowie Nr. XX. S. 230, endlich auch Goethe's Briefe an Frau von Stein, Bd. I. S. 240.) — Die Zusammenkünfte, um die es sich hier handelt, erwähnt auch Huber (Werke, Bd. I. S. 441), und Düntzer (Goethe und Karl August, S. 69) meint, daß Goethe Huber's Brief an Körner, in welchem die betreffende Mittheilung enthalten ist, bei Abfassung dieser Stelle benutzt hat. — Daß die zwei Abende, die Goethe mit den genannten Personen verlebte, in Sömmerring's Hause zugebracht wurden, scheint mit Sicherheit aus der Schilderung unten S. 264 Z. 10 ff. hervorzugehen.

9. Lieutenant von Fritsch (S. 19). — Ueber die Beziehungen Goethe's zu der Familie von Fritsch, auf die auch später gelegentlich hingedeutet wird, s. die Schriften: W. Freiherr v. Biedermann, „Goethe's Verkehr mit Gliedern des Hauses der Freiherrn und Grafen von Fritsch", Leipzig, Druck von B. G. Teubner, 1868, und Karl Freiherr v. Beaulieu-Marconnay, „Anna Amalia, Karl August und der Minister von Fritsch", Weimar, Hermann Böhlau, 1874.

10. Monument in der Nähe von Igel (S. 20). — Die ausführliche Beschreibung desselben, die sich größtentheils auf den bei vorliegender Gelegenheit gewonnenen Eindruck stützt, der dann noch am 22. Oktober (vgl. oben S. 104 ff.) erneuert wurde, s. Werke, Bd. XXVIII. S. 415—422.

11. Longwy, dessen Eroberung (S. 23). — Vgl. Anm. 7. Die mit 2600 Mann besetzte Stadt ergab sich nach zweitägiger Beschießung am 23. August.

12. Kämmerier Wagner (S. 23). — Johann Konrad W., in Diensten des Herzogs von Weimar, derselbe, dessen Tagebuch Goethe einmal zur Ergänzung des seinigen benutzte. (Vgl. Vorbemerkg., S. 10, und oben S. 122.)

13. Marquis von Bouillé (S. 25). — François Claude Amour v. B. (1739—1800), eine häufig in der Geschichte jener Zeit genannte Persönlichkeit. Er begann seine Laufbahn im siebenjährigen Kriege, war viele Jahre Befehlshaber und Gouverneur in Westindien, 1790 General en chef der Armee an der Saar, Maas und Mosel. Ein gefährlicher Militäraufstand in Nancy wurde von ihm unterdrückt; der verunglückte Fluchtversuch Ludwig's XVI. im Juni 1790 wurde von ihm unter Vermittelung seines Sohnes geleitet. Auch bei der Konferenz zu Pillnitz (s. Vorbemerkg., S. 7) war er zugegen. B. genoß wegen seiner Rechtlichkeit und seines festen Charakters die Achtung selbst seiner Gegner. Seine „Mémoires sur la révolution française" werden sehr geschätzt.

14. Auf des Prinzen Bernhard's Wohl (S. 25). — Prinz B. war der zweite Sohn Karl August's, geboren am 30. Mai 1792, gestorben am 31. Juli 1862, der sich seit 1815 namentlich in niederländischem und holländischem Dienste auszeichnete. Man vergl. in Beziehung auf ihn Werke, Bd. III. S. 349, die „Tag- und Jahreshefte" von 1816, 1819 und 1820 und die Schrift „Herzog Bernhard von Weimar. Eine Gedächtnißrede, in der Freimaurerloge Amalia zu Weimar gehalten von Gottfried Theodor Stichling. Weimar, Hermann Böhlau, 1863."

15. Einmarsch nach Frankreich in dem schrecklichsten Wetter (S. 26). — Da die Wahrheit dieser Angabe bezweifelt worden ist (s. Vorbemerkg., S. 12), so mögen hier einige Worte des oben (Vorbemerkg., S. 13) erwähnten Feldpredigers Platz finden, der S. 62 seiner Schrift erzählt: „Am Morgen unseres Einmarsches in Frankreich oder zu dem Lager von Brechain la Cour (Procourt?) in Lothringen war ein ominöses entsetzliches Wetter; solch einen wüthenden Regen hatten wir bis dahin noch auf keinem Tagmarsche gehabt. Wie flatternde dünne Schatten erschienen mir durch den herabstürmenden Regen die in ihre weißen Mäntel gehüllten Husaren, ein grauer Flor schien die ganze verlassne Gegend einzuhüllen. Wo nur eine einsame Weide am Wege rauschte, da hielten auch durchnäßte Reitende

von uns, die unter ihren wankenden Zweigen gegen Sturm und Guß Schutz suchten und wenig fanden."

16. Die Manifeste des Herzogs von Braunschweig (S. 26). — Es kann nur das eine Manifest gemeint sein, das der Herzog von Braunschweig im Einverständniß mit dem Könige von Preußen und dem Kaiser von Oestreich am 25. Juli aus Koblenz erließ und das Anfangs August in Paris bekannt wurde. Ursprünglich hatte es Mallet-Dupan, Agent Ludwig's XVI. bei den verbündeten Mächten, in einer der politischen Situation entsprechenden Weise entworfen. Später beauftragte der Herzog von Braunschweig den Marquis von Limon, der als Emigrant in Koblenz lebte, mit einer Umarbeitung, die sich als ganz im Sinne der Emigranten gehalten zeigte. „Aus seiner Hand", sagt Häusser (Deutsche Geschichte, I. S. 365), „ging dann jenes Machwerk hervor, das zur Versöhnung zu drohend war und dessen papierne Ohnmacht doch zugleich den Eindruck der Drohung schwächte." „Cet impérieux défi des rois à la liberté", sagt Lamartine am Schlusse des 14. Buches seiner „Histoire des Girondins", „menaçait de mort tous les gardes nationaux qui seraient pris les armes à la main défendant leur indépendance et leur patrie, et dans le cas où le moindre outrage serait commis par les factieux contre la majesté royale, il annonçait qu'on raserait Paris à la surface du sol."

17. Chasseurs, die von Sedan her unser Vorrücken beobachten sollten (S. 26). — In Sedan stand noch bis zum 2. September Dumouriez, der am 18. August als Nachfolger La Fayette's den Oberbefehl über das französische Heer erhalten hatte.

18. Kanonade bei Thionville (S. 28). — Die Belagerung von Thionville leitete der östreichische General Fürst Hohenlohe-Kirchberg, der zugleich die linke Flanke der Hauptarmee zu decken hatte. Am 2. August von Mannheim aufgebrochen, war er am 22. in Merzig angelangt und zu dem ebengenannten Zweck über die Mosel gegangen. (Nach Häusser, Deutsche Geschichte, Bd. I. S. 369.)

19. Sie requirirten nicht, aber sie borgten gewaltsam (S. 28). — Das Verfahren war zu verschiedenen Zeiten verschieden. In Beziehung auf die ersten Märsche sagt Häusser: „Das Zartgefühl gegen die Franzosen, die man durch

Requisitionen nicht erbittern wollte, ging so weit, daß zu dem Brode, das die Truppen bei Longwy und Verdun aßen, das Mehl meistens aus Preußen herbeigeschafft ward. Aber schon nach wenigen Tagen war die Sache anders. Der Mangel eines geordneten Requisitions-Systems hatte die üble Folge, daß die Soldaten und die Führer anfingen, nach Willkür und planlos zu requiriren." — Für das Letztere bezieht sich Häusser auf Minutoli, „Der Feldzug der Verbündeten im Jahre 1792", S. 141.

20. Ein wunderliches Schauspiel (S. 32). — Die hier beschriebene Erscheinung stellt Goethe in Erinnerung an die dabei gewonnene Anschauung auch in der „Farbenlehre" dar. Vgl. in den „Nachträgen zur Farbenlehre" den Abschnitt „Physische Farben", Nr. 11.

21. Agricola (S. 33), — Georg Bauer aus Glauchau (1490—1555), war um Mineralogie und Bergbau hochverdient. Das Werk, an welches Goethe hier erinnert und das auch Büffon vielfach benutzte, wird in der „Farbenlehre" an der in der vor. Anm. bezeichneten Stelle namhaft gemacht und heißt: „De natura eorum quae effluunt ex terra."

22. Fürst Reuß XIII. (S. 34). — Heinrich, Fürst von Reuß-Plauen der XIII. — nicht, wie in älteren Ausgaben steht, der XI., noch wie in dem alphabetischen Namenregister der Cotta'schen Ausgaben, der XLIII., war östreichischer Gesandter in Berlin und begleitete den König von Preußen ins Feld. Eine spätere Begegnung mit Demselben erwähnt Goethe in den „Tag- und Jahresheften" von 1809.

23. Denn es ging mir mit diesen Entwickelungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten: ich machte sie nicht, sondern sie machten mich (S. 34). — In Uebereinstimmung mit der Bemerkung Goethe's, die Eckermann (Gespräche mit Goethe, Bd. I. S. 38) mittheilt: „Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte; sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von Gedichten, aus der Luft gegriffen, halte ich nichts."

24. Er [der Kommandant von Verdun, Beaurepaire] erschoß sich, um abermals ein Beispiel höchster patriotischer Aufopferung darzustellen (S. 37). — Es ist auffällig, daß über das ganze Faktum Zweifel ob-

walten. Häuſſer, auf den Bericht Minutoli's geſtützt, ſcheint dieſelben allerdings nicht zu theilen und berichtet wie Goethe. Lamartine weiß ſogar die Worte, die Beaurepaire bei dieſer Gelegenheit geſprochen hat. Als man ihm die Feder zum Unterzeichnen der Kapitulation reichte, ſo ſoll er geſagt haben: „Messieurs, j'ai juré de ne rendre qu'un cadavre aux ennemis de mon pays. Survivez à votre honte, si vous pouvez; quant à moi, fidèle à mes serments, voici mon dernier mot: Je meurs libre. Je lègue mon sang en opprobre aux lâches et en exemple aux braves.“ Bei dieſen Worten geht er hinaus und erſchießt ſich. — Sybel dagegen, der ſich auf die Memoiren des bei der Kapitulation anweſenden Generals Lemoine beruft, erzählt nur, daß man den Kommandanten Beaurepaire am Morgen nach der Kapitulation in ſeinem Blute ſchwimmend, ein abgeſchoſſenes Piſtol in der Hand, gefunden hätte; Lemoine, fügt er hinzu, habe ſogar an dem Selbſtmorde gezweifelt. — Die „geſetzgebende Verſammlung“ in Paris belohnte indeſſen die That als patriotiſche; das Herz Beaurepaire's wurde im Pantheon beigeſetzt. (Lamartine, Histoire des Girondins, Livre XXIV. chap. 13, S. 178).

25. Deuten (S. 38). — Ebenſo Werke, Bd. II. S. 112, Z. 28. Daneben braucht Goethe auch die Form Düte; ſ. Werke, Bd. XVIII. S. 313, Z. 15, und Bd. XXX. S. 96, Z. 21.

26. Vierzehn der ſchönſten, wohlerzogenſten Frauenzimmer hatten Ihro Majeſtät mit angenehmen Reden, Blumen und Früchten bewillkommt (S. 39). — Dasſelbe berichtet Lamartine; er fügt aber noch das ſpätere Schickſal der Mädchen hinzu, auf das Goethe nur leiſe hindeutet (S. 91): „Ce crime, absous par le sexe, par l'âge et par l'innocence, les conduisit plus tard à l'échafaud.“

27. La Fayette (S. 41). — La Fayette, ſchon früher den Jakobinern verdächtig und von ihnen angeklagt, war gleichwol im Sommer 1792 im Kampfe gegen die Oeſtreicher Oberbefehlshaber in Belgien geweſen. Die Ereigniſſe des 10. Auguſt erfuhr er in Sedan; die an ihn abgeſchickten Abgeſandten der Nationalverſammlung ließ er verhaften und dachte eine Zeit lang an einen Zug nach Paris, entſchloß ſich aber endlich zur Flucht, die er am 14. Auguſt ausführte. — Dreiundzwanzig Offiziere und

nahe an tausend Soldaten schlossen sich an ihn an. Während er beabsichtigte, nach Holland zu entkommen, fiel er auf dem Wege nach Namur bei Rochefort einem östreichischen Detachement in die Hände und blieb, da er sich weigerte, über die Lage des französischen Heeres Auskunft zu geben, in Gefangenschaft, aus der er erst 1797 entlassen wurde.

28. Dumouriez... war durch keinen Feldzug berühmt und aus der Kanzlei zum Oberbefehl der Armee befördert (S. 41). — Charles François D. (1739—1823) war allerdings unmittelbar vor dieser Ernennung Kriegsminister, hatte aber auch schon vordem reiche Gelegenheit gehabt, sich als Kommandeur, wenn auch nicht so großer Truppenmassen, zu bewähren. In der hier genannten Stellung blieb er bis zum April 1793, wo er mit seinem Thronkandidaten Ludwig Philipp, Herzog von Chartres, dem ältesten Sohne des oben (Anm. 3) erwähnten Herzogs von Orleans, zu den Oestreichern flüchtete.

29. Die traurigen Vorfälle von der Hälfte des Augusts aus Paris (S. 41). — Der König war am 10. August gefangen genommen und mit seiner Familie nach dem Palais de Luxembourg gebracht worden; dort blieben sie bis zum 13. und wurden dann in den festen Thurm des „Temple" geschafft.

30. Die Aire (S. 41), — Nebenfluß der Aisne auf der rechten Seite, welche ihrerseits Nebenfluß der in die Seine fließenden Oise ist. Der Lauf des Flusses ist dem der Maas fast parallel.

31. Man sprach viel von den Isletten, dem bedeutenden Paß u. s. w. (S. 41). — Das südlichste von den fünf Défilés, die aus Lothringen nach der Champagne führen, sind die Isletten, das mittlere und wichtigste das von Grandpré, wo sich die Aire in die Aisne ergießt. Von den Isletten war das Heer des Herzogs von Braunschweig damals zehn Stunden entfernt, das des Generals Dillon, den Dumouriez dorthin kommandirt hatte, achtzehn Stunden. Ebenso stand es mit dem Passe von Grandpré. Der preußische General Kalkreuth hätte denselben, da er am 2. September bis Varennes und Avoncourt vorgegangen war, in vier Stunden erreichen können. Dumouriez, noch dazu durch die Bewegungen des östreichischen Generals Clerfayt behindert, war acht Stunden von Grandpré

entfernt. Gleichwol erreichte er am 4. September diesen Punkt, Dillon am 5. September die Isletten. (Meistens nach Sybel, Bd. I. S. 513 f.)

32. Die Grausamkeit, welche der König von Preußen an den französischen Prinzen ausübe (S. 44). — Unter den Prinzen sind hier die Brüder des Königs Ludwig's XVI., Ludwig Stanislaus Graf von Provence und Karl Philipp Graf von Artois, gemeint, die schon seit dem Frühjahr 1791 meistens in Koblenz lebten und jetzt an dem Feldzuge theilnahmen.

33. Vogel, der sich auch hier als treuen Kanzleigefährten erwies (S. 45). — Christian Georg Karl V., schon früher Goethe's Begleiter nach Karlsbad vor dessen Reise nach Italien, hatte auch die Abschriften für die Herstellung der Göschen'schen Ausgabe von Goethe's Werken (1787—1790) gemacht. Er ward später Kanzleirath in Weimar.

34. Prinz Louis Ferdinand (S. 46). — Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen, des Bruders Friedrich's des Großen. Er war 1772 geboren und fiel am 10. Oktober 1806 bei Saalfeld.

35. La Croix aux Bois und Le Chesne le populeux (S. 47), — die beiden nördlichsten Défilés der Argonnen.

36. Prinz von Ligne, der Sohn (S. 48). — Karl Joseph Emanuel, Prinz von L., war der Sohn des Fürsten Karl Joseph von L., der als Staatsmann und Schriftsteller bekannt ist. Ueber Goethe's Beziehungen zu dem Letzteren vgl. die Gedichte, Werke, Bd. III. S. 221 und 331, namentlich auch die Anmerkungen zu denselben.

37. Daß zehntausend Mann vor fünfhundert flohen (S. 48). — Die Zahlen, diesen Vorfall angehend, werden verschieden angegeben. Dumouriez in seinen Memoiren bestimmt die Zahl der preußischen Husaren auf tausendfünfhundert: „Dix mille hommes ont fui devant quinze cents hussards prussiens“ (Sybel, I. 519). Häusser (I. 376) berichtet über den Schluß dieses Kampfes, der am 14. September stattfand, daß die Verfolgung einiger Schwadronen preußischer Husaren hingereicht

ätte, Tausende von flüchtigen Franzosen in panischem Schreck egen Sainte Menehould, Chalons und Rheims zu jagen.

38. Man hätte einen van der Meulen gewünscht S. 49). — Anton Franz van der M. (1634—1690), Begleiter udwig's XIV. auf seinen Feldzügen und angesehener Schlach- nmaler. „Der Einzug Ludwig's XIV. in Arras" und „Die Be- gerung von Mastricht" gehören zu seinen berühmtesten Ge- älden.

39. In der verrufenen Champagne (S. 49). — Die erbündeten befanden sich in dem Theil des Landes, der den amen „Champagne pouilleuse" führt.

40. Daß man auf Rheims marschiren und sich halons' bemächtigen müsse. (S. 50). — Der König riedrich Wilhelm II. war in der That höchst erzürnt, daß der erzog von Braunschweig die Verfolgung der Feinde so schnell fgegeben hatte. (Häusser, I. 376; Sybel, I. 519.)

41. Als wir den Neunzehnten beordert wurden, auf assiges unsern Zug zu richten (S. 50). — Der Herzog von raunschweig hatte, nachdem er zwei Tage in Landres, nahe am ingange des Passes von Grandpré, gehalten, den Plan ge- ßt, „sofort an der Herstellung der Verbindung mit Verdun zu beiten, mit dem linken Flügel auf dem Rücken des Argonnen- birges vorzugehen und durch ein zweites Manöver die feindliche rmee zu nöthigen, nicht nur dieses Gebirge zu verlassen, sondern lbst hinter die Marne zu fliehen. Dann sollte dieselbe auf dem ückzuge angegriffen werden." So Häusser (I. 376) nach Massen- ch, „Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers". — Mit esem Plane hing der Zug der Truppen nach Massiges zu- mmen.

42. Es war schon früher mehrmals zur Sprache kommen u. s. w. (S. 51). — Die Art und Weise, wie oethe hier sein Verhalten schildert, ist von Dr. Fr. Förster reußische Geschichte, Abtheilung III. Bd. I. 1867. S. 266) nicht sehr eckmäßig und wahrheitsgetreu benutzt worden. „Selbst Goethe," gt er, „welcher sich doch möglichst dicht an den Küchenwagen s Herzogs von Weimar hielt, sah sich genöthigt, zu Pferd zu igen und das Schicksal der Kameraden zu theilen."

43. Funfzigtausend Mann (S. 52). — Die Zahlenangaben weichen bedeutend von einander ab. Häuffer schätzt die Zahl der deutschen Truppen auf 30 bis 40,000 und die französische Armee auf etwa 20,000 mehr. Lamartine, der mit den Zahlen ganz beliebig verfährt, hat nicht weniger als 70,000 Preußen, so daß nach ihm der alsbald eintretende Kampf in dem Verhältnisse beginnt, daß 90,000 Alliirte 45,000 Franzosen gegenüberstehen.

44. Marquis von Bombelles (S. 54). — Marc Marie Marquis de B. (1744—1822) hat als Militär, Diplomat und Geistlicher ein vielbewegtes Leben geführt. Der in den „Tag- und Jahresheften" von 1819 erwähnte östreichische Gesandte in Dresden ist sein Sohn. — Aus den einfachen Worten, mit denen Goethe hier sein Zusammentreffen mit dem Marquis schildert, der übrigens im Lager als diplomatischer Agent Ludwig's XVI. anwesend war, hat Lamartine (II. 270) folgende ausgeschmückte Erzählung gemacht, die der Kuriosität wegen hier eine Stelle finden mag: „Le Voltaire de l'Allemagne, Goethe, qui suivait le duc de Weimar dans cette campagne, a conservé dans ses mémoires une de ces nuits qui précédèrent la retraite des Allemands. ‚Dans le cercle des personnes qui entouraient les feux du bivac et dont la figure était calcinée par la lueur des flammes, je vis un vieillard,' dit-il, ‚que je crus me souvenir d'avoir vu dans des temps plus heureux. Je m'approchai de lui. Il me regarda avec étonnement, ne paraissant pas comprendre par quel jeu bizarre de la destinée il me voyait moi-même au milieu d'une armée à la veille d'une bataille. Ce vieillard était le Marquis de Bombelles, ambassadeur de France à Venise, que j'avais vu deux ans avant dans cette capitale de l'aristocratie et du plaisir où j'accompagnais alors la duchesse Amélie, comme le Tasse avait accompagné Léonore. Je lui parlais de son beau palais sur le canal de Venise et de ce moment délicieux où la jeune duchesse et sa suite arrivant en gondole à la porte de son palais il nous avait reçus avec toute la grâce et avec toute la magnificence de son pays, au milieu de la musique, des illuminations et des fêtes. Je croyais le distraire en lui rappellant ces gais souvenirs. Je ne fis que le retourner plus cruellement sur ses peines. Des larmes roulèrent sur ses joues. — Ne parlons plus de ces choses, me dit-il, ce

temps est à présent bien loin de nous. Même alors tout en fêtant mes nobles hôtes, ma joie n'était qu'apparente. J'avais le coeur navré. Je prévoyais les suites des orages de ma patrie, et j'admirais votre insouciance. Quant à moi je me préparais en silence au changement de ma situation. En effet, il me fallut bientôt quitter ce poste, ce palais, cette Venise qui m'était devenue si chère, pour commencer une carrière d'exil, d'aventures et de misères, qui m'a amené ici . . . où je vais assister peut-être, continua l'exilé avec tristesse, à l'abandon de mon roi par l'armée des rois. — Le marquis de Bombelles s'éloigna, pour cacher sa douleur, et alla près d'un autre feu envelopper sa tête dans son manteau.'"

Da Alles dies ausdrücklich Goethe in den Mund gelegt wird, so scheint es nöthig, wenigstens auf die sachlichen Zusätze des französischen Romantikers näher einzugehen. Wir wollen mit ihm nicht über die Vergleichung Goethe's mit Voltaire rechten; denn er hat jedenfalls den Erstern damit ehren wollen. Aber der Marquis von Bombelles, den er mehrfach als „vieillard" bezeichnet, war damals 48 Jahre alt, kaum 5 Jahre älter als Goethe, die junge Herzogin Amalie, geboren am 24. Oktober 1739, war zur Zeit, als sie sich in Venedig aufhielt, im Mai 1790, über 50 Jahre. Daß Goethe bei der Gestalt der Leonore von Este niemals an sie gedacht hat, dürfte auch bekannt sein; aber selbst in Beziehung auf das andere Prototyp, das ihm vorgeschwebt hat, würde er sich niemals mit dem die Prinzessin begleitenden Tasso verglichen haben. — Was sollen ferner jene Tiraden, wo Goethe von der Anmuth und Pracht Frankreichs bezaubert scheint (avec toute la grâce et avec toute la magnificence de son pays)? Woher hat der Verfasser jene speziellen Gefühlsentwickelungen bei Bombelles, besonders jene Bemerkung, daß er fürchtet, Ludwig XVI. könne von den Alliirten im Stiche gelassen werden (où je vais assister peut-être à l'abandon de mon roi par l'armée des rois)? Von Alledem steht in unserm Texte kein Wort. Endlich ist auch der Schluß, daß Bombelles in seinem Schmerze ein anderes Feuer aufsucht, nichts als freie Erfindung Lamartine's.

45. Es war Kellermann, der sich so eben mit Dumouriez vereinigte (S. 55). — Genauer wäre „vereinigen wollte"; denn die Vereinigung war noch nicht erfolgt. Auch war seine Stellung ursprünglich nicht, wie es (Z. 38) heißt,

vortheilhaft; denn das Urtheil aller Sachkundigen stimmt darin überein, daß ein unmittelbarer Angriff der Alliirten auf Kellermann nur zum größten Nachtheil der Franzosen hätte ausfallen können. (Sybel, I. 523).

46. In dem ersten Gliede der Eskadron schwankte die Standarte in den Händen eines schönen Knaben (S. 56). — Es war Emil von Bechtoldsheim. S. Düntzer, „Goethe und Karl August", S. 75.

47. Dort ging ein Pulverwagen in die Luft (S. 57). — Man vgl. dazu den eigenen Bericht Kellermann's bei Sybel (Bd. I. S. 521): „Um 10 Uhr flogen einige Pulverwagen in die Luft, worauf allgemeine Unordnung entstand, die Fuhrleute hinwegflohen, das erste Glied der Infanterie eine rückgängige Bewegung machte."

48. Wobei auf unserer Seite nur zwölfhundert Mann und auch diese ganz unnütz fielen (S. 58). — Anders die Angaben in den neueren historischen Werken, obgleich auch bei ihnen noch Verschiedenheiten vorhanden sind. „Der Tag des 20. hatte jedem Heere kaum 200 Mann gekostet" (Sybel). — „Die Angaben über den Verlust der Preußen schwanken zwischen hundert und zweihundert Mann; die Franzosen haben dreihundert bis vierhundert verloren" (Häusser).

49. Kellermann hatte auch einen bequemern Platz genommen (S. 59). — Er hatte während der Nacht die Höhen südlich der Arve besetzt, so daß für die Preußen jetzt nicht mehr die Möglichkeit zu einem vortheilhaften Angriffe vorhanden gewesen wäre.

50. Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus (S. 60). — Jetzt, nachdem die Alliirten nicht gesiegt haben, meint Goethe, werde die eigentliche Macht der Revolution erst beginnen, und zwar durch den bisher zurückgehaltenen Einfluß, den sie auf die übrigen Länder Europa's ausüben werde. Vgl. unten S. 238, Z. 1 v. u. bis S. 239, Z. 2.

51. Als Regen und Sturm schon wieder eindrangen (S. 60). — Ebenso berichtet der in der Vorbemerkg., S. 13, und oben Anm. 15 erwähnte Feldprediger (S. 92 seiner Schrift) über das Wetter: „Zum Ueberfluß begann es den Nachmittag (am 20. September) wieder zu regnen und zu stürmen."

52. Ulyß ... unter seinem auf ähnliche Weise erworbenen Mantel (S. 60). — Goethe kann hier wol nur an die bekannte Begegnung des Odysseus mit Nausikaa denken (Odyssee, VI., namentlich V. 228 ff.), obwol der Vergleich nicht ganz zutrifft; denn nach der „Odyssee" erhält Odysseus den Mantel von Nausikaa geschenkt, und ruht nicht unter ihm, sondern geht, mit demselben geschmückt, in des Alkinoos Palast.

53. Gestand man doch, daß ein Waffenstillstand wünschenswerth sei (S. 61). — Neuere Darstellungen stimmen darin überein, daß die Unentschlossenheit des Herzogs von Braunschweig und die mit Entmuthigung verbundene Enttäuschung des Heeres schlimmere Uebelstände waren als die augenblickliche Situation, von der aus vortheilhafte Unternehmungen noch immer möglich gewesen wären. Auch Dumouriez erkannte dies; daher leitete er die ersten Unterhandlungen mit den Preußen vorzugsweise ein, um deren militärische Thätigkeit zu lähmen.

54. Daß ein Sekretär des Herzogs von Braunschweig und einige andere Personen .... waren gefangen worden (S. 62). — Man vgl. oben S. 11, Sybel, Bd. I. S. 525 ff. und Häusser, Bd. I. S. 380 ff. Den Letzteren ist die nachstehende Darstellung des Vorfalls entnommen. Während der Kanonade am zwanzigsten hatte Dumouriez den General Leveneur im Rücken der Preußen streifen lassen. Dieser war über die schwach bedeckte Bagage des Heeres gerathen, wo keine Seele einen feindlichen Angriff vermuthete. In diesem Getümmel wurde der Kabinetssekretär des Königs von Preußen (nicht des Herzogs von Braunschweig), Lombard, nebst einigen Civilpersonen gefangen. Am folgenden Tage wurde der General Heymann (vgl. oben S. 51 u. 62), eine der zweideutigen Persönlichkeiten jener Zeit, wegen der Herausgabe der Gefangenen zu den französischen Vorposten geschickt, und es bot sich so für Dumouriez eine günstige Gelegenheit zur Anknüpfung von Unterhandlungen dar. Eine Denkschrift, die Lombard mitgegeben wurde, kam zunächst zur Kenntniß des Herzogs und des Generaladjutanten des Königs, Oberst Manstein, der zu dem Kreise der Wöllner und Bischofswerder gehörte und drinend für einen Friedensschluß war. Auf diese Weise wurde der König veranlaßt, zu erlauben, daß Manstein am 23. September zu Dampierre den französischen Generalen bestimmte Vorschläge zu Unterhandlungen vorlegte. Ein positives Resultat ergab sich nächst nicht, nur das auch von Goethe (oben S. 64, Z. 7) erwähnte,

daß die Vorposten der beiden Armeen ihre Feindseligkeiten einstellen sollten; indessen wurde Lombard eine Denkschrift von Dumouriez mitgegeben, in der er seine Gedanken über die augenblickliche Situation äußerte, dieselbe, die in seinen „Mémoires", Th. III. S. 401 ff. abgedruckt ist.

55. General Kalkreuth (S. 62). — Friedrich Adolf Graf von K., der im folgenden Jahre die Belagerung von Mainz leitete. Es ist der spätere Generalfeldmarschall.

56. Grenzenlose Mordthaten waren im September geschehen (S. 63). — Die sogenannten Septembrisirungen, bei denen auf Anstiften Danton's in Paris vom 2. bis zum 6. September mehrere Tausend Menschen getödtet wurden.

57. Dieses war eigentlich zu Gunsten der Franzosen bedingt (S. 64). — Wie an vielen Stellen, so zeigt Goethe auch an dieser, daß er die politische und militärische Situation, und hier speziell das Verfahren von Dumouriez richtig auffaßt, was bei seinen Zeitgenossen meistens nicht der Fall war. Hiemit steht die Bemerkung von Julian Schmidt über dieses Verhältniß in seinem Aufsatze „Kritische Streifzüge" (Preußische Jahrbücher, Bd. XXXV. 2. Heft, Februar 1875, S. 208) eigentlich nicht im Widerspruch. „Die Campagne in Frankreich", heißt es dort, „ist mit vollendeter Anmuth [Armuth, wie dort steht, ist Druckfehler] geschrieben; aber wie man jetzt die Geschichte der Zeit kennt, erstaunt man doch, wie wenig Goethe eigentlich erfuhr, was vorging." — Es muß hier nur auf den Ausdruck „erfuhr" als Gegensatz des eigenen Erkennens ein besonderer Ton gelegt werden.

58. Stallmeister von Seebach (S. 67). — Friedrich Johann Christoph Heinrich von S., nachmals Generalmajor und Oberstallmeister in Weimar.

59. Den 27. September (S. 67). — Von demselben Tage datirt ist ein Brief Goethe's an Knebel, der die Situation der Alliirten noch kürzer und anschaulicher zusammenfaßt. Die erste Hälfte desselben mit Ausschluß des Anfangs mag deshalb hier eine Stelle finden. „In diesen vier Wochen habe ich Manches erfahren, und dieses Musterstück von Feldzug giebt mir auf viele Zeit zu denken. Es ist mir sehr lieb, daß ich das Alles mit Augen gesehen habe und daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche

die Rede ist, sagen kann: „et quorum pars minima fui". [Das Citat ist aus Virg. Aen. II. 6, wo Aeneas natürlich pars magna sagt.] — Wir sind in einer sonderbaren Lage. Nach der Einnahme von Verdun fand man, daß die Franzosen die Forêt d'Argonne besetzt und den Paß von Clermont auf Sainte Menehould verrannt hatten. Man suchte sie zu tourniren, und mit Hilfe des Generals Clerfayt vertrieb man sie von dem Posten von Grandpré, die ganze Armee ging über diesen Ort und setzte sich zwischen Sainte Menehould und Chalons. Als man den Feind zu Gesichte bekam, ging eine gewaltige Kanonade los, es war am Zwanzigsten, und da man endlich genug hatte, war Alles still und ist nun schon sieben Tage still. Sogar die Vorposten schießen nicht mehr. Die Franzosen stehen ohngefähr wie vorher, und von uns kann man nur über Grandpré nach Verdun gelangen. Entsetzliches Wetter, Mangel an Brod, das langsam nachkommt, machen diesen Stillstand noch verdrießlicher. Man fängt an, den Feind für etwas zu halten, den man bisher verachtete, und wie es zu gehen pflegt bei solchen Uebergängen, für mehr zu halten, als recht ist."

60. König und Familie waren gefangen, die Absetzung dessen schon zur Sprache gekommen (S. 70). — In Wirklichkeit war der König schon durch die Einsetzung der Republik am 22. September entthront; der förmliche Antrag dagegen, ihn vor Gericht zu stellen, erfolgte erst nach längerer Vorbereitung am 7. November.

61. Luckner (S. 68). — Nikolaus L., geborener Baier, nach dem siebenjährigen Kriege französischer General, aber ohne hervorragende Bedeutung, war, nachdem er den Oberbefehl an Kellermann hatte abgeben müssen, beauftragt, ein Reserveheer zu bilden. Schon Ende September ging er nach Paris, wo er verhaftet und am 4. September 1794 guillotinirt wurde.

62. Geschichte Ludwig's des Heiligen (S. 70). — Die Quelle, welche auch dieser Erzählung zu Grunde liegt, ist vermuthlich das in Frankreich weit verbreitete Werk des hier gleichfalls (oben S. 69, Z. 22) erwähnten Ritters Joinville, der den König Ludwig IX. 1248 auf seinem Kreuzzuge begleitete. Es heißt „Histoire de Saint Louis IX. du nom, Roy de France. Ecrite par Jean Sire de Joinville, Sénéchal de Champagne". — Von Graf Robert von Artois, dem ältesten Bruder des Königs, weiß man, daß er während des Krieges in der Stadt Mansura,

in die er sich mit 280 Tempelherren gewagt hatte, getödtet ward (1249 oder 1250), einige Zeit bevor der König selbst mit seinem ganzen Heere von den Sarazenen gefangen genommen wurde (im April 1250).

63. Daß zwei Meilen von uns nach Westen das berüchtigte Teufelsfeld gelegen sei, bis wohin Attila u. s. w. (S. 69). — Die berühmte Schlacht auf den Catalaunischen Feldern, wo Theodorich, König der Westgothen, mit den Römern, Burgundern, Franken, Sachsen und Alanen dem Eroberungszug Attila's Einhalt that und selbst seinen Tod fand, erfolgte im Jahre 451 (nicht, wie in älteren Texten steht, 452). Auch dürfte, was hier (Z. 40 f.) von den Burgunderfürsten gesagt ist, sich eher auf die Westgothen beziehen; wenigstens gab Aëtius dem jungen Thorismund, dem Nachfolger Theodorich's, den im Texte angegebenen Rath.

64. In solchen Bedrängnissen wurden wir noch gar durch eine unglaubliche Nachricht überrascht u. s. w. (S. 70). — In Wirklichkeit hatte die Sache einen andern Zusammenhang. Der König von Preußen, am 27. September mit der oben (Anm. 54) erwähnten Denkschrift von Dumouriez bekannt geworden, die den Antrag einer französisch-preußischen Allianz deutlich aussprach, zeigte sich namentlich über den Vorschlag empört, daß er die Oestreicher im Stiche lassen sollte. Manstein wurde getadelt, daß er sich auf Verhandlungen in diesem Sinne eingelassen hätte, und für den Augenblick wurde aller Verkehr abgebrochen, allerdings um bald wieder in andrer Absicht aufgenommen zu werden. Jetzt aber wurde der Herzog von Braunschweig zum Erlassen eines neuen Manifestes (vom 28. September) genöthigt, welches mit dem früheren insofern wenigstens übereinstimmte, als es die Drohungen gegen Frankreich wiederholte; indessen war es nicht, wie Goethe gehört hatte, dasselbe.

65. Sainte Menehould (S. 71). — Ueber diesen noch wiederholt genannten Ort sagen Büsching („Erdbeschreibung", Dritter Theil, 1788, S. 530) und Ehrmann („Neueste Länder- und Völkerkunde", Zweiter Band, 1808, S. 349) Folgendes: Stadt mit 5200 Einwohnern, hübsch und symmetrisch gebaut, zwischen Felsen zu beiden Seiten der Aisne; auf der höchsten Stelle der Felsen steht ein Schloß. Glasfabriken, Gerbereien, eine Fayencefabrik, eine Rothgießerei, Ziegelhütten, Eisenschmelzen u. s. w. werden auch erwähnt.

66. Vorsichtsmaßregeln, bedeutende Befehle ließen fürchten, daß die Feinde unserm Abmarsch nicht gelassen zusehen würden. (S. 72). — Das Gesagte erklärt sich dadurch, daß für den Augenblick die Verhandlungen mit Dumouriez abgebrochen waren.

67. Endymion (S. 73). — Sohn des Zeus oder des Aethlios und der Kalyke; Zeus hatte ihm einen Wunsch zu erfüllen versprochen, und er wählte ewige Jugend und Unsterblichkeit in Form eines fortwährenden Schlafes (*κοιμᾶσθαι διὰ παντὸς ἀθάνατος καὶ ἀγήρως μένων*).

68. Den meine freiere Zimmeraussicht beschränkenden Nachbargiebel (S. 75). — Es ist nach Düntzer (Goethe und Karl August) der Giebel des Koppenfelsischen Hauses; ob das Dritte, worüber Goethe niemals mehr klagen wollte, der neben ihm wohnende Leinweber war, wie Düntzer allerdings nur vermuthungsweise ausspricht, muß wol dahingestellt bleiben.

69. Unmittelbar an der Natur, mußte es uns verziehen sein, den Schweinehirten für göttlich .... zu halten. (S. 75). — Mit Beziehung auf den Homerischen Eumaios, den göttlichen Schweinehirten, dessen Goethe auch in „Werther's Leiden" (Werke, Bd. XIV. S. 75) gedenkt, der übrigens von königlicher Abkunft war (Odyssee, XV. V. 412).

70. Gehler's „Physikalischem Lexikon" (S. 78). — Die älteren Ausgaben haben hier statt „Gehler" den Namen Fischer, dessen „Physikalisches Wörterbuch" aber erst in den Jahren 1798 bis 1827 erschien, während das von Gehler bereits 1787 zu erscheinen anfing.

71. Falge (S. 78). — Nach Grimm und Sanders „gegattes, gebrachtes Land", nach dem Letzteren auch das „Brachen" selbst. Das Wort ist Nebenform für „Felge".

72. Buzancy — Dun — Sivry (S. 79). — Der erstgenannte Ort liegt nordöstlich von Grandpré; ungefähr auf zwei Drittel des Weges liegt ein Ort, den die Karten Sivry les Buzancy bezeichnen — nicht zu verwechseln mit Sivry an der Maas, welches von Grandpré ziemlich weit ab westlich liegt, also bedeutend oberhalb Dun.

73. Landres (S. 80), — gegenüber Grandpré (s. d. vorige Anm.), ist in geringer Entfernung südöstlich von Sivry les Buzancy gelegen.

74. Prinz von Braunschweig (S. 81). — Friedrich Wilhelm, seit 1806 Herzog von Braunschweig, geboren am 9. Oktober 1771, gefallen am 16. Juni 1815 in der Schlacht bei Quatrebras, war der vierte Sohn des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand und ist Derselbe, der später durch sein vielbewegtes militärisches Leben bekannt geworden ist.

75. Daß der Vortrab der französischen Prinzen gestern, als er eben den Paß Chesne le populeux und die Aisne hinter sich gelassen, zwischen les Grandes et Petites Armoises von Bauern angegriffen worden (S. 85). — Daß bei allen den vorangehenden und späteren Unterhandlungen die Emigrirten nicht in Betracht gezogen, sondern die Feindseligkeiten gegen sie fortgesetzt wurden, wird mehrfach erwähnt. Der hier erwähnte nördlichste der Argonnenpässe war von den Emigrirten besetzt gewesen. Als Clerfayt den südlicher gelegenen Paß La Croix aux Bois am 14. September erobert hatte, war jener von den Franzosen freiwillig geräumt worden.

76. Aus der gefährlichsten Klemme waren wir nun heraus. (S. 86). — Der Marsch war von Sivry les Buzancy in südöstlicher Richtung fortgesetzt worden, und eine Verfolgung der preußischen Truppen trat nicht ein.

77. Um an die Stelle zu gelangen, wo wir übersetzen ... sollten (S. 87). — Die Stelle, wo der Uebergang über die Maas erfolgte, ist nach den angegebenen Daten nicht zu bestimmen; jedenfalls lag sie bedeutend oberhalb des oben (Anm. 72) erwähnten Dun, etwa Consenvoye gegenüber.

78. Es thut mir ... leid, daß ich Sie in dieser unangenehmen Lage sehe (S. 87). — Ueber die Mißdeutung dieser Worte des Herzogs s. die Vorbemerkung, S. 12.

79. Sekretär Weyland und Hauptmann Vent (S. 89). — Der Erste, Philipp Christian W., der Bruder von Goethe's Jugendfreund in Straßburg, war später Präsident des Landschaftskollegiums in Weimar und Geheimerath; der Zweite, Christoph Gottlob Vent, gleichfalls in weimarischem Dienste, begegnet uns nur noch in der „Belagerung von Mainz".

80. Das hübsche Köpfchen mag sich fest auf den Schultern halten (S. 91). — Vgl. Anm. 26.

81. Jardin Fontaine (S. 91). — Quartier des Herzogs von Weimar und seines Regiments vom 6. bis 10. September.

82. Bisher zweifelte Niemand, daß von Seiten der Alliirten man Verdun und Longwy erhalten, wo nicht gar noch einige Festungen erobern und sichere Winterquartiere bereiten müsse (S. 91). — Diese Bemerkung nöthigt zum Rückblick auf das, was inzwischen in den Hauptquartieren geschehen war. Man hatte sich schon Ende September dazu entschließen müssen, den Rückzug aus Frankreich, wenn auch nur für den Augenblick, zur Ausführung zu bringen. Nachdem Dumouriez durch die früheren Verhandlungen wenigstens so viel erreicht hatte, daß die preußische Armee in Unthätigkeit blieb und er die seinige verstärken konnte, waren furchtbare Regengüsse eingetreten, die alle Wege unbrauchbar machten, und außerdem wüthete bei dem preußischen Heere die Ruhr im höchsten Maße. Indessen waren im französischen Lager als Abgesandte des Konvents Benoit und Westermann angekommen, um den alten Gedanken, Preußen durch einen Separatfrieden von Oestreich zu trennen, wieder aufzunehmen. Preußischerseits dachte Niemand an einen solchen; man hielt es aber für eine erlaubte Kriegslist, die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen, bis man glücklich an die Maas gekommen wäre. Als dies Ziel erreicht war, änderte man die Sprache. Man sieht dies außer Anderm namentlich aus dem von Häusser (I. 390) mitgetheilten Berichte des oben erwähnten Generals Kalkreuth an den Herzog von Braunschweig: „Ich habe in der Sache bisher nur zum Boten gedient, bescheide mich auch, keine höheren Fähigkeiten zu haben; aber als Bote bin ich nicht ohne Werth, wenigstens habe ich ruhige Arrièregarde verschafft. Die zurückgebliebenen Traineurs, Knechte und Packpferde gehen so ruhig nach als in der letzten Allee ihrer Garnison, und die französischen Generale belachen jetzt selbst, daß ich sie angeführt und vollends möglich gemacht, bei unserer Retraite, die sie bewundern, die Oestreicher, die sie anpacken wollten, in Sicherheit zu bringen." Daß unter solchen Umständen ein Halten der Festungen Verdun und Longwy oder gar die Eroberung andrer Plätze kaum beabsichtigt sein konnte, ist augenscheinlich; vollständig unmöglich aber wurde es dadurch, daß die Oestreicher einen großen Theil ihrer Truppen nach den Niederlanden geschickt hatten. So er-

folgte denn die Räumung von Verdun am 14. Oktober, die von Longwy am 22. Oktober.

83. Breteuil (S. 92). — Louis Auguste le Tonnélier, Baron von B. (1733—1807), Derselbe, der in „Philipp Hackert" (Werke, Bd. XXXII. S. 37) erwähnt wird, war nach einer längeren diplomatischen Laufbahn von 1783 bis 1787 Minister des königlichen Hauses. Ueber die Halsbandgeschichte selbst, über den Prozeß, der aus derselben hervorging und durch das Urtheil vom 31. Mai 1786 seinen Abschluß fand, vgl. die Vorbemerkung zum „Großkophta" (Werke, Bd. X. S. 120 ff.).

84. Einer der Notablen im Jahre 1787 (S. 93). — Diese Versammlung, von dem Finanzminister Calonne aus allen Elementen der höheren Stände zusammengesetzt, begann ihre Thätigkeit, die sich vorzugsweise auf Finanz- und Steuerfragen erstreckte, am 22. Februar und wurde von Calonne's Nachfolger, Lomenie de Brienne, am 25. Mai geschlossen, nachdem sie sechs auf das erwähnte Gebiet bezügliche Gesetze vorbereitet hatte.

85. Graf Haugwitz (S. 95). — Der bekannte preußische Diplomat, fast ein Altersgenosse Goethe's (1752—1832), war mit Diesem schon 1775 bekannt geworden. (S. die Biographie, Werke, Bd. I. S. XCV f. und das 18. Buch von „Dichtung und Wahrheit".) Goethe hat immer milde über ihn geurtheilt, so namentlich in den „Tag- und Jahresheften" von 1806; daher denn auch die hier zugegebene Schadenfreude nichts Anderes als der Ausdruck der Unzufriedenheit über den ungünstigen Ausgang des Feldzugs ist, woran der Politik des Ministers einige Schuld beigemessen wird.

86. Wie man auch wol der stürmenden See .... preisgegeben (S. 95). — Bei dieser Stelle hat Goethe augenscheinlich der Anfang des 2. Buches von Lucretius' „De rerum natura" vorgeschwebt:

Suave mari magno turbantibus aequora ventis
E terra magnum alterius spectare laborem,
Non quia vexari quemquam est jocunda voluptas,
Sed quibus ipse malis careas, quia cernere suave est.

87. Spincourt (S. 97). — Es kann nur dieser etwa in der Mitte zwischen Longuion und Estain liegende Ort ge

meint sein; ein Ort Seboncourt liegt im Departement Aisne, Arondissement St. Quentin; Sebincourt, wie in allen Goethe-Ausgaben steht, findet sich auf unsern Karten nicht.

88. Arlon (S. 99). — A. an der Semoy, nördlich von Longwy, während Luxemburg nordöstlich liegt, eine der ältesten Städte Belgiens und Hauptstadt der belgischen Provinz Luxemburg.

89. Assignatenfabrik der Emigrirten (S. 100). — Die Assignaten, ein Resultat der Finanznoth Frankreichs beim Ausbruch der Revolution, hatten ursprünglich die Bestimmung, bei dem Verkauf der eingezogenen geistlichen Güter als Kaufgeld angenommen zu werden, und wurden am 19. April 1790 durch Beschluß der Nationalversammlung ins Leben gerufen; dann sollten sie freilich als Geld bei allen Geschäften in Zahlung genommen werden. Auf die ersten 400 Millionen Francs folgten bald viel größere Summen, die durch zahlreiche Fälschungen noch vermehrt wurden. Daß auch die Emigranten Assignaten gemacht haben, bezweifelt wol nur der „Rheinische Antiquarius" (S. 29): „Daß auf der Prinzen Betrieb Assignaten angefertigt worden seien, dieses kann ich weder behaupten noch in Abrede stellen." Die ganze Wirthschaft, die zu enormen Verlusten vieler Einzelnen führen mußte und führte, dauerte bis zu dem Gesetze vom 19. Februar 1796, infolge dessen die Assignaten außer Kurs gesetzt wurden.

90. In bürgerlicher Würde ... ein Abglanz herübergekommen ist (S. 100). — An welche französische Dramen mag hier Goethe eigentlich gedacht haben? Molière, Marivaux, Destouches liefern uns keine Beispiele; auch Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter", die übrigens erst 1803 erschienen, sind nach einem französischen Originale, das also den französischen Kleinstädter lächerlich macht, nämlich nach Picard's „Petite ville" gearbeitet.

91. Den 16. Oktober (S. 103). — An demselben Tage schrieb Goethe einen Brief an Herder, in welchem er seine Freude darüber ausspricht, endlich aus dem unglücklichen Feldzuge heimkehren zu können. „Ich eile", heißt es dort, „nach meinen mütterlichen Fleischtöpfen, um dort wie von einem bösen Traum zu erwachen, der mich zwischen Koth und Noth, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, zwischen Trümmern, Leichen, Aesern und Scherb-

haufen gefangen hielt." Dem Briefe ist eine Handzeichnung beigefügt, einen französischen Freiheitsbaum darstellend, von der in dem Briefwechsel mit Herder (Aus Herder's Nachlaß, Bd. I. am Schluß) ein Facsimile genommen ist. — Die Absicht, nach Frankfurt zu gehen, hat Goethe später aufgegeben.

92. Die Bilder ... aufs Papier zu bringen (S. 103). — S. Schuchardt, Goethe's Kunstsammlungen, I. S. 265, Nr. 334: „Fluß mit hohem jenseitigem Ufer, auf dem ein runder Thurm zwischen einigen gewöhnlichen Gebäuden steht. kl. qu. fol. Sepiazeichn.", und das. S. 266, Nr. 340: „Eine durchbrochene felsige Anhöhe mit Befestigungen darauf, links stürzt ein kleiner Fluß herab, dessen Wasser sich nach rechts vorn ausbreitet. gr. 4. Sepiaz." Daß diese unter den Goethischen Handzeichnungen dem Luxemburger Aufenthalt ihre Entstehung verdanken, wird durch ihre Vorwürfe wahrscheinlich gemacht.

93. Unsere höchsten Heerführer ... die Festungen übergeben mußten (S. 104). — S. den Schluß von Anm. 85.

94. Monument von Igel (S. 104). — Man vgl. den ausführlichen Aufsatz Goethe's über dieses Monument, Werke, Bd. XXVIII. S. 415 ff., in den sowol die vorliegende Stelle als auch das S. 20 und 21 Gesagte aufgenommen ist.

95. Ein junger Schullehrer (S. 107). — Der damals fünfundzwanzigjährige Wyttenbach, später Direktor des Gymnasiums und Bibliothekar in Trier. (Viehoff, „Goethe's Leben". Dritte Auflage, Bd. III. S. 207, und Düntzer, „Goethe und Karl August", S. 85.)

96. Kant in seiner „Kritik der Urtheilskraft" (S. 107). — Ausführlicher spricht sich Goethe über das, was er Kant verdankt, und wie weit er ihm glaubt folgen zu können, in dem seinen letzten Lebensjahren angehörenden Aufsatze „Einwirkung der neueren Philosophie" aus. Nachdem er der Schwierigkeiten gedacht hat, die ihm Kant's „Kritik der reinen Vernunft" für das Verständniß bereitet, desgleichen der Polemik, die Herder gegen seinen früheren Lehrer geübt hatte, fährt er fort: „Nun aber kam die Kritik der Urtheilskraft" [sie war 1790 erschienen] „mir zu Handen, und dieser bin ich eine höchst frohe Lebensepoche schuldig. Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen neben einander gestellt, Kunst- und Naturerzeugnisse, eins behandelt wie das

andere; ästhetische und teleologische Urtheilskraft erleuchteten sich wechselsweise. — Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen Schaffen, Thun und Denken ganz analog; das innere Leben der Kunst sowie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buche deutlich ausgesprochen. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten sollten um ihrer selbst willen da sein, und was neben einander stand, wol für einander, aber nicht absichtlich wegen einander."

97. So ist es noch viel unausstehlicher, wenn uns ein Unheil ... immer wiederkäuend vorgetragen wird (S. 109). — Einen ähnlichen Sinn hat das Xenion, Werke, Bd. II. S. 390: „Trage Dein Uebel, wie Du magst" u. s. w.

98. Die Nachricht von Custinens verwegenen und glücklichen Unternehmungen (S. 110). — Die Verwegenheit war eigentlich nicht so groß, da man keine Sorge dafür getragen hatte, die deutschen Rheinlande vor einem Ueberfall der Franzosen von Landau und Straßburg her sicher zu stellen; die Mehrzahl der östreichischen Truppen, welche früher unter Graf Erbach dort gestanden hatten, war Anfang September zur Belagerung von Thionville abgesendet. Diese Umstände benutzend, setzte sich Custine in den letzten Tagen des September von Landau aus mit etwa 18,000 Mann in Bewegung und erschien am 30. vor Speier. Dreitausend Mann deutsche Reichstruppen unter dem Mainzischen Oberst Winkelmann wurden besiegt und zur Kapitulation genöthigt; Speier wurde besetzt und am 4. Oktober auch Worms. — Die Uebergabe von Mainz, die Custine unmittelbar danach hätte herbeiführen können, wurde nur dadurch verzögert, daß er nicht eher erschien. Die Kapitulation erfolgte dann später ohne vorangehende Vertheidigung am 21. Oktober. (Nach Häusser, I. 402 ff.)

99. Daß auch schon Koblenz von den Franken besetzt sei (S. 110). — Daran fehlte in der That wenig. Alles flüchtete bereits von Koblenz, und man hatte schon eine Deputation nach Mainz abgeschickt, um die Kapitulation abzuschließen; indessen erschienen am 27. Oktober hessische Truppen, von Verdun kommend, und auch preußisches Militär rückte in die Stadt ein, da der König in ihr sein Hauptquartier aufschlug.

100. **Frankfurt gab man in Gedanken gleichfalls auf** (S. 110). — In der That schickte Custine noch an demselben Tage, wo sich Mainz ergeben hatte, ein Corps von 2000 Mann nach Frankfurt und legte der Stadt eine Kontribution von zwei Millionen Gulden auf. Eine Million wurde bis zum 31. Oktober bezahlt; die Unterhandlungen um die zweite, welche Frankfurter Abgesandte in Paris zu führen hatten, wurden schließlich durch die am 2. Dezember seitens der Hessen erfolgte Eroberung der Stadt überflüssig gemacht.

101. **Vom unseligen Neutralitätssystem die nächsten Fürsten paralysirt** (S. 110). — Die meisten Fürsten waren einfach geflüchtet, Kurfürst Friedrich Karl von Mainz schon am 4. Oktober nach Würzburg, der Landgraf von Hessen-Darmstadt nach Gießen, der Bischof von Speier nach dem Odenwalde, der Kurfürst von Trier nach Köln u. s. w.

102. **Mein Oheim, Schöff Textor** (S. 110). — Johann Jost Textor, geboren 1739, der einzige Bruder von Goethe's Mutter, war am 24. Oktober 1792 gestorben. Näheres über ihn in der Anm. Werke, Bd. XXI. S. 307 f. Die Bestimmung, welche bis jetzt Goethe's Vater und ihn selbst von der Möglichkeit, in den Rath von Frankfurt zu kommen, ausgeschlossen hatte, beruhte auf einer kaiserlichen Resolution von 1725, nach welcher für einen zu Wählenden die Bedingung vorlag, daß „nicht schon sein Vater, Sohn, Bruder, Geschwisterkind, Schwiegervater, Tochtermann, Gegenschwäher, leiblicher Schwager oder Schwestermann sich im Rathe befinden." — S. „Göthe's Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Ein Kommentar zu Wahrheit und Dichtung." 1749. 1775. S. 19 ff.

103. **In meines Großvaters Garten** (S. 111). — Der Großvater Johann Wolfgang Textor, geboren am 12. Dezember 1693, gestorben am 6. Februar 1771, wird in „Dichtung und Wahrheit" häufig erwähnt.

104. **Dem edlen Laertes gleich** (S. 111). — Mit Beziehung auf Odyssee, XXIV. V. 229 u. 230, wo auch die Handschuhe (χειρίδες) als Schutzmittel gegen stachliges Buschwerk besonders erwähnt werden.

105. **Seit zwölf Jahren** (S. 112). — Sachlich ist dies ohne Zweifel unrichtig, weshalb denn auch neuere Ausgaben statt

zwölf „siebzehn" schreiben. Goethe war seit November 1775 in Weimar und kann unmöglich haben sagen wollen, daß er erst nach fünfjährigem Aufenthalte das Vertrauen des Herzogs gewonnen habe.

106. In solchem Sinne begann ich den Brief an meine Mutter (S. 112). — Es erscheint auffällig, daß Goethe auf die Anfrage von Frankfurt erst volle zwei Monate später antwortet. Wenigstens trägt der bei Riemer (Mittheilungen über Goethe, Bd. II. S. 332 f.) abgedruckte Brief, den wir auch hier folgen lassen, das Datum des 24. Dezember. Derselbe lautet:

„Die Hoffnung, Sie, geliebte Mutter, und meine werthen Frankfurter Freunde bald wiederzusehen, ist mir nunmehr verschwunden, da mich die Umstände nöthigten, von Düsseldorf über Paderborn und Kassel nach Weimar zurückzufahren.

„Wie viel Sorge habe ich bisher um Sie gehabt, wie sehr die Lage bedauert, in der sich meine Landsleute befinden! Wie sehr habe ich aber auch das Betragen derselben unter so kritischen Umständen bewundert! Gewiß hätte mir nichts schmeichelhafter sein können als die Anfrage, ob ich mich entschließen könne, eine Rathsherrnstelle anzunehmen, wenn das Loos mich träfe, die in dem Augenblicke an mich gelangt, da es vor Europa, ja vor der ganzen Welt eine Ehre ist, als Frankfurter Bürger geboren zu sein. Die Freunde meiner Jugend, die ich immer zu schätzen so viele Ursache hatte, konnten mir kein schöneres Zeichen ihres fortdauernden Andenkens geben, als indem sie mich in dieser wichtigen Epoche werth halten, an der Verwaltung des gemeinen Wesens theilzunehmen.

„Ihr Brief, den ich mitten im Getümmel des Kriegs erhielt, heiterte mir traurige Stunden auf, die ich zu durchleben hatte, und ich konnte nach den Umständen die Hoffnung fassen, in weniger Zeit meine geliebte Vaterstadt wiederzusehen. Da war es meine Absicht, mündlich für die ausgezeichnete Ehre zu danken, die man mir erwies, zugleich aber die Lage, in der ich mich gegenwärtig befinde, umständlich und aufrichtig vorzulegen.

„Bei der unwiderstehlichen Vorliebe, die jeder Wohldenkende für sein Vaterland empfindet, würde es eine schmerzhafte Verleugnung sein, eine Stelle auszuschlagen, die jeder Bürger mit Freuden übernimmt und besonders in der jetzigen Zeit übernehmen soll, wenn nicht an der andern Seite meine hiesigen Verhältnisse so glücklich und, ich darf wol sagen, über mein Verdienst günstig wären.

„Des Herzogs Durchl. hat mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin ihm so viel schuldig geworden, daß es der größte Undank sein würde, meinen Posten in einem Augenblick zu verlassen, da der Staat treuer Diener am Meisten bedarf.

„Danken Sie also, ich bitte, auf das Lebhafteste den würdigen Männern, die so freundschaftliche Gesinnungen gegen mich zeigen, versichern Sie solche meiner aufrichtigsten Erkenntlichkeit und suchen Sie mir ihr Zutrauen für die Zukunft zu erhalten!

„Sobald es die Umstände einigermaßen erlauben, werde ich den Empfindungen meines Herzens Genüge thun und mündlich und umständlich dasjenige vorlegen, was in diesem Briefe nur oberflächlich geschehen konnte. Möge Alles, was meinen werthen Landsleuten gegenwärtig Sorge macht, weit entfernt bleiben und uns Allen der wünschenswerthe Friede wieder erscheinen! Leben Sie wohl!"

107. Dieses zeugt denn von einem weiten geistlichen Wirkungskreis (S. 113). — Das Epigramm „Trier" (Werke, Bd. III. S. 125), das einzige Gedicht, welches sich mit einiger Sicherheit in die Zeit dieses Feldzuges setzen läßt, scheint den hier geschilderten Anschauungen seinen Ursprung zu verdanken.

108. Die Trevirer waren ins römische Reich eingeschlossen (S. 113). — Bereits von Julius Cäsar unterworfen, machten sie mehrere vergebliche Versuche, sich zu befreien, namentlich in den Jahren 21 und 70 n. Chr.

109. Ich habe von solchen Dingen wenige Kenntniß (S. 114). — Goethe's Interesse für mittelalterliche Baukunst, das unter Umständen immer wieder etwas ermattete, stammt, wenn man seine jugendliche Leidenschaft für den Straßburger Münster ausnimmt, hauptsächlich erst aus dem anhaltenden Verkehr mit Sulpiz Boisserée, gehört also einer viel späteren Zeit an.

110. Auch die Isletten kamen wieder zur Sprache (S. 115 u. 116). — Diesen Engpaß (vgl. oben Anm. 31) hatten die Verbündeten während des ganzen Feldzuges nicht in ihre Gewalt bekommen.

111. Marquis Lucchesini (S. 117). — Girolamo, Marchese L. (1752—1825), als preußischer Gesandter und Minister verschiedentlich thätig, war mit Goethe schon 1787 in Neapel

bekannt geworden. In der „Italienischen Reise" wird er mehrfach erwähnt und in dem Abschnitt „Neapel, 1. Juni 1787" auch ausführlicher charakterisirt. Seine Korrespondenz und seine Depeschen, die Häusser und Sybel benutzt haben, bilden eine wichtige Quelle für die Geschichte dieses Feldzuges.

112. Ein angesehener Kaufmann (S. 119). — Es war der Vater des angesehenen Rechtsgelehrten Böcking (Düntzer, „Goethe und Karl August", S. 86), der 1802 in Trarbach geboren wurde und 1870 in Bonn starb.

113. Die epoptischen Farben (S. 122). — Zur Erklärung des Begriffs s. Goethe's „Entwurf einer Farbenlehre", „Didaktischer Theil", §. 429—431.

114. In der letzten, Unheil drohenden Zeit war er auch nach Regensburg abgereist (S. 123). — Hier scheint ein kleiner Irrthum vorzuliegen. Nach den sonstigen Angaben (vgl. oben Anm. 101) war der Kurfürst von Trier nur nach Köln gegangen.

115. Jede Lust, das sonst so geliebte Thal zu besuchen (S. 124). — Es ist das Thal Ehrenbreitstein gemeint; in Ehrenbreitstein hatte Goethe im September 1772 Sophie la Roche, ihren Gatten und namentlich deren schöne Tochter Maximiliane, spätere Brentano, die Mutter Bettina's, kennen gelernt; auch im August 1774 und im Dezember 1779 war er dort gewesen.

116. Zwischenrede (S. 126). — Dieser Abschnitt gehört nicht dem ursprünglichen Tagebuche an, sondern erst der Zeit, in welcher das Ganze redigirt wurde.

117. Ich war mit jenen Freunden seit vielen Jahren nicht zusammengekommen (S. 127). — Es ist hier zunächst an die Familie Jacobi, an Plessing (vgl. unten Anm. 146) und die Fürstin Gallitzin zu denken. Friedrich Heinrich Jacobi war, nachdem seine Frau im Frühjahr 1784 gestorben, im September desselben Jahres in Weimar gewesen; Plessing ferner hatte Goethe außer im Winter 1778 nur bei dem Besuche in Weimar gesehen, dessen Zeit sich nicht mit Sicherheit ermitteln läßt; die Fürstin Gallitzin endlich hatte sich in Begleitung von Hemsterhuis, von Fürstenberg und Sprickmann im September und Oktober 1785 einige Wochen in Weimar aufgehalten.

118. Ein glückliches häusliches Verhältniß (S. 128). — Man vgl. Goethe's Biographie, Werke, Bd. I. S. CXXIX f., und die Anmerkungen in Bd. II. S. 17 und 135 f.

119. Der schlesischen, durch den Reichenbacher Kongreß geschlichteten Campagne beizuwohnen beordert (S. 128). — Der Reichenbacher Kongreß, am 27. Juli 1790 beendigt, war eigentlich eine diplomatische Niederlage Preußens, durch die gewandte Politik des Ende März 1790 zur Regierung gelangten Kaisers Leopold herbeigeführt. Die Rüstungen, welche Preußen gemacht hatte, erwiesen sich als zwecklose Opfer, die Gebietsabtretungen, die es durch dieselben zu erreichen hoffte, erreichte es nicht, und Oestreich kam in die längst gewünschte Lage, auf eine gute Art den Türkenkrieg beendigen zu können, der ihm längst lästig geworden war. — Goethe's Aufenthalt in Schlesien, der am Ausführlichsten in der kleinen Schrift von H. Wenzel „Goethe in Schlesien. 1867" geschildert wird, währte vom 2. August bis zum 17. September 1790.

120. Pempelfort, November 1792 (S. 129). — Wie lange und von welchem Tage an Goethe in Pempelfort gewesen ist, läßt sich nicht mit vollständiger Sicherheit bestimmen. Saupe (Goethe's Leben und Werke, S. 54), ebenso Max Jacobi (unten Anm. 135), der Herausgeber des „Briefwechsels zwischen Goethe und F. H. Jacobi" (in einer Anm. zu S. 141) sprechen von einem fünfwöchentlichen Aufenthalte, Jacobi selbst (Auserlesener Briefwechsel, Bd. II. S. 140) nur von einem dreiwöchentlichen; einen solchen nimmt auch Düntzer (Goethe und Karl August, S. 88) an. R. Zoeppritz giebt in seiner Schrift „Aus F. H. Jacobi's Nachlaß" (Anm. zu S. 165) die Zeit vom 6. November bis zum 4. Dezember als die wirkliche Dauer von Goethe's Besuch an, allerdings ohne irgend einen Beweis hinzuzufügen. Gleichwol ist diese Annahme noch am Wahrscheinlichsten, und wir wüßten nicht, was man gegen die nachstehende Berechnung der Reisedauer Wesentliches einwenden könnte. Abfahrt von Koblenz am 5. November, Ankunft in Düsseldorf resp. Pempelfort spät Abends am 6., Abreise von dort am 4. Dezember, Ankunft in Duisburg an demselben Tage, Abreise nach Münster am 5. oder 6., Ankunft daselbst an demselben Tage; dort dürfte Goethe etwa acht Tage verweilt haben, so daß er, den 12. oder 13. abreisend, den 16. oder 17. Dezember in Weimar eingetroffen sein wird.

121. Eine Reise von sieben Brüdern (S. 129). — Es ist die „Reise der Söhne Megaprazon's" (Werke, Bd. XVI. S 191 ff.) gemeint.

122. Oedipus auf Kolonos (S. 130). — Man hatte damals von lesbaren Uebersetzungen des Sophokles nur die von Christian v. Stolberg (Leipzig 1787, 2 Bde.), die man Goethe gegeben haben wird.

123. Ingenuität des Voltairischen Huronen (S. 131). — Die Hauptfigur in Voltaire's Novelle „L'ingenu" ist eben ein Hurone.

124. De Pauw (S. 131). — Cornelis de P. (1739—1799) war 1767 und 1770 am Hofe Friedrich's des Großen. Seine bekannteste Schrift, deren Goethe auch in der „Italienischen Reise" gedenkt, führt den Titel „Recherches philosophiques sur les Grecs".

125. Hemsterhuis (S. 131). — Franz H., Derselbe, der auch Werke, Bd. XXVIII. S. 444 und 448 erwähnt wird, war schon 1790 gestorben.

126. Fürstin Gallitzin (S. 131). — S. die in vor. Anm. angeführten Stellen. Die bedeutendste neuere Schrift über Dieselbe sind die „Mittheilungen aus dem Tagebuche und Briefwechsel der Fürstin Ad. Amalie von Gallitzin. Stuttgart 1868."

127. Diderot's...., der sich auch eine Zeit lang in Pempelfort als Gast ... gefiel (S. 131). — Diderot ging bei seiner Reise nach Petersburg im Mai 1773 zuerst nach dem Haag, woselbst er einige Monate bei der Familie Gallitzin verweilte, mit welcher er von Paris her befreundet war. Am 22. August setzte er seine Reise über Düsseldorf fort und wird vermuthlich bei dieser Gelegenheit auch Pempelfort besucht haben, vielleicht aber auch erst im folgenden Jahre auf der Rückkehr aus Rußland.

128. Meinen Großkophta (S. 132). — Dieses Drama Werke, Bd. X. S. 117 ff.) eröffnete die 1792 beginnende neue Ausgabe von Goethe's Werken.

129. Hylozoismus (S. 132) — ist eine Art der Naturauffassung, die Materialismus und Idealismus in gewisser Weise zu vereinigen sucht. Während in jenem der Materie nur stoffliche Funktionen zugeschrieben werden, nimmt der Hylozoismus an, daß dieselbe von Anfang an mit seelischen oder geistigen Eigenschaften ausgestattet sei.

130. Schon bei dem früheren Besuche der Fürstin Gallitzin (S. 133). — S. oben Anm. 117.

131. Fürstenberg (S. 133). — Franz Friedrich Wilhelm, Freiherr v. F. (1729—1811), lange Jahre hindurch Generalvikar und Minister des Fürstbischofs von Münster, von unbestrittenem Verdienste für die Verwaltung von Westfalen.

132. Metamorphose der Pflanzen (S. 133). — Die kleine Schrift war 1790 unter nachstehendem Titel erschienen: „J. W. von Goethe Herzoglich Sachsen-Weimarischen Geheimenraths Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Gotha, bei Carl Wilhelm Ettinger."

133. Bonnet (S. 133). — Charles B. (1720—1793), als Naturforscher, und zwar vorzugsweise als Entomologe und Botaniker, aber auch durch philosophische Schriften bekannt, wird hier wegen seiner teleologischen Richtung getadelt.

134. Von meinen Beiträgen zur Optik hatte auch etwas verlautet (S. 133). — Dieselben waren 1791 und 1792 erschienen, das erste Stück mit XXVII Tafeln, das zweite mit einer großen kolorirten Tafel und einem Kupfer, beide zu Weimar im Verlage des Industrie-Comptoirs. — Ein drittes Stück, das nach der Ankündigung des Industrie-Comptoirs gleichzeitig mit dem zweiten ausgegeben werden sollte, ist nicht erschienen. (S. Hirzel, „Neuestes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek". August 1874. S. 35 u. 36.)

135. Hier fand man sich zusammen, der Hauswirth immer munter und aufregend.....in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte (S. 134 u. 135). — Ueber die Familie Jacobi's (oben Anm. 117) vgl. man das 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit" und die Anmerkungen dazu. Der hier erwähnte Sohn war Max Jacobi, der 1793 in Jena Medizin studirte und nachmals Obermedizinalrath in Düsseldorf wurde.

136. Heinse (S. 135). — Johann Jakob Wilhelm H. (1749—1803) war zuerst 1774 nach Düsseldorf gekommen, um Jacobi's Bruder, mit dem er schon in Halberstadt befreundet gewesen war, bei der Herausgabe der Zeitschrift „Iris" beizustehen; im Jahre 1783 war er wieder längere Zeit in Düsseldorf, dann lebte er seit 1786 als Vorleser des Kurfürsten in Mainz und auch noch nach dessen Tode als Bibliothekar ebendaselbst, von

wo die kriegerischen Unruhen um diese Zeit ihn zu den alten Freunden mögen fortgetrieben haben.

137. In dem Saale des Rubens ... Himmelfahrt von Guido (S. 135). — Die Bilder der 1690 gestifteten Düsseldorfer Galerie, unter ihnen das jüngste Gericht von Rubens und die Himmelfahrt der Maria von Guido Reni, wurden 1805 nach München gebracht.

138. Houdon (S. 136). — Jean Antoine H. (1740—1828), von dem namentlich die Statuen Voltaire's und Washington's bekannt sind.

139. Die Brüder des Königs (S. 136). — S. Anm. 32.

140. Herr von Grimm (S. 136). — Friedrich Melchior, Baron Grimm von Grimmenhoff (1723—1807), als Publizist, Diplomat, als Freund Raynal's und Diderot's bekannt. Eine kurze Charakteristik giebt Goethe, der ihn schon seit 1781 kannte, in den „Tag- und Jahresheften" von 1801.

141. Frau von Coudenhoven ... Herr und Frau von Dohm (S. 136) — Die Erste, geborene Gräfin von Hatzfeld, wird noch einmal in den „Tag- und Jahresheften" von 1796 erwähnt. Der Zweite, Christian Konrad Wilhelm von Dohm (1751—1820), Historiker und Staatsmann, ist erst später, besonders durch die Schrift „Denkwürdigkeiten meiner Zeit" 5 Bde., 1814—1819, bekannt geworden.

142. Frankfurt war noch von den Franzosen besetzt (S. 136). — S. Anm. 100.

143. Sie [die Frankfurter Bürger] sollten sich gegen Custine männlich und gut betragen haben (S. 136). — Dies scheint sich auf die Eingabe zu beziehen, welche die Zünfte und Handwerke an den französischen General machten, als der Stadt die oben Anm. 100 erwähnte Kontribution von zwei Millionen auferlegt wurde. „Süßliche Proklamationen," sagt Häusser (Bd. I. S. 418), „worin von der Gerechtigkeitsliebe der französischen Nation, von ihrem Mitgefühl für den armen arbeitsamen Bürger und von dem Drucke, den die Reichen bisher geübt, die Rede war, kündigten den Frankfurtern an, nicht das Volk, sondern nur die reiche und regierende Klasse habe die Summe beizubringen." Die Antwort der Zünfte und Handwerke bestand in der ausdrücklichen Erklärung, daß sie von dieser volksfreund-

lichen Fürsorge nichts wissen wollten; sie seien bisher mit ihrem Regiment leidlich zufrieden gewesen; wenn man aber ihren reicheren Mitbürgern das Geld abnähme, so müßte natürlich auch ihr Erwerb und Verdienst aufs Empfindlichste getroffen werden. — Man vgl. auch Sybel, Bd. I. S. 548.

144. Geheimerath Hoffmann (S. 137). — Christoph Ludwig H. (1721—1807), angesehener Arzt und medizinischer Schriftsteller, damals in kurmainzischen Diensten und Direktor des medizinischen Kollegiums zu Mainz, Begründer eines besonderen medizinischen Systems.

145. Indem ich nun die Tafel hinauffah ..... herbeizuspiegeln trachteten (S. 138 u. 139). — Ueber die Deutung, die man dieser Stelle gegeben hat, s. die Vorbemerkung, S. 13.

146. Professor Plessing (S. 139). — Ueber die Beziehungen Goethe's zu Plessing vgl. man unsere Goethe-Biographie, Werke, Bd. I. S. CXVII; Goethe's eigenen, durch die Schrift: „Ueber Goethe's Harzreise im Winter. Einladungsschrift von Dr. Kannegießer, Rektor des Gymnasiums zu Prenzlau. Dezember 1820", veranlaßten Aufsatz, abgedruckt Werke, I. 147 ff.; Möller, „F. A. Krummacher und seine Freunde", 1849; einen Aufsatz von J. W. Schaefer, „Deutsches Museum", 1861, Nr. 19, auch in der Sammlung von Schaefer's Aufsätzen wieder abgedruckt; endlich die ausführliche Arbeit von Düntzer: „Plessing", in seiner Schrift „Aus Goethe's Freundeskreise" 1868, S. 343—383. — Wir entnehmen der letzteren Quelle vorzugsweise die folgenden Data über das weder für Andere noch für ihn selbst sehr erfreuliche Leben des Mannes.

Friedrich Viktor Lebrecht Plessing wurde am 20. Dezember 1752 zu Belleben im Magdeburgischen geboren, wo sein Vater damals als Prediger lebte. Nachdem er in Göttingen, Wittenberg und Halle studirt hatte, auch eine Zeit lang Soldat gewesen war, kehrte er in das Haus seines Vaters zurück, der indessen 1764 als Oberprediger nach Wernigerode übergesiedelt war. In seiner trüben und unbefriedigten Stimmung, von der Goethe ausführlich berichtet, schrieb er von hier aus im Jahre 1777, vielleicht auch noch früher, die beiden oben S. 142 und öfter erwähnten Briefe an Letzteren, welche den oben S. 146 ff. besprochenen Besuch zur Folge hatten. Zwei Jahre später, im September oder Oktober 1779, berührte Plessing auf einer Reise nach Königsberg, wo er eine Anstellung als Universitätslehrer zu

erhalten hoffte, auch Weimar, fand indessen Goethe nicht anwesend und verkehrte nur mit Herder. Obgleich er in Königsberg verschiedene Abhandlungen drucken ließ, so hatte sein Aufenthalt doch nicht den gewünschten Erfolg, auch scheint ein unglückliches Liebesverhältniß seine Thätigkeit gestört zu haben. Gleichwol schrieb er von dort im Sommer 1782 an Goethe, wie es scheint, in beruhigter Stimmung. Wenigstens möchte man dies aus der uns noch erhaltenen Antwort Goethe's vom 26. Juli 1782 schließen. Diese, abgedruckt in Hirzel's „Fragmenten aus einer Goethe-Bibliothek", 1849 (S. 10), lautet: „Mein Betragen gegen Sie will ich nicht für eine Tugend ausgeben; nothwendig war es. Hätten Sie damals gedacht, wie Sie jetzt denken, so wären wir näher. Doch der Mensch hat viel Häute abzuwerfen, bis er seiner selbst und der weltlichen Dinge nur einigermaßen sicher wird. Sie haben mehr erfahren, mehr gedacht; möchten Sie einen Ruhepunkt treffen und einen Wirkungskreis finden! So viel kann ich Sie versichern, daß ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und bei aller Mühe und Arbeit sehe, daß nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind. Leben Sie wohl! Wenn Sie sich mit mir unterhalten mögen, sollen mir Ihre Briefe jederzeit willkommen sein." — Einige Monate nach diesem Briefe erfolgte dann vermuthlich Plessing's Besuch, von dem Goethe oben (S. 151) erzählt, so daß also zwischen ihm und dem Wiedersehen in Duisburg (vgl. oben S. 139 u. 151) etwa zehn Jahre verflossen sein mögen. Diese Zeit hatte Plessing nun zu einer ausgedehnten literarischen Production benutzt, obschon es ihm an Vorbildung in den Sprachen, welche für das von ihm mit Vorliebe gepflegte Studium der älteren Philosophie unbedingt nothwendig waren, vollständig fehlte. Er selbst berichtet Wunderdinge über die Schnelligkeit, mit der er alles Versäumte nachgeholt haben will. Wir enthalten uns jedenfalls der Aufzählung seiner zahlreichen Schriften, die er übrigens meistens auch Goethe zusandte, ohne daß Dieser Zeit und Neigung fand, sie zu lesen, und bemerken nur, daß dieselben sich auf moralische Fragen, spekulative Philosophie und Geschichte der Philosophie bezogen. „Er ist ein animal scribax," schreibt Hamann in einem Briefe vom Januar 1787 über ihn an Jacobi; „er wird sich so blind und so leer ausschreiben, daß nicht ein Tröpfchen übrig bleiben wird. Etwas Reifes und Gesundes ist von ihm nicht zu erwarten. Ihm ist an einem gelehrten Namen gelegen. . . ." Wenigstens erreichte es Plessing durch seine vielen Schriften, vielleicht auch durch einige

schon auf einer Reise nach Berlin gegen Ende des Jahres 1782 angeknüpfte Verbindungen, daß er 1788 als Professor der Philosophie an die Universität zu Duisburg — beiläufig mit 300 Thalern Gehalt — berufen wurde. Hier hat er noch achtzehn Jahre gelebt, in dürftigen Verhältnissen, in seiner Lebensweise als Sonderling, nicht ohne den Verdacht, gerade dadurch Effekt machen zu wollen, aber immerfort mit neuen wissenschaftlichen Plänen und Untersuchungen beschäftigt, und von manchem Freunde hochgeschätzt, so namentlich von A. W. P. Möller, in dessen oben erwähnter Schrift über Krummacher auch seiner mehrfach gedacht wird, und von Krummacher selbst. — Fernere Beziehungen zu Goethe scheinen nach jenem Besuche in Duisburg nicht mehr stattgefunden zu haben; der Briefwechsel mit ihm ist nach Möller's Angabe (Bd. I. S. 39) vernichtet worden. — Plessing starb am 6. Februar 1806.

147. Werther (S. 140). — Man vergl. die Vorbemerkung zu den „Leiden des jungen Werther's", Werke, Bd. XIV. S. 6.

148. Yorick-Sterne (S. 140). — Lorenz Sterne (1713 bis 1768) als Verfasser der „Sentimental journey through France and Italy" und der „Letters from Yorick and Eliza". Der Name Yorick scheint erst in den deutschen Uebersetzungen, deren älteste 1768 erschien, in den Titel aufgenommen zu sein.

149. Lavater's Physiognomik (S. 140). — Ueber die Beziehungen Goethe's zu Lavater s. unsre Biographie, Werke, Bd. I. S. CXIV, das 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit" und das Gedicht in den Werken, Bd. II. S. 253 f.; über seine Betheiligung an der Herausgabe der „Physiognomischen Fragmente" namentlich Werke, Bd. XXVIII. S. 471—476.

150. Heinrich Lips (S. 140). — Johann Heinrich L. (1758—1817), von dem man etwa funfzehnhundert Kupferstiche hat, war infolge von Goethe's Verwendung Professor der Zeichenakademie zu Weimar geworden, wo er von 1789 bis 1794 blieb.

151. Ein geistlicher Stolz, der es dem natürlichen an Erhebung auch wol zuvorthat (S. 141). — Hierin ist auch der Grund für die frühzeitige Entfremdung zwischen Goethe und Lavater zu suchen. Ihr Briefwechsel schließt schon mit dem Jahre 1783 ab, in dem Musenalmanach von 1797 wurde

Lavater von heftigen Angriffen nicht verschont, und als Goethe im September und October 1797 in Zürich war, besuchte er ihn nicht mehr. Vgl. noch unten Anm. 16 auf S. 275.

152. Des Jahrs 1777 (S. 142). — Die Lesart der älteren Ausgaben 1776, die bereits in der vierzigbändigen von 1840 verbessert ist, kann nur auf einem Gedächtnißfehler Goethe's beruhen.

153. Ich hatte mir ..... eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet (S. 142). — Lenz, Klinger u. A., deren Anwesenheit in Weimar Goethe nicht selten Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten bereitete.

154. Jagdpartie auf wilde Schweine (S. 143). — S. Werke, Bd. I. S. 145, Anm., u. S. 146 f.

155. Aber..... erst sehr spät in Ilfeld ankam (S. 144). — Es war am 30. November 1777; die darauf folgende Nacht brachte Goethe in irgend einem Orte in der Nähe der Baumannshöhle zu, und am 2. oder 3. Dezember war er in Wernigerode.

156. Aber abseits, wer ist's (S. 145). — S. Werke, Bd. I. S. 146.

157. Im Gasthof zu Wernigerode angekommen (S. 146). — Die Einzelnheiten in der Erzählung sind hier nicht ganz genau, wie sich namentlich aus dem in den Briefen an Frau von Stein (Bd. I. S. 129) mitgetheilten Reisetagebuche ergiebt. Dort steht: „Tagebl. 3. Dez. Auf Wernigerode. Mit P. spazieren auf die Berge", während nach der hier vorliegenden Erzählung der ganze Verkehr sich auf den einen Abend beschränkt und durch das oben S. 150 erwähnte Bleistiftblättchen abgeschlossen wird.

158. Rath Kraus .... Kapellmeister Wolf (S. 146). — Friedrich Johann Justin Bertuch (1747—1822), bekannt durch seine vielen literarischen Unternehmungen, darunter auch durch das mit Johann Melchior Kraus (1737—1806) seit 1786 herausgegebene „Journal des Luxus und der Moden"; Kraus war übrigens schon 1776 nach Weimar gekommen und wurde 1778 Direktor der Zeichen- und Kunstakademie daselbst. — Für Johann Musäus (1735—1787), den bekannten Romanschriftsteller, vgl. man das auf ihn bezügliche kleine Gedicht in den Werken, Bd. III. S. 56 f., und die Schrift von Dr. Moritz

Müller: „Johann Karl August Musäus. Jena 1867". — Christian Joseph Jagemann, der Verfasser des bekannten italienischen Wörterbuchs, war Bibliothekar der Herzogin Amalie. — Ernst Wilhelm Wolf endlich (1735—1792) war seit 1761 fürstlicher Konzertmeister im Dienste der Herzogin Amalie, seit 1772 Hofkapellmeister.

159. Und so schieden wir friedlich und schicklich (S. 150). — Die Behauptung Schaefer's, daß Goethe sich beim Abschiede habe zu erkennen gegeben und hier nur ähnlich wie in „Dichtung und Wahrheit" seine Erlebnisse frei behandle, wird von Düntzer in dessen oben erwähnter Schrift, S. 357 f., wie es scheint, mit vollem Rechte bekämpft.

160. Ich wüßte nicht, wie viel Zeit ..... gehört hätte (S. 151). — Hier hat Goethe augenscheinlich den oben in Anm. 146 erwähnten Brief Plessing's von 1782 und seine eigene dort mitgetheilte Antwort an ihn vergessen.

161. Ich kam in den Fall, ihm einige reelle Dienste zu leisten (S. 151). — Worin diese bestanden, ob in Geldunterstützungen, buchhändlerischen Vermittelungen oder Förderung seiner Bemühungen um Anstellung, ist nicht bekannt.

162. Indem er die Geschichte älterer Philosophie ernstlich behandelte (S. 151). — Diese Worte beziehen sich wol vorzugsweise auf Plessing's Schriften: „Osiris und Sokrates 1782" (nach andern Angaben 1783 oder 1784) und die „Versuche zur Aufklärung der Philosophie des ältesten Alterthums. 2 Bde. 1788—1790".

163. Seine Bücher, die er mir, wie sie herauskamen, zusendete (S. 151). — Auch Goethe wies seinen Verleger Göschen an, Plessing ein Exemplar seiner eignen Schriften (Ausgabe von 1787 bis 1790) zu übermitteln.

164. Merrem (S. 152). — Blasius M., später Hofrath und Professor in Marburg.

165. Die Fürstin hatte uns vor Jahren in Weimar besucht (S. 153). — S. oben Anm. 117.

166. Geistlicher, Staatsmann, so nahe, den Fürstenthron zu besteigen (S. 153). — Man hatte allgemein gewünscht und gehofft, daß Fürstenberg 1780 zum Koadjutor in Köln und Münster und somit zum künftigen Regenten ernannt

werden würde, während diese Stellung dem Erzherzog Maximilian Franz von Oestreich zu Theil wurde.

167. Hamann, dessen Grab ..... in die Augen schien (S. 153.) — Johann Georg H., geboren 1730, hat, nachdem er 1787 den Abschied aus seinem Amte in Königsberg erhalten hatte, das letzte Jahr seines Lebens — er starb am 21. Juni 1788 zu Münster — theils auf dem Gute seines Wohlthäters Buchholtz, Welbergen in der Nähe von Münster, theils in Pempelfort bei Jacobi und in Münster selbst bei der Fürstin Gallitzin zugebracht. Die Letztere ließ ihn in ihrem Garten begraben und ihm ein Denkmal setzen.

168. Hemsterhuis ... sowie seine Schriften (S. 154). — So von den letztern namentlich die „Lettres de Diocles à Diotime sur l'athéisme", in denen die Fürstin unter Diotime gemeint ist.

169. Des trefflichen Steinschneiders Natter (S. 155). — Johann Lorenz N., 1705 in Biberach geboren, 1763 in Petersburg gestorben, wird auch von Meyer in dem Kollektivwerk „Winckelmann und sein Jahrhundert" (1805. S. 267) als tüchtiger Künstler gelobt; besonders erwähnt Dieser ein schön geschnittenes Bildniß des Kardinals Albani von demselben. — In neuerer Zeit hat man Natter beschuldigt, Gemmen durch von ihm eingegrabene Namen verfälscht zu haben. (Müller's Künstlerlexikon, Bd. III. S. 160.)

170. Brief über die Skulptur... Ueber das Begehren (S. 155). — Die genannten Schriften erschienen 1769 und 1787 unter den Titeln: „Lettre sur la sculpture" und „Sur les désirs".

171. Amor, nicht aber das Kind (S. 157). — Vgl. Werke, Bd. II. S. 11; die betreffende Anm. daselbst hebt indessen nicht ausreichend hervor, daß Hemsterhuis damals nicht mehr am Leben war.

172. Das für einen Dichter ganz unschicklich gehaltene Studium der Osteologie (S. 159). — Für Goethe's schon 1784 geschriebene und an den holländischen Anatomen und Naturforscher Camper übersandte Abhandlung über das Os intermaxillare und die weiteren Resultate seiner Studien in der Knochenlehre mag hier vorläufig eine Verweisung auf die

Schrift von R. Virchow dienen: „Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller. Eine Rede nebst Erläuterungen. Berlin 1861". Man vergl. besonders S. 46—50 und S. 75—82 daselbst.

173. Die Pferdeweihe, woran auch andere Haus- und Hofthiere theilnehmen (S. 159). — Man vergl. die ausführliche Beschreibung in der „Italienischen Reise" unter dem 18. Januar 1787. Das Fest selbst, dessen Ritual in der „benedictio stabuli, equorum, boum et aliorum armentorum" (Segen über den Stall, die Pferde, Rinder und andere Hausthiere) besteht, wird am 17. Januar, dem Todestage des heiligen Antonius (251—356), gefeiert.

174. Luise von Voß, wie sie im Novemberheft des Merkur 1784 erschienen war (S. 160). — Der Anfang der bekannten Idylle war in Voß' „Musenalmanach für 1784" und nur die Fortsetzung derselben in dem genannten Merkurheft abgedruckt. Das ganze Gedicht erschien erst 1795 in Königsberg.

175. Meine Ankunft in Weimar ..... erhellen und erheitern würde (S. 164). — Was bei dieser Ankunft, die wir nach dem Obigen auf den 16. oder 17. Dezember setzen müssen, sich zugetragen hat, wird nirgends verrathen. Riemer (Mittheilungen, II. 334) sagt, man mußte Goethe selbst die Familienscene erzählen hören, um seine Bemerkung wahr zu finden. Auch in keiner andern Schrift über Goethe's Leben findet sich unsers Wissens eine Auskunft.

176. Das von meinem Fürsten mir bestimmte ... Haus (S. 164). — Es ist das Haus am Frauenplan, welches Goethe bis zu seinem Tode bewohnt hat und das noch jetzt seine Sammlungen und das Archiv enthält.

177. Heinrich Meyer (S. 164). — Für Alles auf ihn Bezügliche vergl. man das Personen- und Sachregister zu Bd. XXVIII.

178. Das Weimarische Theater (S. 164). — Man vgl. hiezu die ausführlichere Darstellung in dem Aufsatz „Weimarisches Hoftheater" (Werke, Bd. XXVIII. S. 673 ff.), wo auch bereits in den Anmerkungen die nöthigsten Notizen über die Bellomo'sche Gesellschaft, Iffland, Kotzebue u. A. gegeben sind.

179. Schröder ..... Hagemeister (S. 165). — Ueber Schröder vgl. das Personen- und Sachregister zu Bd. XXVIII: — Franz Marius von Babo (1756—1822) war u. A. Verfasser des Drama's „Otto von Wittelsbach"; — Friedrich Wilhelm Ziegler (1761—1827), von dem es mehr als vierzig Dramen giebt; — Christoph Bretzner (1748—1807), von dessen Stücken in Weimar gegeben wurden: „Der Eheprokurator", „Das Räuschchen", die Opern „Belmonte und Constanze" und „Così fan tutti", zu denen er den Text geliefert hat, und „Karl und Sophie oder die Physiognomie"; — Johann Friedrich Jünger (1759—1797), mehr bekannt als Romanschriftsteller, dessen „Entführung" in Weimar aufgeführt wurde. — Von Gustav Hagemann, der 1760 geboren wurde und nach 1820 gestorben ist, dem Verfasser von mehr als dreißig Stücken, und Johann Friedrich Hagemeister (1762—1807), dessen Dramen „Die Jesuiten", „Pausanias' Tod" und „Waldemar, Markgraf von Schleswig" am Bekanntesten sind, heißt es in den „Tag- und Jahresheften" von 1792, daß ihre Stücke, obgleich hohl, doch für den Augenblick Theilnahme erregend und Unterhaltung gewährend, nicht verschmäht wären.

180. Gozzi (S. 166). — Carlo Graf G. (1722—1806). Ueber Schiller's „Turandot", die nach ihm bearbeitet ist, s. Werke, Bd. XXVIII. S. 680 f., über die Benutzung seines Stückes „L'Amore delle tre Melarance" von Goethe selbst im „Triumph der Empfindsamkeit" die Schrift von W. v. Biedermann „Die Quellen und Anlässe einiger dramatischen Dichtungen Goethe's", S. 22 f., und die Vorbemerkung Werke, Bd. VIII. S. 324.

181. F. J. Fischer (S. 166). — Franz Fischer, vom 7. Mai 1791 bis Ostern 1793 als Regisseur in Weimar thätig, war u. A. als Pastor in Iffland's „Jägern" und als Philipp II. in Schiller's „Don Karlos" aufgetreten.

182. Die Dittersdorfischen Arbeiten (S. 166). — Von den zahlreichen Opern, die Karl Ditters von Dittersdorf (1739—1799) verfaßt hat, sind in Weimar aufgeführt worden: „Der Doktor und der Apotheker", „Das rothe Käppchen".

183. Paisiello . . . Guglielmi (S. 166). — Paisiello (1741—1816), Komponist von 148 Opern, sein Nebenbuhler Domenico Cimarosa (1755—1801) von 120; die Werke von

Pietro Guglielmi (1727—1804) werden auf 200 Nummern gezählt. In Weimar aufgeführt wurden, fast immer nach Texten, von Vulpius bearbeitet, von dem Ersten z. B.: „La bella Molinara", von Cimarosa „L'Italiana in Londra", von Guglielmi „Rinaldo".

184. Das Resultat mehrjähriger Betrachtung ... wenden dürften (S. 167). — Diese Befürchtung ist insofern nicht eingetroffen, als Goethe nach wenigen Jahren wieder auf den Gegenstand zurückkam. Der Aufsatz „Hemsterhuis-Gallitzinische Gemmensammlung" (Werke, Bd. XXVIII. S. 444 ff.) ist zuerst in „Kunst und Alterthum", IV. Bandes 1. Heft, 1823, gedruckt und vermuthlich nur kurze Zeit vor dem Drucke geschrieben.

185. Die Weimarischen Kunstfreunde (S. 170). — Ueber diese Bezeichnung und die gewöhnlich für dieselbe angewendete Chiffer W. K. F. vgl. man die Vorbemerkung zu Werke, Bd. XXVIII. S. XIII.

186. Freund Meyer entwarf verschiedene Kompositionen (S. 170). — „Böttiger erwähnt in seinem handschriftlichen Nachlasse schon unter dem 17. Februar 1792 eines Gemäldes von Meyer, dessen Kolorit nach Goethe's prismatischen Versuchen eingerichtet war." (Anm. von Biehoff in dessen Werk „Goethe's Leben", 3. Aufl., 3. Band, S. 222.) Auch an Jacobi schreibt Goethe (1. Februar 1793): „Ich lasse Dir die Zeichnungen kopiren, in denen Meyer meine theoretischen Farbenspekulationen in Praxin zu setzen anfing."

187. Die Halsbandgeschichte (S. 171). — Vgl. die Vorbemerkung zum „Großkophta", Werke, Bd. X. S. 120 ff.

188. Glücklicherweise ward mein Tasso noch abgeschlossen (S. 171). — Vgl. Werke, Bd. VII. S. 196.

189. Den Bürgergeneral (S. 173). — S. die Vorbemerkung Werke, Bd. X. S. 205 ff.

190. Die Unterhaltungen der Ausgewanderten (S. 174). — S. die Vorbemerkung zu denselben, Werke, Bd. XVI. S. 7 ff.; die einzelnen Erzählungen erschienen fast unmittelbar, nachdem sie geschrieben waren, im ersten bis vierten Bande des Jahrganges 1795 der Schiller'schen „Horen". — Goethe greift

also hier in seinen Reflexionen über die Zeit hinaus, die er darstellt.

191. Die Aufgeregten (S. 174). — S. Werke, Bd. X. S. 243 ff.

192. Herrmann und Dorothea (S. 174). — S. Werke, Bd. II. S. 57 ff. — Diese Dichtung ist erst im Juni 1797 vollständig beendigt worden.

193. Reineke Fuchs (S. 174). — Das Gedicht gehört großentheils dem Jahre 1793 an. — S. die Vorbemerkung Werke, Bd. V. S. 15.

194. Schon seit vielen Jahren ..... sehr läßliche Hexameter (S. 174). — Hiezu sei bemerkt, daß sich die Anwendung des deutschen Hexameters, wenigstens des leoninischen, bis auf das 15te Jahrhundert zurückführen läßt, ohne indessen alsbald viele Nachahmung zu finden. In späterer Zeit empfahl ihn Gottsched, während die Proben, die er gab, allerdings nicht empfehlend waren; Ewald v. Kleist und Uz, die nur wenig älter, und Ramler, der ein Jahr jünger als Klopstock war, glaubten den Vers dadurch für das deutsche Ohr angenehmer zu machen, daß sie ihn mit einer Vorschlagsilbe einleiteten, so besonders Kleist in seinem beschreibenden Epos „Der Frühling"; sie dachten aber nicht daran, daß sie dadurch den ganzen Rhythmus vernichteten. Wenn Goethe ferner Herder und Wieland „Latitudinarier" nennt (oben S. 175), so soll dieser Vergleich sich wol nicht direkt auf die freier denkende und jeder Religionsverfolgung feindliche Sekte beziehen, welche im 17ten Jahrhundert der eigentlichen Hochkirche in England entgegentrat, sondern er hat mehr den abgeleiteten Gebrauch des Wortes im Auge, nach welchem man diejenigen „Latitudinarier" nennt, welche die Fixirung eines Dogma vermeiden mögen. Was übrigens Herder anbetrifft, so hat er allerdings den Hexameter sehr oft in seinen Gedichten angewendet; Wieland that es nur in seinen Jugenddichtungen, z. B. in den „Briefen von Verstorbenen an hinterlassene Freunde", im „Cyrus", in dem „Geprüften Abraham", in den Fragmenten des Epos „Hermann" (Bd. VI. S. 51 ff. unserer Wieland-Ausgabe); eine spätere Anwendung seinerseits dürfte ganz vereinzelt dastehen, wie die in der Uebersetzung eines Gedichtes von Villoison (eben-

daſ. Bd. VI. S. 50). Die Fragmente des „Hermann" ſowie jene Ueberſetzung ſtehen bisher in keiner andern Geſammtausgabe.

195. Vorrede zu den Georgiken (S. 175). — Was Voß überhaupt verlangt, iſt nach modernen Begriffen ſehr einfach. Er ſtellt die Forderung, von der die neuere Metrik allerdings immer mehr und mehr zurückkommt, daß alle Silben wie im Griechiſchen und Lateiniſchen einfach nach ihrer Quantität beſtimmt werden ſollen.

196. Mounier (S. 176). — Jean Joſeph M. (1751—1806), in den Anfängen der Revolution ein thätiges Mitglied der franzöſiſchen Nationalverſammlung, eine kurze Zeit ſogar Präſident derſelben, legte ſein Amt nieder und ſah ſich nach kurzer Zeit genöthigt, in die Schweiz zu fliehen. Nach verſchiedenen weiteren Fahrten kam er mit ſeiner Familie nach Weimar, wo ihm der Herzog das Schloß Belvedere zur Begründung eines ſpäter vielbeſuchten Erziehungsinſtituts einräumte. Schiller und Goethe (ſ. Briefwechſel, II. S. 53—64) ſprechen mit großer Achtung von ihm, ohne daß ſie ſich immer in ihren Anſichten mit ihm verſtändigen können.

197. Camille Jordan (S. 176). — Ueber ihn vgl. die Anm. zu Werke, Bd. XXVIII. S. 590.

198. Hinrichtung Karl's I. (S. 176). — Sie geſchah am 30. Januar 1649.

199. Welchen Dezember und Januar Diejenigen erlebten (S. 176). — Die Hinrichtung Ludwig's XVI. erfolgte am 21. Januar 1793.

200. Frankfurt war wieder in deutſchen Händen (S. 176) — ſeit dem 2. Dezember 1792.

201. Vorbereitungen, Mainz wieder zu erobern (S. 176). — Im April 1793 war die Stadt bereits eingeſchloſſen.

202. Wo General Neuwinger gefangen wurde (S. 176). — Er war Unterbefehlshaber Cuſtine's, hatte früher Frankfurt beſetzt und wurde am 27. März bei Waldalgesheim vom Erbprinzen von Hohenlohe beſiegt und gefangen genommen

203. Die zweite nach meinen Skizzen radirte Tafel S. 177). — Vgl. Werke, Bd. II. S. 217. Sie stellt die hin-re (Garten-)Front von Goethe's Wohnhaus in Weimar dar. Eine mit Weinlaub berankte, mehrere Stufen hohe, einfache Holz-reppe führt aus der Mittelthür in den Garten, vor derselben ne Bank, mit zwei Orangenbäumen zur Seite. Durch die halb eöffnete Eingangsthür blickt eine jugendliche weibliche Gestalt Goethe's Gattin, Christiane Vulpius) mit Wohlgefallen auf einen ahe der Treppe am Hause sitzenden Knaben (Goethe's Sohn).

204. Hier sind wir denn (S. 177). — S. Werke, Bd. II. 5. 219.

---

205. Bei dem Wunsche, auch die Details in Goethe's Leben enau zu wissen, bei dem neuen Interesse, welches der damalige eldzug in der Champagne durch den allerdings nicht zu ver-leichenden jüngsten Krieg gegen Frankreich gewonnen hat, bei der ngenauigkeit endlich einzelner Ausgaben in Beziehung auf das Da-m der Tage, sämmtlicher in Beziehung auf die Ortsnamen scheint es weckmäßig, Tag für Tag die Märsche oder Fahrten und den jedesma-gen Aufenthalt Goethe's festzustellen, und zwar um so mehr, als auch as biographische Schema (Goedeke's Grundr., II. S. 887) ur die nachstehende dürftige Angabe enthält: „1792. Optische Beiträge. 2 St. gedr. — Den 28. Aug. vor Longwy ange-ommen — das am 22. Kapitul. hatte — 20. Sept. Kano-ade von Valmy — Düsseldorf — Münster — Kassel — Nach ause."

Die Zeit, welche hier in Betracht kommt, erstreckt sich vom 3. August bis zum 17. Dezember 1792.

23. bis 27. August. Am 23. und 24. in Mainz, dann über Bingen, Trier, am Monumente von Igel vorbei, nach Grevenmachern, von dort, ohne Luxemburg zu berühren, in das Lager von Procourt, südlich von Longwy, nordöstlich von Longuion gelegen, Ankunft daselbst am 27.

28. August. Besuch von Longwy. Nachts zurück ins Lager.

29. August. Marsch über Arrancy, Chatillon l'Abbaye bis Pillon.

30. August. Marsch über Mangiennes, Damvillers, Wavrille, Ormont (in der Nähe von Samognieux). — Lager diesseits Verdun.
31. August bis 4. September. Im Lager von Verdun, am 3. September Besuch der Stadt.
5. September. Verlegung des Lagers jenseit Verdun. Goethe kommt mit dem weimarischen Regiment nach Jardin Fontaine.
6. bis 10. September. In Jardin Fontaine.
11. September. Marsch in nordwestlicher Richtung bis Malancourt.
12. September. Marsch in der Richtung nach Landres, fast nördlich. Nacht im Schlafwagen.
13. bis 16. September. Kurze Märsche über Landres hinaus in die Gegend von Grandpré. Nächte im Bivouac.
17. September. Nachdem die Oestreicher den Paß Le Chesne le populeux gestürmt haben, zieht das Heer durch Grandpré, geht über die Aisne und lagert bei Vaux les Mourons.
18. September. Ebendaselbst.
19. September. Marsch nach Massiges und von dort bis Somme Tourbe. Man passirt die Chaussee von Paris nach Sainte Menehould und nähert sich von Westen her Valmy. — Bivouac.
20. September. Die Kanonade von Valmy. Man gräbt sich zur Nacht in die Erde ein.
21. bis 28. September. Das Hauptquartier ist in Hans, etwas nördlich von Valmy. Goethe ebendaselbst im Zeltlager.
29. September. Abmarsch des Abends in nordwestlicher Richtung. Bivouac.
30. September. Haltepunkt des Heeres zwischen Laval und Varge-Moulin.
1. Oktober. Lager hinter Rouvroy (etwas nördlich von dem am 19. September passirten Massiges gelegen).
2. Oktober. Marsch nach Vaux les Mourons. — Bivouac.
3. Oktober. Marsch in der Richtung nach Grandpré. Bivouac.
4. Oktober. Verweilen in der Nähe von Grandpré, später Weitermarsch in nordöstlicher Richtung gegen Buzancy.
5. und 6. Oktober. Marsch nach Sivry (les Buzancy).

7. Oktober. Abmarsch nach der Maas zu, in östlicher Richtung; Uebergang über dieselbe oberhalb Dun. — Lager bei Consenvoye.
8. Oktober. Ebendaselbst.
9. Oktober. Goethe trennt sich von der Armee und fährt über Samognieux (s. 30. August) nach Verdun.
10. Oktober. Aufenthalt in Verdun.
11. Oktober. Ueber Estain nach Spincourt.
12. Oktober. Ueber Longuion nach Longwy.
13. Oktober. Nach Arlon.
14. Oktober. Nach Luxemburg.
15. bis 20. Oktober. Aufenthalt daselbst.
21. bis 22. Oktober. Reise nach Trier. Nachtquartier vielleicht in Grevenmachern.
23. bis 31. Oktober. Aufenthalt in Trier.
1. November. Fahrt nach Koblenz.
2. bis 4. November. In Koblenz.
5. November. Fahrt bis Bonn.
6. November. Fahrt bis Düsseldorf.
6. November bis 4. Dezember. Besuch bei Jacobi in Pempelfort.
4. Dezember. Fahrt nach Duisburg.
5. Dezember. In Duisburg; Verkehr mit Plessing und Merrem.
6. Dezember. Nach Münster.
6. bis 12. oder 13. Dezember. In Münster bei der Fürstin Gallitzin.
12. oder 13. bis 16. oder 17. Dezember. Rückkehr über Paderborn und Kassel nach Weimar.

Belagerung von Mainz.

Verzeichniß von Bruno Hinkel.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Während in der „Campagne in Frankreich" die autobiographische Absicht vorwaltet, ist die „Belagerung von Mainz", welche unmittelbar nach jener für den Druck redigirt wurde, überwiegend ein kriegsgeschichtliches Tagebuch. Nur gelegentlich macht Goethe Bemerkungen über die Beschäftigungen, denen er sich während seines Verweilens vor der Festung widmete, und erst am Schlusse des Ganzen, wo er von einem Aufenthalte in Mannheim, Heidelberg und Frankfurt spricht, treten die persönlichen Erlebnisse mehr in den Vordergrund. So bedurfte denn vom biographischen Standpunkt aus die Zeit, um die es sich hier handelt, nämlich vom 12. Mai bis etwa zum 26. August 1793, mancher ergänzenden Nachrichten, die allerdings zum Theil in den „Tag- und Jahresheften", besonders aber in den Briefen an Herder und Jacobi gegeben werden.

Die Umstände, welche zunächst das Einrücken der Franzosen in Mainz am 21. Oktober 1792 herbeigeführt haben, sind aus der Geschichte bekannt. Als die Truppen der Alliirten noch in der Champagne standen, war das Corps, welches zum

Schutze von Speier gedient hatte, abkommandirt worden, um die Belagerung von Thionville zu unterstützen; die Truppen, welche die Besatzung von Mainz bildeten, waren wenig zahlreich und wurden schlecht geführt. Unter diesen Umständen, wo ein großer Theil namentlich der geistlichen Staaten am Rhein ungedeckt und unbeschützt war, gelang es dem französischen General Custine leicht, am 30. September 1792 Speier, am 4. Oktober Worms in seine Gewalt zu bringen, und auch Mainz würde ebenso wenig Widerstand geleistet haben, wie es später geschah, wenn er seinen Angriff unmittelbar auf den vorhergehenden Ueberfall hätte folgen lassen. Vorsichtig wartete er indessen, bis der Rückzug der Alliirten beendigt war, und erst als er sich überzeugt hatte, daß von ihnen vor der Hand nichts zu fürchten wäre, in der Mitte des Oktober, näherte er sich der Stadt. Wir übergehen die Zustände, die dort und überhaupt in den geistlichen Staaten herrschten, unterlassen es, die häufig dargestellten Einwirkungen zu schildern, welche die revolutionären Komités in Mainz, der Klubbisten und Komitisten, wie Goethe sie nennt, auf die Verhältnisse ausübten, und bemerken nur, daß die Stadt seit dem 21. Oktober im Besitz der Franzosen war und blieb.

Die nachfolgende Kriegführung seitens der Alliirten zeigt nun allerdings, welchen Werth man auf das Wiedergewinnen der Festung legte, die überdies als Herd aller revolutionären Bewegungen auch für Deutschland noch besonders gefährlich erschien. Freilich war in den letzten Monaten des Jahres 1792 die Verstimmung zwischen Oestreich und Preußen auf einen so bedenklichen Punkt ge-

kommen, daß von irgend bedeutenden gemeinsamen Unternehmungen keine Rede sein konnte. Als indessen dadurch, daß Oestreich für die zweite Theilung Polens Preußen die nöthigen Garantien gab, eine Einigung zu Stande gekommen war, wurde der Kriegsplan für das Jahr 1793 festgestellt. Dieser wurde zunächst wenigstens insoweit ausgeführt, als man mit einem entscheidenden Schlag gegen Belgien, an dessen Wiedergewinnung Oestreich vor allen Dingen lag, nicht zögerte. Hier war seinem alten Plane gemäß Dumouriez Ende Oktober 1792 mit 40,000 Mann eingerückt, hatte in der Schlacht bei Jemappes am 6. November die Oestreicher unter dem Herzoge von Sachsen-Teschen und Clerfayt geschlagen und sich im Laufe des nächsten Monats in den Besitz des ganzen Landes gesetzt. Ebenso günstig waren aber auch die Erfolge, die jetzt die Oestreicher errangen. Der Krieg begann Anfang März mit dem Entsatze von Mastricht, und die Schlacht von Neerwinden am 18. desselben Monats führte die Entscheidung herbei, an welcher der junge Erzherzog Karl von Oestreich einen wesentlichen Antheil hatte. Die Franzosen räumten Tirlemont, später Löwen, und die Oestreicher zogen schon am 25. März in Brüssel ein. In den folgenden Tagen verließen die Franzosen auch Namur, Antwerpen und Mons; Dumouriez, dessen Stellung bei seiner Armee unhaltbar geworden war, ging nach einem vergeblichen Versuche, seine Truppen zu einem gemeinschaftlichen Feldzuge mit den Oestreichern gegen Paris und den Konvent zu bestimmen, zu den letzteren über.

Währenddessen hatte man auch am Mittelrhein dem Kriegsprogramm gemäß die Operationen begonnen. Aber

hier walteten manche Uebelstände ob. Es waren zwei größere Armeen gebildet, deren eine unter dem östreichischen General Wurmser die doppelte Aufgabe hatte (Häusser, I. 443), „den Oberrhein von Mannheim bis an die Schweizergrenze zu decken und zugleich mit einem Theil ihrer selbst die Operationen der Preußen zwischen Mainz und Landau zu unterstützen". Demnach mußte Wurmser, ohne im eigentlichen Sinne zur preußischen Armee zu gehören, sich seiner Instruktion gemäß in allen Stücken den Dispositionen des Königs von Preußen und des unter demselben kommandirenden Herzogs von Braunschweig unterwerfen, wobei nur der Fall ausgeschlossen war, daß eine feindliche Uebermacht den Oberrhein bedrohe. Zu welchen Mißverhältnissen dies führen mußte, hatte man bald Gelegenheit zu sehen. — Zweitens war die Zahl der Anfang April um Mainz vereinigten Truppen für eine regelrechte Belagerung noch nicht ausreichend; es fehlte außerdem in den ersten Monaten an dem nothwendigsten Belagerungsgeschütz. Endlich hatten die Franzosen die Zeit ihres Besitzes zu bedeutenden Verstärkungen der Befestigungen benutzt. Namentlich war Kastel unter Leitung tüchtiger Ingenieure ein starker Punkt geworden, die Rheininseln, die Petersau, die Ingelheimer Au, die Orte Weißenau, Kostheim und Zahlbach waren besetzt und zum Theil auch befestigt; die Besatzung, welche man hineingelegt hatte, bestand überdies aus den besten Truppen der Rhein- und Moselarmee und war 22,000 Mann stark.

Gleichwol gelang noch während des Aprils die vollständige Einschließung der Stadt. Oestreichische Truppen

waren hinzugekommen und lagerten auf den Hechtsheimer Bergen; die Preußen unter General Kalkreuth, der die eigentliche Belagerung leitete, hatten die Stellung bei Marienborn inne, und eine endliche Uebergabe der Stadt stand zu erwarten. Allerdings vergingen mehr als zwei Monate unter sich wiederholenden kleineren Gefechten, die kein bedeutendes Resultat herbeiführten, und ein solches war auch in der Zeit, wo Goethe's Tagebuch beginnt, am 26. Mai, noch nicht gewonnen.

Dieser historischen Darstellung, welche für das Verständniß der Situation nothwendig war, und für die wir vorzugsweise das öfters zitirte Werk von Häusser benutzt haben, ist nur noch Weniges hinzuzufügen, was sich auf Goethe selbst bezieht. — Dieser hatte schon gegen Ende Februar vom Herzoge die Aufforderung erhalten, mit beginnendem Frühjahr in das Lager vor Mainz zu kommen um der eigentlichen Belagerung der Stadt beizuwohnen. Da er erst wenige Monate wieder in der Heimath war, kam ihm die neue Störung wenig erwünscht, wie dies schon die Strophe andeutet, welche den Schluß des Feldzugs in der Champagne bildet. Obschon er dennoch alsbald entschlossen war, den Wunsch des Herzogs seiner Zeit zu erfüllen, so verzögerten doch manche Umstände seine Abreise. Die Leitung des Theaters, die Beschäftigung mit dem „Bürgergeneral", der am 2. Mai 1793 zuerst aufgeführt wurde, die Bearbeitung des „Reineke Fuchs", ein Aufenthalt in Jena, Alles dies veranlaßte, daß er erst am 12. Mai von Weimar abgehen konnte. Nachdem er einige Zeit in Frankfurt verweilt hatte, lag er dann vom 26. Mai bis zum 28. Juli

vor Mainz. Darauf vom Herzog beurlaubt, begab er sich noch auf kurze Zeit nach Mannheim und Heidelberg, dann reiste er wieder nach Frankfurt zurück und traf jedenfalls noch vor dem 28. August in Weimar ein. Von diesem Tage ist wenigstens ein bereits von Weimar datirtes Schreiben an Friedrich von Stein vorhanden.

Belagerung von Mainz.

Gedruckt von Meyer.

Montag den 26. Mai 1793 von Frankfurt nach Höchst und Flörsheim; hier stand viel Belagerungsgeschütz. Der alte freie Weg nach Mainz war gesperrt, ich mußte über die Schiffbrücke bei Rüsselsheim; in Ginsheim ward gefüttert; der Ort ist sehr zerschossen; dann über die Schiffbrücke auf die Nonnenaue, wo viele Bäume niedergehauen lagen, sofort auf dem zweiten Theil der Schiffbrücke über den größern Arm des Rheins. Ferner auf Bodenheim und Oberolm, wo ich mich kantonirungsmäßig einrichtete und sogleich mit Hauptmann Vent nach dem rechten Flügel über Hechtsheim ritt, mir die Lage besah von Mainz, Kastel, Kostheim, Hochheim, Weißenau, der Mainspitze und den Rheininseln. Die Franzosen hatten sich der einen bemächtigt und sich dort eingegraben; ich schlief Nachts in Oberolm.

Dienstag den 27. Mai eilte ich, meinen Fürsten im Lager bei Marienborn zu verehren, wobei mir das Glück ward, dem Prinzen Maximilian von Zweibrücken, meinem immer gnädigen Herrn, aufzuwarten, vertauschte dann sogleich gegen ein geräumiges Zelt in der Fronte des Regiments mein leidiges Kantonirungsquartier. Nun wollt' ich auch die Mitte des Blockadehalbkreises kennen lernen, ritt auf die Schanze vor dem Chausseehaus, übersah die Lage der Stadt, die neue französische Schanze bei Zahlbach und das merkwürdig gefährliche Verhältniß des Dorfes Bretzenheim. Dann zog ich mich gegen das Regiment zurück und war bemüht, einige genaue Umrisse aufs Papier zu bringen, um mir die Bezüge und die Distanzen der landschaftlichen Gegenstände desto besser zu imprimiren.

Ich wartete dem General Grafen Kalkreuth in Marienborn auf und war Abends bei demselben, da denn viel über eine Märe gesprochen wurde, daß in dem Lager der anderen Seite vergangene Nacht der Lärm entstanden, als sei ein

deutscher General zu den Franzosen übergegangen, worüber sogar das Feldgeschrei verändert worden und einige Bataillons ins Gewehr getreten.

Ferner unterhielt man sich über das Detail der Lage überhaupt, über Blockade und künftige Belagerung. Viel ward gesprochen über Persönlichkeiten und deren Verhältnisse, die gar Mancherlei wirken, ohne daß sie zur Sprache kommen. Man zeigte daraus, wie unzuverlässig die Geschichte sei, weil kein Mensch eigentlich wisse, warum oder woher dieses und jenes geschehe.

Mittwoch den 28. Mai bei Obrist von Stein auf dem Forsthause, das äußerst schön liegt, ein höchst angenehmer Aufenthalt. Man fühlte, welch eine behagliche Stelle es gewesen, Landjägermeister eines Kurfürsten von Mainz zu sein. Von da übersieht man den großen landschaftlichen Kessel, der sich bis Hochheim hinüber erstreckt, wo in der Urzeit Rhein und Main sich wirbelnd drehten und restagnirend die besten Aecker vorbereiteten, ehe sie bei Biberich westwärts zu fließen völlige Freiheit fanden.

Ich speiste im Hauptquartier; der Rückzug aus der Champagne ward besprochen; Graf Kalkreuth ließ seiner Laune gegen die Theoristen freien Lauf.

Nach der Tafel ward ein Geistlicher hereingebracht, als revolutionärer Gesinnungen verdächtig. Eigentlich war er toll oder wollte so scheinen; er glaubte Turenne und Condé gewesen und nie von einem Weibe geboren zu sein; durch das Wort werde Alles gemacht. Er war guter Dinge und zeigte in seiner Tollheit viel Konsequenz und Gegenwart des Geistes.

Ich suchte mir die Erlaubniß, Lieutenant von Itzenplitz zu besuchen, welcher am 9. Mai in einer Affäre vor Mainz mit Schuß und Hieb verwundet und endlich gefangen genommen worden. Feindlicherseits betrug man sich auf das Schonendste gegen ihn und gab ihn bald wieder heraus. Reden durft' er noch nicht, doch erfreute ihn die Gegenwart eines alten Kriegskameraden, der Manches zu erzählen wußte.

Gegen Abend fanden sich die Offiziere des Regiments beim Marketender, wo es etwas muthiger herging als vorm Jahr in der Champagne; denn wir tranken den dortigen schäumenden Wein, und zwar im Trocknen beim schönsten Wetter. Meiner vormaligen Weissagung ward auch gedacht; sie wiederholten meine Worte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Welt-

geschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen."

Wunderbar genug sah man diese Prophezeihung nicht etwa nur dem allgemeinen Sinn, sondern dem besonderen Buchstaben nach genau erfüllt, indem die Franzosen ihren Kalender von diesen Tagen an datirten.

Wie aber der Mensch überhaupt ist, besonders aber im Kriege, daß er sich das Unvermeidliche gefallen läßt und die Intervalle zwischen Gefahr, Noth und Verdruß mit Vergnügen und Lustbarkeit auszufüllen sucht, so ging es auch hier; die Hautboisten von Thadden spielten Ça ira und den Marseiller Marsch, wobei eine Flasche Champagner nach der andern geleert wurde.

Abends 8 Uhr kanonirte man stark von den Batterien des rechten Flügels.

Donnerstag den 29. Mai früh 9 Uhr Viktoria wegen des Siegs der Oestreicher bei Famars. Dieses allgemeine Abfeuern nützte mir, die Lage der Batterien und die Stellung der Truppen kennen zu lernen; zugleich war ein ernstlicher Handel bei Bretzenheim; denn freilich hatten die Franzosen alle Ursache, uns aus diesem so nahe gelegenen Dorfe zu vertreiben.

Inzwischen erfuhr man, woher das Märchen der gestrigen Desertion entstanden: durch seltsam zufällige Kombinationen, so abgeschmackt als möglich, aber doch einige Zeit umherlaufend.

Ich begleitete meinen gnädigsten Herrn nach dem linken Flügel, wartete dem Herrn Landgrafen von Darmstadt auf, dessen Lager besonders zierlich mit kiefernen Lauben ausgeputzt war, dessen Zelt jedoch Alles, was ich je in dieser Art gesehen, übertraf, wohl ausgedacht, vortrefflich gearbeitet, bequem und prächtig.

Gegen Abend war uns, mir aber besonders, ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet; die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Ihro Majestät dem Könige gespeist und besuchten nach Tafel das Lager. Ich heftelte mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das Genaueste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird.

Freitag den 30. Mai. Früh hörte man hinter dem Lager Kleingewehrfeuer, welches einige Apprehension gab; dies klärte sich dahin auf, daß die Bauern den Frohnleichnam gefeiert. Ferner ward Viktoria geschossen aus Kanonen und kleinem Gewehr jenes glücklichen Ereignisses in den Niederlanden wegen, dazwischen scharf aus der Stadt und hinein. Nachmittag ein Donnerwetter.

Holländische Artillerieflottille ist angekommen, liegt bei Erbenheim.

In der Nacht vom 30. zum 31. Mai schlief ich, wie gewöhnlich ganz angezogen, ruhig im Zelte, als ich vom Platzen eines kleinen Gewehrfeuers aufgeweckt wurde, das nicht allzu entfernt schien. Ich sprang auf und heraus und fand schon Alles in Bewegung; es war offenbar, daß Marienborn überfallen sei. Bald darauf feuerten unsere Kanonen von der Batterie vor dem Chausseehaus; dies mußte also einem heranbringenden Feinde gelten. Das Regiment des Herzogs, von dem eine Schwadron hinter dem Chausseehaus gelagert war, rückte aus; der Moment war kaum erklärbar. Das kleine Gewehrfeuer in Marienborn im Rücken unserer Batterien dauerte fort, und unsere Batterien schossen auch. Ich setzte mich zu Pferde und ritt weiter vor, wo ich nach früher genommener Kenntniß, ob es gleich Nacht war, die Gegend beurtheilen konnte. Ich erwartete jeden Augenblick, Marienborn in Flammen zu sehen, und ritt zu unseren Zelten zurück, wo ich die Leute des Herzogs beschäftigt fand, ein- und aufzupacken auf alle Fälle. Ich empfahl ihnen meinen Koffer und Portefeuille und besprach unsern Rückzug. Sie wollten auf Oppenheim zu; dorthin konnte ich leicht folgen, da mir der Fußpfad durch das Fruchtfeld bekannt war; doch wollt' ich den Erfolg erst abwarten und mich nicht eher entfernen, bis das Dorf brennte und der Streit sich hinter demselben weiter heraufzöge.

In solcher Ungewißheit sah ich der Sache zu; aber bald legte sich das kleine Gewehrfeuer, die Kanonen schwiegen, der Tag fing an zu grauen, und das Dorf lag ganz ruhig vor mir. Ich ritt hinunter. Die Sonne ging auf mit trübem Schein, und die Opfer der Nacht lagen neben einander. Unsere riesenhaften, wohlgekleideten Küraſſiere machten einen wunderlichen Kontrast mit den zwergenhaften, schneiderischen, zerlumpten Ohnehosen; der Tod hatte sie ohne Unterschied hingemäht. Unser guter Rittmeister La Viere war unter den Ersten geblieben, Ritt-

meister von Voß, Adjutant des Grafen Kalkreuth, durch die Brust geschossen; man erwartete seinen Tod. Ich war veranlaßt, eine kurze Relation dieses wunderbaren und unangenehmen Vorfalls aufzusetzen, welche ich hier einschalte und sodann noch einige Partikularitäten hinzufüge.

Von dem Ausfall der Franzosen in der Nacht auf Marienborn vermelde ich Folgendes:

Das Hauptquartier Marienborn liegt in der Mitte des Halbkreises von Lagern und Batterien, die am linken Ufer des Rheins oberhalb Mainz anfangen, die Stadt nicht gar in der Entfernung einer halben Stunde umgeben und unterhalb derselben sich wieder an den Fluß anschließen. Die Kapelle zum heiligen Kreuz, die Dörfer Weißenau, Hechtsheim, Marienborn, Drais, Gunzenheim, Mombach werden von diesem Kreise entweder berührt oder liegen nicht weit außerhalb desselben. Die beiden Flügel bei Weißenau und Mombach wurden vom Anfang der Blockade an von den Franzosen öfters angegriffen und ersteres Dorf abgebrannt, die Mitte hingegen blieb ohne Anfechtung. Niemand konnte vermuthen, daß sie dahin einen Ausfall richten würden, weil sie in Gefahr kamen, von allen Seiten ins Gedränge zu gerathen, abgeschnitten zu werden, ohne irgend etwas von Bedeutung auszurichten. Indessen waren die Vorposten um Bretzenheim und Dalheim, Orte, die vor Marienborn in einem Grunde liegen, der sich nach der Stadt zieht, immer um einander, und man behauptete Bretzenheim diesseits um so eifriger, als die Franzosen bei Zahlbach, einem Kloster nahe bei Dalheim, eine Batterie errichtet hatten und damit das Feld und die Chaussee bestrichen.

Eine Absicht, die man dem Feinde nicht zutraute, bewog ihn endlich zu einem Ausfall gegen das Hauptquartier. Die Franzosen wollten, so ist man durch die Gefangenen überzeugt, den General Kalkreuth, der in Marienborn, den Prinzen Ludwig, Ferdinand's Sohn, der auf dem Chausseehause einige hundert Schritte vom Dorfe in Quartier lag, entweder gefangen fortführen oder todt zurücklassen. Sie wählten die Nacht vom 30. zum 31., zogen sich vielleicht 3000 Mann aus dem Zahlbacher Grunde schlängelnd über die Chaussee und durch einige

Gründe bis wieder an die Chaussee, passirten sie wieder und eilten auf Marienborn los. Sie waren gut geführt und nahmen ihren Weg zwischen den östreichischen und preußischen Patrouillen durch, die leider wegen geringen Wechsels von Höhen und Tiefen nicht an einander stießen. Auch kam ihnen noch ein Umstand zu Hilfe.

Tags vorher hatte man Bauern beordert, das Getreide, das gegen die Stadt zu steht, in dieser Nacht abzumähen; als diese nach vollendeter Arbeit zurückgingen, folgten ihnen die Franzosen, und einige Patrouillen wurden dadurch irre gemacht. Sie kamen unentdeckt ziemlich weit vorwärts, und als man sie bemerkte und auf sie schoß, drangen sie in der größten Eile nach Marienborn vor und erreichten das Dorf gegen ein Uhr, wo man sorglos entweder schlief oder wachte. Sie schossen sogleich in die Häuser, wo sie Licht sahen, drängten sich durch die Straße und umringten den Ort und das Kloster, in welchem der General lag. Die Verwirrung war groß; die Batterien schossen, das Infanterie-Regiment Wegner rückte gleich vor, eine Schwadron des Herzogs von Weimar, die hinter dem Orte lag, war bei der Hand, die sächsischen Husaren desgleichen. Es entstand ein verwirrtes Gefecht.

Indessen hörte man im ganzen Umkreis des blockirenden Lagers das Feuern von falschen Attaken; Jedes wurde auf sich aufmerksam gemacht, und Niemand wagte dem Andern zu Hilfe zu eilen.

Der abnehmende Mond stand am Himmel und gab ein mäßiges Licht. Der Herzog von Weimar nahm den übrigen Theil seines Regiments, das eine Viertelstunde hinter Marienborn auf der Höhe lag, und eilte hinzu; Prinz Ludwig führte die Regimenter Wegner und Thadden, und nach einem anderthalbstündigen Gefechte trieb man die Franzosen gegen die Stadt. An Todten und Blessirten ließen sie dreißig Mann zurück; was sie mit sich geschleppt, ist unbekannt.

Der Verlust der Preußen an Todten und Blessirten mag neunzig Mann sein. Major La Viere von Weimar ist todt, Rittmeister und Adjutant von Voß tödtlich verwundet. Ein unglücklicher Zufall vermehrte den diesseitigen Verlust; denn als sich die Feldwachen von Bretzenheim auf Marienborn zurückziehen wollten, kamen sie unter die Franzosen und wurden zugleich mit ihnen von unsern Batterien beschossen.

Als es Tag ward, fand man Pechkränze, mit Pech überzogene Birkenwellen an allen Enden des Dorfes; sie hatten

die Absicht, wenn der Coup gelänge, zuletzt das Dorf anzuzünden.

Man erfuhr, daß sie zu gleicher Zeit versucht hatten, eine Brücke von einer Rheininsel an der Mainspitze, in die sie sich seit einiger Zeit genistet, auf die nächste Insel zu schlagen, wahrscheinlich in der Absicht, gegen die Schiffbrücken bei Ginsheim etwas vorzunehmen. Das zweite Treffen der Kette ward näher an das erste herangezogen, und des Herzogs Regiment steht nah bei Marienborn.

Man weiß, daß beim Ausfall Nationaltruppen vorangingen, dann Linien-, dann wieder Nationaltruppen folgten; es mag daher das Gerücht entstanden sein, die Franzosen seien in drei Kolonnen ausgezogen.

Den 1. Juni rückte das Regiment näher nach Marienborn; der Tag ging hin mit Veränderung des Lagers; auch die Infanterie veränderte ihre Stellung, und man traf verschiedene Vertheidigungsanstalten.

Ich besuchte Rittmeister von Voß, den ich ohne Hoffnung fand; er saß aufrecht im Bette und schien seine Freunde zu kennen, zu sprechen vermocht' er nicht. Auf einen Wink des Chirurgen begaben wir uns weg, und ein Freund machte mich unterwegs aufmerksam, daß vor einigen Tagen in demselben Zimmer ein heftiger Streit entstanden, indem Einer gegen Viele hartnäckig behauptet, Marienborn als Hauptquartier liege viel zu nahe an der blockirten und zu belagernden Stadt; man habe sich gar wohl eines Ueberfalls zu versehen. Weil aber überhaupt eine heftige Widerrede gegen Alles, was von oben herein befohlen und veranstaltet war, zur Tagesordnung gehörte, so ging man drüber hinaus und ließ diese Warnung so wie manche andere verhallen.

Den 2. Juni ward ein Bauer aus Oberolm gehenkt, der beim Ueberfall die Franzosen angeführt hatte; denn ohne die genauste Kenntniß des Terrains wäre das schlängelnde Heranziehen nicht denkbar gewesen; zum Unglück für ihn wußte er nicht ebenso gut mit den Rückkehrenden die Stadt zu erreichen und wurde von den ausgesandten Patrouillen, die Alles auf das Sorgfältigste durchsuchten, eingefangen.

Ward Major La Viere mit allen militärischen Ehren vor den Standarten begraben. Starb Rittmeister von Voß. Waren Prinz Ludwig, General Kalkreuth und Mehrere bei dem Herzog zur Tafel. Abends Feuern an der Rheinspitze.

Den 3. Juni große Mittagstafel bei Herrn von Stein auf dem Jägerhause; herrliches Wetter, unschätzbare Aussicht, ländlicher Genuß, durch Scenen des Todes und Verderbens getrübt. Abends wurde Rittmeister von Voß neben La Viere niedergesenkt.

Den 5. Juni. Man fährt fort, an der Verschanzung des Lagers ernstlich zu arbeiten.

Große Attake und Kanonade an der Mainspitze.

Den 6. Juni war die preußische und östreichische Generalität bei Serenissimo zu Tafel in einem großen, von Zimmerwerk zu solchen Festen auferbauten Saale. Ein Obristlieutenant vom Regiment Wegner, schief gegen mir über sitzend, betrachtete mich gewissermaßen mehr als billig.

Den 7. Juni schrieb ich früh viel Briefe. Bei Tafel im Hauptquartier schwadronirte ein Major viel über künftige Belagerung und redete sehr frei über das Benehmen bisher.

Gegen Abend führte mich ein Freund zu jenem beobachtenden Obristlieutenant, der vor einigen Tagen meine Bekanntschaft zu machen gewünscht hatte. Wir fanden keine sonderliche Aufnahme; es war Nacht geworden, es erschien keine Kerze. Selterswasser und Wein, das man jedem Besuchenden anbot, blieb aus, die Unterhaltung war null. Mein Freund, welcher diese Verstimmung dem Umstande zuschrieb, daß wir zu spät gekommen, blieb nach dem Abschiede einige Schritte zurück, um uns zu entschuldigen; Jener aber versetzte zutraulich, es habe gar nichts zu sagen; denn gestern bei Tafel habe er schon an meinen Gesichtszügen gesehen, daß ich gar der Mann nicht sei, wie er sich ihn vorgestellt habe. Wir scherzten über diesen verunglückten Versuch neuer Bekanntschaft.

Den 8. Juni setzte ich meine Arbeit an „Reineke Fuchs" fleißig fort, ritt mit durchlauchtigstem Herzog nach dem darmstädtischen Lager, wo ich den Herrn Landgrafen als meinen vieljährigen unabänderlich gnädigsten Herrn mit Freuden verehrte.

Abends kam Prinz Maximilian von Zweibrücken mit Obrist von Stein zu Serenissimo; da ward Manches durchgesprochen; zuletzt kam das offenbare Geheimniß der nächstkünftigen Belagerung an die Reihe.

Den 9. Juni glückte den Franzosen ein Ausfall auf Heiligkreuz; es gelang ihnen, Kirche und Dorf unmittelbar vor den östreichischen Batterien anzuzünden, einige Gefangene zu machen und sich, nicht ohne Verlust, hierauf zurückzuziehen.

Den 10. Juni wagten die Franzosen einen Tagesüberfall auf Gunzenheim, der zwar abgeschlagen ward, aber uns doch wegen des linken Flügels und besonders wegen des darmstädter Lagers einige Zeit in Verlegenheit und Sorge setzte.

Den 11. Juni. Das Lager Ihro Majestät des Königs war nun etwa tausend Schritte über Marienborn bestimmt und angelegt, gerade an dem Abhange, wo der große Kessel, in welchem Mainz liegt, sich endigt, in aufsteigenden Lehmwänden und Hügeln; dieses gab zu den anmuthigsten Einrichtungen Gelegenheit. Das leicht zu behandelnde Erdreich bot sich den Händen geschickter Gärtner dar, welche die gefälligste Parkanlage mit wenig Bemühung bildeten; die abhängige Seite ward geböscht und mit Rasen belegt, Lauben gebaut, auf- und absteigende Kommunikationsgänge gegraben, Flächen planirt, wo das Militär in seiner ganzen Pracht und Zierlichkeit sich zeigen konnte, anstoßende Wäldchen und Büsche mit in den Plan gezogen, so daß man bei der köstlichsten Aussicht nichts mehr wünschen konnte, als diese sämmtlichen Räume ebenso bearbeitet zu sehen, um des herrlichsten Parks von der Welt zu genießen. Unser Kraus zeichnete sorgfältig die Aussicht mit allen ihren gegenwärtigen Eigenthümlichkeiten.

Den 14. Juni. Eine kleine Schanze, welche die Franzosen unterhalb Weißenau errichtet hatten und besetzt hielten, stand der Eröffnung der Parallele im Weg; sie sollte Nachts eingenommen werden, und mehrere davon unterrichtete Personen begaben sich auf die diesseitigen Schanzen unseres rechten Flügels, von wo man die ganze Lage übersehen konnte. In der sehr finstern Nacht erwartete man nunmehr, da man die Stelle recht gut kannte, wohin unsere Truppen gesendet waren, Angriff und Widerstand sollten durch ein lebhaftes Feuer ein bedeutendes Schauspiel geben. Man harrte lang, man harrte vergebens; statt dessen gewahrte man aber eine weit lebhaftere Erscheinung. Alle Posten unserer Stellung mußten angegriffen sein; denn in dem ganzen Kreis derselben erblickte man ein lebhaftes Feuern, ohne daß man dessen Veranlassung irgend begreifen konnte; auf der Stelle aber, von der eigentlich die Rede sein sollte, blieb Alles todt und stumm. Verdrießlich gingen wir

nach Hause, besonders Herr Gore, als auf solche Feuer- und Nachtgefechte der Begierigste. Der folgende Tag gab uns die Auflösung dieses Räthsels. Die Franzosen hatten sich vorgenommen, in dieser Nacht alle unsere Posten anzugreifen, und deshalb ihre Truppen aus den Schanzen weg und zum Angriff zusammengezogen. Unsere Abgesendeten daher, die mit der größten Vorsicht an die Schanze herangingen, fanden weder Waffen noch Widerstand; sie erstiegen die Schanze und fanden sie leer, einen einzigen Kanonier ausgenommen, der sich über diesen Besuch höchlich verwunderte. Während des allgemeinen Feuerns, das nur sie nicht betraf, hatten sie gute Zeit, die Wälle zu zerstören und sich zurückzuziehen. Jener allgemeine Angriff hatte auch keine weitern Folgen; die alarmirten Linien beruhigten sich wieder mit dem Einbruch des Tags.

Den 16. Juni. Die immer besprochene und dem Feind verheimlichte Belagerung von Mainz nahte sich denn doch endlich; man sagte sich ins Ohr, heute Nacht solle die Tranchée eröffnet werden. Es war sehr finster, und man ritt den bekannten Weg nach der Weißenauer Schanze; man sah nichts, man hörte nichts, aber unsere Pferde stutzten auf einmal, und wir wurden unmittelbar vor uns einen kaum zu unterscheidenden Zug gewahr. Oestreichische, grau gekleidete Soldaten mit grauen Faschinen auf den Rücken zogen stillschweigend dahin, kaum daß von Zeit zu Zeit der Klang an einander schlagender Schaufeln und Hacken irgend eine nahe Bewegung andeutete. Wunderbarer und gespensterhafter läßt sich kaum eine Erscheinung denken, die sich halb gesehen immer wiederholte, ohne deutlicher gesehen zu werden. Wir blieben auf dem Flecke halten, bis daß sie vorüber waren; denn von da aus konnten wir wenigstens nach der Stelle hinsehen, wo sie im Finstern wirken und arbeiten sollten. Da dergleichen Unternehmungen immer in Gefahr sind, dem Feind verrathen zu werden, so konnte man erwarten, daß von den Wällen aus auf diese Gegend, und wenn auch nur auf gut Glück, gefeuert werden würde. Allein in dieser Erwartung blieb man nicht lange; denn gerade an der Stelle, wo die Tranchée angefangen werden sollte, ging auf einmal Kleingewehrfeuer los, Allen unbegreiflich. Sollten die Franzosen sich herausgeschlichen, bis an oder gar über unsere Vorposten herangewagt haben? Wir begriffen es nicht. Das Feuern hörte auf, und Alles versank in die allertiefste Stille. Erst den andern Morgen wurden wir aufge-

klärt, daß unsere Vorposten selbst auf die still heranziehende Kolonne wie auf eine feindliche gefeuert hatten; diese stutzte, verwirrte sich, Jeder warf seine Faschine weg, Schaufeln und Hacken wurden allenfalls gerettet; die Franzosen auf den Wällen, aufmerksam gemacht, waren auf ihrer Hut; man kam unverrichteter Sache zurück, die sämmtliche Belagerungsarmee war in Bestürzung.

Den 17. Juni. Die Franzosen errichten eine Batterie an der Chaussee. Nachts entsetzlicher Regen und Sturm.

Den 18. Juni. Als man die neulich mißglückte Eröffnung der Tranchée unter den Sachverständigen besprach, wollte sich finden, daß man viel zu weit von der Festung mit der Anlage geblieben sei; man beschloß daher, sogleich die dritte Parallele näher zu rücken und dadurch aus jenem Unfall entschiedenen Vortheil zu ziehen. Man unternahm es, und es ging glücklich von Statten.

Den 24. Juni. Franzosen und Klubbisten, wie man wol bemerken konnte, daß es Ernst werde, veranstalteten, dem zunehmenden Mangel an Lebensmitteln Einhalt zu thun, eine unbarmherzige Exportation gegen Kastel von Greisen und Kranken, Frauen und Kindern, die ebenso grausam wieder zurückgewiesen wurden. Die Noth wehr- und hilfloser, zwischen innere und äußere Feinde gequetschter Menschen ging über alle Begriffe.

Man versäumte nicht, den östreichischen Zapfenstreich zu hören, welcher alle andere der ganzen alliirten Armee übertraf.

Den 25. Juni Nachmittag entstand ein heftiges, Allen unbegreifliches Kanoniren am Ende unsers linken Flügels; zuletzt klärte sich's auf, das Feuern sei auf dem Rhein, wo die holländische Flotte vor Ihro Majestät dem Könige manövrire; Höchstdieselben waren deshalb nach Ellfeld gegangen.

Den 27. Juni Anfang des Bombardements, wodurch die Dechanei sogleich angezündet war.

Nachts glückte den Unsern der Sturm auf Weißenau und die Schanze oberhalb der Karthause, freilich unerläßliche Punkte, den rechten Flügel der zweiten Parallele zu sichern.

Den 28. Juni Nachts. Fortgesetztes Bombardement gegen den Dom; Thurm und Dach brennen ab und viele Häuser umher, nach Mitternacht die Jesuitenkirche.

Wir sahen auf der Schanze vor Marienborn diesem schrecklichen Schauspiele zu; es war die sternenhellste Nacht, die Bomben schienen mit den Himmelslichtern zu wetteifern, und

es waren wirklich Augenblicke, wo man beide nicht unterscheiden konnte. Neu war uns das Steigen und Fallen der Feuerkugeln; denn wenn sie erst mit einem flachen Zirkelbogen das Firmament zu erreichen drohten, so knickten sie in einer gewissen Höhe parabolisch zusammen, und die aufsteigende Lohe verkündigte bald, daß sie ihr Ziel zu erreichen gewußt.

Herr Gore und Rath Kraus behandelten den Vorfall künstlerisch und machten so viele Brandstudien, daß ihnen später gelang, ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches noch vorhanden ist und, wohl erleuchtet, mehr als irgend eine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern im Stande sein möchte.

Und wie deutete nicht ein solcher Anblick auf die traurigste Lage, indem wir, uns zu retten, uns einigermaßen wiederherzustellen, zu solchen Mitteln greifen mußten!

Den 29. Juni. Schon längst war von einer schwimmenden Batterie die Rede gewesen, welche, bei Ginsheim gebaut, auf den Mainkopf und die zunächst liegenden Inseln und Auen wirken und sie besetzen sollte. Man sprach so viel davon, daß sie endlich vergessen ward. Auf meinem gewöhnlichen Nachmittagsritte nach unserer Schanze über Weißenau war ich kaum dorthin gelangt, als ich auf dem Fluß eine große Bewegung bemerkte: französische Kähne ruderten emsig nach den Inseln, und die östreichische Batterie, angelegt, um den Fluß bis dorthin zu bestreichen, feuerte unausgesetzt in Prellschüssen auf dem Wasser — für mich ein ganz neues Schauspiel. Wie die Kugel zum ersten Mal auf das bewegliche Element aufschlug, entsprang eine starke, sich viele Fuß in die Höhe bäumende Springwelle; diese war noch nicht zusammengestürzt, als schon eine zweite in die Höhe getrieben wurde, kräftig wie die erste, nur nicht von gleicher Höhe, und so folgte die dritte, vierte, immer ferner abnehmend, bis sie zuletzt gegen die Kähne gelangte, flächer fortwirkte und den Fahrzeugen zufällig gefährlich ward.

An diesem Schauspiel konnt' ich mich nicht satt sehen; denn es folgte Schuß auf Schuß, immer wieder neue mächtige Fontänen, indessen die alten noch nicht ganz verrauscht hatten.

Auf einmal löste sich drüben auf dem rechten Ufer zwischen Büschen und Bäumen eine seltsame Maschine los; ein viereckiges großes, von Balken gezimmertes Lokal schwamm daher, zu meiner großen Verwunderung, zu meiner Freude zugleich, daß ich bei dieser wichtigen, so viel besprochenen Expedition

Augenzeuge sein sollte. Meine Segenswünsche schienen jedoch nicht zu wirken, meine Hoffnung dauerte nicht lange; denn gar bald drehte die Masse sich auf sich selbst; man sah, daß sie keinem Steuerruder gehorchte; der Strom zog sie immer im Drehen mit sich fort. Auf der Rheinschanze oberhalb Kastel und vor derselben war Alles in Bewegung; Hunderte von Franzosen rannten am Ufer aufwärts und verführten ein gewaltiges Jubelgeschrei, als dieses Trojanische Meerpferd, fern von dem beabsichtigten Ziel, der Landspitze, durch den einströmenden Main ergriffen und nun zwischen Rhein und Main gelassen und unaufhaltsam dahinfuhr. Endlich zog die Strömung diese unbehilfliche Maschine gegen Kastel; dort strandete sie unsern der Schiffbrücke auf einem flachen, noch vom Fluß überströmten Boden. Hier versammelte sich nun das sämmtliche französische Kriegsvolk, und wie ich bisher mit meinem trefflichen Fernrohr das ganze Ereigniß aufs Genauste beobachtet, so sah ich nun auch leider die Fallthüre, die diesen Raum verschloß, niedersinken und die darin Versperrten heraus und in die Gefangenschaft wandern. Es war ein ärgerlicher Anblick; die Fallbrücke reichte nicht bis ans trockene Land; die kleine Garnison mußte daher erst durchs Wasser waten, bis sie den Kreis ihrer Gegner erreichte. Es waren vierundsechzig Mann, zwei Offiziere und zwei Kanonen; sie wurden gut empfangen, sodann nach Mainz und zuletzt ins preußische Lager zur Auswechselung gebracht.

Nach meiner Rückkehr verfehlte ich nicht, von diesem unerwarteten Ereigniß Nachricht zu geben; Niemand wollt' es glauben, wie ich ja selbst meinen Augen nicht getraut hatte. Zufällig befanden sich Ihro Königliche Hoheit der Kronprinz in des Herzogs von Weimar Gezelt; ich ward gerufen und mußte den Vorfall erzählen; ich that es genau, aber ungern, wohl wissend, daß man dem Boten der Hiobspost immer etwas von der Schuld des Unglücks, das er erzählt, anzurechnen pflegt.

Unter den Täuschungen mancher Art, die uns bei unerwarteten Vorfällen in einem ungewohnten Zustande betreffen mögen, giebt es gar viele, gegen die man sich erst im Augenblick waffnen kann. Ich war gegen Abend ohne den mindesten Anstoß den gewöhnlichen Fußpfad nach der Weißenauer Schanze geritten; der Weg ging durch eine kleine Vertiefung, wo weder Wasser noch Sumpf noch Graben noch irgend ein Hinderniß sich bemerken ließ; bei meiner Rückkehr war die Nacht eingebrochen, und als ich eben in jene Vertiefung hereinreiten wollte, sah ich

gegenüber eine schwarze Linie gezogen, die sich von dem verdüsterten braunen Erdreich scharf abschnitt. Ich mußt' es für einen Graben halten; wie aber ein Graben in der kurzen Zeit über meinen Weg her sollte gezogen sein, war nicht begreiflich. Mir blieb daher nichts übrig als drauf loszureiten.

Als ich näher kam, blieb zwar der schwarze Streif unverrückt, aber es schien mir vor demselbigen sich Einiges hin und wieder zu bewegen; bald auch ward ich angerufen und befand mich sogleich mitten unter wohlbekannten Kavallerieoffizieren. Es war des Herzogs von Weimar Regiment, welches, ich weiß nicht, zu welchem Zwecke ausgerückt, sich in dieser Vertiefung aufgestellt hatte, da denn die lange Linie schwarzer Pferde mir als Vertiefung erschien, die meinen Fußpfad zerschnitt. Nach wechselseitigem Begrüßen eilte ich sodann ungehindert zu den Zelten.

Und so war nach und nach das innere grenzenlose Unglück einer Stadt außen und in der Umgegend Anlaß zu einer Lustpartie geworden. Die Schanze über Weißenau, welche die herrlichste Uebersicht gewährte, täglich von Einzelnen besucht, die sich von der Lage einen Begriff machen, und was in dem weiten übersehbaren Kreis vorginge, bemerken wollten, war Sonn- und Feiertags der Sammelplatz einer unzählbaren Menge Landleute, die sich aus der Nachbarschaft herbeizogen. Dieser Schanze konnten die Franzosen wenig anhaben; Hochschüsse waren sehr ungewiß und gingen meist drüber weg. Wenn die Schildwache, auf der Brustwehr hin und wieder gehend, bemerkte, daß die Franzosen das hieher gerichtete Geschütz abfeuerten, so rief sie „Buck!" und sodann ward von allen innerhalb der Batterie befindlichen Personen erwartet, daß sie sich auf die Kniee wie aufs Angesicht niederwürfen, um durch die Brustwehr gegen eine niedrig ankommende Kugel geschützt zu sein.

Nun war es Sonntags und Feiertags lustig anzusehen, wenn die große Menge geputzter Bauersleute, oft noch mit Gebetbuch und Rosenkranz aus der Kirche kommend, die Schanze füllten, sich umsahen, schwatzten und schäkerten, auf einmal aber die Schildwache „Buck!" rief und sie sämmtlich flugs vor dieser gefährlich-hochwürdigen Erscheinung niederfielen und ein vorüberfliegendes göttlich sausendes Wesen anzubeten schienen, bald aber nach geschwundener Gefahr sich wieder aufrafften, sich wechselsweise verspotteten und bald darauf, wenn es den Belagerten gerade beliebte, abermals niederstürzten.

Man konnte sich dieses Schauspiel sehr bequem verschaffen, wenn man sich auf der nächsten Höhe etwas seitwärts außer der Richtung der Kugel stellte, unter sich dieses wunderliche Gewimmel sah und die Kugel an sich vorbeisausen hörte.

Aber eine solche über die Schanze weggehende Kugel verfehlte nicht Zweck noch Absicht. Auf dem Rücken dieser Höhen zog sich der Weg von Frankfurt her, so daß man die Prozession von Kutschen und Chaisen, Reitern und Fußgängern aus Mainz sehr gut beobachten und also zugleich die Schanze und die Wallfahrtenden in Schrecken setzen konnte. Auch wurde bei einiger Aufmerksamkeit des Militärs der Eintritt einer solchen Menge gar bald verboten, und die Frankfurter nahmen einigen Umweg, auf welchem sie unbemerkt und unerreicht in das Hauptquartier gelangten.

Ende Juni. — In einer unruhigen Nacht unterhielt ich mich, aufzuhorchen auf die mannichfaltigen, fern und nah erregten Töne, und konnte folgende genau unterscheiden:

Werda! der Schildwache vorm Zelt.
Werda! der Infanterieposten.
Werda! wenn die Runde kam.
Hin- und Wiedergehen der Schildwache.
Geklapper des Säbels auf dem Sporn.
Bellen der Hunde fern.
Knurren der Hunde nahe.
Krähen der Hähne.
Scharren der Pferde.
Schnauben der Pferde.
Häckerlingschneiden.
Singen, Diskuriren und Zanken der Leute.
Kanonendonner.
Brüllen des Rindviehs.
Schreien der Maulesel.

Lücke.

Daß eine solche hier einfällt, möchte wol kein Wunder sein. Jede Stunde war unglücksträchtig; man sorgte jeden Augenblick für seinen verehrten Fürsten, für die liebsten Freunde, man vergaß, an eigene Sicherheit zu denken. Von der wilden, wüsten

Gefahr angezogen wie von dem Blick einer Klapperschlange, stürzte man sich unberufen in die tödtlichen Räume, ging, ritt durch die Tranchéen, ließ die Haubitzgranaten über dem Kopfe dröhnend zerspringen, die Trümmer neben sich niederstürzen; manchem Schwerblessirten wünschte man baldige Erlösung von grimmigen Leiden, und die Todten hätte man nicht ins Leben zurückgerufen.

Wie Vertheidiger und Angreifende nunmehr aber gegen einander standen, davon wäre im Allgemeinen hier so viel zu sagen. Die Franzosen hatten bei androhender Gefahr sich zeitig vorgesehen und vor die Hauptwerke hinaus kleinere Schanzen kunstgemäß angelegt, um die Blockirenden in gewisser Ferne zu halten, die Belagerung aber zu erschweren. Alle diese Hindernisse mußten nun weggeräumt werden, wenn die dritte Parallele eröffnet, fortgesetzt und geschlossen werden sollte, wie im Nachfolgenden einzeln aufgezeichnet ist.

Wir aber indessen mit einigen Freunden, obgleich ohne Ordre und Beruf, begaben uns an die gefährlichsten Posten. Weißenau war in deutschen Händen, auch die flußabwärts liegende Schanze schon erobert; man besuchte den zerstörten Ort, hielt in dem Gebeinhause Nachlese von krankhaften Knochen, wovon das Beste schon in die Hände der Wundärzte mochte gelangt sein. Indem nun aber die Kugeln der Karlsschanze immer in die Ueberreste der Dächer und Gemäuer schlugen, ließen wir uns durch einen Mann des dortigen Wachtpostens gegen ein Trinkgeld an eine bekannte bedeutende Stelle führen, wo mit einiger Vorsicht gar Vieles zu übersehen war. Man ging mit Behutsamkeit durch Trümmer und Trümmer und ward endlich eine stehen gebliebene steinerne Wendeltreppe hinauf an das Balkonfenster eines freistehenden Giebels geführt, das freilich in Friedenszeiten dem Besitzer die herrlichste Aussicht gewährt haben mußte. Hier sah man den Zusammenfluß des Main- und Rheinstroms und also die Main- und Rheinspitze, die Bleiau, das befestigte Kastel, die Schiffbrücke und am linken Ufer sodann die herrliche Stadt — zusammengebrochene Thurmspitzen, lückenhafte Dächer, rauchende Stellen untröstlichen Anblicks.

Unser Führer hieß bedächtig sein, nur einzeln um die Fensterpfosten herumschauen, weil von der Karlsschanze her gleich eine Kugel würde geflogen kommen und er Verdruß hätte, solche veranlaßt zu haben.

Nicht zufrieden hiermit schlich man weiter gegen das Nonnenkloster, wo es freilich auch wild genug aussah, wo unten in den Gewölben für billiges Geld Wein geschenkt wurde, indeß die Kugeln von Zeit zu Zeit rasselnde Dächer durchlöcherten.

Aber noch weiter trieb der Vorwitz; man kroch in die letzte Schanze des rechten Flügels, die man unmittelbar über den Ruinen der Favorite und der Karthause tief ins Glacis der Festung eingegraben hatte und nun hinter einem Bollwerk von Schanzkörben auf ein paar hundert Schritte Kanonenkugeln wechselte, wobei es denn freilich darauf ankam, wer dem Andern zuerst Schweigen aufzulegen das Glück hatte.

Hier fand ich es nun, aufrichtig gestanden, heiß genug, und man nahm sich's nicht übel, wenn irgend eine Anwandlung eines Kanonenfiebers sich wieder hervorthun wollte; man drückte sich nun zurück, wie man gekommen war, und kehrte doch, wenn es Gelegenheit und Anlaß gab, wieder in gleiche Gefahr.

Bedenkt man nun, daß ein solcher Zustand, wo man sich, die Angst zu übertäuben, jeder Vernichtung aussetzte, bei drei Wochen dauerte, so wird man uns verzeihen, wenn wir über diese schrecklichen Tage wie über einen glühenden Boden hinüberueilen trachten.

Den 1. Juli war die dritte Parallele in Thätigkeit und sogleich die Bocksbatterie bombardirt.

Den 2. Juli. Bombardement der Zitadelle und Karlsschanze.

Den 3. Juli. Neuer Brand in der St. Sebastianskapelle; benachbarte Häuser und Paläste gehen in Flammen auf.

Den 6. Juli. Die sogenannte Klubbistenschanze, welche den rechten Flügel der dritten Parallele nicht zu Stande kommen ließ, mußte weggenommen werden; allein man verfehlte sie und griff vorliegende Schanzen des Hauptwalles an, da man denn freilich zurückgeschlagen wurde.

Den 7. Juli. Endliche Behauptung dieses Terrains; Kostheim wird angegriffen, die Franzosen geben es auf.

Den 13. Juli Nachts. Das Rathhaus und mehrere öffentliche Gebäude brennen ab.

Den 14. Juli. Stillstand auf beiden Seiten, Freuden- und Feiertag — der Franzosen wegen der in Paris geschlossenen

National-Konföderation, der Deutschen wegen Eroberung von Condé; bei den letzten Kanonen- und Kleingewehrfeuer, bei jenen ein theatralisches Freiheitsfest, wovon man viel zu hören hatte.

Nachts vom 14. zum 15. Juli. Die Franzosen werden aus einer Batterie vor der Karlsschanze getrieben; fürchterliches Bombardement. Von der Mainspitze über den Main brachte man das Benediktinerkloster auf der Zitadelle in Flammen. Auf der andern Seite entzündet sich das Laboratorium und fliegt in die Luft. Fenster, Läden und Schornsteine dieser Stadtseite brechen ein und stürzen zusammen.

Am 15. Juli besuchten wir Herrn Gore in Kleinwintersheim und fanden Rath Kraus beschäftigt, ein Bildniß des werthen Freundes zu malen, welches ihm gar wohl gelang. Herr Gore hatte sich stattlich angezogen, um bei fürstlicher Tafel zu erscheinen, wenn er vorher sich in der Gegend abermals würde umgeschaut haben. Nun saß er, umgeben von allerlei Haus- und Feldgeräth, in der Bauernkammer eines deutschen Dörfchens auf einer Kiste, den angeschlagenen Zuckerhut auf einem Papiere neben sich; er hielt die Kaffeetasse in der einen, die silberne Reißfeder statt des Löffelchens in der andern Hand; und so war der Engländer ganz anständig und behaglich auch in einem schlechten Kantonirungsquartier vorgestellt, wie er uns noch täglich zu angenehmer Erinnerung vor Augen steht.

Wenn wir nun dieses Freundes allhier gedenken, so verfehlen wir nicht, etwas Mehreres über ihn zu sagen. Er zeichnete sehr glücklich in der Camera obscura und hatte, Land und See bereisend, sich auf diese Weise die schönsten Erinnerungen gesammelt. Nun konnte er, in Weimar wohnhaft, angewohnter Beweglichkeit nicht entsagen, blieb immer geneigt, kleine Reisen vorzunehmen, wobei ihn denn gewöhnlich Rath Kraus zu begleiten pflegte, der mit leichter, glücklicher Fassungsgabe die vorstehenden Landschaften zu Papier brachte, schattirte, färbte, und so arbeiteten Beide um die Wette.

Die Belagerung von Mainz als ein seltener, wichtiger Fall, wo das Unglück selbst malerisch zu werden versprach, lockte die beiden Freunde gleichfalls nach dem Rhein, wo sie sich keinen Augenblick müssig verhielten.

Und so begleiteten sie uns denn auch auf einem Gefahrzug nach Weißenau, wo sich Herr Gore ganz besonders gefiel. Wir besuchten abermals den Kirchhof in Jagd auf pathologische

Knochen; ein Theil der nach Mainz gewendeten Mauer war eingeschossen, man sah über freies Feld nach der Stadt. Kaum aber merkten Die auf den Wällen etwas Lebendiges in diesem Raume, so schossen sie mit Prellschüssen nach der Lücke; nun sah man die Kugel mehrmals aufspringen und Staub erregend herankommen, da man sich denn zuletzt hinter die stehen gebliebene Mauer oder in das Gebeingewölbe zu retten wußte und der den Kirchhof durchrollenden Kugel heiter nachschaute.

Die Wiederholung eines solchen Vergnügens schien dem Kammerdiener bedenklich, der, um Leben und Glieder seines alten Herrn besorgt, uns Allen ins Gewissen sprach und die kühne Gesellschaft zum Rückzug nöthigte.

Der 16. Juli war mir ein bänglicher Tag, und zwar bedrängte mich die Aussicht auf die nächste meinen Freunden gefährliche Nacht; damit verhielt es sich aber folgendermaßen. Eine der vorgeschobenen kleinen feindlichen Schanzen vor der sogenannten Wälschen Schanze leistete völlig ihre Pflicht; sie war das größte Hinderniß unserer vordern Parallele und mußte, was es auch kosten möchte, weggenommen werden. Dagegen war nun nichts zu sagen, allein es zeigte sich ein bedenklicher Umstand. Auf Nachricht oder Vermuthung, die Franzosen ließen hinter dieser Schanze und unter dem Schutz der Festung Kavallerie kampiren, wollte man zu diesem Aus- und Ueberfalle auch Kavallerie mitnehmen. Was das heiße, aus der Tranchée heraus unmittelbar vor den Kanonen der Schanze und der Festung Kavallerie zu entwickeln und sich in düsterer Nacht damit auf dem feindlich besetzten Glacis herumzutummeln, wird Jedermann begreiflich finden; mir aber war es höchst bänglich, Herrn von Oppen, als den Freund, der mir vom Regiment zunächst anlag, dazu kommandirt zu wissen. Gegen Einbruch der Nacht mußte jedoch geschieden sein, und ich eilte zur Schanze Nr. 4, wo man jene Gegend ziemlich im Auge hatte. Daß es losbrach und hitzig zuging, ließ sich wol aus der Ferne bemerken, und daß mancher wackere Mann nicht zurückkehren würde, war vorauszusehen.

Indessen verkündigte der Morgen, die Sache sei gelungen, man habe die Schanze erobert, geschleift und sich ihr gegenüber gleich so festgesetzt, daß ihre Wiederherstellung dem Feinde wol unmöglich bleiben sollte. Freund Oppen kehrte glücklich zurück; die Vermißten gingen mich so nah nicht an, nur bedauerten wir den Prinzen Louis Ferdinand der als kühner Anführer eine wo

nicht gefährliche, doch beschwerliche Wunde davontrug und in einem solchen Augenblick den Kriegsschauplatz sehr ungern verließ.

Den 17. Juli ward nun Derselbe zu Schiffe nach Mannheim gebracht; der Herzog von Weimar bezog dessen Quartier im Chausseehause; es war kein anmuthigerer Aufenthalt zu denken.

Nach herkömmlicher Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe ließ ich den schönen Platz davor kehren und reinigen, der bei dem schnellen Quartierwechsel mit Stroh und Spänen und allerlei Abwürflingen eines eilig verlassenen Kantonements übersäet war.

Den 18. Juli Nachmittags auf große, fast unerträgliche Hitze Donnerwetter, Sturm und Regenguß, dem Allgemeinen erquicklich, den Eingegrabenen als solchen freilich sehr lästig.

Der Kommandant thut Vergleichsvorschläge, welche zurückgewiesen werden.

Den 19. Juli. Das Bombardement geht fort, die Rheinmühlen werden beschädigt und unbrauchbar gemacht.

Den 20. Juli. Der Kommandant, General d'Oyre, überschickt eine Punktation, worüber verhandelt wird.

Nachts vom 21. auf den 22. Juli. Heftiges Bombardement; die Dominikanerkirche geht in Flammen auf, dagegen fliegt ein preußisches Laboratorium in die Luft.

Den 22. Juli. Als man vernahm, der Stillstand sei wirklich geschlossen, eilte man nach dem Hauptquartier, um die Ankunft des französischen Kommandanten d'Oyre zu erwarten. Er kam — ein großer, wohlgebauter, schlanker Mann von mittlern Jahren, sehr natürlich in seiner Haltung und Betragen. Indessen die Unterhandlung im Innern vorging, waren wir Alle aufmerksam und hoffnungsvoll; da es aber ausgesprochen ward, daß man einig geworden und die Stadt den folgenden Tag übergeben werden sollte, da entstand in Mehreren das wunderbare Gefühl einer schnellen Entledigung von bisherigen Lasten, von Druck und Bangigkeit, daß einige Freunde sich nicht erwehren konnten, aufzusitzen und gegen Mainz zu reiten. Unterwegs holten wir Sömmerring ein, der gleichfalls mit einem Gesellen nach Mainz eilte, freilich auf stärkere Veranlassung als wir, aber doch auch die Gefahr einer solchen Unternehmung nicht achtend. Wir sahen den Schlagbaum des äußersten Thores von fern und hinter demselben eine große Masse Menschen, die

ich dort auflehnten und andrängten. Nun sahen wir Wolfsgruben vor uns, allein unsere Pferde, dergleichen schon gewohnt, brachten uns glücklich zwischen durch. Wir ritten unmittelbar bis vor den Schlagbaum; man rief uns zu, was wir brächten. Unter der Menge fanden sich wenig Soldaten, Alles Bürger, Männer und Frauen; unsere Antwort, daß wir Stillstand und wahrscheinlich morgen Freiheit und Oeffnung versprächen, wurde mit lautem Beifall aufgenommen. Wir gaben einander wechselsweise so viel Aufklärung, als einem Jeden beliebte, und als wir eben, von Segenswünschen begleitet, wieder umkehren wollten, traf Sömmerring ein, der sein Gespräch an das unsrige knüpfte, bekannte Gesichter fand, sich vertraulicher unterhielt und zuletzt verschwand, ehe wir's uns versahen; wir aber hielten für Zeit umzukehren.

Gleiche Begierde, gleiches Bestreben fühlten eine Anzahl ausgewanderter, welche, mit Viktualien versehen, erst in die Außenwerke, dann in die Festung selbst einzudringen verstanden, um die Zurückgelassenen wieder zu umarmen und zu erquicken. Wir begegneten mehreren solcher leidenschaftlichen Wanderer, und es mochte dieser Zustand so heftig werden, daß endlich nach verdoppelten Posten das strengste Verbot ausging, den Wällen sich zu nähern; die Kommunikation war auf einmal unterbrochen.

Am 23. Juli. Dieser Tag ging hin unter Besetzung der Außenwerke sowol von Mainz als von Kastel. In einer leichten Chaise machte ich eine Spazierfahrt in einem so engen Kreis um die Stadt, als es die ausgesetzten Wachen erlauben wollten. Man besuchte die Tranchéen und besah sich die nach erreichtem Zweck verlassene unnütze Erdarbeit.

Als ich zurückfuhr, rief mich ein Mann mittleren Alters an und bat mich, seinen Knaben von ungefähr acht Jahren, den er an der Hand mit fortschleppte, zu mir zu nehmen. Er war ein ausgewanderter Mainzer, welcher, mit großer Hast und Angst seinen bisherigen Aufenthalt verlassend, herbeilief, den Ausgang der Feinde triumphirend anzusehen, sodann aber den zurückgelassenen Klubbisten Tod und Verderben zu bringen schwor. Ich redete ihm begütigende Worte zu und stellte ihm vor, daß die Rückkehr in einen friedlichen und häuslichen Zustand nicht mit neuem bürgerlichem Krieg, Haß und Rache müsse verunreinigt werden, weil sich das Unglück ja sonst verewige. Die Bestrafung solcher schuldigen Menschen müsse man den hohen

Alliirten und dem wahren Landesherrn nach seiner Rückkehr überlassen, und was ich sonst noch Besänftigendes und Ernstliches anführte, wozu ich ein Recht hatte, indem ich das Kind in den Wagen nahm und Beide mit einem Trunk guten Weins und Bretzeln erquickte. An einem abgeredeten Ort setzt' ich den Knaben nieder, da sich denn der Vater schon von Weitem zeigte und mit dem Hut mir tausend Dank und Segen zuwinkte.

Den 24. Juli. Der Morgen ging ziemlich ruhig hin, der Ausmarsch verzögerte sich; es sollten Geldangelegenheiten sein, die man so bald nicht abthun könne. Endlich zu Mittag, als Alles bei Tisch und Topf beschäftigt und eine große Stille im Lager sowie auf der Chaussee war, fuhren mehrere dreispännige Wagen in einiger Ferne von einander sehr schnell vorbei, ohne daß man sich's versah und darüber nachsann; doch bald verbreitete sich das Gerücht, auf diese kühne und kluge Weise hätten mehrere Klubbisten sich gerettet. Leidenschaftliche Personen behaupteten, man müsse nachsetzen, Andere ließen es beim Verdruß bewenden, wieder Andere wollten sich verwundern, daß auf dem ganzen Wege keine Spur von Wache noch Piket noch Aufsicht erscheine, woraus erhelle, sagten sie, daß man von oben herein durch die Finger zu sehen und Alles, was sich ereignen könnte, dem Zufall zu überlassen geneigt sei.

Diese Betrachtungen wurden jedoch durch den wirklichen Auszug unterbrochen und umgestimmt. Auch hier kamen mir und Freunden die Fenster des Chausseehauses zu Statten. Den Zug sahen wir in aller seiner Feierlichkeit herankommen. Angeführt durch preußische Reiterei, folgte zuerst die französische Garnison. Seltsamer war nichts, als wie sich dieser Zug ankündigte; eine Kolonne Marseiller, klein, schwarz, buntscheckig, lumpig gekleidet, trappelten heran, als habe der König Edwin seinen Berg aufgethan und das muntere Zwergenheer ausgesendet. Hierauf folgten regelmäßigere Truppen, ernst und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeschlagen oder beschämt. Als die merkwürdigste Erscheinung dagegen mußte Jedermann auffallen, wenn die Jäger zu Pferd heraufritten; sie waren ganz still bis gegen uns herangezogen, als ihre Musik den Marseiller Marsch anstimmte. Dieses revolutionäre Te Deum hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch so muthig vorgetragen wird; diesmal aber nahmen sie das Tempo ganz langsam, dem schleichenden Schritt gemäß, den sie ritten. Es

ir ergreifend und furchtbar und ein ernster Anblick, als die
itenden, lange hagere Männer von gewissen Jahren, die
iene gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten; einzeln hätte
n sie dem Don Quixote vergleichen können, in Masse er-
ienen sie höchst ehrwürdig.

Bemerkenswerth war nun ein einzelner Trupp, die
nzösischen Kommissarien. Merlin von Thionville in Hu-
entracht, durch wilden Bart und Blick sich auszeichnend,
tte eine andere Figur in gleichem Kostüme links neben sich;
s Volk rief mit Wuth den Namen eines Klubbisten und be-
gt sich zum Anfall. Merlin hielt an, berief sich auf seine
ürde eines französischen Repräsentanten, auf die Rache, die
er Beleidigung folgen sollte; er wolle rathen, sich zu mä-
zen, denn es sei das letzte Mal nicht, daß man ihn hier sehe.
e Menge stand betroffen, kein Einzelner wagte sich vor. Er
tte einige unserer dastehenden Offiziere angesprochen und sich
f das Wort des Königs berufen, und so wollte Niemand
der Angriff noch Vertheidigung wagen; der Zug ging un-
getastet vorbei.

Den 25. Juli. Am Morgen dieses Tags bemerkt' ich, daß
er abermals keine Anstalten auf der Chaussee und in deren
he gemacht waren, um Unordnungen zu verhüten. Sie schienen
ute um so nöthiger, als die armen ausgewanderten, grenzenlos
glücklichen Mainzer, von entfernteren Orten her nunmehr
gekommen, schaarenweis die Chaussee umlagerten, mit Fluch-
o Racheworten das gequälte und geängstigte Herz erleichternd.
e gestrige Kriegslist der Entwischenden gelang daher nicht
der. Einzelne Reisewagen rannten abermals eilig die Straße
; überall aber hatten sich die Mainzer Bürger in die Chaussee-
ben gelagert, und wie die Flüchtigen einem Hinterhalt ent-
gen, fielen sie in die Hände des andern. Der Wagen ward
gehalten; fand man Franzosen oder Französinnen, so ließ
n sie entkommen, wohlbekannte Klubbisten keineswegs.

Ein sehr schöner dreispänniger Reisewagen rollt daher, eine
undliche junge Dame versäumt nicht, sich am Schlage sehen
lassen und hüben und drüben zu grüßen; aber dem Postillon
t man in die Zügel, der Schlag wird eröffnet, ein Erzklubbist
ihrer Seite sogleich erkannt. Zu verkennen war er freilich
t, kurz gebaut, dicklich, breiten Angesichts, blatternarbig.
on ist er bei den Füßen herausgerissen; man schließt den
hlag und wünscht der Schönheit glückliche Reise. Ihn aber

schleppt man auf den nächsten Acker, zerstößt und zerprügelt ihr fürchterlich; alle Glieder seines Leibes sind zerschlagen, sein Gesicht unkenntlich. Eine Wache nimmt sich endlich seiner an, man bringt ihn in ein Bauernhaus, wo er, auf Stroh liegend, zwar vor Thätlichkeiten seiner Stadtfeinde, aber nicht vor Schimpf, Schadenfreude und Schmähungen geschützt war. Doch auch damit ging es am Ende so weit, daß der Offizier Niemand mehr hineinließ, auch mich, dem er es als einem Bekannten nicht abgeschlagen hätte, dringend bat, ich möchte diesem traurigsten und ekelhaftesten aller Schauspiele entsagen.

Zum 25. Juli. Auf dem Chausseehause beschäftigte uns nun der fernere regelmäßige Auszug der Franzosen. Ich stand mit Herrn Gore daselbst am Fenster; unten versammelte sich eine große Menge, doch auf dem geräumigen Platze konnte dem Beobachtenden nichts entgehen.

Infanterie, muntere wohlgebildete Linientruppen kamen nun heran; Mainzer Mädchen zogen mit ihnen aus, theils nebenher, theils innerhalb der Glieder. Ihre eigenen Bekannten begrüßten sie nun mit Kopfschütteln und Spottreden: „Ei, Jungfer Lieschen, will Sie Sich auch in der Welt umsehen?“ und dann: „Die Sohlen sind noch neu; sie werden bald durchgelaufen sein!“ Ferner: „Hat Sie auch in der Zeit Französisch gelernt? — Glück auf die Reise!“ Und so ging es immerfort durch diese Zungenruthen; die Mädchen aber schienen alle heiter und getrost, einige wünschten ihren Nachbarinnen wohl zu leben, die meisten waren still und sahen ihre Liebhaber an.

Indessen war das Volk sehr bewegt; Schimpfreden wurden ausgestoßen, von Drohungen heftig begleitet. Die Weiber tadelten an den Männern, daß man diese Nichtswürdigen so vorbei lasse, die in ihrem Bündelchen gewiß Manches von Hab' und Gut eines ächten Mainzer Bürgers mit sich schleppten, und nur der ernste Schritt des Militärs, die Ordnung, durch nebenhergehende Offiziere erhalten, hinderte einen Ausbruch; die leidenschaftliche Bewegung war furchtbar.

Gerade in diesem gefährlichsten Momente erschien ein Zug, der sich gewiß schon weit hinweg gewünscht hatte. Ohne sonderliche Bedeckung zeigte sich ein wohlgebildeter Mann zu Pferde, dessen Uniform nicht gerade einen Militär ankündigte; an seiner Seite ritt in Mannskleidern ein wohlgebautes und sehr schönes Frauenzimmer; hinter ihnen folgten einige vierspännige Wagen, mit Kisten und Kasten bepackt; die Stille war ahnungsvoll.

if einmal rauscht' es im Volke und rief: „Haltet ihn an! hlagt ihn todt! Das ist der Spitzbube von Architekten, der t die Dombechanei geplündert und nachher selbst angezündet t!" Es kam auf einen einzigen entschlossenen Menschen an, d es war geschehen.

Ohne Weiteres zu überlegen, als daß der Burgfriede vor 3 Herzogs Quartier nicht verletzt werden dürfe, mit dem blitz- nellen Gedanken, was der Fürst und General bei seiner chhauskunft sagen würde, wenn er über die Trümmer einer chen Selbsthilfe kaum seine Thür erreichen könnte, sprang ich unter, hinaus und rief mit gebietender Stimme: „Halt!"

Schon hatte sich das Volk näher herangezogen; zwar den hlagbaum unterfing sich Niemand herabzulassen, der Weg er selbst war von der Menge versperrt. Ich wiederholte mein lt, und die vollkommenste Stille trat ein. Ich fuhr darauf rk und heftig sprechend fort, hier sei das Quartier des Herzogs n Weimar, der Platz davor sei heilig; wenn sie Unfug treiben d Rache üben wollten, so fänden sie noch Raum genug. r König habe freien Auszug gestattet; wenn er diesen hätte ingen und gewisse Personen ausnehmen wollen, so würde Aufseher angestellt, die Schuldigen zurückgewiesen oder ge- gen genommen haben; davon sei aber nichts bekannt, keine trouille zu sehen. Und sie, wer und wie sie hier auch seien, ten mitten in der deutschen Armee keine andere Rolle zu len, als ruhige Zuschauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr ß gebe ihnen hier kein Recht, und ich litte ein- für allemal dieser Stelle keine Gewaltthätigkeit.

Nun staunte das Volk, war stumm, dann wogt' es wieder, mmte, schalt; Einzelne wurden heftig, ein paar Männer ngen vor, den Reitenden in die Zügel zu fallen. Sonder- erweise war einer davon jener Perrückenmacher, den ich ern schon gewarnt, indem ich ihm Gutes erzeigte. — „Wie," ich ihm entgegen, „habt Ihr schon vergessen, was wir ge- n zusammen gesprochen? Habt Ihr nicht darüber nachgedacht, man durch Selbstrache sich schuldig macht, daß man Gott seinen Oberen die Strafe der Verbrecher überlassen soll, man ihnen das Ende dieses Elends zu bewirken auch über- en mußte?" Und was ich sonst noch kurz und bündig, aber t und heftig sprach.

Der Mann, der mich gleich erkannte, trat zurück, das Kind niegte sich an den Vater und sah freundlich zu mir herüber;

schon war das Volk zurückgetreten und hatte den Platz freie gelassen, auch der Weg durch den Schlagbaum war wieder offen. Die beiden Figuren zu Pferde wußten sich kaum zu benehmen. Ich war ziemlich weit in den Platz hereingetreten; der Mann ritt an mich heran und sagte, er wünsche meinen Namen zu wissen, zu wissen, wem er einen so großen Dienst schuldig sei; er werde es zeitlebens nicht vergessen und gern erwidern. Auch das schöne Kind näherte sich mir und sagte das Verbindlichste. Ich antwortete, daß ich nichts als meine Schuldigkeit gethan und die Sicherheit und Heiligkeit dieses Platzes behauptet hätte; ich gab einen Wink, und sie zogen fort. Die Menge war nun einmal in ihrem Rachesinne irre gemacht; sie blieb stehen; dreißig Schritte davon hätte sie Niemand gehindert. So ist's aber in der Welt: wer nur erst über einen Anstoß hinaus ist, kommt über tausend — chi scampa d'un punto, scampa di mille.

Als ich nach meiner Expedition zu Freund Gore hinaufkam, rief er mir in seinem English-Französisch entgegen: „Welche Fliege sticht Euch! Ihr habt Euch in einen Handel eingelassen, der übel ablaufen konnte."

„Dafür war mir nicht bange," versetzte ich; „und findet Ihr nicht selbst hübscher, daß ich Euch den Platz vor dem Hause so rein gehalten habe? Wie säh' es aus, wenn das nun Alles voll Trümmer läge, die Jedermann ärgerten, leidenschaftlich aufregten und Niemand zu Gute kämen? Mag auch Jener den Besitz nicht verdienen, den er wohlbehaglich fortgeschleppt hat!"

Indessen aber ging der Auszug der Franzosen gelassen unter unserm Fenster vorbei; die Menge, die kein Interesse weiter daran fand, verlief sich; wer es möglich machen konnte, suchte sich einen Weg, um in die Stadt zu schleichen, die Seinigen und was von ihrer Habe allenfalls gerettet sein konnte, wiederzufinden und sich dessen zu erfreuen. Mehr aber trieb sie die höchst verzeihliche Wuth, ihre verhaßten Feinde, die Klubbisten und Komitisten, zu strafen, zu vernichten, wie sie mitunter bedrohlich genug ausriefen.

Indessen konnte sich mein guter Gore nicht zufrieden geben, daß ich mit eigener Gefahr für einen unbekannten, vielleicht verbrecherischen Menschen so viel gewagt habe. Ich wies ihn immer scherzhaft auf den reinen Platz vor dem Hause und sagte zuletzt ungeduldig: „Es liegt nun einmal in meiner Natur; ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen."

Den 26. und 27. Juli. Den 26. gelang es uns schon,

mit einigen Freunden zu Pferd in die Stadt einzudringen; dort fanden wir den bejammernswerthesten Zustand. In Schutt und Trümmer war zusammengestürzt, was Jahrhunderten aufzubauen gelang, wo in der schönsten Lage der Welt Reichthümer von Provinzen zusammenflossen und Religion das, was ihre Diener besaßen, zu befestigen und zu vermehren trachtete. Die Verwirrung, die den Geist ergriff, war höchst schmerzlich, viel trauriger, als wäre man in eine durch Zufall eingeäscherte Stadt gerathen.

Bei aufgelöster polizeilicher Ordnung hatte sich zum traurigen Schutt noch aller Unrath auf den Straßen gesammelt; Spuren der Plünderung ließen sich bemerken in Gefolg innerer Feindschaft. Hohe Mauern drohten den Einsturz, Thürme standen unsicher, und was bedarf es einzelner Beschreibungen, da man die Hauptgebäude nach einander genannt, wie sie in Flammen aufgingen! Aus alter Vorliebe eilte ich zur Dechanei, die mir noch immer als ein kleines architektonisches Paradies vorschwebte. Zwar stand die Säulenvorhalle mit ihrem Giebel noch aufrecht, aber ich trat nur zu bald über den Schutt der eingestürzten schöngewölbten Decken; die Drahtgitter lagen mir im Wege, die sonst netzweise von oben erleuchtende Fenster schützten; hie und da war noch ein Rest alter Pracht und Zierlichkeit zu sehen. Und so lag denn auch diese Musterwohnung für immer zerstört. Alle Gebäude des Platzes umher hatten dasselbige Schicksal; es war die Nacht vom 27. Juni, wo der Untergang dieser Herrlichkeiten die Gegend erleuchtete.

Hierauf gelangt' ich in die Gegend des Schlosses, dem sich Niemand zu nähern wagte. Außen angebrachte bretterne Angebäude deuteten auf die Verunreinigung jener fürstlichen Wohnung; auf dem Platze davor standen, gedrängt in einander geschoben, unbrauchbare Kanonen, theils durch den Feind, theils durch eigene hitzige Anstrengung zerstört.

Wie nun von außen her durch feindliche Gewalt so manches herrliche Gebäude mit seinem Inhalt vernichtet worden, so war auch innerlich Vieles durch Rohheit, Frevel und Muthwillen zu Grunde gerichtet. Der Palast Ostheim stand noch in seiner Integrität, allein zur Schneiderherberge, zu Einquartirungs- und Wachstuben verwandelt — eine Umkehrung, verwünscht anzusehen! Säle voll Lappen und Fetzen, dann wieder die gipsmarmornen Wände mit Haken und großen Nägeln zersprengt, Gewehre dort aufgehangen und umhergestellt

Das Akademiegebäude nahm sich von außen noch ganz freundlich aus; nur eine Kugel hatte im zweiten Stock ein Fenstergewände von Sömmerring's Quartier zersprengt. Ich fand diesen Freund wieder daselbst, ich darf nicht sagen, eingezogen, denn die schönen Zimmer waren durch die wilden Gäste aufs Schlimmste behandelt. Sie hatten sich nicht begnügt, die blauen reinlichen Papiertapeten, so weit sie reichen konnten, zu verderben; Leitern oder über einander gestellte Tische und Stühle mußten sie gebraucht haben, um die Zimmer bis an die Decke mit Speck oder sonstigen Fettigkeiten zu besudeln. Es waren dieselbigen Zimmer, wo wir vorm Jahr so heiter und traulich zu wechselseitigem Scherz und Belehrung freundschaftlich beisammen gesessen. Indeß war bei diesem Unheil doch auch noch etwas Tröstliches zu zeigen; Sömmerring hatte seinen Keller uneröffnet und seine dahin geflüchteten Präparate durchaus unbeschädigt gefunden. Wir machten ihnen einen Besuch, wogegen sie uns zu belehrendem Gespräch Anlaß gaben.

Eine Proklamation des neuen Gouverneurs hatte man ausgegeben, ich fand sie in eben dem Sinne, ja fast mit den gleichen Worten meiner Anmahnung an jenen ausgewanderten Perrückenmacher: alle Selbsthilfe war verboten; dem zurückkehrenden Landesherrn allein sollte das Recht zustehen, zwischen guten und schlechten Bürgern den Unterschied zu bezeichnen. Sehr nothwendig war ein solcher Erlaß; denn bei der augenblicklichen Auflösung, die der Stillstand vor einigen Tagen verursachte, drangen die kühnsten Ausgewanderten in die Stadt und veranlaßten selbst die Plünderung der Klubbistenhäuser, indem sie die hereinziehenden Belagerungssoldaten anführten und aufregten. Jene Verordnung war mit den mildesten Ausdrücken gefaßt, um, wie billig, den gerechten Zorn der grenzenlos beleidigten Menschen zu schonen.

Wie schwer ist es, eine bewegte Menge wieder zur Ruhe zu bringen! Auch noch in unserer Gegenwart geschahen solche Unregelmäßigkeiten. Der Soldat ging in einen Laden, verlangte Tabak, und indem man ihn abwog, bemächtigte er sich des Ganzen. Auf das Zetergeschrei der Bürger legten sich unsere Offiziere ins Mittel, und so kam man über eine Stunde, über einen Tag der Unordnung und Verwirrung hinweg.

Auf unseren Wanderungen fanden wir eine alte Frau an der Thüre eines niedrigen, fast in die Erde gegrabenen Häuschens. Wir verwunderten uns, daß sie schon wieder zurück-

gekehrt, worauf wir vernahmen, daß sie gar nicht ausgewandert, ob man ihr gleich zugemuthet, die Stadt zu verlassen. „Auch zu mir", sagte sie, „sind die Hanswürste gekommen mit ihren bunten Schärpen, haben mir befohlen und gedroht; ich habe ihnen aber tüchtig die Wahrheit gesagt. „„Gott wird mich arme Frau in dieser meiner Hütte lebendig und in Ehren erhalten, wenn ich Euch schon längst in Schimpf und Schande sehen werde."" Ich hieß sie mit ihren Narretheien weiter gehen. Sie fürchteten, mein Geschrei möchte die Nachbarn aufregen, und ließen mich in Ruhe. Und so hab' ich die ganze Zeit theils im Keller, theils im Freien zugebracht, mich von Wenigem genährt und lebe noch Gott zu Ehren; Jenen aber wird es schlecht ergehen."

Nun deutete sie uns auf ein Eckhaus gegenüber, um zu zeigen, wie nahe die Gefahr gewesen. Wir konnten in das untere Eckzimmer eines ansehnlichen Gebäudes hineinschauen; das war ein wunderlicher Anblick! Hier hatte seit langen Jahren eine alte Sammlung von Kuriositäten gestanden, Figuren von Porzellan und Bildstein, chinesische Tassen, Teller, Schüsseln und Gefäße; an Elfenbein und Bernstein mocht' es auch nicht gefehlt haben sowie an anderem Schnitz- und Drechselwerk, aus Moos, Stroh und sonst zusammengesetzten Gemälden, und was man sich in einer solchen Sammlung denken mag. Das Alles war nur aus den Trümmern zu schließen; denn eine Bombe, durch alle Stockwerke durchschlagend, war in diesem Raume geplatzt; die gewaltsame Luftausdehnung, indem sie inwendig Alles von der Stelle warf, schlug die Fenster herauswärts, mit ihnen die Drahtgitter, die sonst das Innere schirmten und nun zwischen den eisernen Stangengittern bauchartig herausgebogen erschienen. Die gute Frau versicherte, daß sie bei dieser Explosion selbst mit unterzugehen geglaubt habe.

Wir fanden unser Mittagsmahl an einer großen Wirthstafel; bei vielen Hin- und Wiederreden schien uns das Beste, zu schweigen. Wundersam genug fiel es aber auf, daß man von den gegenwärtigen Musikanten den Marseiller Marsch und das Ça ira verlangte; alle Gäste schienen einzustimmen und erheitert.

Bei unserm folgenden Hin- und Herwandern wußten wir den Platz, wo die Favorite gestanden, kaum zu unterscheiden. Im August vorigen Jahrs erhub sich hier noch ein prächtiger Gartensaal; Terrassen, Orangerie, Springwerke machten diesen

unmittelbar am Rhein liegenden Lustort höchst vergnüglich. Hier grünten die Alleen, in welchen, wie der Gärtner mir erzählte, sein gnädigster Kurfürst die höchsten Häupter mit allem Gefolge an unübersehbaren Tafeln bewirthet, und was der gute Mann nicht Alles von damastnen Gedecken, Silberzeug und Geschirr zu erzählen hatte. Geknüpft an jene Erinnerung, machte die Gegenwart nur noch einen unerträglichern Eindruck.

Die benachbarte Karthause war ebenfalls wie verschwunden; denn man hatte die Steine dieser Gebäude sogleich zur bedeutenden Weißenauer Schanze vermauert. Das Nonnenklösterchen stand noch in frischen, kaum wiederherzustellenden Ruinen.

Die Freunde Gore und Kraus begleitete ich auf die Zitadelle. Da stand nun Drusus' Denkmal, ungefähr noch ebenso, wie ich es als Knabe gezeichnet hatte, auch diesmal unerschüttert, so viel Feuerkugeln daran mochten vorbeigeflogen sein, ja darauf geschlagen haben.

Herr Gore stellte seine tragbare dunkle Kammer auf dem Walle sogleich zurechte, in Absicht, eine Zeichnung der ganzen durch die Belagerung entstellten Stadt zu unternehmen, die auch von der Mitte, vom Dom aus, gewissenhaft und genau zu Stande kam, gegen die Seiten weniger vollendet, wie sie uns in seinen hinterlassenen, schön geordneten Blättern noch vor Augen liegt.

Endlich wendeten sich auch unsere Wege nach Kastel; auf der Rheinbrücke holte man noch frischen Athem wie vor Alters und betrog sich einen Augenblick, als wenn jene Zeit wiederkommen könnte. An der Befestigung von Kastel hatte man während der Belagerung immerfort gemauert; wir fanden einen Trog frischen Kalks, Backsteine daneben und eine unfertige Stelle; man hatte nach ausgesprochenem Stillstand und Uebergabe Alles stehn und liegen lassen.

So merkwürdig aber als traurig anzusehen war der Verhau rings um die Kasteler Schanzen; man hatte dazu die Fülle der Obstbäume der dortigen Gegend verbraucht. Bei der Wurzel abgesägt, die äußersten zarten Zweige weggestutzt, schob man nun die stärkeren, regelmäßig gewachsenen Kronen in einander und errichtete dadurch ein undurchdringliches letztes Bollwerk; es schienen zu gleicher Zeit gepflanzte Bäume, unter gleich günstigen Umständen erwachsen, nunmehr zu feindseligen Zwecken benutzt, dem Untergang überlassen.

Lange aber konnte man sich einem solchen Bedauern nicht

hingeben; denn Wirth und Wirthin und jeder Einwohner, den man ansprach, schienen ihren eigenen Jammer zu vergessen, um sich in weitläufigere Erzählungen des grenzenlosen Elends herauszulassen, in welchem die zur Auswanderung genöthigten Mainzer Bürger zwischen zwei Feinde, den innern und äußern, sich geklemmt sahen. Denn nicht der Krieg allein, sondern der durch Unsinn aufgelöste bürgerliche Zustand hatte ein solches Unglück bereitet und herbeigeführt.

Einigermaßen erholte sich unser Geist von alle dem Trübsal und Jammer bei Erzählung mancher heroischen That der tüchtigen Stadtbürger. Erst sah man mit Schrecken das Bombardement als ein unvermeidliches Elend an, die zerstörende Gewalt der Feuerkugeln war zu groß, das anrückende Unglück so entschieden, daß Niemand glaubte entgegenwirken zu können; endlich aber, bekannter mit der Gefahr, entschloß man sich, ihr zu begegnen. Eine Bombe, die in ein Haus fiel, mit bereitem Wasser zu löschen, gab Gelegenheit zu kühnem Scherz; man erzählte Wunder von weiblichen Heldinnen dieser Art, welche sich und Andre glücklich gerettet. Aber auch der Untergang von tüchtigen, wackern Menschen war zu bedauern. Ein Apotheker und sein Sohn gingen über dieser Operation zu Grunde.

Wenn man nun, das Unglück bedauernd, sich und Andern Glück wünschte, das Ende der Leiden zu sehen, so verwunderte man sich zugleich, daß die Festung nicht länger gehalten worden. In dem Schiffe des Doms, dessen Gewölbe sich erhalten hatten, lag eine große Masse unangetasteter Mehlsäcke; man sprach von andern Vorräthen und von unerschöpflichem Weine. Man hegte daher die Vermuthung, daß die letzte Revolution in Paris, wodurch die Partei, wozu die Mainzer Kommissarien gehörten, sich zum Regiment aufgeschwungen, eigentlich die frühere Uebergabe der Festung veranlaßt. Merlin von Thionville, Rewbell und Andere wünschten gegenwärtig zu sein, wo nach überwundnen Gegnern nichts mehr zu scheuen und unendlich zu gewinnen war. Erst mußte man sich inwendig festsetzen, an dieser Veränderung theilnehmen, sich zu bedeutenden Stellen erheben, großes Vermögen ergreifen, alsdann aber bei fortgesetzter äußerer Fehde auch da wieder mitwirken und bei wahrscheinlich ferner zu hoffendem Kriegsglück abermals ausziehen, die regen Volksgesinnungen über andere Länder auszubreiten, den Besitz von Mainz, ja von weit mehr wieder zu erringen trachten.

Für Niemand war nun Bleibens mehr in dieser verwüsteten,

öden Umgebung. Der König mit den Garden zog zuerst, die Regimenter folgten. Weitern Antheil an den Unbilden des Krieges zu nehmen, ward nicht mehr verlangt; ich erhielt Urlaub, nach Hause zurückzukehren, doch wollt' ich vorher noch Mannheim wieder besuchen.

Mein erster Gang war, Ihro Königlichen Hoheit dem Prinzen Louis Ferdinand aufzuwarten, den ich ganz wohlgemuth auf seinem Sopha ausgestreckt fand, nicht völlig bequem, weil ihn die Wunde am Liegen eigentlich hinderte; wobei er auch die Begierde nicht verbergen konnte, baldmöglichst auf dem Kriegsschauplatz persönlich wieder aufzutreten.

Darauf begegnete mir im Gasthofe ein artiges Abenteuer. An der langen, sehr besetzten Wirthstafel saß ich an einem Ende, der Kämmerier des Königs, von Rietz, an dem andern, ein großer, wohlgebauter, starker, breitschultriger Mann, eine Gestalt, wie sie dem Leibdiener Friedrich Wilhelm's gar wohl geziemte. Er mit seiner nächsten Umgebung waren sehr laut gewesen und standen frohen Muthes von Tafel auf; ich sah Herrn Rietz auf mich zu kommen; er begrüßte mich zutraulich, freute sich meiner lang gewünschten, endlich gemachten Bekanntschaft, fügte einiges Schmeichelhafte hinzu und sagte sodann, ich müsse ihm verzeihen, er habe aber noch ein persönliches Interesse, mich hier zu finden und zu sehen. Man habe ihm bisher immer behauptet, schöne Geister und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich und vermufft aussehen, wie man ihm denn dergleichen Beispiele genug angeführt. Das habe ihn immer verdrossen; denn er glaube doch auch nicht auf den Kopf gefallen zu sein, dabei aber gesund und stark und von tüchtigen Gliedmaßen; aber nun freue er sich, an mir einen Mann zu finden, der doch auch nach etwas aussehe und den man deshalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse. Er freue sich dessen und wünsche uns Beiden lange Dauer eines solchen Behagens.

Ich erwiderte gleichfalls verbindliche Worte; er schüttelte mir die Hand, und ich konnte mich trösten, daß, wenn jener wohlgesinnte Obristlieutenant meine Gegenwart ablehnte, welcher wahrscheinlich auch eine vermufft Person erwartet hatte, ich nunmehr, freilich in einer ganz entgegengesetzten Kategorie, zu Ehren kam.

In Heidelberg bei der alten treuen Freundin Delf begegnete ich meinem Schwager und Jugendfreund Schlosser.

Wir besprachen gar Manches; auch er mußte einen Vortrag meiner Farbenlehre aushalten. Ernst und freundlich nahm er sie auf, ob er gleich von der Denkweise, die er sich festgesetzt hatte, nicht los kommen konnte und vor allen Dingen darauf bestand, zu wissen, inwiefern sich meine Bearbeitung mit der Eulerischen Theorie vereinigen lasse, der er zugethan sei. Ich mußte leider bekennen, daß auf meinem Wege hiernach gar nicht gefragt werde, sondern nur, daß darum zu thun sei, unzählige Erfahrungen ins Enge zu bringen, sie zu ordnen, ihre Verwandtschaft, Stellung gegen einander und neben einander aufzufinden, sich selbst und Andern faßlich zu machen. Diese Art mochte ihm jedoch, da ich nur wenig Experimente vorzeigen konnte, nicht ganz deutlich werden.

Da nun hiebei die Schwierigkeit des Unternehmens sich hervorthat, zeigt' ich ihm einen Aufsatz, den ich während der Belagerung geschrieben hatte, worin ich ausführte, wie eine Gesellschaft verschiedenartiger Männer zusammen arbeiten und jeder von seiner Seite mit eingreifen könnte, um ein so schwieriges und weitläufiges Unternehmen fördern zu helfen. Ich hatte den Philosophen, den Physiker, Mathematiker, Maler, Mechaniker, Färber und Gott weiß wen Alles in Anspruch genommen; dies hörte er im Allgemeinen ganz geduldig an; als ich ihm aber die Abhandlung im Einzelnen vorlesen wollte, verbat er sich's und lachte mich aus; ich sei, meinte er, in meinen alten Tagen noch immer ein Kind und Neuling, daß ich mir einbilde, es werde Jemand an demjenigen theilnehmen, wofür ich Interesse zeige, es werde Jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem seinigen machen, es könne in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden.

Ebenso wie über diesen Gegenstand äußerte er sich über andere; freilich hatte er als Mensch, Geschäftsmann, Schriftsteller gar Vieles erlebt und erlitten, daher denn sein ernster Charakter sich in sich selbst verschloß und jeder heitern, glücklichen, oft hilfreichen Täuschung mißmuthig entsagte.

Mir aber machte es den unangenehmsten Eindruck, daß ich, aus dem schrecklichsten Kriegszustand wieder ins ruhige Privatleben zurückkehrend, nicht einmal hoffen sollte auf eine friedliche Theilnahme an einem Unternehmen, das mich so sehr beschäftigte und das ich der ganzen Welt nützlich und interessant wähnte.

Dadurch regte sich abermals der alte Adam; leichtsinnige

Behauptungen, paradoxe Sätze, ironisches Begegnen und was dergleichen mehr war, erzeugte bald Apprehension und Mißbehagen unter den Freunden; Schlosser verbat sich dergleichen sehr heftig, die Wirthin wußte nicht, was sie aus uns Beiden machen sollte, und ihre Vermittlung bewirkte wenigstens, daß der Abschied zwar schneller als vorgesetzt, doch nicht übereilt erschien.

Von meinem Aufenthalt in Frankfurt wüßte ich wenig zu sagen, ebenso wenig von meiner übrigen Rückreise; der Schluß des Jahrs, der Anfang des folgenden ließ nur Gräuelthaten einer verwilderten und zugleich siegberauschten Nation vernehmen. Aber auch mir stand ein ganz eigener Wechsel der gewohnten Lebensweise bevor. Der Herzog von Weimar trat nach geendigter Campagne aus preußischen Diensten; das Wehklagen des Regiments war groß durch alle Stufen, sie verloren Anführer, Fürsten, Rathgeber, Wohlthäter und Vater zugleich. Auch ich sollte von engverbundenen trefflichen Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Thränen der Besten. Die Verehrung des einzigen Mannes und Führers hatte uns zusammengebracht und -gehalten, und wir schienen uns selbst zu verlieren, als wir seiner Leitung und einem heitern verständigen Umgang unter einander entsagen sollten. Die Gegend um Aschersleben, der nahe Harz, von dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verloren; auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen.

Und so wollen wir schließen, um nicht in Betrachtung der Weltschicksale zu gerathen, die uns noch zwölf Jahre bedrohten, bis wir von eben denselben Fluthen uns überschwemmt, wo nicht verschlungen gesehen.

Anmerkungen

zur

Belagerung von Mainz.

Anmerkungen
zur „Belagerung von Mainz".

1. Den 26. Mai 1793 von Frankfurt nach Höchst S. 237). — In einem von demselben Tage aus Frankfurt datirten Briefe an Jacobi schreibt Goethe: „Morgen gehe ich zur Armee", so daß daselbst ein Irrthum im Datum vorliegt.

2. Hauptmann Vent (S. 237). — Vgl. S. 89, Z. 23 dieses Theils nebst Anmerkung 79 auf S. 198.

3. Prinzen Maximilian von Zweibrücken (S. 237). Maximilian Joseph (1756—1825), der 1799 Kurfürst, 1806 König von Baiern wurde; Urgroßvater des jetzigen Königs Ludwig II.

4. General Grafen Kalkreuth (S. 237). — Vgl. oben Anm. 55 zu S. 62 (auf S. 194).

5. Obrist von Stein (S. 238). — Vgl. oben Anm. 1 zu S. 17 (auf S. 181) und S. 244.

6. Die Theoristen (S. 238). — Mit Beziehung auf die systematische, aber wenig kühne und energische Kriegführung des Herzogs von Braunschweig.

7. Am 9. Mai (S. 238). — Bei den Ortschaften Kostheim, Zahlbach und Bretzenheim hatten an diesem und den vorhergehenden Tagen verschiedene Kämpfe stattgefunden.

8. Von hier und heute (S. 238). — Vgl. oben Anm. 1 zu S. 60 (auf S. 192).

9. Indem die Franzosen ihren Kalender von diesen Tagen an datirten (S. 239). — Goethe's Worte fallen auf den 20. September 1792; der neue französische Kalender wurde durch Beschluß des Nationalkonvents vom 5. Oktober 1793 eingeführt,

und zwar in der Weise, daß die Zeitrechnung mit dem 22. September 1792 als dem ersten Tage der Republik ihren Anfang nehmen sollte.

10. **Ça ira und den Marseiller Marsch** (S. 239; vgl. S. 265, Z. 7 u. 6 v. u.). — Der letztere, die bekannte Marseillaise, wurde von Rouget de l'Isle (1760—1835) in Straßburg nach einer viel verbreiteten Annahme in der Nacht vor dem Abmarsch der Freiwilligen nach Paris (Juli 1792) gedichtet. Anders erzählt Lamartine (Histoire des Girondins, Tome IV. p. 510) ihren Ursprung; danach wäre das Gedicht schon in den ersten Monaten des genannten Jahres entstanden. — Ça ira ist die kurze Bezeichnung für einen Gesang der Jakobiner, dessen Melodie, ursprünglich zu einem andern Texte gehörig, die Königin Marie Antoinette besonders geliebt haben soll. Der sich wiederholende Refrain, übereinstimmend mit dem Anfange des Gesanges, lautet: „Ah ça ira, ça ira, ça ira! Les aristocrates à la lanterne."

11. **Viktoria wegen des Siegs der Oestreicher bei Famars** (S. 239). — Hier in der Nähe der Stadt Condé war das befestigte Lager der Franzosen, welches sie nach zweitägigen harten Kämpfen am 23. und 24. Mai zu räumen gezwungen wurden.

12. **Landgrafen von Darmstadt** (S. 239). — Es ist Ludwig X. (1753—1830), der 1790 zur Regierung gekommen war. Als Großherzog, welchen Titel ihm sein Beitreten zum Rheinbunde gebracht hatte, nannte er sich seit 1806 Ludwig I. Er ist der Bruder der Herzogin Luise von Weimar. — Man vgl. auch oben S. 244.

13. **Die Prinzessinnen von Mecklenburg** (S. 239). — Es sind Luise, spätere Königin von Preußen, damals bereits mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, und ihre Schwester Friederike, mit dem Prinzen Ludwig Friedrich Karl von Preußen verlobt, nach dessen Tode mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels und seit 1815 mit dem frühern Herzoge von Cumberland, Ernst August, König von Hannover, vermählt. — Beide Prinzessinnen wurden an dem Hofe ihrer Großmutter der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, erzogen.

14. **Es war offenbar, daß Marienborn überfallen sei** (S. 240). — Die eigentliche Absicht der Franzosen bei

diesem, übrigens dem bedeutendsten Ausfall während der Belagerung ging weniger dahin, sich des Generals Kalkreuth und des Prinzen Ludwig Ferdinand zu bemächtigen; er hatte vielmehr die Durchbrechung der Einschließungslinie am linken Ufer des Rheins zum Zweck.

15. Eine kurze Relation dieses wunderbaren und unangenehmen Vorfalls (241). — Denselben Bericht schickte Goethe an Herder noch am 2. Juni und an Jacobi am 5ten. Der Ausdruck weicht in Einzelheiten an vielen Stellen ab (s. „Aus Herder's Nachlaß", Bd. I. S. 137—141), so daß der uns vorliegende Text als eine Umarbeitung des älteren anzusehen ist. — Der Brief an Herder war wol mit dadurch veranlaßt, daß Dieser ihm kurz zuvor seine erste Sammlung der „Briefe zu Beförderung der Humanität" zugeschickt hatte, auf die nach weniger Zeit die zweite folgte, mit der Bitte, dieselbe dem Herzoge zu überreichen, wozu Goethe noch keinen geeigneten Zeitpunkt hatte finden können. Auch für Jacobi vermittelte Goethe beim Herzoge; es handelte sich darum, für Jacobi's Sohn Georg den Regierungsrathstitel zu erlangen.

16. Den 7. Juni schrieb ich früh viel Briefe (S. 244). — Von diesen scheinen nur die beiden erhalten zu sein, die in dem Briefwechsel mit Jacobi, S. 159 ff., und in „Aus Herder's Nachlaß" (Bd. I. S. 141 ff.) stehen. Beiden gemeinschaftlich ist die Besprechung von Goethe's „Bürgergeneral" und die Erwähnung von „Reineke Fuchs", den Herder auf Goethe's Wunsch im Einzelnen durchging; auch wird in beiden die Befürchtung sei es ausgesprochen, sei es angedeutet, daß die Uebergabe der Stadt unter den vorliegenden Verhältnissen noch lange dauern könne. Der Brief an Herder enthält aber außerdem noch zwei charakteristische Stellen über Lavater und Kant. (Man vgl. auch oben Anm. 96 u. 151 zu S. 107 u. 141, auf S. 202 u. 214.) Ueber den Ersten, der damals, wie Goethe in einem späteren Briefe an Jacobi schreibt, seinen „Zug nach Norden" machte, heißt es: „Ich habe meinen Genius verehrt, daß er mich unterwegs sowol als in Weimar den Propheten nicht antreffen ließ. — Die Welt ist groß; laßt ihn liegen drin! — Wo sich dieses Gezücht hinwendet, kann man immer voraus wissen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talent ꝛc. ist ihre Nase wie eine Wünschelruthe gerichtet. Er hofirt der herrschenden Philosophie schon lange." — Und von Kant, der in diesem Jahre seine Schrift: „Die Religion innerhalb der Grenzen der

bloßen Vernunft" herausgegeben hatte, sagt Herder dann weiter: „Dagegen hat aber auch Kant seinen philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenleben gebraucht hat, ihn von mancherlei judelhaften Vorurtheilen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radikalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen."

17. Den 9. Juni glückte den Franzosen ein Ausfall auf Heiligkreuz (S. 245). — „Die Situation auf unsrer Seite", schreibt Goethe an Herder (a. a. O. S. 143 f.), „habe ich zu wiederholten Malen gesehen, über das Wasser bin ich noch nicht gekommen, außer bei einer schönen Partie ins Rheingau. Wir fuhren zu Wasser bis Rüdesheim, probirten die Keller durch, fuhren an den Mäusethurm, dann auf Bingen. Und zu Land nach dem Lager zurücke. Wir kamen eben zurechte, als die Franzosen einen Ausfall auf das Stift zum heiligen Kreuz thaten und es wegbrannten." Dies kann nach dem Obigen nur am 9. Juni geschehen sein, wenn auch der betreffende Brief an Herder vom 15. Juni datirt ist. — Den kleinen Ausflug erwähnt Goethe auch noch in einem Briefe an Jacobi vom 7. Juli.

18. Unser Kraus zeichnete sorgfältig (S. 245). — Kraus (vgl. oben Anm. 158 zu S. 146 dieses Theiles) und der Engländer Gore (vgl. Werke, Bd. XXXII. S. 20—25) waren zum Zwecke malerischer Studien vor wenigen Tagen nach Mainz gekommen. Man vgl. auch oben S. 246, 254 und 266.

19. Den 14. Juni (S. 245). — Tags darauf schreibt Goethe an Herder, vielleicht durch die Camera obscura, die Gore mit sich führte, erinnert: „Ich sehe viele Menschen, zu denen ich wenig Beziehung habe. Sehne mich nach meiner Camera obscura und was dem anhängig ist. Lebet wohl und genießet die Ruhe hinter der Kirche! Möchte ich doch auch schon Koppenfelsens Scheune (s. die Anm. 68 zu S. 75) statt dieser Berge, Flüsse, Städte und Plainen wieder vor dem Auge haben!"

20. Den 18. Juni . . . Den 24. Juni (S. 247). — Zwischen diese Tage fällt noch ein in der Riemer'schen Sammlung fehlender, aber später veröffentlichter Brief an Meyer (vgl. „Zur Erinnerung an die Feier des 28. August 1849 auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar"), den auch Düntzer (Goethe und Karl August, S. 107) mittheilt; Goethe schreibt hier am 22. Juni: „Die Stadt wehrt sich, und das wird noch einige

Zeit dauern. Es freut mich, daß sich indeß unser Häuschen baut, indeß wir manches zerstören. Ich hoffe, wenn unser diesjähriges Pensum fertig ist, Sie zu besuchen. Wie gern möcht' ich wieder in unserm kleinen Zirkel sein! Es ist hier herum ein leidig Leben. Ein Glück, daß man nicht zu sich selbst kommt."

21. Den 24. Juni (S. 247). — Man vgl. hiezu den Bericht Lamartine's (Histoire des Girondins, Tome III. p. 400): „La famine sans pitié força les généraux à renvoyer de la ville les bouches inutiles. Les vieillards, les femmes, les enfants, chassés de l'enceinte au nombre de deux ou trois mille, furent également repoussés par les Prussiens et expirèrent entre les deux armées sous le canon des batteries ou dans les angoisses de la faim. Les hôpitaux, sans vivres, sans médicaments, sans toits, ne pouvaient plus abriter les blessés." — Auch die unmittelbar darauf folgenden Worte „La ville capitula" sind insofern unrichtig, als sie die Kapitulation, die überdies erst vier Wochen später stattfand, wie eine Folge dieses Verfahrens erscheinen lassen.

22. Den 2. Juli (S. 253). — Von demselben Tage ist ein Brief an Knebel datirt, der aber auch keine weiteren Details über das Bombardement giebt.

23. Den 7. Juli (S. 253). — Den mit diesem Datum bezeichneten Brief an Jacobi möchte man aus vielen Gründen geneigt sein, in eine frühere Zeit zu setzen. Die Erwähnung Lavater's in ganz ähnlichen Ausdrücken wie am 7. Juni, die Zusendung des „Bürgergenerals", der Bericht über die Fahrt in den Rheingau am 9. Juni (vgl. oben Anm. 17), die Erwähnung einer vor mehreren Monaten bestellten Spritze, die Jacobi von Weimar zu haben wünschte und die schon nach dem Briefe vom 17. Mai von dort nach Frankfurt abgehen sollte — Alles spricht für unsere Vermuthung.

24. Das Rathhaus (S. 253). — Es ist zuerst in Klein's „Geschichte von Mainz", S. 560, Anm. 20, darauf hingewiesen, daß hier nur das Stockhaus gemeint sein kann. Man vgl. auch Düntzer, „Goethe und Karl August", S. 109, Anm. 1.

25. Der Franzosen ..... der Deutschen wegen Eroberung von Condé (S. 253 u. 254). — Die Franzosen feierten den Jahrestag der Zerstörung der Bastille; die Eroberung der Stadt Condé hatte bereits am 10. Juli stattgefunden.

26. Den Prinzen Louis Ferdinand, der als kühner Anführer eine ..... Wunde davontrug (S. 255 u. 256). — Ueber die Bravour des Prinzen Louis Ferdinand vgl. die dem „Politischen Journal von 1793" und Klein's „Geschichte von Mainz" entnommenen Data bei Düntzer, „Goethe und Karl August", S. 109 f. — Ein Brief an Jacobi vom 19. Juli berichtet über die Belagerung auch nichts Weiteres.

27. Der Kommandant thut Vergleichsvorschläge (S. 256). — Er wollte den Konventsdeputirten Rewbell nach Paris schicken, Verhaltungsregeln einzuholen.

28. Ankunft des französischen Kommandanten d'Oyre (S. 256). — Dieser wurde übrigens, unmittelbar nachdem er den französischen Boden betreten hatte, verhaftet und nur mit Mühe durch das Zeugniß des später erwähnten Konventsdeputirten Merlin de Thionville von der Guillotine gerettet.

29. Eine Kolonne Marseiller, klein, schwarz (S. 258). — Man halte dagegen die Schilderung des Eindrucks, den die Marseiller wenige Monate früher gemacht haben sollen, als sie nach Paris zogen (Lamartine, Tome I. p. 507): „Leurs figures hâlées, leurs physionomies martiales, leur coiffure phrygienne, leurs yeux de feu, leurs uniformes couverts de la poussière des routes, les canons qu'ils traînaient à leur suite, les branches de verdure dont ils ombrageaient leurs bonnets rouges, leurs langages étrangers mêlés de jurements et accentués de gestes féroces, tout cela frappait vivement l'imagination de la multitude. L'idée revolutionnaire semblait s'être faite homme et marcher sous la figure de cette horde à l'assaut des derniers débris de la royauté."

30. Merlin von Thionville (S. 259). — Auch von ihm, der doch nach Goethe's Darstellung nicht von dem Verdachte frei ist, die Uebergabe der Stadt durch seinen Einfluß beschleunigt zu haben (vgl. S. 267), entwirft Lamartine (Tome III. p. 399) eine pathetische Schilderung: „Les prodiges d'habileté, d'audace et de courage, dont Merlin de Thionville donnait l'exemple du coeur et des bras aux troupes, ne laissaient néanmoins d'autre espoir que celui d'une heroïque défense." — Die andere Figur in gleichem Kostüme, die er neben sich hatte, scheint Rüssel, der Gast-

wirth, gewesen zu sein. Wenigstens schreibt Goethe an Jacobi unter dem 27. Juli: „Rüssel, der Gastwirth, ritt neben Merlin, Beide in Husarenuniform an der Spitze der Reiter, welche Dubayet ausführte. Am Chausseehause schrie das Volk sein „Kreuzige"; auch hätten sie ihn gewiß ohne die Contenance von Dubayet und Merlin und ohne die Gegenwart der preußischen Offiziere vom Pferde gerissen."

31. Ihn aber schleppt man auf den nächsten Acker, zerstößt und zerprügelt ihn fürchterlich (S. 259 u. 260). — In dem eben erwähnten Briefe an Jacobi nennt Goethe zwei Personen, denen es so ergangen sei, den Klubbisten Metternich und den Pfarrer vom heiligen Kreuz. Dagegen war der Präsident der Klubbisten, Hofmann, in dem Wagen Merlin's entkommen.

32. Der König habe freien Auszug gestattet (S. 261). — Ganz so verhielt sich die Sache allerdings nicht. Die Franzosen hatten bei Abschluß der Kapitulation keinen Artikel zu Gunsten der Klubbisten durchsetzen können; indessen, sagt Häusser (Bd. I. S. 472), hätten die Geißeln, welche von den Franzosen früher aus Mainz und den Rheinlanden fortgeführt wären, eine gewisse Bürgschaft dafür gegeben, daß man die Mainzer Republikaner nicht zu streng behandeln würde. Jedenfalls wurde jedoch eine nicht unbedeutende Anzahl gefangen gesetzt. Ueber diejenigen, welche nach Ehrenbreitstein gebracht wurden, berichtet der „Rheinische Antiquarius" (I. S. 778): „Den 29. Juli 9 Uhr Morgens langten dahier 41 Mainzer Klubbisten an unter einer starken Bedeckung sächsischer Dragoner. Sie wurden vor die Behausung des Generals geführt und von da durch die Stadt über die Bruck auf die Festung gebracht. Ueber 2000 Menschen aus der Stadt haben diese Schurken durch die Stadt unter fortwährendem Schimpfen und Auslachen begleitet."

33. Welche Fliege sticht Euch? (S. 262). — Quelle mouche vous a piqué? mit dem Sinne: „Was fällt Euch ein?"

34. Es waren dieselbigen Zimmer u. s. w. (S. 264). — Vgl. S. 18 dieses Theils.

35. Eine Proklamation des neuen Gouverneurs (S. 264). — Wenn diese Proklamation auch noch milde gehalten war, so zeigte die geistliche Regierung doch bald nach

ihrer Einsetzung die größte Grausamkeit und Rachsucht. „So unvernünftig und wüst das Treiben der Mainzer Demokratie gewesen war," sagt Häusser (I. 473), „so roh und zügellos waren die Anfänge der wiedereingesetzten legitimen Gewalt. Mißhandlungen, Konfiskationen, Einkerkerungen und Gewaltthaten auch gegen Solche, die ihr Alter und ihr Geschlecht hätte schützen sollen, waren an der Tagesordnung." Und er entwirft dann noch eine ausführliche Skizze von den Mißgriffen, die man beging, und den ungerechtfertigten Handlungen, die man sich zu Schulden kommen ließ.

36. Drusus' Denkmal (S. 266). — Eine Steinmasse innerhalb der Zitadelle, auch der Eichelstein genannt; daß es ein Denkmal des Drusus ist, gilt nicht als ausgemacht.

37. In seinen hinterlassenen, schön geordneten Blättern (S. 266). — Vgl. Werke, Bd. XXXII. S. 24 f.

38. An der Befestigung von Kastel hatte man ... immerfort gemauert (S. 266). — Es war dies namentlich durch den französischen Ingenieur General Meynier geschehen, der sich schon früher durch die Befestigung von Cherbourg verdient gemacht hatte und Kommandant von Kastel war. Als er, während der Belagerung verwundet, an den Folgen der Wunde gestorben war, soll Friedrich Wilhelm II. gesagt haben — wenigstens erzählt es Lamartine —: „Je perds un ennemi qui m'a fait bien du mal, mais la France perd un grand homme."

39. Die Partei ..... eigentlich die frühere Uebergabe ..... veranlaßt (S. 267). — Man vgl. Anm. 30.

40. Rewbell (S. 267). — Er war gleichfalls als Deputirter des Nationalkonvents zu der Besatzung abgeordnet; im Jahre 1795 war er Mitglied des Direktoriums.

41. Weil ihn die Wunde am Liegen ... hinderte (S. 268). — Der Prinz hatte einen Streifschuß am Arm erhalten und war durch einen Kartätschensplitter an der Lende verwundet.

42. Der Kämmerier des Königs, von Rietz (S. 268). — Ueber ihn und seine Familie vergl. man Häusser, Bd. I. S. 198.

43. Bei der alten treuen Freundin Delf (S. 268). — Man vgl. über sie das 17. Buch von „Dichtung und Wahrheit", „Aus einer Reise in die Schweiz" unter dem 26. August 1797 (Werke, Bd. XXVI. S. 54), und unsere Goethe-Biographie, Werke, Bd. I. S. XCVII f.

44. Schlosser (S. 268). — Man vgl. über ihn Werke, Bd. XX. S. 151, 346, und Bd. XXI. S. 50, 276 f.

45. Mit der Eulerischen Theorie (S. 269). — Ueber Leonhard Euler und seine Farbentheorie vgl. man die zahlreichen Erwähnungen in dem Werke „Zur Farbenlehre, Polemischer Theil".

46. Aufsatz, den ich während der Belagerung geschrieben (S. 269). — Daß Goethe sich während dieser Zeit viel mit der Farbenlehre beschäftigte, geht aus seinen Briefen an Knebel und an Jacobi sowie aus dem Aufsatze hervor, den er am 19. Juli 1793 an Jacobi schickte (s. Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi, S. 167 ff.); indessen ist dieser Aufsatz nicht identisch mit dem hier erwähnten; wenigstens will die kurze Charakteristik, welche Goethe in unserer Stelle und in den „Tag- und Jahresheften" von 1793 von dem letzteren giebt, auf den Aufsatz im Briefe an Jacobi nicht passen.

47. Leichtsinnige Behauptungen .... erzeugte bald Apprehension und Mißbehagen unter den Freunden (S. 269 u. 270). — Man hat schon mehrfach darauf aufmerksam gemacht, daß die Verstimmung zwischen Goethe und Schlosser doch nicht so arg gewesen sein kann, als der Erstere sie hier nach der Erinnerung schildert (vgl. Biehoff, „Goethe's Leben", Bd. I. S. 240, und Düntzer, „Goethe und Karl August", S. 116). Wenigstens schrieb Goethe fast unmittelbar nach dem Zusammensein mit ihm am 11. August an Jacobi: „Mit Schlossern brachte ich in Heidelberg einige glückliche Tage zu; es freut mich ihr und ist ein großer Gewinnst für mich, daß wir uns einmal wieder einander genähert haben."

48. Von meinem Aufenthalt in Frankfurt wüßte ich wenig zu sagen (S. 270). — Die chronologischen Bestimmungen machen hier einige Schwierigkeiten. Jedenfalls ist Goethe, wie aus einem an Jacobi von Frankfurt datirten Briefe hervorgeht, am 19. August noch in dieser Stadt gewesen,

so daß die Zeit vom zehnten bis zum zwanzigsten auf den Aufenthalt daselbst fallen würde. Die übrige Zeit seit seiner Abreise von Mainz, welche man schon in die letzten Tage des Juli zu setzen hat, ist auf Mannheim, wo Goethe offenbar nur sehr kurze Zeit geblieben ist, und auf Heidelberg zu vertheilen. In Weimar war er gewiß schon am 28. August, da ein von diesem Tage aus Weimar datirter Brief an Friedrich von Stein vorhanden ist; er konnte dort auch schon ein bis drei Tage früher angekommen sein.

49. Der Herzog von Weimar trat ... aus preußischen Diensten (S. 270). — Der Herzog erhielt seinen Abschied erst am 5. Februar 1794. Jedenfalls ist es unrichtig, wenn Saupe (Göthe's Leben und Werke, S. 56) sagt, Goethe selbst hätte dem Abschiede des Herzogs von seinem Armeekorps in Aschersleben beigewohnt. Das Armeekorps selbst war kaum dort, und ebenso wenig der Herzog. Düntzer (Goethe und Karl August, S. 130) meint, man habe an Abgeordnete des Regiments zu denken, welche nach Weimar gekommen wären, um dem Herzog ihr Bedauern über seinen Rücktritt auszusprechen.

Zur Revision des Textes.

Für die Feststellung des Textes kommen in Betracht:

OA. Aus meinem Leben. Von Goethe. Zweyter Abtheilung Fünfter Theil. „Auch ich in der Champagne!" — Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung. 1822.

5a. Goethe's Werke. Original-Ausgabe. 26 Bde. Oktav. 1816—1822. Wien, Kaulfuß und Armbruster. Bd. 25. 1822.

6. Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Oktav. 40 Bde. 1827—1831. Bd. 30. 1829.

6a. Gleichzeitige Ausgabe in Sedez.

8. Goethe's poetische und prosaische Werke in 2 (in Wirklichkeit 3) Bänden. Lexikon-Format. Stuttgart und Tübingen. Cotta 1836 u. 1847. Bd. 3. 1847.

9. Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden. Duodez. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1840. Bd. 25.

11. Goethe's sämmtliche Werke in 30 Bänden. Groß-Oktav. Stuttgart. Cotta. 1850 f. Bd. 20. 1851.

11a. Dieselbe Ausgabe (in neuer Revision). 1857 f.

12. Goethe's sämmtliche Werke in 6 Bänden. Lexikon-Oktav. Stuttgart. Cotta. 1860. Bd. 4.

13. Goethe's Werke in 36 Bänden. Duodez. Stuttgart. Cotta. 1867. Bd. 21.

14. Dieselbe Ausgabe in Sedez (in neuer Revision). Stuttgart. Cotta. 1868. Bd. 21.

15. Goethe's sämmtliche Werke in 40 Bänden. Groß Sedez. Stuttgart. Cotta. 1869. Bd. 27.

K. Goethe's Werke. Herausgegeben von Heinrich Kurz. 12 Bände. Verlag des Bibliographischen Instituts. 1868 und 1869. Bd. 11.

HN. Aus Herder's Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. 3 Bände. Frankfurt a. M. Meidinger Sohn u. Comp. 1856—1857. Bd. I. S. 137—141 (für einen Abschnitt in der Belagerung von Mainz).

Campagne in Frankreich.

Seite	Zeile	
3.	1 u. 2.	Das Titelblatt lautet in OA und 5a, wie S. 283 angegeben ist.
17.	1.	bis 27., nach 11 bis 15; — fehlt in OA bis 9 und K.
18.	11 u. 13.	Sömmerrings; — 6 (aber nicht 6a), 11 bis 15 und K an der zweiten Stelle Sömmerings.
	20.	weiter; — 12 wieder.
	31.	Schwäger; — 5a Schwager.
19.	7.	von; — 5a vom.
20.	2 u. 3.	weitläufiges. — So lesen an dieser Stelle nur 5a und 11 bis 13; da aber Goethe „weitläufig" im Ganzen viel häufiger gebraucht als „weitläuftig", so ist hier die erstere Wortform überall eingesetzt.
	21.	Igel, nach 8 bis 15; — OA bis 6a und K Ygel.
21.	23.	Emigrirter; — OA, 5a, K und 15 Emigrirte.
22.	15.	deren; — 6 dessen.
	24.	Vorgerückten; — 5a Vorgeruckten und ähnlich noch oft.
	27.	stünden; — 5a ständen.
23.	12.	Procourt, nach Angabe aller Karten; — alle Texte Brocourt.
	29.	Amarant (ἀμάραντος); — OA, 5a und 13 Amaranth.
	34.	an, nach OA, 5a, 11a bis 15 und K; — 6 bis 11 in.
24.	11.	Am 28. und 29.; — OA bis 9 und K Am 28.; — 11 bis 15 Den 28. und 29.
25.	14.	von Bouillé, nach 8, 9, K und 15; — OA bis 6a von Bouillie; 11 bis 14 de Bouillé.
	22.	Leib; — 5a Leib'.
	25.	sich — fehlt in 11, 11a, 12, 14 und 15.
	27.	bewähren, nach K und 13; — die übrigen Ausgaben sich bewähren.
	31.	Weyrach; — OA bis 6a und K Weyhrach.
26.	15.	gutes; — 11 bis 14 guten.
	27.	edel, nach OA, 6 bis 11 und K; — 5a und 11a bis 15 edeln.
27.	1.	Zelte; — OA und 5a Zelten.
	19.	hie; — 5a hier, ebenso a. a. O.
	28.	Arrancy, nach den Karten; — alle Ausgaben Aranch.
	37.	nach sich — fehlt in 5a.
28.	28.	französischem; — 5a französischen.
	38.	Königthum; — 6 Königsthum.
29.	17.	bis 2. September, nach 11 bis 15; — fehlt in OA bis 9 und K.
	34 u. 35.	Mangiennes ... Wabrille, nach den Karten; — die Ausgaben Mangienne ... Wauwille.
	36.	gewährte; — 5a gewährt.
30.	28.	Samognieur, nach den Karten; — die Ausgaben Samogneux.
	30.	entfernteren; — 5a entfernten.
31.	7.	zurückbrachte; — 12 zubrachte.
32.	18.	Jägerischen; — 11 bis 14 Jägerschen, ähnlich öfter.
	24.	hanthierten; — die Ausgaben theils handirten, theils hantirten oder hantierten.
34.	4.	XIII., nach 8 bis 15; — OA bis 6a und K den XI.
35.	17.	Aufklärungen; — 5a Aufklärung.
	40.	zu; — 5a zur.

6. 8. den; — 12 am.
7. 2. jedoch — fehlt in 6 bis 11.
20. Eintritt, nach OA, K und 14; — 5a bis 13 und 15 Eintritt.
8. 28. Fayenceladen, nach 8, 11 bis 15 und K; — OA, 5a, 6, 6a und 8 Fayance-Laden.
22. Porzellans; — 5a Porzellains.
0. 2. haushältisch; — 5a haushälterisch.
26. lange; — OA lange, breite.
40. Sainte Menehould; — sämmtliche Ausgaben St., außerdem 8, 11 bis 15 und K Ménéhould.
l. 6. hoher; — OA und 5a hohen.
7. Am; — 11 bis 14 Den.
3. 3. Grandpré, wie 12; — OA, 5a, 6a und 8 Grandpree, 6, 9 bis 11a, 13 bis 15 und K Grandprée.
8. wornach; — 11 bis 15 wonach.
15. bis 10 — fehlt in OA bis 9 und K.
18. Regret, nach den Karten; — sämmtliche Texte Regrets.
1. 1. Den; — 5a Am.
6. Malancourt, nach den Karten; — die Texte Malancour.
10. zeugte; — OA und 5a zeigte.
21. unerachtet, nach 6 bis 9, 14 bis 15 und K; — OA und 5a ohnerachtet, 11 bis 13 ungeachtet.
22. denn — fehlt in 5a.
29. zu — fehlt in OA und 5a.
30 u. 31. treuen Kanzleigefährten; — 5a treuer Kanzleygefährte.
32. barneben; — 11 bis 15 daneben.
34. bedenklichem; — OA und 5a bedenklichen.
6 u. 7. Vom 13. bis zum 17. September traf, nach OA bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 Den 13. bis 17. September (1792). Den 13. traf.
26 u. 27. Clerfayt, nach 8 bis 15; — OA bis 6a Clairfait; K Clairfayt.
27. Ia, nach 11 bis 15; — OA bis 9 Ie.
16. gut, nach OA bis 9; — 5a Gut, 11 bis 15 gute.
20. nun — fehlt in 5a.
23. zu; — 5a zur.
26. ihn zu mahlen — fehlt in 6 bis 11.
28. Am; — 11 bis 14 Den.
19. Den 19., nach OA bis 9 und K; — 11 Den 18. bis 22.; 11a bis 15 Den 19. bis 22.
21. Massiges, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Massige.
31. alsbald, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 14 alsobald, 15 alsobalb.
32. immer noch; — 5a noch immer.
10. Nachmittag, nach OA bis 9; — 11 bis 15 und K Nachmittags.
13. drangebunden; — 5a darangebunden.
25. unentgeltlich; — OA und 5a unentgeldlich.
32. dran; — 5a daran.
33. Den 19. September Nachts — fehlt in 11 bis 15.
10. den; — 5a dem.
14. schlurfbar; — 11 bis 15 schlürfbar.
26. vornen; — 11 bis 15 vorn.
28. dem; — 5a den.
6. mir; — 5a in mir.
28. drüber; — 5a und 11 darüber.

55. 20. waldichten, nach 6; — OA, 6a, 8, K und 15 waldigten, 5a und 9 bis 14 waldigen.
57. 22. gehen — fehlt in OA und 5a.
46. Franzos; — 11 bis 13 Franzose.
60. 16. könnt; — 6 und 6a könnt'.
20. Jemandem; — 11 bis 13 jemand, die übrigen Ausgaben jemanden.
61. 24. ehrenthalben; — OA Ehrenthalben.
37. Hans; — 6a und 12 Haus.
62. 24. Am; — 11 bis 15 Den.
26. Dampierre, nach den Karten; — OA bis 9 Dampiere; 11 bis 15 und K Dampière.
63. 16. Frucht; — 11a und 12 Furcht.
64. 4. also — fehlt in 5a.
20. Zum 24. September — fehlt in 11 bis 15.
66. 15. erweitete, nach 6 bis 9 und K; — OA, 5a und 11 bis 15 erweiterte. „Erweiten" sagt Goethe auch sonst, z. B. Werke, Bd. II. S. 402, Z. 24, ähnlich wie „begeisten" statt begeistern.
37. sie — fehlt in 15.
67. 19. eigentliche; — 5a eigene.
68. 27. Kriegsobristen; — 11 bis 15 Kriegsobersten.
69. 25. Heereshaufen, nach 6 bis 14; — OA, 5a, K und 15 Heerhaufen.
bierhunderteinundfunfzig, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K vierhundertzweiundfunfzig.
71. 5. sähe, nach OA bis 11 und K; — 11a bis 15 sehe.
22. Regiments; — 5a und 11 des Regiments.
72. 8. der; — 5a die.
41. machen; — 5a machen und.
73. 28. Jahrszeit; — 11 bis 14 Jahreszeit, ebenso S. 146, Z. 31 u. a. and. O.
77. 1. einen, nach OA, 5a, 6a bis 9 und K; — 6 und 11 bis 15 eine.
19 u. 20. Weitem, nach 11 bis 15 und dem sonstigen Gebrauch; — OA bis 9 und K weiten.
22. nur — fehlt in 15.
26. neues; — 5a ein neues.
78. 16. Gehler's, nach 9 bis 15; — OA bis 6a und K Fischers. Man vgl. Anm. 70 auf S. 197.
79. 1. sagen; — 11 bis 14 sagten.
5. Den 4. und 5. Oktober, nach 11; — OA bis 9 und K den 4. Oktober, 11a bis 15 den 5. Oktober. Die Richtigkeit der zuerst gegebenen Zeitbestimmung geht aus dem Zusammenhange hervor. Man vgl. übrigens auch S. 224 unter diesem Datum.
7. Buzancy, nach 11 bis 15; — OA bis 9 Busancy; K Busancy.
25. dem, nach OA bis 13 und K; — 14 und 15 den.
80. 30. drüber; — 5a darüber.
81. 4. wechselnden; — 5a wechselndem.
82. 12. Sache; — 15 Sachen.
83. 12. indeß; — 13 indes.
33. abgewonnen; — 15 abgenommen.
84. 21. früh — fehlt in 11 bis 15.
85. 20. spukte, nach 5a, 8 und 11 bis 15; — OA spückte; 6, 6a, 9 und K spuckte.
26. Armoises, nach den Karten; — sämmtliche Texte Armoires.
86. 1. Zum 6. Oktober — fehlt in 11 bis 15.

86. 7. Blechofen; — 11 bis 13 Blechöfen.
15. kompendioſer; — 11 bis 13 compendiöſer.
20. manches; — 5a Manches.
87. 1. Den 7.; — 11 bis 15 Den 7. und 8.
20. und 8 — fehlt in 11 bis 15.
33. Conſenvoye, nach den Karten; — ſämmtliche Texte Conſenvoy.
89. 5. wieder — fehlt in 5a.
23. geheimer, nach 6 bis 15; — OA und K geheime; 5a der geheime.
31. wieder — fehlt in 13.
90. 17. große; — OA und 5a groß.
91. 19. Ingredienzien; — 15 Ingredienzen.
35. Feſtung, nach OA, 5a und K; — 6 bis 15 Feſtungen.
92. 16. neckiſcher, nach 6 bis 15; — OA, 5a und K neckiſchen.
22 u. 23. Halsbandgeſchichte; — OA und 5a Halsbandsgeſchichte.
28. Liſeur's, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 Liſeur.
94. 3. Gräben, ebenſo wie Z. 15 und 22 überall ſteht, nach 11a bis 15; — OA bis 11 und K Graben.
18. wateten; — OA und 5a wadeten.
40. behägliches, nach OA bis 9, K und 15; — 11 bis 14 behagliches.
95. 8. uniformirte Marode, wie es wegen des nachfolgenden Gegenſatzes — „geſunde, aber trauernde Bürgerliche" — allein heißen kann, ſteht in keiner Ausgabe; dagegen in OA und 5a Uniformirte marode, in 6a bis 9 Uniformirte, marode, in 11 bis 15 und K Uniformirte, Marode.
15. vergulbet, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 vergoldet.
27. ſchönen; — OA ſchöne.
29. vor, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 für.
30. Zum 11. Oktober — fehlt in 11 bis 15.
96. 25. Schmerzens, nach 6 bis 9 und K; — OA, 5a und 11 bis 15 Schmerzes.
38. treibe, nach OA, 5a, K, 14 und 15; — 6 bis 13 triebe.
97. 4. Sie; — OA bis 6a ſie.
29. Spincourt, nach den Karten; — die Texte Sebincourt.
34. Gamaſchen; — OA bis 6a Camaſchen.
98. 10. denſelben, nach OA, 5a, 11a bis 15 und K; — 6 bis 11 demſelben.
99. 21. Vettern; — 5a Vetters.
34. kaltem; — OA, 5a, 14 und 15 kalten.
100. 3. Neugier; — 15 Neugierde.
8. Aſſignaten, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Aſſignate, während Z. 14 in allen Ausgaben Aſſignaten ſteht.
101. 27. verbunden; — 15 verbunden zwiſchen Felſen.
38. Elze; — OA bis 9 Elſe.
39. zwiſchen Felſen — fehlt in 15.
103. 10. über ſtehende; — 6 bis 9 und K überſtehenden.
104. 14. weit- und breiten; — alle Texte weit und breiten.
21. Igel; — 6 Ygel.
23. kriegeriſcher; — 5a kriegeriſchen.
105. 1 u. 29. Trier — fehlt in OA bis 9 und K.
24. erfolgt; — 12 erfolgte.
106. 18. deſſen ungeachtet, nach 6; — die übrigen Ausgaben dem ungeachtet.
107. 20. Gehler's, nach 11a bis 15; — OA bis 11 und K Fiſcher's — Man vgl. die Bemerkung zu S. 78, Z. 16.

107. 31. viel; — 14 und 15 viele.
108. 4. genutzt; — 5a genützt.
12. Nun; — 5a Nur.
14. unregelmäßigste; — 5a unregelmäßige.
17. was, nach OA bis 9, K und 15; — 11 bis 14 das.
24. fürchten; — 14 und 15 befürchten.
28. Den 28.; — 11 bis 15 Den 27.
109. 2. mittler, nach 6 bis 14; — OA, 5a, K und 15 mittlerer.
110. 1. Den 29., nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 Den 28.
4 u. 25. Custinens, nach OA, 6, 6a, K und 15; — 8 bis 14 Custine's.
111. 22 u. 23. reichstädtische, nach OA, 6 bis 11 und K; — 5a und 11a bis 15 reichsstädtische.
112. 6. Blutverwandte; — 11 bis 15 Blutsverwandte.
13. zwölf, nach OA bis 9, K und 15; — 11 bis 14 siebzehn. Man vgl. Anm. 105 auf S. 204 f. dieses Theiles.
113. 18. Mauer, nach OA, 5a, K, 14 und 15; — 6 bis 13 Mauern.
24. Diözes; — 11 bis 14 Diöcese.
114. 27. Zu; — 5a Zur.
115. 16. Trier, den 29. Oktober — fehlt in 11 bis 15.
23. Friede; — 11 bis 15 Frieden.
116. 6. Fußboden, nach OA bis 9; — 11 bis 15 und K Fußböden.
7. Verguldung, nach OA, 6 bis 9, K und 15; — 5a und 11 bis 14 Vergoldung.
18. Einnahme, nach OA bis 11 und K; — 11a bis 15 Einnahmen.
22. Trierischer; — 11 bis 13 Trierscher.
117. 20. eine — fehlt in 15.
33. November; — OA bis 9 und K Oktober; 11 bis 15 Im November.
118. 7. Kranken. — Aus der Vergleichung von S. 117 Z. 17 folgt, daß die Kranken den ermüdeten Reitern entgegengesetzt werden, was hier allerdings korrekter durch die Wiederholung des Wortes „jener" ausgedrückt wäre. Sämmtliche Texte kranken.
120. 8. in; — 5a im.
17. versprach; — 5a sprach.
22. war; — 5a ward.
24. standen; — OA stunden.
121. 12. Generale, nach 6 und 11 bis 15; — OA, 5a, 6a, 8, 9 und K Generäle.
33. zehn; — OA, 14 und 15 zehen.
122. 22. Flotow, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Flotho.
125. 38. das — fehlt in 5a.
126. 3. sehe; — 5a sähe.
12. geziemte; — 5a geziemt.
23. vom; — 5a von.
129. 6. November, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 im November.
131. 25. Pauw, nach 9 bis 15; — OA bis 8 und K Paw.
133. 3 u. 4. Mannichfaltigkeit, nach 6 und 11 bis 15; — OA, 6a bis 9 und K Mannigfalt.
25. lebendige; — OA Lebendige.
32. erfand; — 12 empfand.
134. 1. Paradoxe, nach OA bis 9; — 11 bis 15 und K Paradoxen.
14. bösen; — OA und K böse.
25. nunmehr; — 6a nun nunmehr.
34. jeder; — 12 jener.

135. 8. Heinse, nach 6, 8 bis 15 und K; — OA, 5a und 6a Heinze.
26. in dem, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 im.
136. 23. Coudenhoven, nach 8 bis 15; — OA bis 6a und K Goudenhofen.
25. Dohm, nach 6 bis 15 und K; — OA, 5a und 6a Dom.
26. Kenntniß, nach OA, 5a und 11a bis 15; — 6 bis 11 und K Kenntnisse.
137. 15. darüber; — 12 daüber.
24. Geheimerath; — 5a Geheimrath.
26. Kampher; — OA und 5a Kampfer.
138. 20. Ende, nach 11 bis 15; — in OA bis 9 und K fehlt das Wort.
139. 8. indessen; — 12 indem.
15. Mittagmahles; — 15 Mittagsmahles.
28. Mittagessen; — 11 bis 15 Mittagessen.
140. 18. drauf, nach OA, 6 bis 9 und K; — 5a und 11 bis 15 darauf.
141. 21. religiose, nach OA, 6, 6a, 9, K und 15; — 5a, 8 und 11 bis 14 religiöse; ebenso S. 156 Z. 36, S. 160 Z. 7 und öfter.
30. alsbald; — 11 bis 15 alsobald.
142. 16. 1777, nach 9 bis 15; — OA bis 8 und K 1776. Vgl. Anm. 152 auf S. 215.
143. 18. öfter, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 öfters.
21. vom, nach OA, 5a, 11a bis 13 und K; — 6 bis 11, 14 und 15 von.
144. 5. so bald; — OA und 5a sobald.
12. Interessen; — OA Interesse.
28. Sekretarien; — 11, 11a, 12 und 14 Secretäre.
145. 9. eigne Wahre, nach K, 14 und 15; — OA bis 6a und 9 eigne wahre; 8 und 11 bis 13 Eigene, Wahre.
33. Ohre, nach Werke, Bd. I. S. 146; — die Texte der „Campagne" Ohr.
146. 5. einem; — OA und 5a einen.
8. Jemanden; — 11 bis 14 Jemand.
11. dem Sohne; — diese gewagte Konstruktion haben alle Texte.
147. 13. gegenwärtig; — 15 ohne Autorität gegenüber.
36. setze; — 11a und 12 setzte.
148. 7. seinem; — OA und 5a seinen.
149. 22. -Erscheinungen; — alle Texte Erscheinungen.
150. 6. hierauf; — 15 darauf.
31. In; — 5a Im.
151. 4. hätte; — 5a hatte.
152. 12. alsbald; — 11 bis 14 alsobald.
19. im Dezember 1792, nach 11 bis 13; — OA bis 9 und K November 1792; 14 und 15 im December.
20. Fürstin, nach OA bis 6a, K und 13; — 8 bis 12, 14 und 15 Fürstin Gallitzin.
154. 3. haushälterisch; — 11, 11a und 12 haushältisch.
6. andere; — K, obwol es sich auf „Religion" bezieht, Andere.
19. innerer; — 5a innere.
40. Kostbares; — OA und 5a Kostbare.
155. 14. Hemsterhuis', nach 11, 11a und 12; — OA, 9, K und 13 bis 15 Hemsterhuis, ebenso S. 156, Z. 13.
157. 4. aber — fehlt in den Gedichten, Werke, Bd. II. S. 11, Z. 25.
8. und — fehlt in den Gedichten, Werke, Bd. II. S. 12, Z. 1.
9. Verwegene; — 15 Verwegne.
158. 6. festen; — OA, 5a und K feste.
21. jedoch; — 15 doch.
30. 8. an dem; — OA bis 6a andem.

161. 20. katalogirt; — 11 bis 13 katalogisirt; ebenso S. 167, Z. 37 Katalogirens; — 11 bis 13 Katalogisirens.
22. Originalen; — 11 bis 15 Originalien.
162. 1. Weimar, vom Dezember 1792 bis zum April 1793 seit 11; — fehlt in OA bis 9, desgleichen in K.
163. 12. Schaudern; — 15 Schauder.
23. Wohlhäbigkeit; — 5a Wohlthätigkeit.
29. Königsplatze; — 5a Königplatze.
164. 31. Bellomo'schen, nach 8 bis 12; — OA bis 6a und 13 bis 15 Belluomo'schen.
165. 7. zu; — 5a zur.
8. Poesie, nach OA bis 9, K und 15; — 11 bis 14 Poetik.
21. Beifallswürdiges; — 5a Beifallwürdiges.
166. 11. F., nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 Fr.
13 u. 14. beschränkten; — 12 bestimmten.
25. viel; — 5a viele.
32. Allem, nach 6 bis 13; — OA, 5a, 14, 15 und K allen.
nichts; — OA nicht.
37. reinsten, nach OA bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 reichsten.
167. 23. einen ... andern; — 5a Einen ... Andern.
28. original (Adjektiv); — sämmtliche Ausgaben Original.
169. 26 u. 27. kräftigem; — OA und 5a kräftigen.
170. 5. vorne, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 vorn.
11. unerachtet, nach OA bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 ungeachtet.
171. 20. ausgeführt; — 5a ausgefüllt.
23 u. 24. Halsbandsgeschichte; — 11 und 15 Halsbandgeschichte, ebenso S. 173, Z. 6.
172. 16. denn; — OA den, 5a dann.
22. Final; — 15 Finale.
173. 23. Vortrefflichkeit, nach 6; — alle übrigen Texte Trefflichkeit.
174. 11. flossen, nach OA bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 floß.
18. gedrückter; — OA, 5a und K gedruckter.
176. 2. Jordan; — OA, 6 und 6a Jourdan.
12. kämpfenden; — 6 bis 9 kämpfender.
18. Karl's; — OA bis 9 Karl.
22. Schritt für Schritt, nach OA, 5a, 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 Schritt vor Schritt.
28. Neuwinger; — OA bis 6a und 8 Neubinger.
177. 12. auf, nach OA und 6 bis 11; — 5a und 11a bis 15 auf's.

Belagerung von Mainz.

237. 8. Oberolm, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Oberulm, ebenso a. a. O.
11. Kastel, nach 11 bis 14; — OA bis 9, 15 u. K Cassel, ebenso öfter.
238. 29. Ixenplitz, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Ixenblitz.
239. 6. datirten, nach OA, 5a, 11a bis 15 u. K; — 6 bis 11 datiren.
240. 9. Erbenheim, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Ebenheim.

241. 10 u. 11. nicht gar in der Entfernung einer halben Stunde; — HN in der Entfernung ohngefähr einer Viertelstunde.
14. Drais; — HN Dreys.
diesem; — HN dem.
15. außerhalb desselben; — HN von demselben.
19 u. 20. dahin einen Ausfall; — HN einen Ausfall dahin.
22. Indessen; — HN Unterdessen.
23. Dalheim, nach 6, 11 bis 15 und K; — OA, 5a, 8, 9 und HN Dahlheim.
30 u. 31. Die Franzosen; — HN sie.
33 u. 34. einige hundert, nach HN, OA, 11a bis 15 und K; — 5a einnige hundert; 6 bis 11 einige.
in; — HN im.
37. schlängelnd — fehlt in HN.
und durch; — HN durch.
einige; — 5a eigene.

242. 1—5. Der Text lautet in HN: Gründe und durch das hohe Korn bis wieder an die Chaussee, passirten sie und eilten auf Marienborn los. Sie waren von Bauern aus der Nachbarschaft geführt und nahmen ihren Weg durch die Patrouillen durch, die ein Umstand unaufmerksam gemacht hatte.
6. Getreide; — HN hohe Getreide.
7. dieser; — HN der.
9—20. Text von HN: Franzosen. Einige Patrouillen achteten das Geräusch nicht, andre riefen sie an und hielten ihren undeutlichen Gegenruf für Ungrisch. Genug, sie drangen unentdeckt weit vor, und als man sie endlich erkannte und nach ihnen schoß, eilten sie nach Marrienborn (sic), erreichten das Dorf gegen ein Uhr, wo man sorglos entweder schlief oder wachte. Sie schossen sogleich in die Häuser, wo sie Licht sahen, drängten sich durch die Straße, umringten den Ort und das Klostergebäude, in welchem der General lag. Die Verwirrung war groß, besonders da noch mehrere in Marienborn cantonnirten. Die Batterien feuerten, das Infanterieregiment Wagner (sic) rücktevor, Lottum kam herzu, eine Escadron Herzog von Weimar, die hinter dem Orte lag, war bei der Hand, die Sächsischen Husaren desgleichen. Es entstand ein verwirrtes Gefecht mit großer Lebhaftigkeit.
21 u. 22. des blockirenden Lagers; — HN der blokirenden Läger.
22. Jedes wurde; — HN jeder ward.
24. eilen; — HN kommen.
25. stand am Himmel und — fehlt in HN.
26. nahm; — HN führte.
28. lag, und eilte; — HN campirte.
29—32. Text von HN: Die Regimenter Wagner (sic) und Lottum widerstanden dem Feinde, und nach einem anderthalbstündigen Gefecht trieb man die Franzosen gegen die Stadt zurück. An Todten ließen sie 30 und etwa so viel Gefangene und Bleßirte zurück. Sie haben, so viel man weiß, nur einige Artilleriepferde erbeutet.
33. Thadden; — 5a Tadden.
34. ist todt — fehlt in HN.

242. 34 u. 35. Rittmeister und Adjutant von Voß tödtlich verwundet; — HN Rittmeister Voß, Generaladjutant, sind todt und einige Hauptleute der Infanterie.
37. Bretzenheim; — HN Bretzenheim zu Anfang der Affaire.
40 u. 41. mit Pech überzogene Birkenwellen an allen; — HN und dergleichen brennbare Materialien an mehreren.
243. 3—9. eine Brücke.... bei Marienborn; — HN von einer Rheininsel an der Mainspitze, in der sie sich eingenistet haben, eine Brücke auf die nächste zu schlagen. Nunmehr ist das zweite Treffen näher an Marienborn herangezogen. Des Herzogs Regiment steht rechts Marienborn.
12 u. 13. die Franzosen.... ausgezogen; — HN als wären sie in drei Colonnen ausgegangen. — Ein Brief des Herzogs an seine Frau Gemahlin wird das, was ich sage, bestätigen, modificiren, aufklären. — Dii meliora!
31. gehenkt, nach 6; — OA, 6a bis 15 und K gehangen.
245. 24. Kraus, nach 8 bis 15; — OA bis 6a und K Krause.
247. 25. andere; — 5a anderen.
26. Nachmittag, nach OA bis 9 und 15; — 11 bis 14 und K Nachmittags.
30. Ellfeld, nach 11 bis 15; — OA bis 9 und K Elfeld.
249. 22. erreichte; — sämmtliche Texte erreichten.
26. kleine — fehlt in 5a.
250. 21. vorginge; — 5a vorging.
251. 10. Wallfahrtenden; — 5a Wahlfahrtenden.
22. Geklapper; — OA und 5a Geklappere.
254. 2. den; — 5a dem.
255. 41. Louis Ferdinand, nach Analogie von S. 46, Z. 36 u. S. 268, Z. 7; — sämmtliche Texte Ludwig.
256. 22. auf den, nach OA bis 9 und K; — 11 bis 15 zum.
257. 8. aufgenommen, nach OA bis 9 u. K; — 11 bis 15 angenommen.
16. Ausgewanderter, nach 6 bis 14; — OA, 5a, 15 und K Ausgewanderte.
29. bürgerlichem; — sämmtliche Texte bürgerlichen.
258. 9. Juli; — OA Juni.
24. wurden jedoch, nach 6 bis 14 und K; — OA, 5a und 15 jedoch wurden.
34. oder; — 12 und.
259. 4. Quixote; — OA und 5a Quichote.
29 u. 30. Chaussеegräben, wie S. 94, Z. 3, 15, 22; — alle Texte Chausseegraben.
260. 6. Schmähungen; — OA und 5a Schmähen.
262 20. versetzte; — 5a versetze.
263. 12. in; — 5a im.
21. erleuchtende; — 5a erleuchtete.
33. voll, nach OA und 9 bis 15; — 6, 6a und K von.
265. 4. Schärpen, nach 11 bis 15 und K; — OA bis 9 Scherpen.
23. vielen, nach OA bis 9, 15 u. K; — 11 bis 14 vielem.
266. 15. geflogen; — 5a gepflogen.
267. 31. Rewbell, nach 11 bis 15; — OA bis 6a Reubel; — 8, 9 und K Rewbel.
268. 7. Louis Ferdinand, nach OA bis 9; — 11 bis 15 Ludwig.

Register.

Das nachfolgende Register, welches, dem Inhalte der vorangehenden Schriften entsprechend, besonders Personen- und Ortsnamen enthält, erstreckt sich in gleicher Weise auf den Text wie auf die Vorbemerkungen und Anmerkungen. Alle Seitenzahlen zwischen 5 und 14, 179 und 234, 271 und 282 beziehen sich demnach nur auf die beiden letzteren. — Abkürzungen für Fluß, Stadt und Ortsname: Fl. St. O.N. Ein hinter der Seitenzahl stehendes f bezeichnet zugleich die nächstfolgende, ein ff die zwei nächstfolgenden Seiten.

Aëtius, römischer Feldherr. 69.
Agricola, Georg (Bauer). 33. 185.
Aire, Fl. 41 f. 44. 48. 187.
Aisne, Fl. 48 ff. 76. 85. 89. 187. 198. 224.
Alvensleben, Philipp Karl v. —. 43.
Antoinette (Marie), Königin von Frankreich. 92. 274.
Antonine, die, gemeinsamer Name der römischen Kaiser Antoninus Pius (138—161) und Marcus Aurelius (161—180). 104.
Antwerpen, St. 22. 231.
Apolloberg bei Trier. 115.
Argonnen, Gebirgszug. 9. 41. 48. 55. 62. 65. 74. 189. 195.
Arlon, St. 99 f. 201. 225.
Arranch, O.N. 27. 223.
Artois, Karl Philipp Graf von —, Bruder Ludwig's XVI. von Frankreich. 44. 85. 115. 136. 138. 188.
Artois, Robert Graf von —, Bruder Ludwig's IX., des Heiligen, von Frankreich. 68 f. 195 f.
Aschaffenburg, St. 110.
Aschersleben, St. 25. 270. 282.
Assignaten. 100. 108. 201.
Attila, König der Hunnen. 69 f. 114. 196.
(Augsburger) Allgemeine Zeitung, s. Zeitschriften.
Avoncourt, O.N. 187.

Babo, Franz Marius v. —. 165. 219.
Babylon-Kairo, St. 68.
Bacharach, St. 176.
Bar, St. 38.
Baumannshöhle im Harz. 145. 149. 215.
Beaulieu-Marconnay, Karl Freiherr v. —. 182.
Beaurepaire, N. de —, Kommandant von Verdun. 37. 39. 185 f.
Bechtoldsheim, Emil v. —. 56. 192.
Beck, Johann Christoph, Schauspieler. 173.
Belagerung von Mainz, s. Mainz.

Bellomo. B.'sche Schauspielergesellschaft. 164. 218.
Benoit, Abgesandter des Konvents im französischen Lager. 199.
Berlin, St. 66.
Bertuch, Friedrich Justin. 146. 215.
Bettina, Elisabeth v. Arnim, geb. Brentano. 207.
Beuil, Frau v. —. 136.
Biberich, Schloß und Marktflecken bei Wiesbaden. 238.
Biedermann, Woldemar, Freiherr v. —. 182. 219.
Bingen, St. 18. 223. 276.
Bleiau, Rheininsel. 252.
Bodenheim, D.R. 237. 239.
Böcking, Eduard, Rechtsgelehrter. 207.
Böcking, Kaufmann in Trarbach. 119 f. 207.
Boisserée, Sulpiz. 206.
Bombelles, Marc Marie, Marquis v. —. 54 f. 190 f.
Bonn, St. 125. 225.
Bonnet, Charles, Naturforscher und Philosoph. 133. 210.
Böttiger, Karl August, Archäolog. 220.
Bouillé, François Claude Amour, Marquis de —. 25. 183.
Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog v. —. 8. 12. 25 ff. 42. 49—53. 60. 62. 70 f. 77. 87. 187. 189. 193. 273.
Braunschweig, Friedrich Wilhelm, Herzog v. —. 81. 87. 198.
Brentano. S. Bettina und La Roche.
Breteuil, Louis Auguste le Tonnelier, Baron v. —. 92. 200.
Bretzenheim, D.R. 237. 239. 241 f. 273.
Bretzner, Christoph. 165. 219.
Brüssel, St. 231.
Büffon, Georg Ludwig Leclerc, Graf v. —. 185.
Büsching, Anton Friedrich, Oberkonsistorialrath und Gymnasialdirektor in Berlin. 196.
Buzancy, D.R. 69. 197. 224.

Ça ira, Revolutionslied. 239. 265. 274.
Calonne, Charles Alexandre de —, französischer Finanzminister. 200.
Campagne in Frankreich. 1—177. Anmerkungen zu derselben. 179—225.
Campagne in Schlesien. 128.
Chalons, St. 37. 50. 51. 55. 57. 65. 68. 121. 189. 195.
Chamborand, französisches Regiment. 48.
Champagne pouilleuse. 49. 189.
Chantilly, D.R. 17. 183.
Chatillon l'Abbaye, D.R. 27. 223.
Cherbourg, St. 280.
Cimarosa, Domenico, Komponist. 166. 219 f.
Clerfayt, François Sebastien Charles Joseph de Croix, Graf v. —, österreichischer General. 46. 187. 195. 198. 231.
Clermont, St. 42. 195.
Compiègne, St. 183.
Condé, Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz v. —. 17. 181.
Condé, St. 254. 274. 277.
Consenvoye, D.R. 87. 198. 225.
Corbière, v. —, Kommandant von Verdun. 91.
Coudenhoven, Frau v. —, geborne Gräfin von Hatzfeld. 136 f. 211.
Custine, Adam Philipp, Graf v. —, französischer General. 110. 136. 203 f. 211 f. 222. 230.

Dalheim, O.R. 241.
Dambierre, O.R. 62.
Dambillers, O.R. 29. 224.
Darmstadt, Landgrafen von —, s. Hessen-Darmstadt.
Delf, Fräulein. 268. 270. 281.
Destouches, Philippe Néricault, französischer Dramatiker. 201.
Deutsches Museum, s. Zeitschriften.
Diderot, Denys. 131. 209.
Dillon, französischer General. 187.
Dittersdorf, Karl Ditters von —, Komponist. 166. 219.
Dohm, Christian Konrad Wilhelm v. — und Frau. 136. 211.
Drais, O.R. 241.
Drusus' Denkmal in Mainz. 266. 280.
Dubayet, französischer Offizier. 279.
Duisburg, St. 5. 14. 138 f. 225.
Dumouriez, Charles François, französischer General. 6. 8 ff. 41 f. 47 f. 50. 55. 62 f. 70 f. 74. 121. 184. 187 f. 191 ff. 231.
Dun, St. 79. 197 f. 225.
Düntzer, Johann Heinrich Joseph. 10. 182. 192. 197. 207. 212. 276 ff. 281 f.
Düsseldorf, St. 124. 129. 131. 135 f. 162. 223. 225.

Ebermann, Johann Peter. 185.
Ehrenbreitstein, O.R. 116. 120. 124. 207. 279.
Ehrmann, Theophil Friedrich, Geograph. 196.
Eichelstein, s. Drusus' Denkmal.
Eisenach, St. 143. 164.
Ellfeld (Eltville), St. 247.
Elze, Fl. 101.
Emigrirte, französische. 7. 13. 19. 21. 26. 41. 66. 75. 95. 98. 100. 123 137 f. 152. 162. 164. 175.
Endymion. 73. 197.
Epernay, St. 37.
Erbach, Graf v. —, östreichischer General. 208.
Erbenheim, O.R. 240.
Ernst August, König von Hannover, früher Herzog von Cumberland. 274
Estain, St. 94. 200. 225.
Ettersberg, bei Weimar. 143.
Euler, Leonhard, Mathematiker und Physiker. 269.

Famars, O.R. 239. 274.
Ferdinand, Prinz von Preußen, s. Preußen.
Ferney, Wohnort Voltaire's. 131.
Fischer, Franz Joseph, Schauspieler. 166. 219.
Florian, Jean Pierre Claris de —, französischer Dichter. 172.
Flörsheim, O.R. 237.
Flotow, v., preußischer Offizier. 122.
Forster, Johann Georg Adam und seine Gattin Therese F. geb. Heyne, spätere Huber. 18. 181 f.
Förster, Friedrich. Dessen „Geschichte Preußens". 189.
Franken, deutscher Volksstamm. 113.
Frankfurt am Main. 110 ff. 135 ff. 176. 204. 211. 222. 229. 233. 237. 251—270. 273. 281.
Friedrich der Große, s. Preußen.
Friedrich Karl, Kurfürst von Mainz. 204. 266.
Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunschweig, s. Braunschweig.

Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, s. Preußen.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, s. Preußen.
Friedrich Wilhelm, Prinz von Solms-Braunfels. 274.
Fritsch, Ludwig Freiherr v. —, preußischer Offizier. 19. 105. 182.
Fürstenberg, Friedrich Wilhelm Franz, Freiherr v. —. 133. 153f. 157. 207. 216.

Gallitzin, Amalie Fürstin v. —, geb. Gräfin Schmettau. 5. 131. 133. 138. (Goethe's Aufenthalt bei ihr 152—161). 162. 170. 207. 209f. 216f. 225.
Gehler, Johann Samuel Traugott, Verfasser eines „Wörterbuchs der Physik". 78. 107. 197.
Ginsheim, D.R. 237. 248.
Girtanner, Historiker. 6. 10.
Glorieux, D.R. 42ff. 136.
Goebeke, Karl. 223.
Goeschen, Georg Joachim, Buchhändler. 188.
Gore, Charles. 246f. 254. 260. 262. 266. 276. 280.
Goslar, St. 25. 150.
Gotha, St. 146.
Goethe, Johann Wolfgang v. —. Ausgabe seiner Werke bei Goeschen. 188.
Register der erwähnten Dichtungen und Schriften:
Aufgeregten, Die. 174. 221.
Aus einer Reise in die Schweiz (1797). 281.
Beiträge zur Optik. 133. 210.
Benvenuto Cellini. 12.
Bürgergeneral, Der. 173. 226. 233. 275. 279.
Dichtung und Wahrheit (Aus meinem Leben). 5. 200. 210. 214. 281.
Einzelne Gedichte. (Harzreise im Winter) 143. 145ff. (Der neue Amor) 157. (Hausgarten) 177. (Xenie, Bd. II. S. 390) 203. (Trier, Epigramm) 206. (Diner zu Koblenz) 214.
Farbenlehre, Studien und Aufsätze zur —. 101. 122. 133. 185. 207. 269. 281.
Großkophta, Der. 132. 172. 200. 209.
Hemsterhuis-Gallitzin'sche Gemmensammlung, aus Bd. XXVIII. 220.
Herrmann und Dorothea. 174. 221.
Iphigenie. 130. 132.
Italienische Reise. 14. 207. 218.
Metamorphose der Pflanzen. 133. 210.
Philipp Hackert. 200. 276.
Physiognomische Fragmente, aus Bd. XXVIII. 214.
Reineke Fuchs. 174. 221. 233. 244. 275.
Reise der Söhne Megaprazon's. 129. 209.
Römische Elegien. 128.
Tag- und Jahreshefte. 10. 181. 185. 200. 211. 219.
Tasso. 166. 191. 220.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. 174. 220f.
Venetianische Epigramme. 128.
Weimarisches Hoftheater, aus Bd. XXVIII. 218.
Werther. 140. 197. 214.
Wilhelm Meister (Philine). 13. 183.
Goethe, Julius August Walter v. —, Goethe's Sohn. 223.
Goethe, Katharina Elisabetha, geb. Textor, Goethe's Mutter. 18. 110. 112f. 205ff.
Gotsch, v. —, preußischer Oberst und dessen Sohn. 115.

Göttingen, St. 25.
Gottsched, Johann Christoph. 221.
Götze, Johann Georg Paul, Goethe's Diener. 20. 43. 51. 62. 86. 89. 119 f. 125. 162 173.
Gozzi, Carlo Graf —, italienischer Dichter. 166. 219.
Grandpré, St. 9. 42. 45 ff. 48 ff. 62. 70. 77. 88. 187. 189. 195. 197 f. 224.
Grevenmachern, St. 21. 95. 104. 223.
Grimm v. Grimmenhof, Friedrich Melchior, Baron. 136 f. 211.
Grothhus — geht als Parlamentär nach Verdun. 31 f.
Guglielmi, Pietro, italienischer Komponist. 166. 219 f.
Gunzenheim, O.R. 241. 245.

Hagemann, Gustav, Schauspieldichter. 165. 219.
Hagemeister, Johann Friedrich, Schauspieldichter. 165. 219.
Hamann, Johann Georg. 153. 213. 217.
Hanau, St. 110.
Hans, O.R. 61. 72. 87. 109. 224.
Harz. Goethe's Reise in denselben. 143 ff. 270. „Harzreise im Winter", s. unter: Goethe, Einzelne Gedichte.
Haugwitz, Christian Heinrich Karl Graf v. —. 95. 200.
Häusser, Ludwig. Dessen „Deutsche Geschichte." 6. 11. 181 f. 186. 188 ff. 192 ff. 199. 203. 211. 232 f. 280.
Hechtsheim, O.R. 237. 241. Hechtsheimer Berge. 232 f.
Heidelberg, St. 229. 234. 268 f. 291 f.
Heiligkreuz, O.R. 245. 276.
Heinse, Wilhelm. 135. 210 f.
Hemsterhuis, Franz, Philosoph und Kunstkenner. 131. 133. 153 ff. 156 f. 207. 209. 217.
Herder, Johann Gottfried v. —. 14. 175. 201 f. 213. 221. 229. 275 f.
Hessen-Darmstadt:
Karoline, Landgräfin von —, Pfalzgräfin von Zweibrücken. 274.
Ludwig X., Landgraf von —, als Großherzog Ludwig I., Sohn der Vorigen. 244. 274.
Hetmann, preußischer General. 51. 62. 193.
Heyne, Therese, s. Forster.
Hirzel, Salomo. 210. 213.
Hochheim, O.R. 237 f.
Höchst, St. 237. 273.
Hoffmann, Christoph Ludwig, Direktor des medizinischen Kollegiums in Mainz. 137. 212.
Hofmann, Präsident der Klubbisten in Mainz. 279.
Hohenlohe, Erbprinz v. —. 222.
Hohenlohe-Kirchberg, Fürst v. —, östreichischer General. 184.
Homer. Stellen aus dessen Odyssee. 111. 193. 197. 204.
Horen, Die, s. Zeitschriften.
Honoratus III., Fürst von Monaco. 181.
Houdon, Jean Antoine, französischer Bildhauer. 136. 211.
Huber, Ludwig Ferdinand, Schriftsteller. 18. 183 f.
Hundsrück, Gebirge. 176.

Idstein, St. 176.
Iffland, August Wilhelm. 165. 218.
Igel. Altrömisches Denkmal daselbst. 20 f. 104 ff. 114. 182. 202. 223.
Ilfeld, O.R. 144. 215.

Ilmenau. Bergwerk daselbst. 143.
Ingelheimer Au, Rheininsel. 232.
Isletten, die, Gebirgspaß in den Argonnen. 41 f. 50. 115. 187. 206.
Itzenplitz, v. —, preußischer Offizier. 238.

Jacobi, Friedrich Heinrich. 5. 14. 131. 138. 207. 213. 215. 220. 225. 273. 275—279. 281.
Jacobi, Georg, Sohn des Vorigen. 275.
Jacobi, Max, desgleichen. 134. 208. 210.
Jagemann, Christian Joseph. 146. 215.
Jäger, J. G. A., Offizier in Frankfurt a. M. Dessen Karten. 9. 14. 17. 32. 37. 181.
Jakobiner, die. 24.
Jardin Fontaine, D.N. 42 f. 90 f. 199. 224.
Jemappes, D.N. 231.
Jenaische Literatur-Zeitung, s. Zeitschriften.
Joinville, Jean Sire de —, französischer Historiker. 69. 195.
Jordan, Camille, französischer Publizist. 176. 222.
Julius Caesar, römischer Imperator. 169. 206.
Jünger, Johann Friedrich. 165. 219.

Kalender, der neue französische von 1793. 239. 273.
Kalkreuth, Friedrich Adolf Graf v. —, preußischer General und später Feldmarschall. 62. 187. 194. 199. 233. 237 f. 241. 244. 273. 275.
Kannegießer, Karl Friedrich Ludwig. 212.
Kant, Immanuel. 107 f. 132 f. 202 f. 275 f.
Karl I., König von England. 176. 222.
Karl Ludwig, Erzherzog von Oestreich. 231.
Karl Philipp, Graf von Artois, s. Artois.
Karlsschanze, in Mainz. 252 f.
Karoline, Landgräfin von Darmstadt, s. Hessen-Darmstadt.
Karthause, Gebäude in Mainz. 247. 266.
Kassel, St. 110. 163. 223. 225.
Kastel, Brückenkopf vor Mainz. 232. 237. 249. 252. 257. 268. 280.
Kaub, St. am Rhein. 176.
Kellermann, François Christophe v. —, französischer General und Marschall. 55. 57. 59. 62. 191 f. 195.
Klein, Verfasser einer „Geschichte von Mainz". 277.
Kleist, Christian Ewald v. —. 221.
Klinger, Friedrich Maximilian v. —. 215.
Klopstock, Friedrich Gottlieb. 174 f.
Klubbisten, die, in Mainz. 230. 258 f. 262. 264 f. 278 ff.
Klubbistenschanze, in Mainz. 253.
Knebel, Karl Ludwig v. —. 14. 194. 277. 281.
Koblenz, St. 6. 22. 25 f. 110. 118 f. 122. 158. 203. 225.
Köhler, Name eines preußischen Regiments. 98.
Komitisten, s. Klubbisten.
Königstein, St. im Nassauischen. 176.
Koppenfelsisches Haus, in Weimar. 197. 276.
Kostheim, D.N. 232. 237. 273.
Kotzebue, August v. 165. 201. 218.
Kraus, Georg Melchior. 146. 245. 248. 254. 266. 276.
Kreuznach, St. 176.
Krummacher, Friedrich Adolf. 212. — S. auch Möller.
Kunst und Alterthum, s. Zeitschriften.

La Croix aux Bois, Gebirgspaß in den Argonnen. 47. 188. 198.
La Fayette, Marie Jean Paul Roche Yves Gilbert Motier, Marquis de —. 41. 48. 121. (Seine Büste 136.) 184. 187 f.
Lafontaine, August Heinrich Julius, Romanschriftsteller. 12 f.
Lahn, Fl. 136.
La Lune, Vorwerk in Mainz. 56. 58.
Lamartine, Alphonse Marie Louis Prat de —. Dessen „Histoire des Girondins". 6. 184. 186. 190. 274. 277 ff. 280.
Landau, St. 232.
Landres, O.N. 45. 80. 189. 198. 224.
La Roche, Sophie, Frau v. —. 207.
Lauchstädt, St. 164.
Laval, O.N. 74. 224.
Lavater, Johann Kaspar. 140 f. 155. 214 f. 275. 277.
La Viere, preußischer Offizier. 240. 242. 244.
Le Chesne le populeux, Gebirgspaß in den Argonnen. 47. 85. 188. 198. 224.
Lenz, Johann Michael Reinhold. 215.
Leopold I., römisch-deutscher Kaiser. 7. 208.
Les grandes Armoises, O.N. 85. 198.
Les petites Armoises, O.N. 85. 198.
Ligne, Karl Joseph, Fürst v. —. 188.
Ligne, Karl Joseph Emanuel, Prinz v. —, Sohn des Vorigen. 48. 188.
Limon, Marquis de —, Verfasser des „Manifests". 184.
Lips, Johann Heinrich 140. 214.
Liseur, weimarischer Husar. 82. 88. 93. 97 ff. 101 ff.
Loewen, St. 231.
Lombard, Kabinetssekretär des Königs Friedrich Wilhelm II. 11 ff. 62. 193 f.
Loménie de Brienne, französischer Minister. 200.
Longuion, St. 98. 200. 223. 225.
Longwy, St. und Festung. 17. 22 ff. 32. 41. 58. 91. 98. 112. 181 f. 185. 199 ff. 213. 225.
Lottum, Name eines preußischen Regiments. 56.
Louis Ferdinand, Prinz von Preußen, s. Preußen.
Lucchesini, Girolamo Marchese, preußischer Minister. 117 f. 206 f.
Luckner, Nikolaus, Marschall von Frankreich. 68. 195.
Lucretius, Titus Carus, römischer Dichter und Philosoph. 200.
Ludwig II., König von Baiern. 273.
Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich. 68. 195 f.
Ludwig XVI., König von Frankreich. 7. 9. 28 f. 63. 68. 92. 176. 183. 187. 191. 195. 221.
Ludwig Philipp, Herzog von Chartres, Sohn des Herzogs Ludwig Philipp von Orleans (Egalité). 187.
Ludwig Stanislaus, Graf von Provence, ältester Bruder des Königs Ludwig XVI. 44. 85. 115. 136. 138. 188.
Luise, Herzogin von Weimar, s. Sachsen-Weimar.
Luise, Königin von Preußen, s. Preußen.
Luxemburg, St. und Festung. 20. 22. 100. 101—104. 116. 223—225.

Maas, Fl. 9. 37. 39. 42. 44. 48. 79. 87. 187. 198. 225.
Mainspitze. 252. 254.
Mainz, St. und Festung. 17. 110. 112. 136. 176 f. 208. 222. Belagerung von Mainz. 235—270. Anmerkungen zu derselben. 271—282.
Maison Champagne, O.N. 51.
Malancourt, O.N. 44. 224.

Malcolmi, Schauspieler. 173.
Mallet Dupan, politischer Agent des Königs Ludwig XVI. 184.
Mangiennes, O.N. 29. 224.
Manifest des Herzogs von Braunschweig. 26. 28. 41. 64. 70. 104. 184. 196.
Mannheim, St. 184. 229. 234. 256. 268. 282.
Manstein, Johann Wilhelm v. —, preußischer General. 62. 193. 196.
Marie Antoinette, Königin von Frankreich, s. Antoinette.
Marienborn, O.N. 233. 237. 240 f. 243. 247. 274 f.
Marivaux, Pierre Carlet de Chamblain de —, französischer Dramatiker. 201.
Marne, Fl. 189.
Marseiller Marsch (Marseillaise). 39. 274.
Martisberg bei Trier. 114 f.
Massenbach, Christian v. —, Verfasser der „Memoiren zur Geschichte des preuß. Staats unter den Regierungen Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich Wilhelm's III." 10. 189.
Massiges, O.N. 50 f. 189. 224.
Mastricht, St. und Festung. 231.
Mäusethurm bei Bingen. 276.
Maximilian Franz, Erzherzog von Oestreich. 217.
Mecklenburg-Strelitz:
Luise Auguste Wilhelmine Amalie, Prinzessin von M.-St., spätere Königin von Preußen. 239. 274.
Friederike Karoline Sophie Alexandrine, Prinzessin von M.-St., spätere Herzogin von Cumberland und Königin von Hannover. 239. 274.
Merlin von Thionville, Antoine Christophe, Mitglied des französischen Konvents. 259. 267. 278 f.
Merrem, Blasius. 152. 216. 225.
Merzig, St. 105. 184.
Metternich, Klubbist in Mainz. 279.
Metz, St. und Festung. 113.
Meulen, Anton Franz v. d. —, Maler. 49. 189.
Meyer, Heinrich. 164. 166. 218. 220. 279.
Meynier, französischer General. 280.
Minutoli, Heinrich Freiherr Menu v. —, Verfasser der Schrift „Der Feldzug der Verbündeten in Frankreich 1792". 6. 186.
Mirabeau, Honoré Gabriel Riquetti, Graf v. —. Dessen Büste. 136.
Molière, Jean Baptiste Pocquelin, genannt M. 201.
Möller, A. W. P. Dessen Schrift über Krummacher. 212. 214.
Mombach, O.N. 241.
Monaco, Fürstenthum. 17. 183.
Moniteur, s. Zeitschriften.
Mons, St. 231.
Montmedy, St. und Festung. 41. 50. 65.
Montreal, St. 119.
Mosel, Fl. 20. 113 f. 118—120. 184.
Mounier, Jean Joseph. 175. 222.
Mozart, Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus. 166.
Müller, Moritz, Verfasser einer Schrift über Musäus. 215 f.
Münster, St. 5. 14. 18. 131. 138. 152—161. 223. 225.
Musäus, Johann Karl August. 146. 215 f.

Nahe, Fl. 176.
Namur, St. 231.
Natter, Johann Lorenz —, Stein- und Stempelschneider. 155. 157. 217.

Neerwinden, D.N. Schlacht bei —. 231.
Neuwinger, französischer General. 176. 222.
Nil, Fl. 68 f.
Nizza, St. 22.
Nonnenau, Rheininsel bei Mainz. 237.
Nordhausen, St. 144.
Nordheim, St. 25.
Normannen Züge derselben. 113.

Oberolm, D.N. 237. 243.
Oedipus auf Kolonos, Tragödie des Sophokles. 130. 209.
Oise, Fl. 48. 187.
Oppen, v., preußischer Offizier. 255.
Oppenheim, St. 240.
Orleans, Louis Philipp Joseph, Herzog v. — (Egalité). 17. 183.
Ormont, D.N. 29. 224.
Oyre, d' —, französischer General und Kommandant von Mainz. 256. 278.

Paderborn, St. 225.
Paisiello, Giovanni, Komponist. 166. 219.
Paris, St. 41. 43. 55. 57. 68. 91. 93. 96. 100. 121. 136. 183. 187. 224. 231. 253. 267. 274.
Pauw, Cornelis de. 131. 209.
Pempelfort, D.N., bei Düsseldorf, Wohnort Jacobi's. 5. 14. (Goethe's Aufenthalt daselbst 129—138.) 225.
Petersau, Rheininsel bei Mainz. 232.
Petrus, Bach bei Luxemburg. 101 f.
Pillnitz, D.N. Konferenz zu —. 7. 183.
Pillon, D.N. 28. 223.
Plessing, Friedrich Viktor Leberecht. 5. 139 ff. 142. (Goethe's Besuche bei ihm. 145—152.) 207. 212 ff. 225.
Politisches Journal, s. Zeitschriften.
Potsdam, St. 66.
Prag, St. 166.
Preußen:
  Ferdinand, Prinz von P., Bruder Friedrich's II. 188. 241.
  Friedrich II., König von P. 72. 188. 209.
  Friedrich Wilhelm II., König von P. 7 ff. 27. 39. 42. 44. 49. 51. 77. 91. 97 f. 105. 121. 189. 193. 196. 199. 203. 239. 245. 259. 261. 268. 279 f.
  Friedrich Wilhelm III., König von P., als Kronprinz. 77. 85. 249.
  Louis Ferdinand, Prinz von P., Sohn des Vorigen. 46 f. 63. 77. 188. 241 f. 244. 255 f. 268. 278.
  Ludwig Friedrich Karl, Prinz von P., Bruder Friedrich Wilhelm's III. 274.
  Luise, Königin von P., geborne Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. 239. 274.
Preußische Jahrbücher, s. Zeitschriften.
Procourt, D.N. 23. 183. 223.

Rammelsberg im Harz. 150.
Regensburg, St. 123.
Regret, D.N. 42.
Reichardt, Johann Friedrich, Komponist. 172.
Reichenbacher Kongreß. 128. 208.

Reinhard, Karl Friedrich, Graf v. —. 14.
Reni, Guido. 135. 211.
Reuß, Heinrich XIII., Fürst von R.-Plauen. 34 f. 49. 185.
Rewbell, Jean François, Konventsdeputirter, später Mitglied des Direktoriums. 267. 278. 280.
Rheims, St. 50. 65. 68. 121. 189.
Rheinischer Antiquarius, s. Stramberg.
Riemer, Friedrich Wilhelm. 205. 218. 276.
Rietz, Kämmerier Friedrich Wilhelm's II. 268. 280.
Rohan, Louis René Eduard, Prinz von Rohan-Guemené, Kardinal. 92.
Rouget de l'Isle, Claude Joseph, Dichter der Marseillaise. 274.
Rousseau, Jean Jacques. 131. 153.
Rouvroy, D.R. 75. 224.
Rubens, Peter Paul. 135. 211.
Rüdesheim, St. 276.
Rüssel, Klubbist in Mainz. 278 f.
Rüsselsheim, D.R. 237.

Saar, Fl. 20.
Sachsen-Teschen, Albert, Herzog v. —, östreichischer General. 231.
Sachsen-Weimar:
Amalie, Herzogin zu S.-W. 54. 107. 170. 190 f. 215.
Bernhard, Herzog zu S.-W., zweiter Sohn des Herzogs Karl August. 25. 183.
Karl August, Herzog, seit 1815 Großherzog zu S.-W. 10. 25. 27. 31. 43. 51. 55. 60. 68. 70. 74. 77. 91. 109. 112. 115 ff. 121 f. 124. 128. 141. 164. 182 f. 199. 205. 275. 282.
Luise, Herzogin, seit 1815 Großherzogin zu S.-W. 274.
Sainte Menehould, St. 40 f. 50 f. 55. 57. 62. 71 f. 195 f. 224.
Samognieux, D.R. 30. 224 f.
Sanders, Daniel. 197.
Sankt-Maximin, Kloster in Trier. 115 f.
Saupe, Ernst Julius. Dessen Schrift „Goethe's Leben und Werke". 208. 282.
Schäfer, J. W. 212.
Schiller, Johann Friedrich v. —. 166. 182. 219 ff.
Schlosser, Johann Georg, Goethe's Schwager. 268 ff. 281.
Schmidt, Julian. 194.
Schönau, Benediktinerkloster zwischen Idstein und Kaub. 176.
Schröder, Friedrich Ludwig, Schauspieler und Theaterdichter. 165. 218.
Schuchardt, Christian. Dessen Schrift „Goethe's Kunstsammlungen". 202.
Schultz, Christoph Ludwig Friedrich, Staatsrath in Berlin. 14.
Sedan, St. und Festung. 26. 41. 50. 65. 184.
Seebach, Friedrich Johann Christoph Heinrich v. —. 67. 194.
Seine, Fl. 48. 187.
Semoy, Fl. 201.
Shakespeare, William. 166.
Siegert, David, Buchhändler. 13.
Sivry (les Buzancy). 79. 84. 87. 97. 197.
Sivry (sur Meuse). 197.
Soissons, Jean Graf v. —. 69.
Sömmerring, Samuel Thomas v. —. 18. 183 f. 257. 264.
Somme Tourbe, D.R. 52. 65. 224.
Sondershausen, St. 144.
Sostikles, griechischer Bildhauer. 170.
Speier, St. 110. 176. 203. 230.

Spincourt, D.R. 200f.
Sprickmann, Begleiter der Fürstin Gallitzin auf ihrer Reise im Jahre 1785.
Stein, Charlotte Albine Ernestine, Freifrau v. —. Briefe an Dieselbe. 215.
Stein, Karl, Freiherr von und zum —, preußischer Minister. 181.
Stein, Freiherr von und zum —, des Vorigen älterer Bruder, preußischer Kammerherr und Oberst, kurmainzischer Oberforstmeister. 17. 32. 181. 215. 238. 244. 273.
Stein, Friedrich, Freiherr v. —, aus Weimar. 234. 282.
Stenay, St. 50.
Stichling, Gottfried Theodor. Dessen „Gedächtnißrede auf den Prinzen Bernhard von Weimar". 183.
Stolberg, Christian, Graf zu —. Dessen Uebersetzung des Sophokles. 209.
Stramberg, Christian v. —, Herausgeber des „Rheinischen Antiquarius". 6. 11. 13. 176. 201. 279.
Straßburg, St. und Festung. 274.
Sybel, Heinrich v. —. Dessen „Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795". 6. 186. 188f. 192f. 211.

Taunusgebirge. 136. 176.
Teufelsfeld (catalaunische Felder). 69. 196.
Teutscher Merkur, s. Zeitschriften.
Textor, Johann Wolfgang, Goethe's Großvater. 111. 204.
Textor, Johann Jost, Sohn des Vorhergehenden. 110. 204.
Thadden, Name eines preußischen Regiments. 11. 242.
Theodorich, König der Ostgothen. 196.
Thionville, St. und Festung. 28. 184. 203. 230.
Thorismund, König der Ostgothen, Sohn Theodorich's. 196.
Tirlemont, St. 231.
Toul, St. und Festung. 113.
Tourbe, Fl. 52.
Trarbach, St. 119ff.
Trevirer, germanischer Volksstamm. 113. 206.
Trier, St. 19. 20. 22. 100. 103. 104. (Goethe's Aufenthalt daselbst. 105—118.) 123. 138. 207. 225.

Uz, Johann Peter. 221.

Valmy, D.R. 12. (Kanonade bei V. 55—60.) 109. 137. 223.
Varennes (en Argonne), D.R. 187.
Varge Moulin, D.R. 74. 224.
Vaux les Mourons, D.R. 49. 76. 224.
Venedig, St. 54f.
Vent, Christoph Gottlob, weimarischer Offizier. 89. 198. 237. 273.
Verdun, St. und Festung. 9. 13. 29. 31—37. 39. 41f. 70. 87ff. 90—93. 112f. 185. 189. 195. 200. 224ff.
Viehoff, Heinrich. 220. 281.
Virchow, Rudolf. 218.
Virgilius Maro, Publius. 194.
Vogel, Christian Georg Karl. 188.
Voltaire, François Marie Arouet de —. Dessen Novelle L'ingenu 131. 209. Statue 211.
Voß, Johann Heinrich. 160. 168. 174f. 218.
Voß, v., preußischer Offizier und Adjutant des Generals Kalkreuth. 241—244.
Vulpius, Christiane, Goethe's Gattin. 223.

Wagner, Johann Konrad, Kämmerier des Herzogs von Weimar. 23. 45 f 63. 77. 88. 91 f. 122. 183.
Wall, Anton (eigentlich Christian Leberecht Heyne), Roman- und Lustspieldichter. 173.
Wälsche Schanze, in Mainz. 255.
Washington, George. Dessen Statue. 211.
Wavrille, O.N. 29. 224.
Wegner, Name eines preußischen Regiments. 241. 244.
Weimar, St. 133. 143. 151. 153. 164. 225. 234. 275. 282.
Weimarische Kunstfreunde. 167. 170. 220.
Weimarisches Theater. 164 ff. 218 ff.
Weißenau, O.N. 232. 237. 241. 245—250. 254. 266.
Wenzel, Hermann. Dessen Schrift „Goethe in Schlesien". 208.
Wernigerode, St. 142. 146. 151. 215.
Westermann, Deputirter des französischen Konvents. 199.
Weyland, Philipp Christian. 89. 198.
Wieland, Christoph Martin. 175. 221 f.
Winkelmann, kurmainzischer Oberst. 203.
Wolf, Ernst Wilhelm, Kapellmeister in Weimar. 215 f.
Wolfrat, Name eines preußischen Kavallerieregiments. 26.
Worms, St. 203. 230.
Wurmser, Dagobert Siegmund, Graf v., östreichischer Generalfeldmarschall. 232.
Wyttenbach, Lehrer, später Gymnasialdirektor in Trier. 107 f. 113. 202.

Xanten, St. 131.

Yorick-Sterne. Lorenz Sterne, englischer Dichter. 140. 214.

Zeitschriften:
(Augsburger) Allgemeine Zeitung. 12.
Deutsches Museum. 212.
Horen, Die, herausgegeben von Schiller. 220.
Jenaische Literatur-Zeitung. 168.
Kunst und Alterthum, herausgegeben von Goethe. 228.
Moniteur, französische Zeitung. 48.
Politisches Journal von 1791. 278.
Preußische Jahrbücher. 194.
Teutscher Merkur. 160.
Zahlbach, O.N. 232. 241. 273.
Zelter, Karl Friedrich. 10. 14.
Ziegler, Friedrich Wilhelm, dramatischer Dichter. 165. 219.
Zöpprit, Rudolf. Herausgeber der Schrift „Aus F. H. Jacobi's Nachlaß". 208.
Zweibrücken, Prinz Maximilian Joseph v. —, später König von Baiern. 237. 244. 273.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Sechsundzwanzigster Theil.

Reise in die Schweiz 1797. — Reise am Rhein 1814 und 1815.

Herausgegeben
und mit Anmerkungen begleitet
von
Fr. Strehlke.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

Aus einer Reise in die Schweiz im Jahr 1797.

Vorbemerkung des Herausgebers 7
Einleitendes 19
Frankfurt 28
Von Frankfurt nach Heidelberg 51
Von Heidelberg über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart 56
Von Stuttgart nach Tübingen 87
Von Tübingen nach Schaffhausen 100
Schaffhausen und der Rheinfall 105
Von Schaffhausen nach Stäfa 112
Von Stäfa auf den Gotthard und zurück 123
Anmerkungen des Herausgebers 163

Aus einer Reise am Rhein in den Jahren 1814 u. 1815.

Vorbemerkung des Herausgebers 213
Sankt-Rochusfest zu Bingen 229
Im Rheingau Herbsttage 255
Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar 267
Anmerkungen des Herausgebers 341

Zur Revision des Textes 379
Register 395

Aus einer

Reise in die Schweiz

im Jahre 1797.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Hälfte des Jahres 1797, welche der Reise Goethe's in die Schweiz voranging, war für ihn eine Zeit reichen poetischen Schaffens und anderweitig angestrengter Thätigkeit gewesen. „Herrmann und Dorothea" war vor Kurzem beendigt, aber „Die Metamorphose der Pflanzen", „Der neue Pausias" sowie mehrere Balladen, unter ihnen „Die Braut von Korinth" und „Der Gott und die Bajadere", gehören gleichfalls dieser Zeit an. Bei Alledem dachte er noch, wie aus verschiedenen brieflichen Erwähnungen hervorgeht, an die Fortsetzung des „Faust" und führte das „Vorspiel auf dem Theater", höchst wahrscheinlich auch die „Zueignung" aus. Außerdem beschäftigten ihn noch verschiedene poetische Entwürfe, die allerdings nur zum Theil zur Ausführung gekommen sind; die Untersuchungen über das Wesen der epischen und der dramatischen Dichtkunst, die in seinem Briefwechsel mit Schiller niedergelegt sind, nahmen ihn lebhaft in Anspruch; die Uebersetzung des „Benvenuto Cellini" für die „Horen" wurde unermüdlich fortgesetzt und zum Abschluß gebracht, endlich auch noch der Aufsatz geschrieben, der jetzt unter der Ueberschrift: „Israel in der

Wüste" in den „Noten und Abhandlungen" zum „Westöstlichen Divan" steht (Werke, Bd. IV. S. 312 ff.).

Und trotz dieser außerordentlichen Thätigkeit lebte Goethe nicht einmal in ungestörter Muße. Zwar war der Herzog seit dem April von Weimar abwesend, aber manche Besuche namentlich im Juni waren, wenn auch anregend, so doch zeitraubend. Lord Bristol, Bischof von Derby, war am 10. Juni in Weimar, Hofrath Hirt von Ende Juni an wenigstens acht Tage, Schiller ebenso lange in der ersten Hälfte des Juli, und Goethe seinerseits verweilte längere Zeit in Jena. Ueber sein Zusammensein mit Lord Bristol giebt er selbst in den „Biographischen Einzelnheiten" und in einem Briefe an Karl August vom 12. Juni Auskunft. (Goethe's Briefe an Voigt, S. 558. Man vgl. auch Eckermann's „Gespräche mit Goethe", Bd. III. S. 225 ff.). „Er empfing mich", schreibt Goethe in dem erwähnten Briefe an Karl August, „gleich mit ein paar solennen Grobheiten und setzte mich dadurch völlig à mon aise. Glücklicherweise hatte ich guten Humor und meinen französischen Tag, so daß ich ihm nichts schuldig blieb und wir, nachdem wir eine Stunde lang disserirt, disputirt, etwas grob gescherzt und mitunter verständig gesprochen hatten, mit aller Höflichkeit und Zufriedenheit auseinanderschieden." Drastischer noch ist die Charakteristik in den „Biographischen Einzelnheiten": „Er ist als Brite starr, als Individuum eigensinnig, als Geistlicher streng, als Gelehrter pedantisch — überhaupt in mehr als einem Sinne beschränkt." — Auch die Unterhaltungen mit Hirt, an dessen ästhetischen Urtheilen Goethe viel auszusetzen findet, während er seine Sach- und Fachkenntniß in hohem Grade anerkennt, mögen nicht immer

ganz friedlicher Natur gewesen sein; es läßt sich dies zum Theil schon aus der Schiller-Goethe'schen Korrespondenz entnehmen, mehr aber noch aus der Verwerthung jener Unterhaltungen in der Kunstnovelle „Der Sammler und die Seinigen" (s. Werke, Bd. XXVIII, namentlich S. 131). — Dagegen war Schiller's Besuch für Goethe ebenso angenehm als anregend und gab ihm eine günstige Stimmung für die Reise mit. „Sie hätten", schreibt er noch vor derselben, „mir zum Abschiede nichts Erfreulicheres und Heilsameres geben können als Ihren Aufenthalt der letzten acht Tage. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich diesmal unser Zusammensein wieder für sehr fruchtbar halte; es hat sich so Manches für die Gegenwart entwickelt und für die Zukunft vorbereitet, daß ich mit mehr Zufriedenheit abreise, indem ich unterwegs recht thätig zu sein hoffe und bei meiner Rückkunft Ihrer Theilnehmung wieder entgegensehe" (19. Juli 1797).

Schon im Juni hatte Goethe an den Herzog, der in Teplitz verweilte, wegen seines Urlaubes geschrieben; dieser hatte indessen den Wunsch ausgesprochen, daß er seine Rückkehr abwarten möge. Da letztere erst am 25. Juli erfolgte, so sah Goethe sich genöthigt, bis zu Ende des Monats in Weimar zu bleiben. Namentlich waren es wol Besprechungen über den in Weimar beabsichtigten Schloßbau und Aufträge, geeignete Künstler und Baumeister in Stuttgart oder andern Orten zu gewinnen, die Beide in den letzten Tagen in Anspruch nahmen. Leider that Goethe aber in diesen noch etwas Anderes, was er später selbst bereute: er verbrannte eine zwanzigjährige geheftete Sammlung seiner Briefe, die er nachmals bei seinen biographischen Arbeiten gern wieder

benutzt hätte. (S. Goethe's Briefe an Leipziger Freunde, S. 341.) — Endlich schrieb er vor seiner Abreise noch eine Anzahl von Briefen, deren Benutzung für die erste Abtheilung der Reisebeschreibung „Einleitendes" vielleicht nicht unzweckmäßig gewesen wäre: außer denen an Meyer, bei welchen dies allerdings geschehen ist, noch mehrere an Schiller, an A. W. Schlegel (den 19. Juli), an Hufeland (den 29. Juli) u. a. m. Wenigstens hätten wir alsdann ein etwas anschaulicheres Bild von der interessanten Zeit erhalten, welche der Reise voranging.

Trotz jener obigen Andeutung nun über seine Absichten in dem Briefe an Schiller erscheint es fast auffällig, daß Goethe nach so anstrengender Arbeit seine diesmalige Reise, die er bis Frankfurt in Begleitung von Christiane Vulpius und seines Sohnes machte, als ein ernstes Geschäft, als ein Mittel ansieht, seine Kenntnisse und Anschauungen auf allen möglichen Gebieten des Wissens zu vermehren, während er in jüngeren Jahren weniger reflektirend zu Werke ging und Alles unmittelbar auf sich einwirken ließ. Anfangs war es freilich sein Plan gewesen, wieder nach Italien zu gehen, wo sich ihm eine reichere Ausbeute an zu gewinnender Erkenntniß dargeboten hätte, und gelegentlich wandelte ihn noch unterwegs die Lust dazu wieder an. Aber schließlich verleideten ihm die voraussichtlichen Schwierigkeiten des Fortkommens daselbst und die Gestaltung der politischen Verhältnisse, wie sie seit 1796 eingetreten war, den ursprünglich gehegten Gedanken. „Nach Italien habe ich keine Lust," schrieb er am 9. und 10. August an den Herzog (unten S. 33) und an Knebel; „ich mag die Raupen und Chry-

saliden der Freiheit nicht beobachten; weit lieber möchte ich die ausgekrochenen französischen Schmetterlinge sehen." Noch mehr indessen als Alles dies hielt ihn von Italien das lebhafte, ja in verschiedenen Briefen fast leidenschaftlich ausgesprochene Verlangen zurück, mit Meyer zusammen zu sein. Dieser aber war nach fast dreijährigem Aufenthalte in Italien erst Anfang Juli nach der Schweiz gekommen und konnte schon wegen seiner angegriffenen Gesundheit nicht an eine sofortige Rückkehr denken.

Auf der Reise selbst, die vom 30. Juli bis zum 19. oder 20. November dauert, ist Goethe systematisch bemüht, sich so zu sagen eine positive Ausbeute zu sichern. Schon in Frankfurt, wo ihn beiläufig vermuthlich auch Geschäfte in Vermögensangelegenheiten so lange aufhielten (s. den Brief an Karl August vom 6. Juni (Briefe an Voigt, S. 556)), macht er sich einen methodischen Entwurf zu diesem Zwecke. Als Resultat davon haben wir z. B. noch die Charakteristik der Frankfurter Schauspieler (unten S. 36—38) und der italienischen Zeitungen (S. 31 f. und S. 172 ff.). — Dann werden Akten angelegt, in die er heimische Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödien, Preiscourante einheften läßt, damit ihm nichts entgehen könne, was der Aufmerksamkeit werth sei. Alles dies wird nun zunächst benutzt zu der ziemlich ausgedehnten Korrespondenz, die Goethe unterwegs allerdings mit Hilfe eines Schreibers führt. Er schreibt an den Herzog, an Schiller, an Knebel, an Voigt, an Böttiger, an Cotta, in den ersten Monaten auch an Meyer; aber es läßt sich nicht leugnen, daß diese Briefe, die bisweilen in wenig veränderter Gestalt an die verschiedenen Personen

versendet werden, schon in ihrer ursprünglichen Form oft des individuellen Reizes entbehren und mehr den Eindruck von offiziellen Berichten als von Privatbriefen machen. Die Stimmung, in der er sich befindet, spricht Goethe selbst in einem jener Kollektivschreiben aus, wenn er sagt: „Für einen Reisenden geziemt sich ein skeptischer Realism; was noch idealistisch an mir ist, wird in einem Schatullchen wohlverschlossen mitgeführt wie jenes Undenische Pygmäenweibchen" (s. unten S. 47). Indessen dauerte diese Stimmung und die Neigung, Alles zu schematisiren, die mit ihr in enger Verbindung stand, denn doch nicht die ganze Reise hindurch. Bald regt sich auch die poetische Produktionskraft von Neuem; in dem Zusammenleben ferner mit Meyer, in der Betrachtung der von Diesem mitgebrachten Kunstwerke und unter dem Anschauen der Alpennatur gewinnt Goethe neue Eindrücke, von denen z. B. auch die vier Gedichte ein Zeugniß ablegen, die in dieser Zeit entstanden und in den Text der Reisebeschreibung aufgenommen sind. Auch die Briefe werden weniger gemeinnützig und beschränken sich meistens auf das im Gebiete der Kunst oder der Natur Bemerkenswerthe, was dem Reisenden vor Augen kommt. So möchte sich denn auch die tadelnde Bemerkung, die Karl August in einem Briefe an Knebel vom 23. September 1797 macht, vorzugsweise auf die noch im August erhaltenen Briefe beziehen. „Goethe", sagt der Herzog, „schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken lassen; es ist gar possierlich, wie der Mensch so feierlich wird."

Mit jenen oben erwähnten Materialien verband nun Goethe eigentlich größere Pläne, als sie später zur Ausführung

gekommen sind. Mag auch die Idee, die er unterwegs mit Meyer bespricht, „eine Reise als Halbroman zu schreiben" (unten S. 134), nur flüchtig gewesen sein oder sich nicht einmal auf ihre gemeinschaftliche Reise bezogen haben, so ist doch jedenfalls ernstlich gemeint, was er am 25. Oktober (unten S. 154) an Böttiger schreibt, daß er den Plan hätte, ein paar allgemein lesbare Oktavbände aus der Reisebeschreibung zu bilden, an die sich ein dritter mit Noten und Beilagen von speziellerem Interesse anschließen sollte. — Von Alledem ist nichts geschehen; andere Interessen, unter ihnen namentlich die Herausgabe der „Propyläen", traten nach der Rückkehr in den Vordergrund; die Reisepapiere und -Akten lagen mehr als fünfundzwanzig Jahre unbenutzt da, und erst als Goethe an die Herstellung der letzten Ausgabe seiner Werke dachte, wurden sie wieder hervorgeholt. Er theilte die Manuskripte im Oktober 1823 Eckermann mit, der gerade dasjenige in seiner Unterredung mit Goethe lobend hervorhob, was uns weniger zusagt. „Ich erwähnte," sagt derselbe, „daß ich mich freue, wie er auf jener Reise an Allem Interesse genommen und Alles aufgefaßt habe: Gestalt und Lage der Gebirge und ihre Steinarten; Boden, Flüsse, Wolken, Luft, Wind und Wetter; dann Städte und ihre Entstehung und successive Bildung, Baukunst, Malerei, Theater, städtische Einrichtung und Verwaltung, Gewerbe, Oekonomie, Straßenbau, Menschenrace, Lebensart, Eigenheiten; dann wieder Politik und Kriegsangelegenheiten, und so noch hundert andre Dinge." (Eckermann's Gespräche mit Goethe, Bd. I. S. 48 und 55.) — Wie dem aber auch sein mag, wenige Wochen später erklärte Goethe gegen

Eckermann, daß er die Absicht habe, die „Schweizerreise" in seine Werke aufzunehmen. Diese Absicht wurde auch ausgeführt, insofern dieselbe die erste Hälfte des dritten, 1833 erschienenen Bandes der „Nachgelassenen Werke" bildet.

Ob Goethe noch selbst an der Zusammenstellung dieser Schrift einen Antheil hat, wird sich kaum nachweisen lassen; höchstens dürfte er bestimmt haben, welche Briefe an Meyer oder vielmehr welche Stellen derselben die Einleitung in das Ganze bilden sollten. Die Redaktion an sich aber ist ohne besonderes Geschick gemacht.

Erstens ist die Auswahl der Briefe ohne die erforderliche Umsicht vor sich gegangen. Sie leidet an einem Zuviel und einem Zuwenig. Zu viel ist es jedenfalls, wenn über dieselben Vorfälle und Reiseerlebnisse vier Briefe gegeben werden, wie die an Schiller vom 14., an Voigt, an den Herzog von Weimar und an Cotta vom 17. Oktober; zu viel, wenn erst die kürzeren Tagebücher und dann wieder ausführlichere Darstellungen des in ihnen schon Enthaltenen abgedruckt sind. Dagegen vermißt man in den bisherigen Ausgaben sehr ungern wichtige Briefe namentlich an Schiller (Nr. 356 bis 358 des Briefwechsels), ferner einige an den Herzog, durch die manche Beziehungen geradezu erst verständlich werden. Unter den letzteren sind besonders diejenigen gemeint, die nicht in dem eigentlichen Briefwechsel mit Karl August stehen, sondern von O. Jahn in dem Anhang zu den Briefen Goethe's an Voigt mitgetheilt werden (s. das. S. 555 bis 562).

Zweitens sind die Briefe selbst nicht immer planmäßig behandelt. Da die allerdings schon bedenkliche Absicht

orlag, dieſelben ihres individuellen Charakters zu ent-
leiden, um eine Art objektiver Reiſebeſchreibung zu ge-
winnen, ſo mußte unter Umſtänden geſtrichen werden;
ber wie dies im Einzelnen unſre Anmerkungen und die
extreviſion zeigen, iſt man hiebei oft willkürlich und ohne
eberlegung verfahren.

Endlich ſind vorzugsweiſe durch dieſe Auslaſſungen, zum
heil aber auch durch mangelhafte Ueberwachung des Druckes
anche Fehler in den Text gekommen und Lesarten ent-
anden, die Goethe ſelbſt nimmermehr gebilligt haben würde.

Wie nun der Herausgeber einmal bemüht geweſen iſt,
eſe Mängel zu beſeitigen, ſo ſchien es außerdem nicht
lein zweckmäßig, ſondern gradezu geboten, die oben er-
ähnten beſonders wichtigen Briefe an Schiller und an
n Herzog von Weimar, wenn nicht in den Text ſelbſt,
doch in die demſelben folgenden Anmerkungen auf-
nehmen.

Aus einer Reise in die Schweiz

über

Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen

im Jahre 1797.

Einleitendes.

Aus Briefen, wenige Zeit vor der Abreise an Meyer nach Florenz und Stäfa geschrieben.

Weimar, den 28. April 1797.

Bisher habe ich immer, wenn ich ungeduldig werden wollte, Sie, mein werthester Freund, mir zum Muster vorgestellt; denn Ihre Lage, obgleich mitten unter den herrlichsten Kunstwerken, gewährte Ihnen doch keine Mittheilung und gemeinschaftlichen Genuß, wodurch Alles, was unser ist, doch erst zum Leben kommt, dagegen ich, obgleich abgeschnitten von dem so sehr gewünschten Anschauen der bildenden Künste, doch in einem fortdauernden Austausch der Ideen lebte und in vielen Sachen, die mich interessirten, weiter kam.

Nun aber gesteh' ich Ihnen gern, daß meine Unruhe und mein Unmuth auf einen hohen Grad zunimmt, da nicht allein alle Wege nach Italien für den Augenblick versperrt, sondern auch die Aussichten auf die nächste Zeit äußerst schlimm sind.

In Wien hat man alle Fremden ausgeboten; Graf Frieß, mit dem ich früher zu reisen hoffte, geht selbst erst im September zurück; der Weg von da auf Triest ist für jetzt auch versperrt und für die Zukunft wie die übrigen verheert und unangenehm. In dem obern Italien selbst, wie muß es da nicht aussehen, wenn außer den kriegführenden Heeren auch noch zwei Parteien gegen einander kämpfen! Und selbst nach einem Frieden, wie unsicher und zerrüttet muß es eine lange Zeit in einem Lande bleiben, wo keine Polizei ist, noch sein wird! Einige Personen, die jetzt über Mailand heraus sind, können nicht

genug erzählen, wie gequält und gehindert man überall wegen der Pässe ist, wie man aufgehalten und herumgeschleppt wird, und was man sonst für Noth des Fortkommens und übrigen Lebens zu erdulden hat.

Sie können leicht denken, daß unter diesen Umständen mich Alles, was einigen Antheil an mir nimmt, von einer Reise abmahnt; und ob ich gleich recht gut weiß, daß man bei allen einigermaßen gewagten Unternehmungen auf die Negativen nicht achten soll, so ist doch der Fall von der Art, daß man selbst durch einiges Nachdenken das Unräthliche einer solchen Expedition sehr leicht einsehen kann.

Dieses Alles zusammen drängt mir beinahe den Entschluß ab, diesen Sommer und vielleicht das ganze Jahr an eine solche Reise nicht weiter zu denken. Ich schreibe Ihnen dieses sogleich, um auf alle Fälle mich noch mit Ihnen darüber schriftlich unterhalten zu können. Denn was ich Ihnen rathen soll, weiß ich wahrlich nicht. So sehr Sie mir auf allen Seiten fehlen, und so sehr ich durch Ihre Abwesenheit von allem Genuß der bildenden Kunst getrennt bin, so möchte ich doch Sie nicht gern so bald von der Nahrung Ihres Talentes, die Sie künftig in Deutschland wieder ganz vermissen werden, getrennt wissen. Wenn mein Plan durch die äußern Umstände zum Scheitern gebracht wird, so wünschte ich doch den Ihrigen vollendet zu sehen.

Ich habe mir wieder eine eigne Welt gemacht, und das große Interesse, das ich an der epischen Dichtung gefaßt habe, wird mich schon eine Zeit lang hinhalten. Mein Gedicht „Herrmann und Dorothea" ist fertig; es besteht aus zweitausend Hexametern und ist in neun Gesänge getheilt, und ich sehe darin wenigstens einen Theil meiner Wünsche erfüllt. Meine hiesigen und benachbarten Freunde sind wohl damit zufrieden, und es kommt hauptsächlich nun darauf an, ob es auch vor Ihnen die Probe aushält. Denn die höchste Instanz, von der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Kompositionen bringt, und es wird die Frage sein, ob Sie unter dem modernen Kostüme die wahren ächten Menschenproportionen und Gliederformen anerkennen werden.

Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet; wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltner gefunden werden, als man denkt, deswegen auch die Alten beständig sich nur in einem gewissen Kreis bewegen.

In der Lage, in der ich mich befinde, habe ich mir zugeschworen, an nichts mehr Theil zu nehmen als an dem, was ich so in meiner Gewalt habe wie ein Gedicht, wo man weiß, daß man zuletzt nur sich zu tadeln oder zu loben hat, an einem Werke, an dem man, wenn der Plan einmal gut ist, nicht das Schicksal des Penelopeischen Schleiers erlebt. Denn leider in allen übrigen irdischen Dingen lösen Einem die Menschen gewöhnlich wieder auf, was man mit großer Sorgfalt gewoben hat, und das Leben gleicht jener beschwerlichen Art zu wallfahrten, wo man drei Schritte vor und zwei zurück thun muß. Kommen Sie zurück, so wünschte ich, Sie könnten sich auch auf jene Weise zuschwören, daß Sie nur innerhalb einer bestimmten Fläche, ja ich möchte wol sagen, innerhalb eines Rahmens, wo Sie ganz Herr und Meister sind, Ihre Kunst ausüben wollen. Zwar ist, ich gestehe es, ein solcher Entschluß sehr illiberal, und nur Verzweiflung kann Einen dazu bringen; es ist aber doch immer besser, ein- für allemal zu entsagen, als immer einmal einen um den andern Tag rasend zu werden.

*

Vorstehendes war schon vor einigen Tagen geschrieben, nicht im besten Humor, als auf einmal die Friedensnachricht von Frankfurt kam. Wir erwarten zwar noch die Bestätigung, und von den Bedingungen und Umständen ist uns noch nichts bekannt; ich will aber diesen Brief nicht aufhalten, damit Sie doch wieder etwas von mir vernehmen und Eingeschlossenes, das man mir an Sie gegeben hat, nicht liegen bleibe. Leben Sie wohl und lassen Sie mich bald wieder von sich hören! In weniger Zeit muß sich nun Vieles aufklären, und ich hoffe, der Wunsch, uns in Italien zuerst wiederzusehen, soll uns doch noch endlich gewährt werden.

Weimar, am 8. Mai 1797.

Am 28. April schrieb ich Ihnen einen Brief voll übler Laune; die Friedensnachrichten, die in dem Augenblick dazu kamen, rektifizirten den Inhalt. Seit der Zeit habe ich mir vorgesetzt, so sicher als ein Mensch sich etwas vorsetzen kann, daß ich Anfangs Juli nach Frankfurt abreise, um mit meiner Mutter noch Mancherlei zu arrangiren, und daß ich alsdann von da aus nach Italien gehen will, um Sie aufzusuchen.

Ich darf Sie also wol bitten, in jenen Gegenden zu verweilen und, wenn Sie nicht thätig sein können, inzwischen zu vegetiren. Sollten Sie aber Ihrer Gesundheit wegen nach der Schweiz zurückgehen wollen, so schreiben Sie mir, wo ich Sie treffe! Ich kann rechnen, daß Sie diesen Brief Ende Mai's erhalten; antworten Sie mir aber nur unter dem Einschluß von Frau Rath Goethe nach Frankfurt am Main, so finde ich Ihren Brief gewiß und werde mich darnach richten. In der Zwischenzeit erfahren wir die Verhältnisse des obern Italiens und sehen uns mit Zufriedenheit, wo es auch sei, wieder. Ich wiederhole nur kürzlich, daß es mir ganz gleich ist, in welche Gegend ich mich von Frankfurt aus hinbewege, wenn ich nur erfahre, wo ich Sie am Nächsten treffen kann. Leben Sie recht wohl! Mir geht Alles recht gut, so daß ich nach dem erklärten Frieden hoffen kann, Sie auch auf einem befriedigten, obgleich sehr zerrütteten Boden wiederzusehen.

Jena, den 6. Juni 1797.

Ihren Brief vom 13. Mai habe ich gestern erhalten, woraus ich sehe, daß die Posten zwar noch nicht mit der alten Schnelligkeit, doch aber wieder ihren Gang gehen, und das macht mir Muth, Ihnen gleich wieder zu schreiben.

Seitdem ich die Nachricht erhielt, daß Sie sich nicht wohl befinden, bin ich unruhiger als jemals; denn ich kenne Ihre Natur, die sich kaum anders als in der vaterländischen Luft wiederherstellt. Sie haben indessen noch zwei Briefe von mir erhalten, einen vom 28. April und einen vom 8. Mai; möchten Sie doch auf den letzten diejenige Entschließung ergriffen haben, die zu Ihrem Besten dient! Ihre Antwort, die ich nach dem jetzigen Lauf der Posten in Frankfurt gewiß finden kann, wird meine Wege leiten. Selbst mit vielem Vergnügen würde ich Sie in Ihrem Vaterland aufsuchen und an dem Züricher See einige Zeit mit Ihnen verleben. Möge doch das Gute, das Ihnen aus unserm freundschaftlichen Verhältniß entspringen kann, Sie einigermaßen schadlos halten für die Leiden, die Sie in der Zwischenzeit ausgestanden haben, und die auch auf mich in der Ferne den unangenehmsten Einfluß hatten; denn noch niemals bin ich von einer solchen Ungewißheit hin und her gezerrt worden, noch niemals haben meine Plane und Ent-

schließungen so von Woche zu Woche variirt. Ich ward des besten Lebensgenusses unter Freunden und Naheverbundnen nicht froh, indeß ich Sie einsam wußte und mir einen Weg nach dem andern abgeschnitten sah.

Nun mag denn Ihr nächster Brief entscheiden, und ich will mich darein finden und ergeben, was er auch ausspricht. Wo wir auch zusammenkommen, wird es eine unendliche Freude sein. Die Ausbildung, die uns indessen geworden ist, wird sich durch Mittheilung auf das Schönste vermehren.

Schiller lebt in seinem neuen Garten recht heiter und thätig; er hat zu seinem „Wallenstein" sehr große Vorarbeiten gemacht. Wenn die alten Dichter ganz bekannte Mythen, und noch dazu theilweise, in ihren Dramen vortrugen, so hat ein neuerer Dichter, wie die Sachen stehen, immer den Nachtheil, daß er erst die Exposition, die doch eigentlich nicht allein aufs Faktum, sondern auf die ganze Breite der Existenz und auf Stimmung geht, mit vortragen muß. Schiller hat deswegen einen sehr guten Gedanken gehabt, daß er ein kleines Stück, „Die Wallensteiner", als Exposition vorausschickt, wo die Masse der Armee, gleichsam wie das Chor der Alten, sich mit Gewalt und Gewicht darstellt, weil am Ende des Hauptstücks doch Alles darauf ankommt, daß die Masse nicht mehr bei ihm bleibt, sobald er die Formel des Diensts verändert. Es ist in einer viel pesantern und also für die Kunst bedeutendern Manier die Geschichte von Dumouriez.

Höchst verlangend bin ich, auch Ihre Ideen über das Darstellbare und Darzustellende zu vernehmen. Alles Glück eines Kunstwerks beruht auf dem prägnanten Stoffe, den es darzustellen unternimmt. Nun ist der ewige Irrthum, daß man bald etwas Bedeutendes, bald etwas Hübsches, Gutes, und Gott weiß was Alles sich unterschiebt, wenn man doch einmal was machen will und muß.

Wir haben auch in diesen Tagen Gelegenheit gehabt, Manches abzuhandeln über das, was in irgend eine prosodische Form geht und nicht geht. Es ist wirklich beinahe magisch, daß etwas, was in dem einen Silbenmaße noch ganz gut und charakteristisch ist, in einem andern leer und unerträglich scheint. Doch ebenso magisch sind ja die abwechselnden Tänze auf einer Redoute, wo Stimmung, Bewegung und Alles durch das Nachfolgende gleich aufgehoben wird.

Da nun meine ganze Operation von Ihrer Antwort auf

meinen Brief vom 8. Mai abhängt, so will ich nicht wieder schreiben, als bis ich diese erhalten habe, und Ihnen nachher gleich antworten, wo ich bin und wie ich gehe. Sollten Sie auch auf diesen noch irgend etwas zu vermelden haben, so schicken Sie es nur auf Frankfurt an meine Mutter, wo ich schon das Weitere besorgen will.

Weimar, den 7. Juli 1797.

Sein Sie mir bestens auf vaterländischem Grund und Boden gegrüßt! Ihr Brief vom 26. Juni, den ich heut erhalte, hat mir eine große Last vom Herzen gewälzt. Zwar konnt' ich hoffen, daß Sie auf meinen Brief vom 8. Mai gleich zurückkehren würden; allein bei meiner Liebe zu Ihnen, bei meiner Sorge für Ihre Gesundheit, bei dem Gefühl des Werthes, den ich auf unser einziges Verhältniß lege, war mir die Lage der Sache äußerst schmerzlich, und mein durch die Lähmung unsers Plans ohnehin schon sehr gekränktes Gemüth ward nun durch die Nachricht von Ihrem Zustande noch mehr angegriffen. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich trotz der Umstände nicht früher gegangen sei, Sie aufzusuchen; ich stellte mir Ihr einsames Verhältniß und Ihre Empfindungen recht lebhaft vor und arbeitete ohne Trieb und Behaglichkeit, blos um mich zu zerstreuen. Nun geht eine neue Epoche an, in welcher Alles eine bessere Gestalt gewinnen wird. Aus unserm eigentlichen Unternehmen mag nun werden, was will; sorgen Sie einzig für Ihre Gesundheit und ordnen Sie das Gesammelte nach Lust und Belieben! Alles, was Sie thun, ist gut; denn Alles hat einen Bezug auf ein Ganzes.

Ihr Brief hat mich noch in Weimar getroffen, wohin mir meine Mutter ihn schickte. Der Herzog ist schon einige Monate abwesend; er will mich vor meiner Abreise noch über Manches sprechen, und ich erwarte ihn. Indessen habe ich Alles geordnet und bin so los und ledig als jemals. Ich gehe sodann nach Frankfurt mit den Meinigen, um sie meiner Mutter vorzustellen, und nach einem kurzen Aufenthalte sende ich Jene zurück und komme, Sie am schönen See zu treffen. Welch eine angenehme Empfindung ist es mir, Sie bis auf jenen glücklichen Augenblick wohl aufgehoben und in einem verbesserten Zustande zu wissen!

Schreiben Sie mir nach dem Empfang Dieses nur nach

Frankfurt! Von mir erhalten Sie nun alle acht Tage Nachricht. Zum Willkomm auf deutschem Grund und Boden sende ich Ihnen etwas über die Hälfte meines neuen Gedichts. Möge Ihnen die Aura, die Ihnen daraus entgegenweht, angenehm und erquicklich sein! Weiter sage ich nichts. Da wir nun glücklicherweise wieder so viel näher gebracht worden, so sind nun unsere ersten Schritte bestimmt, und sind wir nur einmal erst wieder zusammen, so wollen wir fest an einander halten und unsere Wege weiter zusammen fortführen. Leben Sie tausendmal wohl!

Weimar, den 14. Juli 1797.

Seitdem ich Sie wieder in Ihr Vaterland gerettet weiß, sind meine Gedanken nun hauptsächlich darauf gerichtet, daß wir wechselseitig mit demjenigen bekannt werden, was Jeder bisher einzeln für sich gethan hat. Sie haben durch Anschauung und Betrachtung ein unendliches Feld kennen gelernt, und ich habe indessen von meiner Seite durch Nachdenken und Gespräch über Theorie und Methode mich weiter auszubilden nicht versäumt, so daß wir nun entweder unmittelbar mit unsern Arbeiten zusammentreffen oder uns wenigstens sehr leicht werden erklären und vereinigen können.

Ich schicke Ihnen hier einen Aufsatz, worin nach einigem Allgemeinen über Laokoon gehandelt ist. Die Veranlassung zu diesem Aufsatze sage ich hernach. Schiller ist mit der Methode und dem Sinn desselben zufrieden. Es ist nun die Frage, ob Sie mit dem Stoff einig sind, ob Sie glauben, daß ich das Kunstwerk richtig gefaßt und den eigentlichen Lebenspunkt des Dargestellten wahrhaft angegeben habe. Auf alle Fälle können wir uns künftig vereinigen, theils dieses Kunstwerk, theils andere in einer gewissen Folge dergestalt zu behandeln, daß wir nach unserm ältern Schema eine vollständige Entwickelung von der ersten poetischen Konzeption des Werks bis auf die letzte mechanische Ausführung zu liefern suchen, um dadurch uns und Andern mannichfaltig zu nutzen.

Hofrath Hirt ist hier, der in Berlin eine Existenz nach seinen Wünschen hat und sich auch bei uns ganz behaglich befindet. Seine Gegenwart hat uns sehr angenehm unterhalten, indem er bei der großen Masse von Erfahrung, die ihm zu

Gebote steht, beinah Alles in Anregung bringt, was in der Kunst interessant ist, und dadurch einen Zirkel von Freunden derselben, selbst durch Widerspruch, belebt. Er kommunizirte uns einen kleinen Aufsatz über Laokoon, den Sie vielleicht schon früher kennen, und der das Verdienst hat, daß er den Kunstwerken auch das Charakteristische und Leidenschaftliche als Stoff vindizirt, welches durch den Mißverstand des Begriffs von Schönheit und göttlicher Ruhe allzu sehr verdrängt worden war. Schillern, der auch seit einigen Tagen hier ist, hatte von dieser Seite gedachter Aufsatz besonders gefallen, indem er selbst jetzt über die Tragödie denkt und arbeitet, wo eben diese Punkte zur Sprache kommen. Um mich nun aber hierüber am Freisten und Vollständigsten zu erklären und zu weitern Gesprächen Gelegenheit zu geben, sowie auch besonders in Rücksicht unserer nächsten gemeinschaftlichen Arbeiten, schrieb ich die Blätter, die ich Ihnen nun zur Prüfung überschicke.

Sorgen Sie vor allen Dingen für Ihre Gesundheit in der vaterländischen Luft und strengen sich, besonders durch Schreiben, ja nicht an! Disponiren Sie sich Ihr Schema im Ganzen und rangiren Sie die Schätze Ihrer Kollektaneen und Ihres Gedächtnisses; warten Sie alsdann, bis wir wieder zusammenkommen, da Sie die Bequemlichkeit des Diktirens haben werden, indem ich einen Schreiber mitbringe, wodurch das Mechanische der Arbeit, welches für eine nicht ganz gesunde Person drückend ist, sehr erleichtert, ja gewissermaßen weggehoben wird.

Unser Herzog scheint sich auf seiner Reise zu gefallen; denn er läßt uns eine Woche nach der andern warten. Doch beunruhigt mich seine verspätete Ankunft, die ich erwarten muß, gegenwärtig nicht, indem ich Sie in Sicherheit weiß. Ich hoffe, Sie haben meinen Brief vom 7ten mit dem Anfange des Gedichtes richtig erhalten, und ich will es nunmehr so einrichten, daß ich alle Wochen etwas an Sie absende. Schreiben Sie mir, wenn es auch nur wenig ist, unter der Adresse meiner Mutter nach Frankfurt! Ich hoffe Ihnen bald meine Abreise von hier und meine Ankunft dort melden zu können und wünsche, daß Sie sich recht bald erholen möchten, und daß ich die Freude habe, Sie, wo nicht völlig hergestellt, doch in einem recht leidlichen Zustande wiederzufinden. Leben Sie recht wohl, werthester Freund! Wie freue ich mich auf den Augenblick, in welchem ich Sie wiedersehen werde, um durch ein vereintes Leben uns für die bisherige Vereinzelung entschädigt zu sehen!

Schiller und die Hausfreunde grüßen; Alles freut sich Ihrer Nähe und Besserung.

Heut über acht Tage will ich verschiedene Gedichte beilegen. Wir haben uns vereinigt, in den diesjährigen Almanach mehrere Balladen zu geben und uns bei dieser Arbeit über Stoff und Behandlung dieser Dichtungsart selbst aufzuklären; ich hoffe, es sollen sich gute Resultate zeigen.

Humboldts werden nun auch von Dresden nach Wien abgehen. Gerning, der noch immerfort bei jedem Anlaß Verse macht, ist über Regensburg eben dahin abgegangen. Beide Partien denken von jener Seite nach Italien vorzurücken; die Folge wird lehren, wie weit sie kommen.

Die Herzogin Mutter ist nach Kissingen. Wieland lebt in Oßmanstedt mit dem nothdürftigen Selbstbetruge. Fräulein von Imhoff entwickelt ein recht schönes poetisches Talent; sie hat einige allerliebste Sachen zum Almanach gegeben. Wir erwarten in diesen Tagen den jungen Stein von Breslau, der sich im Weltwesen recht schön ausbildet. Und so hätten Sie denn auch einige Nachricht von dem Personal, das einen Theil des Weimarischen Kreises ausmacht. Bei Ihrer jetzt größeren Nähe scheint es mir, als ob man Ihnen auch hiervon etwas sagen könne und müsse. Knebel ist nach Baireuth gegangen; er macht Miene, in jenen Gegenden zu bleiben; nur fürchte ich, er wird nichts mehr am alten Platze finden; besonders ist Nürnberg, das er liebt, in dem jetzigen Augenblick ein trauriger Aufenthalt. Nochmals ein herzliches Lebewohl!

Weimar, den 21. Juli 1797.

Hier ist, mein werther Freund, die dritte wöchentliche Sendung, mit der ich Ihnen zugleich ankündigen kann, daß mein Koffer mit dem Postwagen heute früh nach Frankfurt abgegangen und daß also schon ein Theil von mir nach Ihnen zu in Bewegung ist; der Körper wird nun auch wol bald dem Geiste und den Kleidern nachfolgen.

Diesmal schicke ich Ihnen, damit Sie doch ja auch recht nordisch empfangen werden, ein paar Balladen, bei denen ich wol nicht zu sagen brauche, daß die erste von Schillern, die zweite von mir ist. Sie werden daraus sehen, daß wir, indem wir Ton und Stimmung dieser Dichtart beizubehalten suchen, die

Stoffe würdiger und mannichfaltiger zu wählen besorgt sind; nächstens erhalten Sie noch mehr dergleichen.

Die Note von Böttiger über die zusammenschnürenden Schlangen ist meiner Hypothese über Laokoon sehr günstig; er hatte, als er sie schrieb, meine Abhandlung nicht gelesen.

Schiller war diese acht Tage bei mir, ziemlich gesund und sehr munter und thätig; Ihrer ist, ich darf wol sagen, in jeder Stunde gedacht worden.

Unsere Freundin Amalie hat sich auch in der Dichtkunst wundersam ausgebildet und sehr artige Sachen gemacht, die mit einiger Nachhilfe recht gut erscheinen werden. Man merkt ihren Produktionen sehr deutlich die soliden Einsichten in eine andere Kunst an, und wenn sie in beiden fortfährt, so kann sie auf einen bedeutenden Grad gelangen.

Heute nicht mehr. Nur noch den herzlichen Wunsch, daß Ihre Gesundheit sich immer verbessern möge! Schicken Sie Ihre Briefe nur an meine Mutter!

Frankfurt.

Frankfurt, den 8. August 1797.

Zum ersten Mal habe ich die Reise aus Thüringen nach dem Mainstrome durchaus bei Tage mit Ruhe und Bewußtsein gemacht, und das deutliche Bild der verschiedenen Gegenden, ihrer Charaktere und Uebergänge war mir sehr lebhaft und angenehm. In der Nähe von Erfurt war mir der Kessel merkwürdig, worin diese Stadt liegt. Er scheint sich in der Urzeit gebildet zu haben, da noch Ebbe und Fluth hinreichte und die Unstrut durch die Gera heraufwirkte.

Der Moment wegen der heranreifenden Feldfrüchte war sehr bedeutend. In Thüringen stand Alles zum Schönsten, im Fuldaischen fanden wir die Mandeln auf dem Felde und zwischen Hanau und Frankfurt nur noch die Stoppeln; vom Wein verspricht man sich nicht viel, das Obst ist gut gerathen.

Wir waren von Weimar bis hier vier Tage unterwegs und haben von der heißen Jahreszeit wenig oder gar nicht gelitten. Die Gewitter kühlten Nachts und Morgens die Atmosphäre aus; wir fuhren sehr früh, die heißesten Stunden des

Tags fütterten wir, und wenn denn auch einige Stunden des Wegs bei warmer Tageszeit zurückgelegt wurden, so ist doch meist auf den Höhen und in den Thälern, wo Bäche fließen, in Luftzug.

So bin ich denn vergnügt und gesund am 2ten in Frankfurt angekommen und überlege in einer ruhigen und heiteren Wohnung nun erst, was es heiße, in meinen Jahren in die Welt zu gehen. In früherer Zeit imponiren und verwirren uns die Gegenstände mehr, weil wir sie nicht beurtheilen noch zusammenfassen können; aber wir werden doch mit ihnen leichter fertig, weil wir nur aufnehmen, was in unserm Wege liegt, und rechts und links wenig achten. Später kennen wir die Dinge mehr, es interessirt uns deren eine größere Anzahl, und wir würden uns gar übel befinden, wenn uns nicht Gemüthsruhe und Methode in diesen Fällen zu Hilfe käme. Ich will nun Alles, was mir in diesen Tagen vorgekommen, so gut als möglich ist, zurecht stellen, an Frankfurt selbst als einer vielumfassenden Stadt meine Schemata probiren und mich dann zu meiner weiteren Reise vorbereiten.

Sehr merkwürdig ist mir aufgefallen, wie es eigentlich mit dem Publikum einer großen Stadt beschaffen ist. Es lebt in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren, und das, was wir Stimmung nennen, läßt sich weder hervorbringen noch mittheilen; alle Vergnügungen, selbst das Theater soll nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publikums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen.

Ich glaube sogar eine Art von Scheu gegen poetische Produktionen, oder wenigstens, insofern sie poetisch sind, bemerkt zu haben, die mir aus eben diesen Ursachen ganz natürlich vorkommt. Die Poesie verlangt, ja gebietet Sammlung, sie isolirt den Menschen wider seinen Willen, sie drängt sich wiederholt auf und ist in der breiten Welt, um nicht zu sagen in der großen, so unbequem wie eine treue Liebhaberin.

Ich gewöhne mich nun, Alles, wie mir die Gegenstände vorkommen, und was ich über sie denke, aufzuschreiben, ohne die genaueste Beobachtung und das reifste Urtheil von mir zu fordern oder auch an einen künftigen Gebrauch zu denken. Wenn man den Weg einmal ganz zurückgelegt hat, so kann man mit besserer Uebersicht das Vorräthige immer wieder als Stoff gebrauchen.

Das Theater habe ich einigemal besucht und zu dessen Beurtheilung mir auch einen methodischen Entwurf gemacht. Indem ich ihn nun nach und nach auszufüllen suche, so ist mir erst recht aufgefallen, daß man eigentlich nur von fremden Ländern, wo man mit Niemand in Verhältniß steht, eine leidliche Reisebeschreibung machen könnte. Ueber den Ort, wo man gewöhnlich sich aufhält, wird Niemand wagen, etwas zu schreiben, es müßte denn von bloßer Aufzählung der vorhandenen Gegenstände die Rede sein. Ebenso geht es mit Allem, was uns noch einigermaßen nah ist; man fühlt erst, daß es eine Impietät wäre, wenn man auch sein gerechtestes, mäßigstes Urtheil über die Dinge öffentlich aussprechen wollte. Diese Betrachtungen führen auf artige Resultate und zeigen mir den Weg, der zu gehen ist. So vergleiche ich zum Beispiel jetzt das hiesige Theater mit dem Weimarischen; habe ich noch das Stuttgarter gesehen, so läßt sich vielleicht über die drei etwas Allgemeines sagen, das bedeutend ist und das sich auch allenfalls öffentlich produziren läßt.

Frankfurt, den 8. August 1797.

In Frankfurt ist Alles thätig und lebhaft, und das vielfache Unglück scheint nur einen allgemeinen Leichtsinn bewirkt zu haben. Die Millionen Kriegskontribution, die man im vorigen Jahre den vorgedrungenen Franzosen hingeben mußte, sind so wie die Noth jener Augenblicke vergessen, und Jedermann findet es äußerst unbequem, daß er nun zu den Interessen und Abzahlungen auch das Seinige beitragen soll. Ein Jeder beklagt sich über die äußerste Theuerung und fährt doch fort, Geld auszugeben und den Luxus zu vermehren, über den er sich beschwert. Doch habe ich auch schon einige wunderliche und unerwartete Ausnahmen bemerken können.

Gestern Abend entstand auf einmal ein lebhafter Friedensruf; inwiefern er gegründet sei, muß sich bald zeigen.

Ich habe mich in diesen wenigen Tagen schon viel umgesehen, bin die Stadt umfahren und umgangen; außen und innen entsteht ein Gebäude nach dem andern, und der bessere und größere Geschmack läßt sich bemerken, obgleich auch hier mancher Rückschritt geschieht. Gestern war ich im Schweizerischen Hause, das auch inwendig viel Gutes enthält; besonders

hat mir die Art der Fenster sehr wohl gefallen; ich werde ein kleines Modell davon an die Schloßbaukommission schicken.

Das hiesige Theater hat gute Subjekte, ist aber im Ganzen für eine so große Anstalt viel zu schwach besetzt; die Lücken, welche bei Ankunft der Franzosen entstanden, sind noch nicht wieder ausgefüllt. Auf den Sonntag wird „Palmira" gegeben, worauf ich sehr neugierig bin.

Ich lege eine Recension einiger italienischen Zeitungsblätter bei, die mich interessirt haben, weil sie einen Blick in jene Zustände thun lassen.

Italienische Zeitungen.

Es liegen verschiedene italienische Zeitungen vor mir, über deren Charakter und Inhalt ich Einiges zu sagen gedenke.

Die auswärtigen Nachrichten sämmtlich sind aus fremden Zeitungen übersetzt; ich bemerke also nur das Eigne der inländischen.

L'Osservatore Triestino No. 58. 21. Juli 1797. Ein sehr gut geschriebener Brief über die Besitznehmung von Cherso vom 10. Juli. Dann Einiges von Zara. Die Anhänge sind wie unsere Beilagen und Wochenblätter.

Gazzetta Universale No. 58. 22. Juli 1797. Florenz. Ein nachdrückliches Gesetz wegen Meldung des Ankommens, Bleibens und Abgehens der Fremden, im Florentinischen publizirt.

Notizie Universali No. 60. 28. Juli 1797. Roveredo. Ein Artikel aus Oestreich macht auf die große bewaffnete Stärke des Kaisers aufmerksam.

Il Corriere Milanese No. 59. 24. Juli 1797. Die italienischen Angelegenheiten werden im republikanischen Sinne, aber mit großer Mäßigung, Feinheit und rhetorischer Stellung vorgetragen; es fällt Einem dabei der Leidener Lüzac ein.

In einer Buchhändlernachricht ist ein Werk: Memorie Storiche del Professore Gio. Battista Rottondo, nativo di Monza, nel Milanese, scritte da lui medesimo, angekündigt. Wahrscheinlich eine romanhafte Komposition, durch welche man, so viel sich aus der Anzeige errathen läßt, den Revolutionisten in Italien Mäßigkeit rathen will.

Giornale degli Uomini Liberi. Bergamo. 18. Juli 1797. No. 5. Lebhaft demokratisch, welches sich in der Bergamaskenmanier sehr lustig ausnimmt; denn wer lacht nicht, wenn er

lieſt: Non si dee defraudare il Popolo Sovrano Bergamasco di dargli notizia etc.!

Für den Platz aber und für die Abſicht ſcheint das Blatt ſehr zweckmäßig zu ſein, indem es hauptſächlich die Angelegenheiten der Stadt und des Bezirks behandelt.

No. 6. Die Aufhebung eines Kloſters durch die Mehrheit der Mönchsſtimmen wird begehrt, die ariſtokratiſche Partei verlangt unanimia.

Die Sprachwendungen haben etwas Originales, und der ganze Ausdruck iſt lebhaft, treu, naiv, ſo daß man den Harlekin im beſten Sinne zu hören glaubt.

Il Patriota Bergamasco No. 17. 18. Juli 1797. Ein Kompliment an die Bergamasker, daß ihre Nationalgarden bei dem großen Föderationsfeſt ſich ſo ganz beſonders ausgenommen haben: I segni da esse manifestati di patriotismo e di giocondità attrassero la comune meraviglia, e loro meritarono il vanto de' più energici republicani. Wenn man dieſe Stelle gehörig überſetzt, ſo wünſchte man, die Bergamasker bei dieſer Gelegenheit mit ihrer giocondità geſehen zu haben. Den Nachrichten aus dem Kirchenſtaat ſucht man durch Worte, die Schwabacher gedruckt ſind, eine komiſche Tournüre zu geben.

Ein Brief des Generals Buonaparte an den Aſtronomen Cagnoli in Verona, der bei den Unruhen viel gelitten und verloren hatte, ſoll den Gemüthern Beruhigung einflößen, da dem Manne Erſatz und Sicherheit verſprochen wird.

No. 18 iſt ſehr merkwürdig; der Patriot beklagt ſich, daß nach der Revolution noch keine Revolution ſei, und daß gerade Alles noch ſeinen alten ariſtokratiſchen Gang gehen wolle. Natürlicherweiſe hat wie überall die liebe Gewohnheit nach den erſten lebhaften Bewegungen wieder ihr Recht behauptet, und Alles ſucht ſich wieder auf die Füße zu ſtellen, worüber ſich denn der gute Patriot gar ſehr beklagt.

Frankfurt, den 9. Auguſt 1797.

Das allgemeine Geſpräch und Intereſſe iſt heute die Feier des morgenden Tages, die in Wetzlar begangen werden ſoll; man erzählt Wunderdinge davon. Zwanzig Generale ſollen derſelben beiwohnen, von allen Regimentern ſollen Truppen dazu

gesammelt werden, militärische Evolutionen sollen geschehen; Gerüste sind aufgerichtet, und was dergleichen mehr ist. Indessen fürchten die Einwohner bei dieser Gelegenheit böse Scenen; mehrere haben sich entfernt; man will heute Abend schon kanoniren gehört haben.

Bei Alledem lebt man hier in vollkommener Sicherheit, und Jeder treibt sein Handwerk, eben als wenn nichts gewesen wäre; man hält den Frieden für gewiß und schmeichelt sich, daß der Kongreß hier sein werde, ob man gleich nicht weiß, wo man die Gesandten unterbringen will. Wenn Alles ruhig bleibt, so wird die nächste Messe über die Maßen voll und glänzend werden; es sind schon viele Quartiere bestellt, und die Gastwirthe und andere Einwohner setzen unerhörte Preise auf ihre Zimmer.

Was mich betrifft, so sehe ich nur immer mehr ein, daß Jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das Uebrige Alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessiren mich jetzt mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein Jeder das Gleiche thut, so wird es in der Stadt und im Hause wohl stehen. Die wenigen Tage, die ich hier bin, hat mich die Betrachtung so mancher Gegenstände schon sehr vergnügt und unterhalten, und ich habe für die nächste Zeit noch genug vor mir.

Ich will hernach unsern guten Meyer, der am Züricher See angekommen ist, aufsuchen und, ehe ich meinen Rückweg antrete, noch irgend eine kleine Tour mit ihm machen. Nach Italien habe ich keine Lust; ich mag die Raupen und Chrysaliden der Freiheit nicht beobachten; weit lieber möchte ich die ausgekrochenen französischen Schmetterlinge sehen.

Gestern war ich bei Herrn von Schwarzkopf, der mit seiner jungen Frau auf einem Bethmannischen Gute wohnt; es liegt sehr angenehm, eine starke halbe Stunde von der Stadt vor dem Eschenheimer Thore auf einer sanften Anhöhe, von der man vorwärts die Stadt und den ganzen Grund, worin sie liegt, und hinterwärts den Niddagrund bis an das Gebirg übersieht. Das Gut gehörte ehemals der Familie der von Riese und ist wegen der Steinbrüche bekannt, die sich in dem Bezirk desselben befinden. Der ganze Hügel besteht aus Basalt, und der Feldbau wird in einem Erdreiche getrieben, das aus Verwitterung dieser Gebirgsart sich gebildet hat; es ist auf der Höhe ein Wenig steinig, aber Früchte und Obstbäume gedeihen

vortrefflich. Bethmanns haben viel dazugekauft, und meine Mutter hat ihnen ein schönes Baumstück, das unmittelbar daranstößt, abgelassen.

Die Fruchtbarkeit des herrlichen Grundes um Frankfurt und die Mannichfaltigkeit seiner Erzeugnisse erregt Erstaunen, und an den neuen Zäunen, Stacketen und Lusthäusern, die sich weit um die Stadt umher verbreiten, sieht man, wie viel wohlhabende Leute in der letzten Zeit nach größern und kleinern Stücken eines fruchtbaren Bodens gegriffen haben. Das große Feld, worauf nur Gemüse gebaut wird, gewährt in der jetzigen Jahreszeit einen sehr angenehmen und mannichfaltigen Anblick. Ueberhaupt ist die Lage, wie ich sie an einem schönen Morgen vom Thurme wieder gesehen, ganz herrlich und zu einem heitern und sinnlichen Genusse ausgestattet, deswegen sich die Menschen auch so zeitig hier angesiedelt und ausgebreitet haben. Merkwürdig war mir die frühe städtische Kultur, da ich gestern las, daß schon 1474 befohlen ward, die Schindeldächer wegzuthun, nachdem schon früher die Strohdächer abgeschafft waren. Es läßt sich denken, wie ein solches Beispiel in dreihundert Jahren auf die ganze Gegend gewirkt haben müsse.

Frankfurt, den 14. August 1797.

Gestern sah ich die Oper „Palmira", die im Ganzen genommen sehr gut und anständig gegeben ward. Ich habe aber dabei vorzüglich die Freude gehabt, einen Theil ganz vollkommen zu sehen, nämlich die Dekorationen. Sie sind von einem Mailänder, Fuentes, der sich gegenwärtig hier befindet.

Bei der Theater-Architektur ist die große Schwierigkeit, daß man die Grundsätze der ächten Baukunst einsehen und von ihnen doch wieder zweckmäßig abweichen soll. Die Baukunst im höhern Sinne soll ein ernstes, hohes, festes Dasein ausdrücken, sie kann sich, ohne schwach zu werden, kaum aufs Anmuthige einlassen; aber auf dem Theater soll Alles eine anmuthige Erscheinung sein. Die theatralische Baukunst muß leicht, geputzt, mannichfaltig sein, und sie soll doch zugleich das Prächtige, Hohe, Edle darstellen. Die Dekorationen sollen überhaupt, besonders die Hintergründe, Tableaus machen. Der Dekorateur muß noch einen Schritt weiter als der Landschaftsmaler thun, der auch die Architektur nach seinem Bedürfniß zu modifiziren weiß.

Die Dekorationen zu „Palmira" geben Beispiele, woraus man die Lehre der Theatermalerei abstrahiren könnte. Es sind sechs Dekorationen, die auf einander in zwei Akten folgen, ohne daß eine wiederkommt; sie sind mit sehr kluger Abwechselung und Gradation erfunden. Man sieht ihnen an, daß der Meister alle Moyens der ernsthaften Baukunst kennt; selbst da, wo er baut, wie man nicht bauen soll und würde, behält doch Alles den Schein der Möglichkeit bei, und alle seine Konstruktionen gründen sich auf den Begriff dessen, was im Wirklichen gefordert wird. Seine Zierrathen sind sehr reich, aber mit reinem Geschmack angebracht und vertheilt; diesen sieht man die große Stukkaturschule an, die sich in Mailand befindet und die man aus den Kupferstichwerken des Albertolli kann kennen lernen. Alle Proportionen gehen ins Schlanke, alle Figuren, Statuen, Basreliefs, gemalte Zuschauer gleichfalls; aber die übermäßige Länge und die gewaltsamen Geberden mancher Figuren sind nicht Manier, sondern die Nothwendigkeit und der Geschmack haben sie so gefordert. Das Kolorit ist untadelhaft, und die Art zu malen äußerst frei und bestimmt. Alle die perspektivischen Kunststücke, alle die Reize der nach Direktionspunkten gerichteten Massen zeigen sich in diesen Werken; die Theile sind völlig deutlich und klar, ohne hart zu sein, und das Ganze hat die lobenswürdigste Haltung. Man sieht die Studien einer großen Schule und die Ueberlieferungen mehrerer Menschenleben in den unendlichen Details, und man darf wol sagen, daß diese Kunst hier auf dem höchsten Grade steht; nur Schade, daß der Mann so kränklich ist, daß man an seinem Leben verzweifelt. Ich will sehen, daß ich das, was ich hier nur flüchtig hingeworfen habe, besser zusammenstelle und ausführe.

Erste Dekoration.

Auf niedrigen, nicht zu starken, altdorischen blauen Säulen und ihren weißen Kapitälen ruht ein weißes einfaches Gesims, dessen mittlerer Theil der höchste ist; es konnte auch für einen eigens proportionirten Architrav gelten; von diesen geht ein Tonnengewölb über das ganze Theater, das wegen seiner ungeheuern Höhe und Breite einen herrlichen Effekt macht. Da das Tonnengewölbe von den Kulissen nicht herüberlaufen kann, so scheint es oben durch blaue Vorhänge verdeckt, auf dem Hintergrunde aber erscheint es in seiner Vollkommenheit. Gleich wo das Gewölbe auf dem Gesimse ruht, sind Basreliefs an-

gebracht, das Uebrige ist mit einfachen Steinen gewölbt. Das Tonnengewölbe läuft auf ein Kreisgebäude aus, das sich wieder im Kreuze am Tonnengewölbe anschließt, wie die Art der neuern Kirchen ist; nur trägt diese Rundung auf ihrem Kranze keine Kuppel, sondern eine Galerie, über die man hinaus einen gestirnten Himmel sieht.

Schilderung einiger Personen des Frankfurter Theaters.

Frauen.

Demois. Woralek. Frauenzimmerliche Mittelgröße, wohlgebaut, etwas stark von Gliedern, jung, natürliche Bewegungen, mit den Armen gewisse Gesten, die nicht übel wären, wenn sie nicht immer wiederkämen; ein zusammengefaßtes Gesicht, lebhafte schwarze Augen; ein lächelndes Verziehen des Mundes verstellt sie oft; eine schöne und gut ausgebildete Stimme, im Dialog zu schnell, daher sie die meisten Stellen überhudelt.

Rollen. Erste Liebhaberin in der Oper: Konstanze, Pamina, die Müllerin.

*

Demois. Boudet. Weibliche Mittelgestalt; gutes lebhaftes Betragen, rasche Geberden. Gewisse natürliche Rollen spielt sie gut, nur drücken ihre Mienen und Gesten zu oft Härte, Kälte, Stolz und Verachtung aus, wodurch sie unangenehm wird. Sie spricht deutlich und ist überhaupt eine energische Natur.

Rollen. Muntere, naive: Margarete in den „Hagestolzen"; einen Savoyarden.

*

Madame Aschenbrenner. Nicht gar groß, sonst gut gebaut; ein artiges Gesicht, schwarze Augen. In ihrer Deklamation und Geberden hat sie das Weinerlich-Angespannte, was man sonst für pathetisch hielt. Sie tanzt gut; es hat aber diese Kunst keine günstige Wirkung auf sie gehabt, indem sie in Gang und Geberden manierirt ist.

Rollen. Affektuose, sentimentale Liebhaberinnen; singt auch ein Wenig. Cora in der „Sonnenjungfrau"; Ophelia in „Hamlet".

*

Madame Bulla. Mittelgröße, etwas größer als Madame Aschenbrenner, gute Gesichtsbildung; ihre Aktion ein Wenig zu ruhig, der Ton ihrer Stimme ein Wenig zu hell und scharf.

Rollen. Edle Mütter, Frauen von Stande, heitere humoristische Rollen: Elvira in „Rolla's Tod"; die Frau in dem „Ehepaar aus der Provinz"; Fräulein von Sachau in der „Entführung".

*

Madame Böttticher. Etwas über Mittelgröße, wohlgebaut, mäßig stark, angenehme Bildung; sieht für ihre Karikaturrollen etwas zu gut aus.

Rollen. Karikaturen, und was sich denen nähert: Oberhofmeisterin in „Elise von Valberg"; Frau Schmalheim, Frau Griesgram.

Männer.

Herr Prandt. Wohlgebaut, nicht angenehm gebildet, lebhafte schwarze Augen, die er zu sehr rollt; sonore tiefe Stimme, gute Bewegungen.

Rollen. Helden, würdige Alte: Rolla, Zaar, Seekapitän im „Bruderzwist", Molay in den „Tempelherren".

*

Herr Schröder. Mittelgröße, wohlgestaltet, gute jugendliche Gesichtsbildung, lebhafte Bewegung; singt baritono, im Dialog tiefe, etwas schnarrende, heftige, rauhe Stimme.

Rollen. Erste Liebhaber in der Oper: Don Juan, Deserteur. Figurirende Rollen im Schauspiel: Fürst in „Dienstpflicht"; Philipp der Schöne in den „Tempelherren".

*

Herr Lux. Gedrängte, gut gebildete Mittelgestalt; weiß seine Kleidung und Geberden nach den Rollen zu motiviren, hat einen guten, doch nicht recht vollklingenden Baß; spielt zu sehr nach dem Souffleur.

Rollen. Erster Buffo in der Oper; im Schauspiel ähnliche Rollen: den Bedienten des Kapitäns im „Bruderzwist"; den Amtmann in der „Aussteuer".

*

Herr Schlegel. Wohlgebaut, hat aber bei aller Beweglichkeit etwas Steifes. An der Bewegung seiner Beine sieht man, daß er ein Tänzer ist; singt als zweiter Baß noch gut genug. Es mag ihm an Geschmack und Gefühl fehlen, drum übertreibt er leicht.

Rollen. Zweite Buffos, auch zum Beispiel Knicker; sodann Saraftro, und den Geist in „Don Juan".

*

Herr Demmer. Gut gebaut, oberwärts etwas dicklicht, vorstehendes Gesicht, blond und blaue Augen; hat was Meckerndes in der Stimme und einen leidlichen Humor.

Rollen. Erste Liebhaber in der Oper: Tamino, Infant. Karikaturrollen: Stöpsel in „Armuth und Edelsinn"; Posert im „Spieler".

*

Herr Schmidt. Hager, alt, schwächlich, übertreibt; man bemerkt an ihm weder Naturell noch Geschmack.

Rollen. Schwache, verliebte, humoristische Alte; von Sachau in der „Entführung"; Brandchen im „Räuschchen".

*

Herr Düpré. Ziemliche Größe, hager, aber gut gebildet, starke Gesichtszüge; im Ganzen steif.

Rollen. Launige Rollen, Halbkarikaturen, Bösewichter: Kerkermeister im „Deserteur"; Rossodei in den „Tempelherren".

*

Herr Stentzsch. Jugendlich wohlgebildet. Figur und Wesen sind nicht durchgearbeitet, Sprache und Geberden haben keinen Fluß; im Ganzen ist er nicht unangenehm, aber er läßt den Zuschauer völlig kalt.

Rollen. Erste Liebhaber, junge Helden: Ludwig der Springer, Hamlet, Bruder des Mädchens von Marienburg.

*

Herr Grüner, von dessen Händeln mit der Königsberger Schauspieldirektion im 3. Stück des 2. Bandes des „Hamburger Theaterjournals" von 1797 viel erzählt wird, spielte hier einige Gastrollen. Er hat Gewandtheit auf dem Theater und eine leichte Kultur, ist aber nicht mehr jung und hat kein günstiges Gesicht. Seine Sprache ist äußerst preußisch, und auch sein Spiel — ich sah ihn als Sichel — hat eine gewisse anmaßliche Gewandtheit; seine Stimme ist von keiner Bedeutung.

Frankfurt, den 15. August 1797.

Ueber den eigentlichen Zustand eines aufmerksam Reisenden habe ich eigne Erfahrungen gemacht und eingesehen, worin sehr oft der Fehler der Reisebeschreibungen liegt. Man mag sich stellen, wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache

nur von einer Seite und übereilt sich im Urtheil; dagegen sieht man aber auch die Sache von dieser Seite lebhaft, und das Urtheil ist in gewissem Sinne richtig. Ich habe mir daher Akten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir eben jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiscourante, einheften lasse und sodann auch sowol das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urtheil einschalte. Ich spreche nachher von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin, und inwiefern mein Urtheil mit dem Urtheil wohlunterrichteter Menschen übereintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Akten, und so giebt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Aeußern und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen.

Ein paar poetische Stoffe bin ich schon gewahr geworden, die ich in einem feinen Herzen aufbewahren werde; und dann kann man niemals im ersten Augenblick wissen, was sich aus der rohen Erfahrung in der Folgezeit noch als wahrer Gehalt aussondert.

Bei dem Allem leugne ich nicht, daß mich mehrmals eine Sehnsucht nach dem Saalgrunde wieder angewandelt, und würde ich heute dahin versetzt, so würde ich gleich ohne irgend einen Rückblick etwa meinen „Faust" oder sonst ein poetisches Werk anfangen können.

Hier möchte ich mich nun an ein großes Stadtleben wieder gewöhnen, mich gewöhnen, nicht nur zu reisen, sondern auch auf der Reise zu leben. Wenn mir nur dieses vom Schicksal nicht ganz versagt ist! Denn ich fühle recht gut, daß meine Natur nur nach Sammlung und Stimmung strebt und an Allem keinen Genuß hat, was diese hindert. Hätte ich nicht an meinem „Herrmann und Dorothea" ein Beispiel, daß die modernen Gegenstände, in einem gewissen Sinne genommen, sich zum Epischen bequemten, so möchte ich von aller dieser empirischen Breite nichts mehr wissen.

Auf dem Theater, so wie ich auch wieder hier sehe, wäre in dem gegenwärtigen Augenblick Manches zu thun, aber man müßte es leicht nehmen und in der Gozzi'schen Manier traktiren; doch es ist in keinem Sinne der Mühe werth.

Meyer hat unsere Balladen sehr gut aufgenommen. Ich habe nun, weil ich von Weimar aus nach Stäfa wöchentlich Briefe an ihn schrieb, schon mehrere Briefe von ihm hier erhalten; es ist eine reine und treu fortschreitende Natur, unschätzbar in jedem Sinne. Ich will nur eilen, ihn wieder persönlich habhaft zu werden, und ihn dann nicht wieder von mir lassen.

Frankfurt, den 18. August 1797.

Ich besuchte gestern den Theatermaler, dessen Werke mich so sehr entzückt hatten, und fand einen kleinen, wohlgebildeten, stillen, verständigen, bescheidenen Mann. Er ist in Mailand geboren, heißt Fuentes, und als ich ihm seine Arbeiten lobte, sagte er mir, er sei aus der Schule des Gonzaga, dem er, was er zu machen verstehe, zu verdanken habe. Er ließ mich die Zeichnungen zu jenen Dekorationen sehen, die, wie man erwarten kann, sehr sicher und charakteristisch mit wenigen Federzügen gemacht und auf denen die Massen mit Tusche leicht angegeben sind. Er zeigte mir noch verschiedene Entwürfe zu Dekorationen, die zunächst gemalt werden sollen, worunter einer zu einem gemeinen Zimmer mir besonders wohlgedacht erschien. Er ließ mich auch die Veränderungen bemerken, die zwischen den Zeichnungen und den ausgeführten Dekorationen zu „Palmira" sich fanden. Es ist eine Freude, einen Künstler zu sehen, der seiner Sache so gewiß ist, seine Kunst so genau kennt, so gut weiß, was sie leisten und was sie wirken kann. Er entschuldigte Verschiedenes, das er an seinen Arbeiten selbst nicht billigte, durch die Forderungen des Poeten und des Schauspielers, die nicht immer mit den Gesetzen der guten Dekoration in Einstimmung zu bringen seien.

Bei Gelegenheit der Farbengebung, da bemerkt wurde, daß das Violete bei Nacht grau aussähe, sagte er, daß er deshalb das Violete, um ein gewisses leuchtendes und durchsichtiges Grau hervorzubringen, anwende; ferner, wie viel auf die Beleuchtung der Dekorationen ankomme.

Es ward bemerkt, welch eine große Praktik nöthig sei, um mit Sicherheit einer studirten Manier die Farben aufzusetzen, und es kam nicht ohne Lächeln zur Sprache, daß es Menschen gebe, die von einem Studium, wodurch man zur Gewißheit gelangt, so wenig Begriff haben, daß sie die schnelle und leichte

Methode des Meisters für nichts achten, vielmehr Denjenigen rühmen, der sich bei der Arbeit besinnt und ändert und korrigirt. Man sieht die Freiheit des Meisters für Willkür und zufällige Arbeit an.

*

Wenn man Frankfurt durchwandert und die öffentlichen Anstalten sieht, so drängt sich Einem der Gedanke auf, daß die Stadt in frühern Zeiten von Menschen müsse regiert gewesen sein, die keinen liberalen Begriff von öffentlicher Verwaltung, keine Lust an Einrichtung zu besserer Bequemlichkeit des bürgerlichen Lebens gehabt, sondern die vielmehr nur so nothdürftig hinregierten und Alles gehen ließen, wie es konnte. Man hat aber bei dieser Betrachtung alle Ursache, billig zu sein. Wenn man bedenkt, was das heißen will, bis nur die nächsten Bedürfnisse einer Bürgergemeinde, die sich in trüben Zeiten zufällig zusammenfindet, nach und nach befriedigt, bis für ihre Sicherheit gesorgt, und bis ihr nur das Leben, indem sie sich zusammenfindet und vermehrt, möglich und leidlich gemacht wird, so sieht man, daß die Vorgesetzten zu thun genug haben, um nur von einem Tag zum andern mit Rath und Wirkung auszulangen. Mißstände wie das Ueberbauen der Häuser, die krummen Anlagen der Straßen, wo Jeder nur sein Plätzchen und seine Bequemlichkeit im Auge hatte, fallen in einem dunklen, gewerbvollen Zustande nicht auf, und den düstern Zustand der Gemüther kann man an den düstern Kirchen und an den dunklen und traurigen Klöstern jener Zeit am Besten erkennen. Das Gewerb ist so ängstlich und emsig, daß es sich nicht nahe genug an einander drängen kann; der Krämer liebt die engen Straßen, als wenn er den Käufer mit Händen greifen wollte. So sind alle die alten Städte gebaut, außer welche gänzlich umgeschaffen worden.

Die großen alten öffentlichen Gebäude sind Werke der Geistlichkeit und zeugen von ihrem Einfluß und erhöhteren Sinn. Der Dom mit seinem Thurm ist ein großes Unternehmen; die übrigen Klöster in Absicht auf den Raum, den sie einschließen, sowol als in Absicht auf ihre Gebäude sind bedeutende Werke und Besitzthümer. Alles dieses ist durch den Geist einer dunklen Frömmigkeit und Wohlthätigkeit zusammengebracht und errichtet. Die Höfe und ehemaligen Burgen der Adeligen nehmen auch einen großen Raum ein, und man sieht in den Gegenden, wo diese geistlichen und weltlichen Besitzungen

stehen, wie sie anfangs gleichsam als Inseln da lagen und die Bürger sich nur nothdürftig dran herumbauten.

Die Fleischbänke sind das Häßlichste, was vielleicht dieser Art sich in der Welt befindet; sie sind auf keine Weise zu verbessern, weil der Fleischer seine Waaren so wie ein anderer Krämer unten im Hause hat. Diese Häuser stehen auf einem Klumpen beisammen und sind mehr durch Gänge als Gäßchen getrennt.

Der Markt ist klein und muß sich durch die benachbarten Straßen bis auf den Römerberg ausdehnen. Verlegung desselben auf den Hirschgraben zur Meßzeit.

Das Rathhaus scheint früher ein großes Kaufhaus und Waarenlager gewesen zu sein, wie es auch noch in seinen Gewölben für die Messe einen dunkeln und dem Verkäufer fehlerhafter Waaren günstigen Ort gewährt.

Die Häuser baute man in frühern Zeiten, um Raum zu gewinnen, in jedem Stockwerke über; doch sind die Straßen im Ganzen gut angelegt, welches aber wol dem Zufall zuzuschreiben ist; denn sie gehen entweder mit dem Flusse parallel, oder es sind Straßen, welche diese durchkreuzen und nach dem Lande zu gehen. Um das Ganze lief halbmondförmig ein Wall und Graben, der nachher ausgefüllt wurde; doch auch in der neuen Stadt ist nichts Regelmäßiges und auf einander Passendes. Die Zeil geht krumm nach der Richtung des alten Grabens, und die großen Plätze der neuen Stadt ist man nur dem Unwerthe des Raums zu jener Zeit schuldig. Die Festungswerke hat die Nothwendigkeit hervorgebracht, und man kann fast sagen, daß die Mainbrücke das einzige schöne und einer so großen Stadt würdige Monument aus der frühern Zeit sei; auch ist die Hauptwache anständig gebaut und gut gelegen.

Es würde interessant sein, die Darstellung der verschiedenen Epochen der Aufklärung, Aufsicht und Wirksamkeit in Absicht solcher öffentlichen Anstalten zu versuchen, die Geschichte der Wasserleitungen, Kloaken, des Pflasters mehr auseinanderzusetzen und auf die Zeit und vorzüglichen Menschen, welche gewirkt, aufmerksam zu sein.

Schon früher wurde festgesetzt, daß Jemand, der ein neues Haus baut, nur in dem ersten Stock überbauen dürfe. Schon durch diesen Schritt war viel gewonnen. Mehrere schöne Häuser entstanden; das Auge gewöhnte sich nach und nach ans Senkrechte, und nunmehr sind viele hölzerne Häuser auch senkrecht

aufgebaut. Was man aber den Gebäuden bis auf den neusten Zeitpunkt und überhaupt manchem Andern ansieht, ist, daß die Stadt niemals einen Verkehr mit Italien gehabt hat. Alles, was Gutes dieser Art sich findet, ist aus Frankreich hergenommen.

Eine Hauptepoche macht denn nun zuletzt das Schweitzerische Haus auf der Zeil, das in einem ächten, soliden und großen italienischen Stile gebaut ist und vielleicht lange das einzige bleiben wird. Denn obgleich noch einige von dieser Art sind gebaut worden, so hatten doch die Baumeister nicht Talent genug, mit dem ersten zu wetteifern, sondern sie verfielen, indem sie nur nicht Ebendasselbe machen wollten, auf falsche Wege, und wenn es so fortgeht, so ist der Geschmack, nachdem ein einziges Haus nach richtigen Grundsätzen aufgestellt worden, schon wieder im Sinken.

Die beiden neuen reformirten Bethäuser sind in einem mittlern, nicht so strengen und ernsten, aber doch richtigen und heitern Geschmack gebaut und bis auf wenige Mißgriffe in Nebendingen durchaus lobenswerth.

Die neuerbaute Lutherische Hauptkirche giebt leider viel zu denken. Sie ist als Gebäude nicht verwerflich, ob sie gleich im allermodernsten Sinne gebaut ist; allein da kein Platz in der Stadt weder wirklich noch denkbar ist, auf dem sie eigentlich stehen könnte und sollte, so hat man wol den größten Fehler begangen, daß man zu einem solchen Platz eine solche Form wählte. Die Kirche sollte von allen Seiten zu sehen sein, man sollte sie in großer Entfernung umgehen können, und sie stickt zwischen Gebäuden, die ihrer Natur und Kostbarkeit wegen unbeweglich sind und die man schwerlich wird abbrechen lassen. Sie verlangt um sich herum einen großen Raum und steht an einem Orte, wo der Raum äußerst kostbar ist. Um sie her ist das größte Gedräng und Bewegung der Messe, und es ist nicht daran gedacht, wie auch irgend nur ein Laden Statt finden könnte. Man wird also wenigstens in der Meßzeit hölzerne Buden an sie hinanschieben müssen, die vielleicht mit der Zeit unbeweglich werden, wie man an der Katharinenkirche noch sieht und ehemals um den Münster von Straßburg sah.

Nirgends wäre vielleicht ein schönerer Fall gewesen, in welchem man die Alten höchst zweckmäßig hätte nachahmen können, die, wenn sie einen Tempel mitten in ein lebhaftes Quartier setzen wollten, das Heiligthum durch eine Mauer vom

Gemeinen absonderten, dem Gebäude einen würdigen Vorhof gaben und es nur von dieser Seite sehen ließen. Ein solcher Vorhof wäre hier möglich gewesen, dessen Raum für die Kutschen, dessen Arkaden zur Bequemlichkeit der Fußgänger und zugleich im Fall der Messe zum Ort des schönsten Verkehrs gedient hätten.

Es wäre ein philanthropisches Unternehmen, das freilich in diesem Falle von keinem Nutzen mehr sein könnte, vielleicht aber bei künftigen Unternehmungen wirken würde, wenn man noch selbst jetzt hinterdrein Plane und Risse von dem, was hätte geschehen sollen, darlegte; denn da eine öffentliche Anstalt so viel Tadel ertragen muß, wie man es nicht hätte machen sollen, so ist es wenigstens billiger, wenn man zu zeigen übernimmt, wie man es anders hätte machen sollen. Doch ist vielleicht überhaupt keine Zeit mehr, Kirchen und Paläste zu bauen; wenigstens würde ich in beiden Fällen immer rathen, die Gemeinden in anständige Bethäuser und die großen Familien in bequeme und heitere Stadt- und Landhäuser zu theilen, und Beides geschieht ja in unsern Tagen schon gewissermaßen von selbst.

Was die Bürgerhäuser betrifft, so würde ich überhaupt rathen, der italienischen Manier nicht weiter zu folgen und selbst mit steinernen Gebäuden sparsamer zu sein. Häuser, deren erster Stock von Steinen, das übrige von Holz ist, wie mehrere jetzt sehr anständig gebaut sind, halte ich in jedem Sinn für Frankfurt für die schicklichsten; sie sind überhaupt trockner, die Zimmer werden größer und lustiger. Der Frankfurter wie überhaupt der Nordländer liebt viele Fenster und heitere Stuben, die bei einer Façade im höheren Geschmack nicht stattfinden können. Dann ist auch zu bedenken, daß ein steinernes, einem Palast ähnliches kostbares Haus nicht so leicht seinen Besitzer verändert als ein anderes, das für mehr denn einen Bewohner eingerichtet ist. Der Frankfurter, bei dem Alles Waare ist, sollte sein Haus niemals anders als Waare betrachten. Ich würde daher vielmehr rathen, auf die innere Einrichtung aufmerksam zu sein und hierin die Leipziger Bauart nachzuahmen, wo in einem Hause mehrere Familien wohnen können, ohne in dem mindesten Verhältniß zusammen zu stehen. Es ist aber sonderbar: noch jetzt baut der Mann, der bestimmt zum Vermiethen baut, in Absicht auf Anlegung der Treppen, der offenen Vorsäle u. s. w. noch ebenso als jener, der vor Zeiten sein Haus, um es allein zu bewohnen, eingerichtet; und so muß zum Bei-

spiel der Miethmann eines Stockwerks, wenn er ausgeht, dafür sorgen, daß ein Halbdutzend Thüren verschlossen werden. So mächtig ist die Gewohnheit und so selten das Urtheil.

Die verschiedenen Epochen, in denen öffentliche heitere Anstalten, zum Beispiel die Allee um die Stadt angelegt ward, und wie der öffentliche Geist mit dem Privatgeist sich verband, wodurch ganz allein ein ächtes städtisches Wesen hervorgebracht wird, wären näher zu betrachten. Die Erbauung des Schauspielhauses, die Pflasterung des Platzes vor demselben, die Ausfüllung der Pferdeschwemme auf dem Roßmarkt und vor Allem das unschätzbare Unternehmen der neuen Straße an der Brücke wäre zu erwähnen, welches Denen, die es angaben, anfingen, beförderten und, gebe der Himmel! in seinem ganzen Umfange ausführen werden, zur bleibenden Ehre gereichen wird.

In früheren Zeiten das Abtragen der alten Pforten nicht zu vergessen.

Ueber die Judengasse, das Aufbauen des abgebrannten Theils und ihre etwaige Erweiterung nach dem Graben zu wäre zu denken und darüber auch allenfalls ein Gedanke zu äußern.

Eines ist zwar nicht auffallend, jedoch einem aufmerksamen Beobachter nicht verborgen, daß Alles, was öffentliche Anstalt ist, in diesem Augenblicke still steht, dagegen sich die Einzelnen unglaublich rühren und ihre Geschäfte fördern. Leider deutet diese Erscheinung auf ein Verhältniß, das nicht mit Augen gesehen werden kann, auf die Sorge und Enge, in welcher sich die Vorsteher des gemeinen Wesens befinden, wie die durch den Krieg ihnen aufgewälzte Schuldenlast getragen und mit der Zeit vermindert werden soll, indeß der Einzelne sich wenig um dieses allgemeine Uebel bekümmert und nur seinen Privatvortheil lebhaft zu fördern bemüht ist.

Die Hauptursache von den in früherer Zeit vernachlässigten öffentlichen Anstalten ist wol eben im Sinne der Unabhängigkeit der einzelnen Gilden, Handwerke, und dann weiter in fortdauernden Streitigkeiten und Anmaßungen der Klöster, Familien, Stiftungen u. s. w. zu suchen, ja in den von einer gewissen Seite lobenswürdigen Widerstrebungen der Bürgerschaft. Dadurch ward aber der Rath, er mochte sich betragen, wie er wollte, immer gehindert, und indem man über Befugnisse stritt, konnte ein gewisser liberaler Sinn des allgemein Vortheilhaften nicht stattfinden.

Es wäre vielleicht eine für die gegenwärtige Zeit interessante Untersuchung, darzustellen, wie das Volk den Regenten, die nicht ganz absolut regieren, von je her das Leben und Regiment sauer gemacht. Es wäre dieses keineswegs eine aristokratische Schrift; denn eben jetzt leiden alle Vorsteher der Republiken an diesen Hindernissen.

Ich habe in diesen Tagen darüber nachgedacht, wie spät sich ein Zug von Liberalität und Uebersicht eben über das städtische Wesen in Frankfurt manifestiren konnte.

Was wäre nicht eine Straße, die vom Liebenfrauenberg auf die Zeil durchgegangen wäre, für eine Wohlthat fürs Publikum gewesen! Eine Sache, die in frühern Zeiten mit sehr geringen Kosten, ja mit Vortheil abzuthun war.

Frankfurt, den 19. August 1797.

Die französische Revolution und ihre Wirkung sieht man hier viel näher und unmittelbarer, weil sie so große und wichtige Folgen auch für diese Stadt gehabt hat, und weil man mit der Nation in so vielfacher Verbindung steht. Bei uns sieht man Paris immer nur in einer Ferne, daß es wie ein blauer Berg aussieht, an dem das Auge wenig erkennt, dafür aber auch Imagination und Leidenschaft desto wirksamer sein kann. Hier unterscheidet man schon die einzelnen Theile und Lokalfarben.

Von dem großen Spiel, das die Zeit her hier gespielt worden, hört man überall reden. Es gehört diese Seuche mit unter die Begleiter des Kriegs; denn sie verbreitet sich am Gewaltsamsten zu den Zeiten, wenn großes Glück und Unglück auf der allgemeinen Wagschale liegt, wenn die Glücksgüter ungewiß werden, wenn der Gang der öffentlichen Angelegenheiten schnellen Gewinnst und Verlust auch für Partikuliers erwarten läßt. Es ist fast in allen Wirthshäusern gespielt worden, außer im „Rothen Hause". Die eine Bank hat für einen Monat, nur fürs Zimmer, siebzig Karolin bezahlt. Einige Bankiers haben Frühstück und Abendessen aufs Anständigste für die Pointeurs auftragen lassen. Jetzt, da man nach und nach von Seiten des Raths diesem Uebel zu steuern sucht, denken die Liebhaber auf andere Auswege. Auf dem Sandhofe, auf deutschherrischem Grund und

Boden, hat man eine kostbare Anstalt einer neuen Wirthschaft errichtet, die gestern mit einhundertdreißig Couverts eröffnet worden. Die Möbeln sind aus der herzoglich Zweibrückischen Auktion, sowie die ganze Einrichtung überhaupt sehr elegant sein soll. Dabei ist Alles zuletzt aufs Spielen angesehen.

Das Hauptinteresse sollte eigentlich gegenwärtig für die Frankfurter die Wiederbezahlung ihrer Kriegsschulden und die einstweilige Verinteressirung derselben sein; da aber die Gefahr vorbei ist, haben Wenige Lust, thätig mitzuwirken. Der Rath ist hierüber in einer unangenehmen Lage; er und der wackere Theil der Bürger, der sein baares Geld, sein Silbergeschirr, seine Münzkabinette und was sonst noch des edlen Metalls vorräthig war, freiwillig hingab, hat nicht allein damals hierdurch und durch die persönlichen Leiden der weggeführten Geißel die Stadt und den egoistischen flüchtigen Theil der Reichen vertreten und gerettet, sondern ist auch gutmüthig genug gewesen, für die nicht Schutzverwandten, als die Stifter, Klöster und deutschen Orden u. s. w., die Kontributionen in der Masse mitzuerlegen. Da es nun zum Ersatz kommen soll, so existirt weder ein Fuß, wornach, noch ein Mittel, wodurch man eine so große Summe, als zu dem Interesse- und dem Amortisationsfonds nöthig ist, beibringen könnte. Der bisherige Schatzungsfuß ist schon für den ordinären Zustand völlig unpassend, geschweige für einen außerordentlichen Fall; jede Art von neuer Abgabe drückt irgendwohin, und unter den hundert und mehr Menschen, die mitzusprechen haben, findet sich immer Ein- und der Andere, der die Last von seiner Seite wegwälzen will. Die Vorschläge des Raths sind an das bürgerliche Kollegium gegangen; ich fürchte aber sehr, daß man nicht einig werden wird, und daß, wenn man einig wäre, der Reichshofrath doch wieder anders sentiren würde. Indessen bettelt man von Gutwilligen Beiträge, die künftig berechnet werden und, wenn man bei erfolgender Repartition zu viel gegeben hat, verinteressirt werden sollen, einstweilen zusammen, weil die Interessen doch bezahlt werden müssen. Ich wünsche, daß ich mich irre, aber ich fürchte, daß diese Angelegenheit so leicht nicht in Ordnung kommen wird.

Für einen Reisenden geziemt sich ein skeptischer Realism; was noch idealistisch an mir ist, wird in einem Schatullchen wohlverschlossen mitgeführt wie jenes Undenische Pygmäenweibchen. Sie werden also von dieser Seite Geduld mit mir haben. Wahrscheinlich werde ich jenes Reisegeschichtchen auf

der Reise zusammenschreiben können. Uebrigens will ich erst ein paar Monate abwarten. Denn obgleich in der Empirie fast Alles einzeln unangenehm auf mich wirkt, so thut doch das Ganze sehr wohl, wenn man endlich zum Bewußtsein seiner eigenen Besonnenheit kommt.

Ich denke, etwa in acht Tagen weiter zu gehen und mich bei dem herrlichen Wetter, das sich nun bald in den ächten mäßigen Zustand des Nachsommers setzen wird, durch die schöne Bergstraße, das wohlbebaute gute Schwaben nach der Schweiz zu begeben, um auch einen Theil dieses einzigen Landes mir wieder zu vergegenwärtigen.

Frankfurt, den 20. August 1797.

Die hiesige Stadt mit ihrer Beweglichkeit und den Schauspielen verschiedener Art, die sich täglich erneuern, sowie die mannichfaltige Gesellschaft geben eine gar gute und angenehme Unterhaltung; ein Jeder hat zu erzählen, wie es ihm in jenen gefährlichen und kritischen Tagen ergangen, wobei denn manche lustige und abenteuerliche Geschichten vorkommen. Am Liebsten aber höre ich diejenigen Personen sprechen, die ihrer Geschäfte und Verhältnisse wegen vielen der Hauptpersonen des gegenwärtigen Kriegsdrama's näher gekommen, auch besonders mit den Franzosen Mancherlei zu schaffen gehabt und das Betragen dieses sonderbaren Volkes von mehr als einer Seite kennen gelernt haben. Einige Details und Resultate verdienen aufgezeichnet zu werden.

Der Franzos ist nicht einen Augenblick still, er geht, schwätzt, springt, pfeift, singt und macht durchaus einen solchen Lärm, daß man in einer Stadt oder in einem Dorfe immer eine größere Anzahl zu sehen glaubt, als sich drin befinden, anstatt daß der Oestreicher still, ruhig und ohne Aeußerung irgend einer Leidenschaft gerade vor sich hinlebt. Wenn man ihre Sprache nicht versteht, werden sie unwillig, sie scheinen diese Forderung an die ganze Welt zu machen; sie erlauben sich alsdann Manches, um sich selbst ihre Bedürfnisse zu verschaffen; weiß man aber mit ihnen zu reden und sie zu behandeln, so zeigen sie sich sogleich als bons enfans und setzen sehr selten Unart oder Brutalität fort. Dagegen erzählt man von ihnen manches Erpressungsgeschichtchen unter allerlei Vorwänden, wovon ver-

schiedene lustig genug sind. So sollen sie an einem Ort, wo Kavallerie gelegen, beim Abzuge verlangt haben, daß man ihnen den Mist bezahle. Als man sich dessen geweigert, setzten sie so viel Wagen in Requisition, als nöthig waren, um diesen Mist nach Frankreich zu führen; da man sich denn natürlich entschloß, lieber ihr erstes Verlangen zu befriedigen. An einigen andern Orten behauptet man, der abreisende General lasse sich jederzeit bestehlen, um wegen Ersatz des Verlustes noch zuletzt von dem Orte eine Auflage fordern zu können. Bei einer Mahlzeit sind ihre Forderungen so bestimmt und umständlich, daß sogar die Zahnstocher nicht vergessen werden. Besonders ist jetzt der gemeine Mann, obgleich er genährt wird, sehr aufs Geld begierig, weil er keins erhält, und er sucht daher auch von seiner Seite etwas mit Façon zu erpressen und zu erschleichen. So hält zum Exempel auf dem Wege nach den Bädern jeder ausgestellte Posten die Reisenden an, untersucht die Pässe und ersinnt alle erdenklichen Schwierigkeiten, die man durch ein kleines Trinkgeld gar leicht hebt; man kommt aber auch, wenn man nur Zeit verlieren und sich mit ihnen herumdisputiren will, endlich ohne Geld durch. Als Einquartierung in der Stadt haben sie sowol das erste als zweite Mal gutes Lob; dagegen waren ihre Requisitionen unendlich und oft lächerlich, da sie wie Kinder oder wahre Naturmenschen Alles, was sie sahen, zu haben wünschten.

In den Kanzleien ihrer Generale wird die große Ordnung und Thätigkeit gerühmt, so auch der Gemeingeist ihrer Soldaten und die lebhafte Richtung Aller nach einem Zweck. Ihre Generale, obgleich meist junge Leute, sind ernsthaft und verschlossen, gebieterisch gegen ihre Untergebnen und in manchen Fällen heftig und grob gegen Landsleute und Fremde. Sie haben den Duell für abgeschafft erklärt, weil eine Probe der Tapferkeit bei Leuten, die so oft Gelegenheit hätten, sie abzulegen, auf eine solche Weise nicht nöthig sei. In Wiesbaden forderte ein Trierischer Offizier einen französischen General heraus; dieser ließ ihn sogleich arretiren und über die Grenze bringen.

Aus diesen wenigen Zügen läßt sich doch gleich übersehen, daß in Armeen von dieser Art eine ganz eigene Energie und eine sonderbare Kraft wirken müsse, und daß eine solche Nation in mehr als einem Sinne furchtbar sei.

Die Stadt kann von Glück sagen, daß sie nicht wieder in ihre Hände gekommen ist, weil sonst der Requisitionen ungeachtet

des Friedens kein Ende gewesen wäre. Die Dörfer, in denen sie liegen, werden alle ruinirt, jede Gemeinde ist verschuldet, und in den Wochenblättern stehen mehrere, welche Kapitalien suchen; dadurch ist auch die Theuerung in der Stadt sehr groß. Ich werde ehestens eine Liste der verschiedenen Preise überschicken. Ein Hase zum Beispiel kostet zwei Gulden und ist doch für dieses Geld nicht einmal zu haben.

Frankfurt, den 21. August 1797.

Es liegen drei Bataillons des Regiments Manfredini hier, unter denen sich, wie man an gar mancherlei Symptomen bemerken kann, sehr viel Rekruten befinden. Die Leute sind fast durchaus von einerlei Größe, eine kleine, aber derbe und wohlgebaute Art. Verwunderſam ist die Gleichheit der Größe, aber noch mehr die Aehnlichkeit der Gesichter; es sind, so viel ich weiß, Böhmen. Sie haben meist lang geschlitzte kleine Augen, die etwas nach der ganzen Physiognomie zurück, aber nicht tief liegen, eng gefaßte Stirnen, kurze Nasen, die doch keine Stumpfnasen sind, mit breiten, scharf eingeschnittenen Nasenflügeln; die Oberwange ist etwas stark und nach der Seite stehend, der Mund lang, die Mittellinie fast ganz grad, die Lippen flach; bei Vielen hat der Mund einen verständig ruhigen Ausdruck; die Hinterköpfe scheinen klein, wenigstens macht das kleine und enge Kasket das Ansehen. Sie sind knapp und gut gekleidet; ein lebendiger grüner Busch von allerlei täglich frischem Laub auf dem Kaskette giebt ein gutes Ansehen, wenn sie beisammen sind. Sie machen die Handgriffe, so weit ich sie auf der Parade gesehen, rasch und gut; am Deployiren und Marschiren allein spürt man mitunter das Rekrutenhafte. Uebrigens sind sie sowol einzeln als im Ganzen ruhig und gesetzt.

Die Franzosen dagegen, die manchmal einzeln in der Stadt erscheinen, sind gerade das Gegentheil. Wenn die Kleidung der Oestreicher blos aus dem Nothwendigen und Nützlichen zusammengesetzt ist, so ist die der Franzosen reichlich, überflüssig, ja beinahe wunderlich und seltsam. Lange blaue Beinkleider sitzen knapp am Fuße, an deren Seite unzählige Knöpfe auf rothen Streifen sich zeigen; die Weste ist verschieden, der blaue lange Rock hat einen weißen artigen Vorstoß; der große Hut, der in der Quere aufgesetzt

wird, ist mit sehr langen Litzen aufgeheftet und entweder mit dem dreifarbigen Büschel oder mit einem brennend rothen Federbusch geziert. Ihr Gang und Betragen ist sehr sicher und freimüthig, doch durchaus ernsthaft und gefaßt, wie es sich in einer fremden, noch nicht ganz befreundeten Stadt geziemt. Unter denen, die ich sah, waren keine kleinen, und eher große als mittelgroße.

Frankfurt, den 23. August 1797.

Noch etwas von den Franzosen und ihrem Betragen.

Als bei Custinens Einfall der General Neuwinger die Thore von Sachsenhausen besetzen ließ, hatten die Truppen kaum ihre Tornister abgelegt, als sie sogleich ihre Angeln hervorrafften und die Fische aus dem Stadtgraben herausfischten.

In den Ortschaften, die sie noch jetzt besetzen, findet man unter den Offizieren sehr verständige, mäßige und gesittete Leute, die Gemeinen aber haben nicht einen Augenblick Ruh' und fechten besonders sehr viel in den Scheunen. Sie haben bei ihren Kompagnien und Regimentern Fechtmeister, und es kam vor Kurzem darüber, welcher der beste Fechtmeister sei, unter seinen Schülern zu großen Mißhelligkeiten. Es scheint im Kleinen wie im Großen, wenn der Franzose Ruhe nach außen hat, so ist der häusliche Krieg unvermeidlich.

Von Frankfurt nach Heidelberg.

Den 25. August 1797.

Bei neblichtem, bedecktem, aber angenehmem Wetter früh nach sieben Uhr von Frankfurt ab. Hinter der Warte war mir ein Kletterer merkwürdig, der mit Hilfe eines Strickes und zweier Eisen an den Schuhen auf die starken und hohen Buchen stieg. Auf der Chaussee von Sprendlingen bis Langen findet sich viel Basalt, der sehr häufig in dieser flach erhobenen Gegend brechen muß; weiterhin sandiges flaches Land, viel Feldbau, aber mager. Ich sah seit Neapel zum ersten Mal wieder die Kinder auf der Straße die Pferde-Exkremente in Körbchen sammeln.

Um Zwölf in Darmstadt, wo wir in einer Viertelstunde expedirt wurden. Auf der Chaussee finden sich nun Steine des Grundgebirges, Syenite, Porphyre, Thonschiefer und andere Steinarten dieser Epoche. Darmstadt hat eine artige Lage vor dem Gebirge und ist wahrscheinlich durch die Fortsetzung des Wegs aus der Bergstraße nach Frankfurt in früheren Zeiten entstanden. In der Gegend von Fechenbach liegen sandige Hügel, gleichsam alte Dünen, gegen den Rhein vor, und hinterwärts gegen das Gebirg ist eine kleine Vertiefung, wo sehr schöner Feldbau getrieben wird. Bis Zwingenberg bleibt der Melibokus sichtbar, und das schöne wohlgebaute Thal dauert fort. Die Weinberge fangen an sich über die Hügel bis an das Gebirge auszubreiten. In der Gegend von Heppenheim ist man mit der Ernte wohl zufrieden. Zwei schöne Ochsen, die ich beim Postmeister sah, hatte er im Frühjahr für dreiundzwanzig Karolin gekauft, jetzt würden sie für achtzehn zu haben sein. Die Kühe sind im Preise nicht gefallen. Wegen Pferdemangel fuhren wir erst halb Sechs von Heppenheim weiter. Beim Purpurlichte des Abends waren die Schatten, besonders auf dem grünen Grase, wundersam smaragdgrün. Man passirt zum ersten Mal wieder ein Wasser von einiger Bedeutung, die Weschnitz, die bei Gewittern sehr stark anschwillt. Schöne Lage von Weinheim. Abends halb zehn Uhr erreichten wir Heidelberg und kehrten, da der „Goldene Hecht" besetzt war, in den „Drei Königen" ein.

Heidelberg, den 26. August 1797.

Ich sah Heidelberg an einem völlig klaren Morgen, der durch eine angenehme Luft zugleich kühl und erquicklich war. Die Stadt in ihrer Lage und mit ihrer ganzen Umgebung hat, man darf sagen, etwas Ideales, das man sich erst recht deutlich machen kann, wenn man mit der Landschaftsmalerei bekannt ist, und wenn man weiß, was denkende Künstler aus der Natur genommen und in die Natur hineingelegt haben. Ich ging in Erinnerung früherer Zeiten über die schöne Brücke und am rechten Ufer des Neckar's hinauf. Etwas weiter oben, wenn man zurücksieht, hat man die Stadt und die ganze Lage in ihrem schönsten Verhältnisse vor sich. Sie ist in der Länge auf einem schmalen Raum zwischen den Bergen und dem Flusse ge-

bauet; das obere Thor schließt sich unmittelbar an die Felsen an, an deren Fuß die Landstraße nach Neckargemünd nur die nöthige Breite hat. Ueber dem Thore steht das alte verfallene Schloß in seinen großen und ernsten Halbruinen. Den Weg hinauf bezeichnet, durch Bäume und Büsche blickend, eine Straße kleiner Häuser, die einen sehr angenehmen Anblick gewährt, indem man die Verbindung des alten Schlosses und der Stadt bewohnt und belebt sieht. Darunter zeigt sich die Masse einer wohlgebauten Kirche und so weiter die Stadt mit ihren Häusern und Thürmen, über die sich ein völlig bewachsener Berg erhebt, höher als der Schloßberg, indem er in großen Partien den rothen Felsen, aus dem er besteht, sehen läßt. Wirft man den Blick auf den Fluß hinaufwärts, so sieht man einen großen Theil des Wassers zu Gunsten einer Mühle, die gleich unter dem untern Thore liegt, zu einer schönen Fläche gestemmt, indessen der übrige Strom über abgerundete Granitbänke in dieser Jahreszeit seicht dahin und nach der Brücke zu fließt, welche, im ächten guten Sinne gebaut, dem Ganzen eine edle Würde verleiht, besonders in den Augen Desjenigen, der sich noch der alten hölzernen Brücke erinnert. Die Statue des Kurfürsten, die hier mit doppeltem Rechte steht, sowie die Statue der Minerva von der andern Seite wünscht man um einen Bogen weiter nach der Mitte zu, wo sie, am Anfang der horizontalen Brücke um so viel höher, sich viel besser und freier in der Luft zeigen würden. Allein bei näherer Betrachtung der Konstruktion möchte sich finden, daß die starken Pfeiler, auf welchen die Statuen stehen, hier zur Festigkeit der Brücke nöthig sind; da denn die Schönheit, wie billig, der Nothwendigkeit weichen mußte.

Der Granit, der an dem Wege herausstehet, machte mir mit seinen Feldspathkrystallen einen angenehmen Eindruck. Wenn man diese Steinarten an so ganz entfernten Orten gekannt hat und wiederfindet, so geben sie uns eine erfreuliche Andeutung des stillen und großen Verhältnisses der Grundlagen unserer bewohnten Welt gegen einander. Daß der Granit noch so ganz kurz an einer großen Plaine hervorspringt und spätere Gebirgsarten im Rücken hat, ist ein Fall, der mehr vorkommt; besonders ist der von der Roßtrappe merkwürdig. Zwischen dem Brocken und den ebengenannten ungeheuern Granitfelsen, die so weit vorliegen, finden sich verschiedene Arten Porphyre, Kieselschiefer u. s. w. Doch ich kehre vom rauhen Harz in diese

heitere Gegend gern und geschwind zurück und sehe durch diesen Granit eine schöne Straße geebnet; ich sehe hohe Mauern aufgeführt, um das Erdreich der untersten Weinberge zusammenzuhalten, die sich auf dieser rechten Seite des Flusses den Berg hinauf, gegen die Sonne gekehrt, verbreiten.

Ich ging in die Stadt zurück, eine Freundin zu besuchen, und sodann zum Oberthore hinaus. Hier hat die Lage und Gegend keinen malerischen, aber einen sehr natürlich schönen Anblick. Gegenüber sieht man nun die hohen, gut gebauten Weinberge, an deren Mauer man erst hinging, in ihrer ganzen Ausdehnung. Die kleinen Häuser darin machen mit ihren Lauben sehr artige Partien, und es sind einige, die als die schönsten malerischen Studien gelten könnten. Die Sonne machte Licht und Schatten sowie die Farben deutlich; wenige Wolken stiegen auf.

Die Brücke zeigt sich von hier aus in einer Schönheit wie vielleicht keine Brücke der Welt; durch die Bogen sieht man den Neckar nach den flachen Rheingegenden fließen und über ihr die lichtblauen Gebirge jenseit des Rheins in der Ferne. An der rechten Seite schließt ein bewachsener Fels mit röthlichen Seiten, der sich mit der Region der Weinberge verbindet, die Aussicht.

Gegen Abend ging ich mit Demoiselle Delf nach der Plaine, zuerst an den Weinbergen hin, dann auf die große Chaussee herunter, bis dahin, wo man Rohrbach sehen kann. Hier wird die Lage von Heidelberg doppelt interessant, da man, die wohlgebauten Weinberge im Rücken, die herrliche fruchtbare Plaine bis gegen den Rhein und dann die überrheinischen blauen Gebirge in ihrer ganzen Reihe vor sich sieht. Abends besuchten wir Frau von Cathcart und ihre Tochter, zwei sehr gebildete und würdige Personen, die im Elsaß und Zweibrücken großen Verlust erlitten. Sie empfahl mir ihren Sohn, der gegenwärtig in Jena studirt.

Heidelberg, den 26. August 1797.

An der Table d'hôte waren gute Bemerkungen zu machen; eine Gesellschaft östreichischer Offiziere, theils von der Armee, theils von der Verpflegung, gewöhnliche Gäste, unterhielten sich heiter und in ihren verschiedenen Verhältnissen des Alters und

der Grade ganz artig. Sie lasen in einem Briefe, worin einem neuen Eskadronchef von einem humoristischen Kameraden und Untergebenen zu seiner neuen Stelle Glück gewünscht wird; unter andern sehr leidlichen Bonmots war mir das eindrücklichste: „Offiziere und Gemeine gratuliren sich, endlich aus den Klauen der Demoiselle Rosine erlöst zu sein.“ Andere brachten gelegentlich Eigenheiten und Unerträglichkeiten verschiedener Chefs aus eigener Erfahrung zur Sprache. Einer fand grüne Schabracken mit rothen Borten bei seiner Eskadron und erklärte diese Farben für ganz abscheulich; er befahl also in Gefolg dieses Geschmacksurtheils sogleich, daß man rothe Schabracken mit grünen Borten anschaffen solle. Ebenso befahl er auch, daß die Offiziere Hals- und Hosenschnallen völlig überein tragen sollten und daß der Obrist alle Monate genau darnach zu sehen habe.

Ueberhaupt bemerkte ich, daß sie sämmtlich sehr geschickt und sogar mit Geist und Verwegenheit, mit mehr oder weniger Geschmack die richtige und komische Seite der Sachen auffanden; doch zuletzt war das Sonderbare, daß ein einziges vernünftiges Wort die ganze Gesellschaft aus der Fassung brachte. Einer erzählte nämlich von dem Einschlagen eines Gewitters und sagte bezüglich auf den alten Aberglauben, daß so ein Haus eben immer abbrenne. Einer von den Freunden, der, wie ich wol nachher merkte, ein Wenig in Naturwissenschaften gepfuscht haben mochte, versetzte sogleich: „Ja, wenn es nicht gelöscht wird!“ worin er zwar ganz Recht hatte, allein zugleich zu vielem Hin- und Wiederreden Anlaß gab, bei dem der ganze Diskurs in Konfusion gerieth, unangenehm wurde und zuletzt sich in ein allgemeines Stillschweigen verlor.

Unter andern skizzirten sie auch einen Charakter, der wol irgendwo zu brauchen wäre — ein schweigender, allenfalls trockenhumoristischer Mensch, der aber, wenn er erzählt und schwört, gewiß eine Lüge sagt, sie aber ohne Zweifel selbst glaubt.

Geschichten vom General W. und seinem Sohne, der im Elsaß zuerst zu plündern und zu vexiren anfing. Ueberhaupt von der seltsamen Konstitution der Armee — ein Wunsch des Gemeinen nach Krieg, des Offiziers nach Frieden.

Von Heidelberg über Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart.

Sinsheim, den 27. August 1797.

Aus Heidelberg um sechs Uhr, an einem kühlen und heitern Morgen. Der Weg geht am linken Ufer des Neckar's hinaus zwischen Granitfelsen und Nußbäumen. Drüben liegt ein Stift und Spital sehr anmuthig. Rechts am Wege stehen kleine Häuser mit ihren Besitzungen, die sich den Berg hinauf erstrecken. Ueber dem Wasser am Ende der Weinbergshöhe, die sich von Heidelberg heraufzieht, liegt Ziegelhausen. Es legen sich neue Gebirge und Thäler an; man fährt durch Schlierbach. Ueber dem Wasser sieht man Sandsteinfelsen in horizontalen Lagen, diesseits am linken Ufer Frucht- und Weinbau. Man fährt an Sandsteinfelsen vorbei; es zeigt sich über dem Wasser eine schöne, sanft ablaufende wohlgebaute Erdspitze, um die der Neckar herumkommt. Der Blick auf Neckargemünd ist sehr schön; die Gegend erweitert sich und ist fruchtbar.

Neckargemünd ist eine artige, reinliche Stadt. Das obere Thor ist neu und gut gebaut; ein scheinbarer Fallgatter schließt den obern Halbzirkel. Man hat hier den Neckar verlassen; man findet Maulbeerbäume, dann neben einer geraden Chaussee durch ein sanftes, nicht breites Thal an beiden Seiten Feld-, Obst- und Gartenbau; die gleichen Höhen sind an beiden Seiten mit Wald bedeckt; man sieht kein Wasser. Der Wald verliert sich, die Höhen werden mannichfaltiger, man findet nur Fruchtbau, die Gegend sieht einer thüringischen ähnlich.

Wiesenbach, sauberes Dorf, Alles mit Ziegeln gedeckt. Die Männer tragen blaue Röcke und mit gewirkten Blumen gezierte weiße Westen. Hier fließt wenig Wasser. Der Hafer war eben geschnitten und das Feld fast leer. Der Boden ist lehmig, der Weg geht bergauf, man sieht wenig Bäume, die Wege sind leidlich reparirt.

Mauer, liegt freundlich; eine artige Pappelallee führt vom Dorfe nach einem Lusthause. Die Weiber haben eine katholische, nicht unangenehme Bildung; die Männer sind höflich, keine Spur von Rohheit; man bemerkt eher eine sittliche Stille. Hinter dem Orte findet man eine Allee von Kirschbäumen an der Chaussee, die durch feuchte Wiesen erhöht durchgeht; sie wird mit Kalkstein gebessert.

Meckesheim, liegt artig an einem Kalksteinhügel, der mit Wein bebaut ist; es hat Wiesen und Feldbau.

Zutzenhausen, auf Lehmhügeln; guter Fruchtbau an der rechten Seite, links Wiesen und anmuthige waldige Hügel.

Hoffenheim; von da geht eine schöne alte Pappelallee bis Sinsheim, wo wir ein Viertel nach zehn Uhr ankamen und in den „Drei Königen" einkehrten.

Sinsheim, hat das Ansehen eines nach der Landesart heitern Landstädtchens. Das gut angelegte Pflaster ist nach dem Kriege nicht reparirt worden. Ich bemerkte eine Anstalt, die ich in dem sehr reinlichen Neckargemünd auch schon, doch in einem sehr viel geringern Grade, gesehen hatte, daß nämlich Mist und Gassenkoth mehr oder weniger an die Häuser angedrückt war. Der Hauptweg in der Mitte, die Gossen an beiden Seiten und die Pflasterwege vor den Häusern bleiben dadurch ziemlich rein. Der Bürger, der gelegentlich seinen Dung auf die Felder schaffen will, ist nicht durch eine allzu ängstliche Polizei gequält, und wenn er den Unrath sich häufen läßt, so muß er ihn unter seinen Fenstern dulden; das Publikum aber ist auf der Straße wenig oder gar nicht inkommodirt.

Sinsheim hat schöne Wiesen und Felder, viel Kleebau, und die Stallfütterung ist hier allgemein. Sie haben auch von der Viehseuche viel gelitten, die noch in der Nachbarschaft grassirt. Die Gemeinde hat das Recht, zusammen tausend Schafe zu halten, welches mit einer Anzahl Wiesen, diese zu überwintern, verpachtet ist. Die Schafe werden auf Stoppeln und Brache getrieben. Sobald das Grummet von den Wiesen ist, kommt erst das Rindvieh drauf, die Schafe nicht eher, als bis es gefroren hat.

Es ist eine Administration hier, welche die ehemaligen Kirchgüter verwaltet, an denen Katholiken und Lutheraner in gewissen Proportionen theilnehmen.

Ein Klafter Holz, sechs Fuß breit, sechs Fuß hoch und die Scheite vier Fuß lang, kostet bis ans Haus achtzehn Florin; das Pfund Butter kostet gegenwärtig dreißig Kreuzer, in Heidelberg achtundvierzig Kreuzer.

Um zwei Uhr von Sinsheim ab. Draußen links liegt ein artiges Kloster; eine alte schöne Pappelallee begleitet die Straße. Vorwärts und weiter rechts sieht man an einem schönen Wiesengrund Rohrbach und Steinfurt liegen, durch welche man nachher durchkommt. Die Pappeln dauern fort; wo sie auf der

Höhe aufhören, fangen Kirschbäume an, die aber traurig stehen. Der Feldbau ist auf den Höhen und den sanften Gründen wie bisher; der Weg steigt aufwärts. Die Kirschbäume zeigen sich schöner gewachsen. Flötzkalk in schmalen, horizontalen, sehr zerklüfteten Schichten. Ueber der Höhe gehen die Pappeln wieder an.

Kirchhard. Der Weg geht wieder auf- und absteigend. Der horizontale Kalk dauert fort. Gerade Chausseen und schöner Fruchtbau bis

Fürfeld. Geringer Landort. Weiter dauern die Fruchtbäume fort. Auf dieser ganzen Fahrt sieht man wenig oder gar kein Wasser. Man erblickt nun die Berge des Neckarthals.

Kirchhausen liegt zwischen anmuthigen Gärten und Baumanlagen; dahinter ist eine schöne Aussicht nach den Gebirgen des Neckar's; man kommt durch ein artiges Wäldchen und durch eine Pappelallee bis

Frankenbach. Die Kieshügel an der Chaussee erleichtern sehr die Erhaltung derselben. Schöne Pappelallee bis Heilbronn, die hie und da wahrscheinlich vom Fuhrwerk im Kriege gelitten hat, und deren baldige Rekrutirung nach dem Frieden jeder Reisende zum Vergnügen seiner Nachfolger wünschen muß. Ueberhaupt sind von Heidelberg hierher die Chausseen meist mit mehr oder weniger Sorgfalt gebessert.

Abends um sechs Uhr erreichten wir Heilbronn und stiegen in der „Sonne", einem schönen und, wenn er fertig sein wird, bequemen Gasthofe ab.

Heilbronn, den 28. August 1797.

Wenn man sich einen günstigen Begriff von Heilbronn machen will, so muß man um die Stadt gehen. Die Mauern und Gräben sind ein wichtiges Denkmal der vorigen Zeit. Die Gräben sind sehr tief und fast bis herauf gemauert, die Mauern hoch und aus Quaderstücken gut gefugt und in den neuern Zeiten genau verstrichen. Die Steine waren als Rustika gehauen, doch sind die Vorsprünge jetzt meistens verwittert. Das geringe Bedürfniß der alten Defension kann man hier recht sehen. Hier ist blos auf Tiefe und Höhe gerechnet, die freilich kein Mensch leicht übersteigen wird; aber die Mauer geht in geraden Linien, und die Thürme springen nicht einmal vor, so

daß kein Theil der Mauer von der Seite vertheidigt ist. Man sieht recht, daß man das Sturmlaufen bei der Anlage dieses großen Werks für unmöglich gehalten hat; denn jede Schießscharte vertheidigt eigentlich geradeaus nur sich selbst. Die Thürme sind viereckt und hoch; unten an der Mauer her geht ein gemauerter, bedeckter Weg. Die Thürme an den Thoren springen vor, und es sind daselbst die nöthigen Außenwerke angebracht; nirgends ist ein Versuch einer Befestigung nach neuer Art sichtbar. Unterhalb des bedeckten Weges und an dessen Stelle sind an einigen Orten Baumschulen und andere Pflanzungen angelegt.

Eine schöne Allee führt um den größten Theil des Grabens. Sie besteht aus Linden und Kastanien, die als Gewölbe gehauen und gezogen sind; die Gärten stoßen gleich daran als größere und kleinere Besitzungen.

Die Stadt ist ihrer glücklichen Lage, ihrer schönen und fruchtbaren Gegend nach auf Garten-, Frucht- und Weinbau gegründet, und man sieht, wie sie zu einer gewissen Zeit der Unruhe sich entschließen mußte, die sämmtlichen Bewohner, sowol die gewerbetreibenden als ackerbauenden, in ihre Mauern einzuschließen. Da sie ziemlich auf der Plaine liegt, sind ihre Straßen nicht ängstlich, aber meist alt, mit überhängenden Giebeln. Auf die Straße gehen große hölzerne Rinnen, die das Wasser über die Seitenwege, welche an den Häusern her größtentheils erhöht gepflastert sind, hinwegführen. Die Hauptstraßen sind meistens rein, aber die kleineren, besonders nach den Mauern zu, scheinen hauptsächlich von Gärtnern und Ackerleuten bewohnt zu sein. Die Straße dient jedem kleinen Hausbesitzer zum Misthof; Ställe und Scheune, Alles ist dort, jedoch nur klein und von jedem einzelnen Besitzer zusammengedrängt. Ein einziges großes steinernes Gebäude zu Aufbewahrung der Frucht bemerkte ich, das einen reichen Besitzer ankündigte. Man sieht nicht wie an andern Orten verschiedene Epochen der Bauart, besonders keine Aemulation, die solche Epochen mit sich führen. Ein einziges Gebäude zeichnet sich aus, das durch die Bildsäule des Aeskulap's und durch die Basreliefs von zwei Einhörnern sich als Apotheke ankündigt. Noch einige neue steinerne, aber ganz schlichte Häuser finden sich auch; das Uebrige ist Alles von altem Schlag, doch wird sich das Gasthaus der Sonne durch einen Sprung, wenn es fertig ist, auszeichnen. Es ist ganz von Stein und im guten, wenn schon nicht im

besten Geschmack, ungefähr wie das Saraſinische auf dem Kornmarkt zu Frankfurt. Das Untergeschoß hat recht wohnbare Mezzaninen, darüber folgen noch zwei Geschosse. Die Zimmer, so weit sie fertig, sind geschmackvoll und sehr artig mit französischem Papier ausgeschmückt.

Was öffentliche Gemeindeanstalten betrifft, so scheint man in einer sehr frühen Zeit mit Mäßigkeit darauf bedacht gewesen zu sein. Die alten Kirchen sind nicht groß, von außen einfach und ohne Zierrath. Der Markt mäßig, das Rathhaus nicht groß, aber schicklich. Die Fleischbänke, ein uraltes, ringsum frei auf Säulen stehendes, mit einer hölzernen Decke bedecktes Gebäude. Sie sind wenigstens viel löblicher als die Frankfurter, scheinen aber für die gegenwärtige Zeit zu klein oder aus sonst einer Ursache verlassen. Ich fand wenig Fleischer darin; hingegen haben die Metzger an ihren in der Stadt zerstreuten Häusern ihre Waare aufgelegt und ausgehängt — ein böser und unreinlicher Mißbrauch. Das weiße Brod ist hier sehr schön. Männer und Frauenzimmer gehen ordentlich, aber nicht sehr modisch gekleidet. Es werden keine Juden hier gelitten. Eine Beschreibung oder Plan konnte ich von Heilbronn nicht erhalten.

Was ich aus dem Erzählten und andern Symptomen durch das bloße Anschauen schließen kann, ist, daß die Stadt durch den Grund und Boden, den sie besitzt, mehr als durch etwas Anderes wohlhabend ist; daß die Glücksgüter ziemlich gleich ausgetheilt sind; daß Jeder still in seinem Einzelnen vor sich hinlebt, ohne gerade viel auf seine Umgebungen und aufs Aeußere verwenden zu wollen; daß die Stadt übrigens eine gute Gewerbsnahrung, aber keinen ansehnlichen Handel hat; daß sie auf gemeine bürgerliche Gleichheit fundirt ist; daß weder Geistlichkeit noch Edelleute in frühern Zeiten großen Fuß in der Stadt gefaßt hatten; daß das öffentliche Wesen in frühern Zeiten reich und mächtig war und daß es bis jetzt noch an einer guten, mäßigen Verwaltung nicht fehlen mag. Der Umstand, daß der neuerbaute Gasthof auf einmal über alle Stufen der Architektur wegsprang, mag ein Zeugniß sein, wie viel die Bürgerklasse in diesen Zeiten gewonnen hat.

Die Menschen sind durchaus höflich und zeigen in ihrem Betragen eine gute, natürliche, stille, bürgerliche Denkart.

Die Mägde sind meist schöne, stark und fein gebildete Mädchen und geben einen Begriff von der Bildung des Land-

volks; sie gehen aber meistentheils schmutzig, weil sie mit zu dem Feldbau der Familien gebraucht werden.

Der Neckar ist oberhalb und unterhalb der Stadt zum Behufe verschiedener Mühlen durch Wehre gedämmt; die Schifffahrt von unten herauf geht also nur bis hierher, wo ausgeladen werden muß; man lädt oberhalb wieder ein und kann bis Kannstatt fahren. Diese Schiffe tragen bei hohem Wasser ungefähr achthundert Zentner; auch wird hier viel ausgeladen und weiter ins Land hinein zur Achse transportirt.

Vor dem Thor steht ein großes Gebäude, das ehemals ein Waisenhaus war; die Waisen sind aber gegenwärtig nach den bekannten Beispielen auf Dörfer vertheilt.

Das Wirthshausgebäude ist von einem Zweibrücker Baumeister, der sich in Paris aufgehalten, gebaut und von ihm sowol das Ganze als das Einzelne angegeben. Daß die Handwerker ihn nicht völlig sekundirten, sieht man am Einzelnen.

An den Fensterscheiben fand ich eine Sonderbarkeit. Es sind länglich viereckte Tafeln, die in der Quere stehen und unten eingebogen sind, so daß man von dem Fenster und dem Rahmen etwas abnehmen müßte. Der Hausherr sagte mir nur, daß der Glaser sich nach den Tafeln habe richten müssen; er glaubt, daß sie sich, wenn sie noch biegsam sind, so werfen. Ich kann auch nichts Zweckmäßiges darin finden. Uebrigens ist es Lohrer Glas.

An der Wirthstafel speiste außer der Hausfamilie noch der Oberamtmann von Möckmühl und die Seinen.

*

Abends um sechs Uhr fuhr ich mit dem Bruder des Wirths auf den Wartberg. Es ist, weil Heilbronn in der Tiefe liegt, eigentlich die Warte und dient anstatt eines Hauptthurms. Die wesentliche Einrichtung oben aber ist eine Glocke, wodurch den Ackerleuten und besonders Weingärtnern ihre Feierstunde angekündigt wird. Der Thurm liegt ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt auf einer mit buschigem Holz oben bewachsenen Höhe, an deren Fuß Weinberge sich hinunterziehen. In der Nähe des Thurmes steht ein artiges Gebäude mit einem großen Saale und einigen Nebenzimmern, wo die Woche einigemal getanzt wird. Wir fanden eben die Sonne als eine blutrothe Scheibe in einem wahren Sciroccoduft rechts von Wimpfen untergehen. Der Neckar schlängelt sich ruhig durch die Gegend,

die von beiden Seiten des Flusses sanft aufsteigt. Heilbronn liegt am Flusse, und das Erdreich erhöht sich nach und nach bis gegen die Hügel in Norden und Nordosten. Alles, was man übersieht, ist fruchtbar; das Nächste sind Weinberge, und die Stadt selbst liegt in einer großen grünen Masse von Gärten. Der Anblick erweckt das Gefühl von einem ruhigen, breiten, hinreichenden Genuß. Es sollen zwölftausend Morgen Weinberge um die Stadt liegen; die Gärten sind sehr theuer, so daß wol eintausendfünfhundert Florin für einen Morgen gegeben werden.

Ich hatte sehr schönes Vieh gesehen und fragte darnach. Man sagte mir, daß vor dem Kriege dreitausend Stück in der Stadt gewesen, die man aber aus Sorge vor der Viehseuche nach und nach abgeschafft und erst wieder herbeischaffen werde; eine Kuh könne immer zwölf bis achtzehn Karolin kosten und werth sein. Viele halten sie auf Stallfütterung; geringe Leute haben Gelegenheit, sie auf die Weide zu schicken, wozu die Gemeinde schöne Wiesen besitzt.

Ich fragte nach dem Bauwesen. Der Stadtrath hat es vor dem Krieg sehr zu befördern gesucht; besonders wird der Bürgermeister gerühmt, der schöne Kenntnisse besessen und sich dieses Theils sehr angenommen. Vor dem Kriege hat man von Seiten der Stadt Demjenigen, der nach Vorschrift von Stein baute, die Steine umsonst angefahren und ihm leicht verzinslichen Vorschuß gegeben. Was diese Vorsorge gefruchtet und warum sich die Bauluft nicht mehr ausgebreitet, verdient einer nähern Untersuchung.

Die Obrigkeit besteht aus lauter Protestanten und Studirten. Sie scheint sehr gut Haus zu halten; denn sie hat die bisherigen Kriegslasten ohne Aufborgung oder neue Auflagen bestritten. Einer Kontribution der Franzosen ist sie glücklich entgangen. Sie war auf einhundertvierzigtausend Gulden angesetzt, die auch schon parat lagen. Jetzt werden alle Vorspanne, welche die Oestreicher verlangen, aus dem Aerarium bezahlt, und die Bürger verdienen dabei. Das beste Zeichen einer guten Wirthschaft ist, daß die Stadt fortfährt, Grundstücke zu kaufen, besonders von fremden Besitzern in der Nachbarschaft. Hätten die Reichsstädte in früherer Zeit diesen großen Grundsatz von den Klöstern gelernt, so hätten sie sich sehr erweitern und zum Theil manchen Verdruß ersparen können, wenn sie fremde Besitzer mitunter in ihr Territorium einkaufen ließen.

Die Stadt hat eine Schneidemühle mit dem Rechte, allein

Bauholz und Bretter zu verkaufen. Diese Befugnisse sind auf dreißig Jahre verpachtet. Der Einwohner kann zwar von einem vorbeifahrenden Flößer auch kaufen, muß aber dem Monopolisten einen Batzen vom Gulden abgeben, so wie der Flößer Diesem auch eine Abgabe bezahlen muß.

Da nun der Pachter, indem er Holz im Großen kauft und selbst flößt, das Holz so wohlfeil als der Flößer geben kann, so kann er sich einen guten Vortheil machen. Dagegen wird er, wenn er es zu hoch treiben wollte, wieder durch die Konkurrenz des Flößers balancirt. Unter diesen Umständen scheint also nicht, wie ich anfangs glaubte, diese Art von bedingtem Alleinhandel dem Bauen hinderlich zu sein.

Was die Abgaben betrifft, so sollen die Grundstücke sehr gering, das baare Vermögen hingegen und die Kapitalien hoch belegt sein.

Bei Erzählung von der Warte habe ich einer artigen alten Einrichtung zu erwähnen vergessen. Oben auf dem Thurm steht ein hohler, mit Kupferblech beschlagener, großer Knopf, der zwölf bis sechzehn Personen zur Noth fassen könnte. Diesen konnte man ehemals mannshoch in die Höhe winden und ebenso unmittelbar wieder auf das Dach herablassen. So lange der Knopf in der Höhe stand, mußten die Arbeiter ihr Tagewerk verrichten; sobald er niedergelassen ward, war Mittagsruhe oder Feierabend. Seiner Größe wegen konnte man ihn überall erkennen, und dieses dauernde sichtbare Zeichen war zuverlässiger, als das Zeichen der Glocke, das doch verhört werden kann. Schade, daß dieses Denkmal alter Sinnlichkeit außer Gebrauch gekommen ist.

In dem Hinfahren sah ich auch Weinsberg liegen, nach dem man wol, wie Bürger thut, fragen muß, da es sehr zwischen Hügel hineingedrückt ist, am Fuße des Berges, auf dem das durch Frauentreue berühmte, jetzt zerstörte Schloß liegt, dessen Ruinen ich denn auch, wie billig, begrüßt habe. Auch hier ist man mit der Ernte sehr zufrieden.

Sie kam wie überall sehr lebhaft hinter einander, so daß die Winterfrüchte zugleich mit den Sommerfrüchten reif wurden. Der Feldbau ist auch hier in drei Jahresabtheilungen eingetheilt, obgleich kein Feld brach liegt, sondern im dritten Jahre mit Hafer bestellt wird. Außerdem benutzt ein Jeder, insofern er es mit der Düngung zwingen kann, seinen Boden in der Zwischenzeit, wie es angeht, zum Beispiel mit Sommerrüben.

Ludwigsburg, den 29. August 1797.

Von Heilbronn gegen fünf Uhr vor Sonnenaufgang fort. Der Weg führt erst durch schöne Gärtnerei, verläßt dann die Allee, und man kommt auf die alte Ludwigsburger Straße. Nebel bezeichneten den Gang des Neckar's. Böckingen lag rechts im Nebel des Neckarthales; links auf der Fläche sah man Feldbau. Man kommt durch Sontheim, das deutschherrisch ist, und sieht in der Ebene eine immer abwechselnde Fruchtbarkeit, bald Wein, bald Feldbau. Wir fuhren quer durch den obern Theil eines artigen Wiesenthals, an dem weiter unten Schloß und Dorf Thalheim liegt. Hier wird der horizontale Kalkstein wieder angetroffen.

Lauffen, hat eine artige Lage, theils auf der Höhe, theils am Wasser. Die Weinberge sind wieder häufig, und der Boden ist so gut, daß sie nach der Ernte noch türkisch Korn gesäet hatten, das grün abgehauen und verfüttert wird. Durch eine schöne Allee von Obstbäumen fahrend, sahen wir bald den Neckar wieder und kamen durch Kirchheim, genannt am Neckar. Wir ließen den Fluß links im Rücken, der zwischen engern Hügeln durchgeht, aber hie und da an den ausspringenden Winkeln schöne flache Rücken läßt zum Frucht- und Weinbau.

Halb sieben Uhr kamen wir nach Besigheim, wo wir ein Wenig fütterten. Die Enz und der Neckar fließen hier zusammen, und die horizontalen Kalkfelsen, mit Mauerwerk artig zu Terrassen verbunden und mit Wein bepflanzt, gewähren einen erfreulichen Anblick. Brücke über die Enz. Hinter Bietigheim fuhren wir an mächtigen Kalklagern vorbei durch eine schöne Allee von Fruchtbäumen. Man sah ferne und nahe Wäldchen durch Alleen verbunden und hatte den Asperg und bald Ludwigsburg vor Augen, wo wir, da der Tag sehr heiß war, bis gegen Abend verweilten.

Das bekannte geräumige Schloß in Ludwigsburg ist sehr wohnbar, aber sowol das alte als das neue in verhältnißmäßig bösem Geschmack ausgeziert und möblirt. Im neuen gefielen mir die egalen Parkets von eichenem Holze, die sich sehr gut gehalten hatten. Wahrscheinlich waren sie nicht gerissen, weil die Etage an den Garten stößt und nur wenig über ihn erhoben ist. Auf einer Galerie waren alte schlichte Gemälde von Venetianischen Lustbarkeiten, worunter auch die berühmte Brückenschlacht von Pisa. Diese Bilder, besonders dies eine, ob es gleich gar kein Kunstverdienst hat, ist dennoch sehr merkwürdig;

denn man sieht, wie der unsinnigste Streich zum Spaß der ganzen Welt gereicht, die alle Balkone füllt und mit Jujauchzen, Schnupftuchwinken und sonstigem Antheil lebhaft ergetzt ist. Das Bild ist nicht übel, zwar nach Art der Dutzendbilder, fabrikmäßig, aber doch charakteristisch gemalt.

Das große Operntheater ist ein merkwürdiges Gebäude, aus Holz und leichten Brettern zusammengeschlagen, und zeugt von dem Geiste des Erbauers, der viele und hohe Gäste würdig und bequem unterhalten wollte. Das Theater ist achtzehn Schritte breit, auch ungeheuer hoch, indem das Haus vier Logen enthält; in seiner möglichen Länge hat es sechsundsiebzig Schritt. Das Proscenium und das Orchester ist sehr groß, das Parterre dagegen sehr klein; man konnte überall gut sehen und höchst wahrscheinlich auch gut hören. Gegenwärtig ist es seit der Anwesenheit des Großfürsten zu einem Tanzsaale eingerichtet.

Von Ludwigsburg um fünf Uhr abgefahren. Herrliche Allee vom Schloßweg an der langen Straße des Orts hin. Jede Seite der Allee vor dem Ort ist mit einer doppelten Reihe Bäume besetzt; links sieht man die Neckargebirge. Man kommt nach Kornwestheim; von da stehen Fruchtbäume an der Chaussee, die anfangs vertieft liegt, so daß die Aussicht wenig Abwechselung gewährt. Die Solitude sieht man in der Ferne. Herrlicher Fruchtbau. Der Weg geht über manche Hügel; ein Kalksteinbruch zum Behuf der Chaussee liegt ganz nahe an der Straße.

Nach Zuffenhausen hinabfahrend, sahen wir Feuerbach rechts in einem schönen Wiesengrunde. Ein Bauer, der eine Querpfeife auf dem Jahrmarkt gekauft hatte, spielte darauf im Nachhausegehen — fast das einzige Zeichen von Fröhlichkeit, das uns auf dem Wege begegnet war. Nach Sonnenuntergang sah man Stuttgart. Seine Lage in einem Kreise von sanften Gebirgen machte in dieser Tageszeit einen ernsten Eindruck.

Stuttgart, den 30. August 1797.

Ich machte meine erste gewöhnliche Tour um sechs Uhr früh allein und rekognoszirte die Stadt mit ihren Umgebungen. Eine Seite hat eine Befestigung nach der Heilbronner Art, nur nicht so stattlich; die Gräben sind auch in Weinberge und

Gartenpflanzungen verwandelt. Bald nachher findet man die schönsten Alleen von mehrern Baumreihen und ganz beschattete Plätze. Zwischen diesen und einer Art von Vorstadt liegt eine schöne Wiese. Durch die Vorstadt kommt man bald auf den Platz vor das Schloß oder vielmehr vor die Schlösser. Der Platz ist seit der Anwesenheit des Großfürsten schön planirt, und die theils auf Rasen in großen, regelmäßigen Partien, theils als Alleen gepflanzten Kastanienbäume sind sehr gut gediehen. Das Schloß selbst ist von dem Geschmack der Hälfte dieses Jahrhunderts, das Ganze aber anständig frei und breit. Das alte Schloß wäre jetzt kaum zu einer Theaterdekoration gut. Die alte Stadt gleicht Frankfurt in ihren alten Theilen; sie liegt in der Tiefe, nach dem kleinen Wasser zu. Die neue Stadt ist in entschiedenen Richtungen meist geradlinig und rechtwinkelig gebaut ohne Aengstlichkeit in der Ausführung. Man sieht Häuser mit mehr oder weniger Ueberhängen, ganz perpendikulär, von verschiedener Art und Größe; und so bemerkt man, daß die Anlage nach einem allgemeinen Gesetz und doch nach einer gewissen bürgerlichen Willkür gemacht wird.

Nachdem ich mich umgekleidet, besuchte ich nach zehn Uhr Herrn Handelsmann Rapp und fand an ihm einen wohlunterrichteten, verständigen Kunstfreund. Er zeigte mir eine schöne Landschaft von Both, er selbst zeichnet als Liebhaber landschaftliche Gegenstände recht glücklich.

Wir besuchten Professor Danneker in seinem Studium im Schlosse und fanden bei ihm einen Hektor, der den Paris schilt, ein etwas über Lebensgröße in Gips ausgeführtes Modell, sowie auch eine ruhende nackte weibliche Figur im Charakter der sehnsuchtsvollen Sappho, in Gips fertig und in Marmor angefangen; desgleichen eine kleine trauernd sitzende Figur zu einem Zimmermonument. Ich sah ferner bei ihm das Gipsmodell eines Kopfes vom gegenwärtigen Herzog, der besonders in Marmor sehr gut gelungen sein soll, sowie auch seine eigne Büste, die ohne Uebertreibung geistreich und lebhaft ist. Was mich aber besonders frappirte, war der Originalausguß von Schiller's Büste, der eine solche Wahrheit und Ausführlichkeit hat, daß er wirklich Erstaunen erregt. Ich sah noch kleine Modelle bei ihm, recht artig gedacht und angegeben; nur leidet er daran, woran wir Modernen alle leiden, an der Wahl des Gegenstandes. Diese Materie, die wir bisher so oft und zuletzt wieder bei Gelegenheit der Abhandlung über den Laokoon

besprochen haben, erscheint mir immer in ihrer höhern Wichtigkeit. Wann werden wir armen Künstler dieser letzten Zeiten uns zu diesem Hauptbegriff erheben können!

Auch sah ich eine Vase bei ihm, aus graugestreiftem Alabaster, von Isopi, von dem uns Wolzogen so viel erzählte. Es geht aber über alle Beschreibung, und Niemand kann sich ohne Anschauung einen Begriff von dieser Vollkommenheit der Arbeit machen. Der Stein, was seine Farbe betrifft, ist nicht günstig, aber seiner Materie nach desto mehr. Da er sich leichter behandeln läßt als der Marmor, so werden hier Dinge möglich, wozu sich der Marmar nicht darbieten würde. Wenn Cellini, wie sich glauben läßt, seine Blätter und Zierrathen in Gold und Silber ebenso gedacht und vollendet hat, so kann man ihm nicht übel nehmen, wenn er selbst mit Entzücken von seiner Arbeit spricht.

Man fängt an, den Theil des Schlosses, der unter Herzog Karl, eben als er geendigt war, abbrannte, wieder auszubauen, und man ist eben mit den Gesimsen und Decken beschäftigt. Isopi modellirt die Theile, die alsdann von andern Stukkatoren ausgegossen und eingesetzt werden. Seine Verzierungen sind sehr geistreich und geschmackvoll; er hat eine besondere Liebhaberei zu Vögeln, die er sehr gut modellirt und mit andern Zierrathen angenehm zusammenstellt. Die Komposition des Ganzen hat etwas Originelles und Leichtes.

In Herrn Professor Scheffauer's Werkstatt fand ich eine schlafende Venus mit einem Amor, der sie aufdeckt, von weißem Marmor, wohl gearbeitet und gelegt; nur wollte der Arm, den sie rückwärts unter den Kopf gebracht hatte, gerade an der Stelle der Hauptansicht keine gute Wirkung thun. Einige Basreliefs antiken Inhalts, ferner die Modelle zu dem Monument, welches die Gemahlin des jetzigen Herzogs auf die durch Gebete des Volks und der Familie wieder erlangte Genesung des Fürsten aufrichten läßt. Der Obelisk steht schon auf dem Schloßplatze, mit den Gipsmodellen geziert.

In Abwesenheit des Professor Hetsch ließ uns seine Gattin seinen Arbeitssaal sehen. Sein Familienbild in ganzen, lebensgroßen Figuren hat viel Verdienst; besonders ist seine eigene höchst wahr und natürlich. Es ist in Rom gemalt. Seine Porträte sind sehr gut und lebhaft und sollen sehr ähnlich sein. Er hat ein historisches Bild vor aus der Messiade, da Maria sich mit Porcia, der Frau des Pilatus, von der Glückseligkeit

des ewigen Lebens unterhält und sie davon überzeugt. Was läßt sich über die Wahl eines solchen Gegenstandes sagen? Und was kann ein schönes Gesicht ausdrücken, das die Entzückung des Himmels vorausfühlen soll? Ueberdies hat er zu dem Kopf der Porcia zwei Studien nach der Natur gemacht, das eine nach einer Römerin, einer geist- und gefühlvollen herrlichen Brünette, und das andere nach einer blonden, guten, weichen Deutschen. Der Ausdruck von beiden Gesichtern ist, wie sich's versteht, nichts weniger als überirdisch, und wenn so ein Bild auch gemacht werden könnte, so dürften keine individuellen Züge darin erscheinen. Indessen möchte man den Kopf der Römerin immer vor Augen haben. Es hat mich so ein erzdeutscher Einfall ganz verdrießlich gemacht. Daß doch der gute bildende Künstler mit dem Poeten wetteifern will, da er doch eigentlich durch das, was er allein machen kann und zu machen hätte, den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte!

Professor Müllern fand ich an dem Graffischen Porträt, das Graff selbst gemalt hat. Der Kopf ist ganz vortrefflich, das künstlerische Auge hat den höchsten Glanz; nur will mir die Stellung, da er über einen Stuhlrücken sich herüberlehnt, nicht gefallen, um so weniger, da dieser Rücken durchbrochen ist und das Bild also unten durchlöchert erscheint. Das Kupfer ist übrigens auf dem Wege, gleichfalls sehr vollkommen zu werden. Sodann ist er an „Auch einem Tod eines Generals" beschäftigt, und zwar eines amerikanischen, eines jungen Mannes, der bei Bunkershill blieb. Das Gemälde ist von einem Amerikaner Trumbul und hat Vorzüge des Künstlers und Fehler des Liebhabers. Die Vorzüge sind: sehr charakteristische und vortrefflich tockirte Porträtgesichter, die Fehler: Disproportionen der Körper unter einander und ihrer Theile. Komponirt ist es verhältnißmäßig zum Gegenstande recht gut, und für ein Bild, auf dem so viele rothe Uniformen erscheinen müssen, ganz verständig gefärbt; doch macht es im ersten Anblick immer eine grelle Wirkung, bis man sich mit ihm wegen seiner Verdienste versöhnt. Das Kupfer thut im Ganzen sehr gut und ist in seinen Theilen vortrefflich gestochen. Ich sah auch das bewundernswürdige Kupfer des letzten Königs von Frankreich in einem vorzüglichen Abdruck aufgestellt.

Gegen Abend besuchten wir Herrn Konsistorialrath Ruoff, welcher eine treffliche Sammlung von Zeichnungen und Kupfern besitzt, wovon ein Theil zur Freude und Bequemlichkeit der

Liebhaber unter Glas aufgehängt ist. Sodann gingen wir in Rapp's Garten, und ich hatte abermals das Vergnügen, mich an den verständigen und wohlgefühlten Urtheilen dieses Mannes über manche Gegenstände der Kunst sowie über Dannecker's Lebhaftigkeit zu erfreuen.

Stuttgart, den 31. August 1797.

Ueber das, was ich gestern gesehen, wären noch manche Bemerkungen zu machen. Besonders traurig für die Baukunst war die Betrachtung, was Herzog Karl bei seinem Streben nach einer gewissen Größe hätte hinstellen können, wenn ihm der wahre Sinn dieser Kunst aufgegangen und er so glücklich gewesen wäre, tüchtige Künstler zu seinen Anlagen zu finden. Allein man sieht wol, er hatte nur eine gewisse vornehme Prachtrichtung ohne Geschmack, und in seiner frühern Zeit war die Baukunst in Frankreich, woher er seine Muster nahm, selbst verfallen. Ich bin gegenwärtig voll Verlangen, Hohenheim zu sehen.

Nach Allem diesem muß ich noch sagen, daß ich unterwegs auf ein poetisches Genre gefallen bin, in welchem wir künftig mehr machen müssen. Es sind Gespräche in Liedern. Wir haben in einer gewissen ältern deutschen Zeit ähnliche recht artige Sachen, und es läßt sich in dieser Form Manches sagen; man muß nur erst hineinkommen und dieser Art ihr Eigenthümliches abgewinnen. Ich habe so ein Gespräch zwischen einem Knaben, der in eine Müllerin verliebt ist, und dem Mühlbach angefangen, und hoffe es bald zu überschicken. Das Poetisch-Tropisch-Allegorische wird durch diese Wendung lebendig, und besonders auf der Reise, wo Einen so viel Gegenstände ansprechen, ist es ein recht gutes Genre.

Auch bei dieser Gelegenheit ist merkwürdig zu betrachten, was für Gegenstände sich zu dieser besondern Behandlungsart bequemen. Ich kann Ihnen nicht sagen, um meine obigen Klagelieder zu wiederholen, wie sehr mich jetzt, besonders um der Bildhauer willen, die Mißgriffe im Gegenstand beunruhigen; denn diese Künstler büßen offenbar den Fehler und den Unbegriff der Zeit am Schwersten. Sobald ich mit Meyern zusammenkomme und seine Ueberlegungen, die er mir angekündigt, nutzen

kann, will ich gleich mich daran machen und wenigstens die Hauptmomente zusammenschreiben.

Ueber das Theatralisch-Komische habe ich auch verschiedenemal zu denken Gelegenheit gehabt; das Resultat ist, daß man es nur in einer großen, mehr oder weniger rohen Menschenmasse gewahr werden kann, und daß wir leider ein Kapital dieser Art, womit wir poetisch wuchern könnten, bei uns gar nicht finden.

Uebrigens hat man vom Kriege hier viel gelitten und leidet immerfort. Wenn die Franzosen dem Lande fünf Millionen abnahmen, so sollen die Kaiserlichen nun schon an sechzehn Millionen verzehrt haben. Dagegen erstaunt man denn freilich als Fremder über die ungeheure Fruchtbarkeit dieses Landes und begreift die Möglichkeit, solche Lasten zu tragen.

Cotta hat mich freundlich eingeladen, in Tübingen bei ihm zu logiren; ich habe es mit Dank angenommen, da ich bisher, besonders bei dem heißen Wetter, in den Wirthshäusern mehr als auf dem Wege gelitten.

Ich habe nun auch die Vasen von Jsopi gesehen, von welchen Wolzogen auch nicht zu viel erzählt hat. Der Einfall, den Henkel und die Schnauze der Kanne durch Thiere vorzustellen, ist sehr artig und sehr gut angebracht, besonders an der einen, da der Kranich, der aus dem Gefäße trinkt, den Henkel, und der betrübte Fuchs die Schnauze macht. Die Arbeit aber in Hinsicht ihrer Feinheit und Zierlichkeit geht über alle Begriffe. Er verlangt für die beiden großen und noch drei oder vier kleinere fünfhundert Dukaten. Man muß bei der Arbeit wie bei dem Menschen immer an Cellini denken. Obgleich Jsopi keine Spur von jener Rohheit hat, so ist er doch ein ebenso fürchterlich passionirter Italiener. Die Art, wie er die Franzosen haßt und wie er sie schildert, ist einzig, so wie er überhaupt eine höchst interessante Natur ist.

Als die Franzosen nach Stuttgart kamen, fürchtete man eine Plünderung. Er hatte seine Vasen wohl eingepackt im Danneckerischen Hause stehen. Heimlich kauft er sich ein paar Taschenpistolen, Pulver und Blei und trägt die Gewehre geladen mit sich herum, und da man in der ersten Nacht unvorsichtigerweise einige Franzosen ins Haus läßt, die nach der gewöhnlichen Marodeursmanier zu trinken forderten, sich aber nachher ziemlich unartig bezeigten, stand er immer dabei und hatte die Hände in der Tasche, entschlossen, dem Ersten, der sich

seinem Zimmer und dem Kasten genähert hätte, eine Kugel durch den Leib zu jagen und neben seinen Arbeiten zu sterben.

Stuttgart, den 1. September 1797.

Gestern Nachmittag war ich beim Mechanikus Tiedemann, einem unschätzbaren Arbeiter, der sich selbst gebildet hat. Mehrere Gesellen arbeiten unter ihm, und er ist eigentlich nur beschäftigt, seine Ferngläser zusammenzusetzen — eine Bemühung, die wegen der Objektivgläser viel Zeit erfordert, indem diejenigen Gläser, die eigentlich zusammengehören, jedesmal durch die Erfahrung zusammengesucht werden müssen. Ein Perspektiv, dessen erstes Rohr ungefähr achtzehn Zoll lang ist und durch das man eine Schrift von ungefähr einem Zoll hoch auf sechshundert Fuß sehr deutlich lesen, ja auf einer weißen Tafel kleine Punkte recht deutlich unterscheiden kann, verkauft er für sieben ein halb Karolin.

Wir besuchten Herrn Obristlieutenant Wing, der recht gute Gemälde besitzt. Wir sahen eins von Franz Floris, mehrere Frauen mit Säuglingen beschäftigt, ein besonders in einzelnen Theilen sehr gutes Bild. Ein anderes von Hetsch, Achill, von dem man die Briseis wegführt, würde vorzüglicher sein, wenn die Figur des Achill nicht in der Ecke zu sehr allein säße. Ueberhaupt haben die Hetschischen Bilder, so viel ich ihrer gesehen, bei ihren übrigen Verdiensten und bei glücklichen Aperçus immer etwas, daß man sie noch einmal durchgearbeitet wünscht. Auch sah ich eine Landschaft mit Räubern, die für Rubens gegeben wird, die ich ihm aber nicht zuschreiben würde, ob sie gleich in ihrer natürlichen Behandlungsart vortrefflich ist. Ferner sah ich einige andere, mehr oder weniger kleine, ausgeführte Bilder von Rubens.

Darauf besuchten wir Herrn Professor Harper, einen gebornen Landschaftsmaler. Die Begebenheiten und Bewegungen der Natur, indem sie Gegenden zusammensetzt, sind ihm sehr gegenwärtig, so daß er mit vielem Geschmack landschaftliche Gemälde hervorbringt. Freilich sind es Alles nur imaginirte Bilder, und seine Farbe ist hart und roh; allein er malt so aus Grundsätzen, indem er behauptet, daß sein Kolorit mit der Zeit Ton und Harmonie bekomme, wie denn auch einige dreißig- und vierzigjährige Bilder von ihm zu beweisen scheinen. Er

ist ein gar guter, allgemein beliebter, wohlerhaltener Mann in den Sechzigen und wird von hier bald nach Berlin abgehen.

Wir sahen die Aloë, die in einem herrschaftlichen Garten seit drei Monaten der Blüthe sich nähert. Der Stengel ist jetzt dreiundzwanzig Fuß hoch. Die Knospen sind noch geschlossen und brauchen allenfalls noch vierzehn Tage zur völligen Entwicklung. Sie ist auch zufällig, indem man sie in ein engeres Gefäß gesetzt, zu dieser Blüthe genöthigt worden.

Hierauf gingen wir ein Wenig spazieren und dann in das Schauspiel. Es ward „Don Karlos" von Schiller gegeben. Ich habe nicht leicht ein Ganzes gesehen, das sich so sehr dem Marionettentheater nähert als dieses. Eine Steifheit, eine Kälte, eine Geschmacklosigkeit, ein Ungeschick, die Möbeln auf dem Theater zu stellen, ein Mangel an richtiger Sprache und Deklamation in jeder Art Ausdruck irgend eines Gefühls oder höhern Gedankens, daß man sich eben zwanzig Jahre und länger zurückversetzt fühlt. Und was am Merkwürdigsten ist, kein Einziger findet sich unter ihnen, der auch nur irgend zu seinem Vortheil sich auszeichnete; sie passen Alle auf das Beste zusammen. Ein paar junge wohlgewachsene Leute sind dabei, die weder übel sprechen noch agiren, und doch wüßte ich nicht zu sagen, ob von Einem irgend für die Zukunft etwas zu hoffen wäre. Der Entrepreneur Mihole wird abgehen und ein neuer antreten, der aber die Obliegenheit hat, sowol Schauspieler als Tänzer, die sich von dem alten Theater des Herzogs Karl herschreiben und auf zeitlebens pensionirt sind, beizubehalten. Da er nun zugleich seinen Vortheil sucht und sich durch Abschaffung untauglicher Subjekte nicht Luft machen kann, so ist nicht zu denken, daß dieses Theater leicht verbessert werden könnte. Doch wird es besucht, getadelt, gelobt und ertragen.

Stuttgart, den 2. September 1797.

Gestern war ich mit Herrn Professor Dannecker in Hohenheim. Gleich vor dem Thore begegneten wir Oestreichern, die ins Lager zogen. Häßlach liegt rechts der Straße in einem schön bebauten und waldigen Grunde. Wenn man höher kommt, sieht man Stuttgart sehr zu seinem Vortheil liegen.

Hohenheim selbst, der Garten sowol als das Schloß, ist

eine merkwürdige Erscheinung. Der ganze Garten ist mit kleinen und größern Gebäuden übersäet, die mehr oder weniger theils einen engen, theils einen Repräsentationsgeist verrathen. Die wenigsten von diesen Gebäuden sind auch nur für den kürzesten Aufenthalt angenehm oder brauchbar. Sie stecken in der Erde, indem man den allgemeinen Fehler Derer, die am Berge bauen, durchaus begangen hat, daß man den vordern oder untern Sockel zuerst bestimmt und sodann das Gebäude hinten in den Berg gesteckt hat, anstatt daß, wenn man nicht planiren will noch kann, man den hintern Sockel zuerst bestimmen muß, der vordere mag alsdann so hoch werden, als er will.

Da alle diese Anlagen theils im „Gartenkalender", theils in einem eignen Werke beschrieben worden, so sind sie weiter nicht zu rezensiren; doch wäre künftig bei einer Abhandlung über die Gärten überhaupt dieser in seiner Art als Beispiel aufzustellen. Bei diesen vielen kleinen Partien ist merkwürdig, daß fast keine darunter ist, die nicht ein jeder wohlhabende Partikulier ebenso gut und besser besitzen könnte. Nur machen viele kleine Dinge zusammen leider kein großes. Der Wassermangel, dem man durch gepflasterte schmale Bachbetten und durch kleine Bassins und Teiche abhelfen wollen, giebt dem Ganzen ein kümmerliches Ansehen, besonders da auch die Pappeln nur ärmlich da stehen. Schöne gemalte Fensterscheiben an einigen Orten sowie eine starke Sammlung Majolika ist für den Liebhaber dieser Art von Kunstwerken interessant. Ich erinnerte mich dabei verschiedener Bemerkungen, die ich über Glasmalerei gemacht hatte, und nahm mir vor, sie zusammenzustellen und nach und nach zu kompletiren; denn da wir alle Glasfritten so gut und besser als die Alten machen können, so käme es blos auf uns an, wenn wir nur genau den übrigen Mechanismus beobachteten, in Scherz und Ernst ähnliche Bilder hervorzubringen.

Außer einigen Bemerkungen in diesem Fache fand ich nichts Wissens- und Nachahmungswerthes in diesem Garten. Eine einzige altgothisch gebaute, aber auch kleine und in der Erde steckende Kapelle wird jetzt von Thouret, der sich lange in Paris und Rom aufgehalten und die Dekoration studirt hat, mit sehr vielem Geschmack ausgeführt; nur Schade, daß Alles bald wieder beschlagen und vermodern muß und der Aufenthalt feucht und ungenießbar ist!

Das Schloß, das mit seinen Nebengebäuden ein aus-

gebreitetes Werk darstellt, gewährt den gleichgiltigsten Anblick von der Welt, sowie auch sämmtliche Gebäude ganz weiß angestrichen sind. Man kann vom Aeußern der Gebäude sagen, daß sie in gar keinem Geschmack gebaut sind, indem sie nicht die geringste Empfindung weder von Neigung noch Widerwillen erregen. Eher ist das völlig Charakterlose einer bloßen, beinahe nur handwerksmäßigen Bauart auffallend.

Der Haupteingang ist zu breit gegen seine Höhe, wie überhaupt der ganze Stock zu niedrig ist. Die Treppen sind gut angelegt, die Stufen jedoch gegen ihre geringe Höhe zu schmal. Der Hauptsaal, leider mit Marmor dekorirt, ist ein Beispiel einer bis zum Unsinn ungeschickten Architektur. In den Zimmern sind mitunter angenehme Verzierungen, die aber doch einen unsichern und umherschweifenden Geschmack verrathen. Einiges sind Nachzeichnungen, die aus Paris gesendet worden, in denen mehr Harmonie ist. Ein artiger Einfall von kleinen seidnen Vorhängen, die mit Franzen verbrämt und, in ungleichen Wolken aufgezogen, von den Gesimsen herunterhängen, verdient mit Geschmack nachgeahmt zu werden. Die Stukkaturarbeit ist meistens höchst schlecht.

Da ein Theil des Schlosses noch nicht ausgebaut ist, so läßt sich hoffen, daß durch ein paar geschickte Leute, die gegenwärtig hier sind, die Dekorationen sehr gewinnen werden. Ein Saal, der auch schon wieder auf dem Wege war, in schlechtem Geschmack verziert zu werden, ist wieder abgeschlagen worden und wird nach einer Zeichnung von Thouret durch Isopi ausgeführt.

Die Gipsarbeit des Isopi und seiner Untergebenen zu sehen, ist höchst merkwürdig, besonders wie die freistehenden Blätter der Rosen und die hohlen Kronen ausgearbeitet und aus Theilen zusammengesetzt werden, wodurch sehr schöne und durch Schatten wirksame Vertiefungen entstehen. Auch war mir sehr merkwürdig, wie er Dinge, die nicht gegossen werden können, zum Beispiel die Verzierungen einer ovalen Einfassung, deren Linien alle nach einem Mittelpunkte gehen sollen, durch einen jungen Knaben sehr geschickt ausschneiden ließ. Die Leute arbeiten außer mit kleinen Federmessern, Flach- und Hohlmeißeln auch mit großen Nägeln, die sie sich selbst unten zuschleifen und oben mit einem Läppchen, um sie bequemer anzufassen, umwickeln. Von den größern Rosen bringt ein geschickter Arbeiter nur eine den Tag zu Stande. Sie arbeiten seit Isopi's Di-

rektion mit großem Vergnügen, weil sie sehen, wie sehr sie in ihrer Geschicklichkeit zunehmen. Isopi macht, wie sich's versteht, die Modelle, die alsdann geformt und ausgegossen werden. Das Charakteristische von Isopi's Arbeit scheint mir zu sein, daß er, wie oben bemerkt, hauptsächlich auf die Vertiefungen denkt. So werden z. B. die Eier in der bekannten architektonischen Zierrath besonders gegossen und in die Vertiefungen eingesetzt.

Ein Hauptfehler der alten Deckendekoration ist, daß sie gleichsam für sich allein steht und mit dem Untern nicht rein korrespondiret, welches daher rühren mag, daß Alles zu hastig und zufällig gearbeitet worden, das nun bei Thouret und Isopi nicht mehr vorkommen kann. Hier ward ich auch durch die Ausführung in einem Gedanken bestärkt, daß man nämlich bei Säulendekorationen, die in Zimmern angebracht werden, nur den Architrav und nicht das ganze Gebälke anbringen dürfe. Die Ordnung wird dadurch höher, das Ganze leichter und ist dem Begriffe der Konstruktion gemäß.

Isopi will niemals eine Corniche unmittelbar an der Decke haben; es soll immer noch eine leichte Wölbung vorhergehen, die der Geschmack des Architekten nach der Länge und Breite des Zimmers als das Verhältniß, in dem sie gesehen wird, bestimmen soll.

Die rothe Damastfarbe sah ich nirgends als in kleinen Kabinetten, wo sie nur in schmalen Panneaus oder sonst unterbrochen vorkam. Die größern Zimmer waren alle mit sanftern Farben dekorirt, und zwar so, daß das Seidenzeug heller gefärbtes Laub als der Grund hatte. Die Parkets sind sämmtlich von Eichenholz, unabwechselnd wie die in Ludwigsburg, aber sehr gut gearbeitet.

Auf dem Hause steht eine Kuppel, die aber nur eine Treppe enthält, um auf den obern Altan zu kommen.

Im Garten ist ein Häuschen, von den drei Kuppeln genannt, auch merkwürdig, das inwendig ganz flache Decken hat, so daß die Kuppeln eigentlich nur Dekorationen nach außen sind.

Ich fand die Amaryllis Belladonna blühen, sowie in dem eisernen Hause manche schöne auswärtige Pflanze.

Artig nahm sich zu Fußdecken kleiner Kabinette ein bunter Flanell aus.

In den untern Zimmern des Schlosses ist eine Gemäldesammlung, worunter sich manches Gute befindet. Ein Frauen-

bild von Holbein, besonders aber eine alte Mutter, die mit Einfädelung der Nadel beschäftigt ist, indeß die Tochter sehr emsig näht und ein Liebhaber, der bei ihr steht, ihr in dem Augenblick seine Wünsche zu offenbaren scheint, ist vortrefflich gedacht, komponirt und gemalt. Das Bild hat halbe Figuren von fast Lebensgröße.

Einiges über Glasmalerei.

Bei der Glasmalerei ist vor Allem das Clairobscur und die Farbengebung zu betrachten.

Das Clairobscur ist an der vordern Seite, d. h. nach dem Gebäude zu, eingeschmolzen, es mögen nun mit dem Pinsel die Umrisse aufgetragen oder Licht und Schatten in breiten Flächen angegeben sein. Das Zweite geschah dergestalt, daß man die Platte mit dem ganzen chemischen Grunde überdeckte und mit einer Nadel die Lichter herausriß; es ist also, wenn man will, eine Art schwarzer Kunst, oder besser, es ward gearbeitet, wie man auf dunklem Grunde die Lichter aufhöht. Dieses geschah mit der größten Feinheit und Akkuratesse. Ob sie nun diesen Grund zuerst einschmolzen und die Farben auf die andere Seite brachten und nochmals einschmolzen, oder ob Alles zugleich geschah, weiß ich noch nicht.

Es giebt, in Absicht auf Färbung, auf Glas gemalte und aus Glas zusammengesetzte Bilder.

Die ersten haben nur gewisse Farben; Gelb bis ins Gelbrothe, Blau, Violet und Grün kommen darauf vor, aber niemals ein Purpur. Wahrscheinlich braucht der Goldlack ein stärkeres Feuer, um in Fluß zu gerathen, als die übrigen und konnte daher nicht mit jenen Farben zugleich eingeschmolzen werden.

War also Zeichnung und Clairobscur eines Bildes fertig, so wurden auf der Rückseite die Farben aufgetragen und eingeschmolzen. Merkwürdig ist die gelbe Farbe, die sie durch ein trübes Mittel nach dem bekannten optischen Gesetz hervorbrachten; der Theil der Scheibe, welcher inwendig herrlich gelb aussieht, erscheint von außen als ein schmutziges Hellblau, das ins Grünliche oder Violete spielt.

Wenn sie Schwarz hervorbringen wollten, so ließen sie den chemischen Grund auf dem Glase unberührt. Weil derselbe aber doch noch durchscheinend und braun gewesen wäre, so be-

deckten sie ihn hinten mit irgend einem undurchsichtigen Schmelzwerk, wodurch das Schwarze ganz vollkommen wurde.

Bei der größern Unschmelzbarkeit des rothen Glases wurde es, wie so viele Fälle zeigen, nur in einzelnen Stücken eingesetzt. Bei dem artigen Fall, daß ein weißer Steinbock auf rothem Grunde erscheinen sollte, verfuhr man folgendermaßen. Man schmolz zuerst einen purpurnen Ueberzug auf weißes Glas, so daß die ganze Tafel schön purpurn erschien. Sodann brannte man die Figur nach Zeichnung und Schattirung auf die weiße Seite ein und schliff zuletzt von der Hinterseite die rothe Lage des Glases weg, so weit sie die Figur des Steinbocks bedeckte, wodurch dieser blendend weiß auf dem farbigen Grunde erschien.

Sobald ich wieder eine Anzahl solcher Scheiben antreffe, werde ich meine Bemerkungen kompletiren und zusammenstellen.

Stuttgart, den 3. September 1797.

Gestern besuchte ich die Bibliothek, die ein ungeheures hölzernes Gebäude, das ehemals ein Kaufhaus war, einnimmt. Es steht am gewerbreichsten Theile der Stadt, zwar rings herum frei, jedoch nicht so, daß es vor aller Feuergefahr sicher wäre. Die Sammlung zum Kunst-, Antiquitäten- und Naturfach ist besonders schön sowie auch die Sammlung der Dichter und des statutarischen Rechtes von Deutschland. Bibliothekare sind Petersen und Hofrath Schott.

Vorher besuchten wir den Professor Thouret, bei dem ich verschiedene gute Sachen sah. Eine Allegorie auf die Wiedergenesung des Herzogs ist ihm besonders wohl gelungen. Diese sowol als eine Allegorie auf die französische Republik sowie Elektra mit Orest und Pylades zeugen von seiner Einsicht in die einfachen symmetrischen und kontrastirenden Kompositionen, so wie die Risse zu einem fürstlichen Grabe und zu einem Stadtthor sein solides Studium der Architektur beurkunden. Ich werde nach diesem und nach der Zeichnung, die ich in Hohenheim von ihm gesehen, rathen, daß man bei Dekorirung unseres Schlosses auch sein Gutachten einhole.

Nach Tische ging ich zu dem preußischen Gesandten von Madeweiß, der mich mit seiner Gemahlin sehr freundlich empfing. Ich fand daselbst die Gräfin Königseck, Herrn und Frau

von Varchimont und einen Herrn von Wimpfen. Man zeigte mir ein paar vortreffliche Gemälde, die dem Legationsrath Abel gehören. Zunächst eine Schlacht von Wouverman. Die Kavallerie hat schon einen Theil der Infanterie überritten und ist im Begriff, ein zweites Glied, das eben abfeuert, anzugreifen. Ein Trompeter auf seinem hagern Schimmel sprengt rückwärts, um Sukkurs herbeizublasen. Das andere Bild ist ein Claude Lorrain von Mittelgröße und besonderer Schönheit, ein Sonnenuntergang, den er auch selbst radirt hat. Es ist fast keine Vegetation auf dem Bilde, sondern nur Architektur, Schiffe, Meer und Himmel.

Abends bei Herrn Kapellmeister Zumsteeg, wo ich verschiedene gute Musik hörte. Er hat die „Colma" nach meiner Uebersetzung als Kantate, doch nur mit Begleitung des Klaviers, komponirt. Sie thut sehr gute Wirkung und wird vielleicht für das Theater zu arrangiren sein, worüber ich nach meiner Rückkunft denken muß. Wenn man Fingaln und seine Helden sich in der Halle versammeln ließe, Minona singend und Ossian sie auf der Harfe akkompagnirend vorstellte und das Pianoforte auf dem Theater versteckte, so müßte die Aufführung nicht ohne Effekt sein.

Heute fuhren wir ins kaiserliche Lager. Wir kamen durch Berg, worauf die Hauptattake von Moreau gerichtet war, dann auf Kannstatt; Münster sahen wir im Grunde liegen. Wir kamen durch Schmieden und fingen an das Lager zu übersehen. Der linke Flügel lehnt sich an Mühlhausen, alsdann zieht es sich über Albingen bis gegen Hochberg. In Neckarrems wurden wir vom Hauptmann Jakardowsky vom Generalstabe gut aufgenommen, der uns erst früh das Lager überhaupt von dem Berge bei Hochberg zeigte und uns gegen Abend an der ganzen Fronte bis gegen Mühlhausen hinführte. Wir nahmen den Weg nach Kornwestheim, da wir denn auf die Ludwigsburger Chaussee kamen und so nach der Stadt zurückfuhren.

Im Lager mögen etwa fünfundzwanzigtausend Mann stehen; das Hauptquartier des Erzherzogs wird in Hochberg sein.

Der Pfarrer in Neckarrems heißt Zeller, der Oberamtmann von Kannstatt Seyffer und ist ein Bruder des Professors in Göttingen.

Stuttgart, den 4. September 1797.

Nachdem ich früh Verschiedenes zu Papiere gebracht und einige Briefe besorgt hatte, ging ich mit Herrn Professor Dannecker spazieren und beredete hauptsächlich mit ihm meine Absichten, wie Isopi und Thouret auch für unsere Weimarischen Verhältnisse zu nutzen sein möchten.

Zu Mittag speiste ich an der Table d'hôte, wo sich ein junger Herr von Lieven, der sich hier bei der russischen Gesandtschaft befindet, als ein Sohn eines alten akademischen Freundes mir zu erkennen gab.

Hernach besuchte ich Herrn Beiling, dessen Frau sehr schön Klavier spielte. Er ist ein sehr passionirter Liebhaber der Musik, besonders des Gesanges.

Aus den brillanten Zeiten des Herzogs Karl, wo Jomelli die Oper dirigirte, ist der Eindruck und die Liebe zur italienischen Musik bei ältern Personen hier noch lebhaft verblieben. Man sieht, wie sehr sich etwas im Publikum erhält, das einmal solid gepflanzt ist. Leider dienen die Zeitumstände den Obern zu einer Art von Rechtfertigung, daß man die Künste, die mit Wenigem hier zu erhalten und zu beleben wären, nach und nach ganz sinken und verklingen läßt.

Von da zur Frau Legationsrath Abel, wo ich die beiden schönen Bilder, die ich bei Herrn von Madeweiß gesehen, nochmals wiederfand. Außer diesen zeigte man mir noch eine vortreffliche und wohlerhaltene Landschaft von Nikolaus Poussin und noch einen andern Claude aus einer frühern Zeit, aber unendlich lieblich.

Wir machten darauf einen Spaziergang auf die Weinbergshöhen, wo man Stuttgart in seinem Umfange und seinen verschiedenen Theilen liegen sieht. Stuttgart hat eigentlich drei Regionen und Charaktere: unten sieht es einer Landstadt, in der Mitte einer Handelsstadt und oben einer Hof- und wohlhabenden Partikulierstadt ähnlich.

Wir gingen ins Theater, wo man „Ludwig den Springer" gab. Das Ballet, diesmal ein bloßes Divertissement, war ganz heiter und artig. Madame Pauli, erst kurz verheirathet, zeigte sich als sehr hübsche und anmuthige Tänzerin.

Die Stuttgarter sind überhaupt mit ihrem Theater nicht übel zufrieden, ob man gleich auch hier und da darauf schilt. Merkwürdig war mir's auch heute, daß das Publikum, wenn

es beisammen ist, es mag sein, wie es will, durch sein Schweigen und seinen Beifall immer ein richtiges Gefühl verräth. Sowol im heutigen Stücke als neulich im „Karlos" wurden die Schauspieler fast nie, einigemal aber das Stück applaudirt; kaum aber trat diesen Abend die Tänzerin mit ihren wirklich reizenden Bewegungen auf, so war der Beifall gleich da.

Stuttgart, den 5. September 1797.

Früh im großen Theater. Ich sah daselbst verschiedene Dekorationen, welche sich noch von Colomba herschreiben. Sie müssen sich auf dem Theater sehr gut ausnehmen; denn es ist Alles sehr faßlich und in großen Partien ausgetheilt und gemalt. Die Frankfurter Dekorationen haben aber doch darin den Vorzug, daß ihnen eine solidere Baukunst zum Grunde liegt und daß sie reicher sind, ohne überladen zu sein; da hingegen die hiesigen in einem gewissen Sinne leer genannt werden können, ob sie gleich wegen der Größe des Theaters und wegen ihrer eigenen Grandiosität sehr guten Effekt thun müssen.

Sodann bei Herrn Meyer, der verschiedene gute Gemälde hat. Er zeigte mir Blumen- und Fruchtstücke von einem gewissen Wolfermann, der erst mit naturhistorischen Arbeiten angefangen, sich aber darauf nach de Heem und Huysum gebildet und sowol in Wasser- als Oelfarbe Früchte und Insekten außerordentlich gut macht. Da er arm ist und sich hier kaum erhält, so würde er leicht zu haben sein und bei künftigen Dekorationen vortrefflich dienen, um die Früchte, Insekten, Gefäße und was sonst noch der Art vorkäme, zu malen und Andern den rechten Weg zu zeigen. Auch könnte man ihn zu der neuen Marmormalerei brauchen, wenn ihn Professor Thouret vorher darin unterrichten wollte.

Ich sah bei dem Hoftapezierer Stühle von Mahagoniholz gearbeitet; sie waren mit schwarzem gestreiftem Seidenzeug überzogen, das Pequin satiné heißt und eine sehr gute Wirkung thut. Besonders artig nehmen sich daran hochrothe seidene Litzen aus, mit denen die Kanten der Kissen bezeichnet sind.

Nachmittags war ich bei Regierungsrath Frommann, der mir einige schöne eigene sowie andere, dem Legationsrath Abel gehörige Gemälde vorzeigte. Unter den letztern zeichnete sich

besonders ein Faun aus, der eine am Baum gebundene Nymphe peitscht. Dieselbe Idee ist in den Scherzi d'amore von Carracci vorgestellt, und mag dieses Bild, das vortrefflich gemalt ist, wol von Lodovico sein. Auch dieser Liebhaber hat Manches aus den französischen Auktionen für einen sehr billigen Preis erhalten.

Abends bei Rapp. Vorlesung des „Herrmann und Dorothea".

Stuttgart, den 6. September 1797.

Früh besuchte mich Herr Professor Thouret, mit dem ich über die architektonischen Dekorationen sprach. Dazu kam Professor Heideloff, der leider sehr an den Augen leidet; ferner ein Oberlieutenant von Koudelka von den Oestreichern, ein wohlgebildeter junger Mann und großer Liebhaber der Musik. Darauf ging ich mit Thouret, sein Modell zum Ovalsaal in Stuttgart zu sehen, das im Ganzen gut gedacht ist; nur wäre die Frage, ob man den Uebergang von den langen perpendikularen Banden, der mir zu arm scheint, nicht reicher und anmuthiger machen könnte.

Ich ging alsdann mit ihm, Scheffauer und einem württembergischen Offizier, der ganz artig malt, das Schloß zu besehen, wo ich nichts Nachahmungswerthes fand, vielmehr unzählige Beispiele dessen, was man vermeiden soll. Die Marmore, besonders aber die Alabaster (Kalkspäthe) des Landes nehmen sich sehr gut aus, sind aber nicht zur glücklichsten Dekoration verwendet. Uebrigens sind die Zimmer, man möchte sagen, gemein vornehm; so zum Beispiel sieht man auf einem gemein angestrichenen weißen Gipsgrunde viele vergoldete Architektur, die Thüren bei ihren schnörkelhaften Vergoldungen mit Leimfarbe angestrichen, die Guibalischen Plafonds nach der bekannten Art.

In dem Wohnzimmer des jetzigen Herzogs sah ich eine halbe Figur, die auf Guercin hindeutet, einige Landschaften aus Biermann's früherer Zeit, ein gutes Bild von Hetsch, die Mutter der Gracchen im Gegensatz mit der eitlen Römerin vorstellend.

Ich ging mit Herrn Professor Thouret die verschiedenen Dekorationen durch, die bei Verzierungen eines Schlosses vorkommen können, und bemerkte hiervon Folgendes.

Das Erste, worin wir übereinkamen, war, daß man sich, um eine Reihe von Zimmern zu dekoriren, vor allen Dingen über das Ganze bestimmen solle, man möge es nun einem einzelnen Künstler übertragen oder aus den Vorschlägen mehrerer nach eigenem Geschmacke für die verschiedenen Zimmer eine Wahl anstellen. Da ohnehin ein solches Unternehmen jederzeit großes Geld koste, so sei der Hauptpunkt, daß man stufenweise verfahre, das Kostbare nicht am unrechten Platze anbringe und sich nicht selbst nöthige, mehr, als man sich vorgesetzt, zu thun.

So sei zum Beispiel bei dem Appartement unserer Herzogin, dessen Lage ich ihm bezeichnete, es hauptsächlich darum zu thun, aus dem Anständigen eines Vorsaals in das Würdigere der Vorzimmer, in das Prächtigere des Audienzzimmers überzugehen, das Rundel des Eckes und das darauf folgende Zimmer heiter und doch prächtig zu einer innern Konversation anzulegen, von da ins Stille und Angenehme der Wohn- und Schlafzimmer überzugehen und die daran stoßenden Kabinette und Bibliothek mannichfaltig, zierlich und mit Anstand vergnüglich zu machen.

Wir sprachen über die Möglichkeit, sowol durch das anzuwendende Material als durch die zu bestimmenden Formen einem jeden dieser Zimmer einen eignen Charakter und dem Ganzen eine Folge durch Uebergänge und Kontraste zu geben. Er erbot sich, wenn man ihm die Risse und Maße der Zimmer schickte, einen ersten Vorschlag dieser Art zu thun, den man zur Grundlage bei der künftigen Arbeit brauchen könnte.

Decken und Gesimse sind das Erste, an deren Bestimmung und Fertigung man zu denken hat; allein diese hängen von der Dekoration des Zimmers sowol in Proportionen als Ornamenten ab.

Die Gesimse oder den Uebergang von der Wand zur Decke kann man auf zweierlei Art machen, einmal, daß man ein mehr oder weniger vorspringendes Gesims in die Ecke anbringt und die Decke unmittelbar darauf ruhen läßt, oder auch, daß man durch eine größere oder kleinere Hohlkehle die Wand und Decke sanft verbindet. Jene Art würde in ihrer größern Einfachheit sich wol für die Vorzimmer schicken und, wenn man Glieder und Theile mehr zusammensetzt, auch wol den prächtigen Zimmern gemäß sein. Doch haben die Hohlkehlen immer etwas Heiteres und sind mannichfaltiger Verzierungen fähig. Ispi will selbst über dem architektonischen Gesims noch jederzeit

eine Hohlkehle haben, um dem Ganzen mehr Freiheit und Ansehen zu geben — eine Meinung, die sich noch prüfen läßt.

Gesimse und Decken stehen in einer beständigen Korrelation; die Einfalt des Einen bestimmt die Einfalt des Andern, und so theilen sie einander auch ihre mannichfaltigen Charaktere mit. Stuck, Vergoldung und Malerei können mit einander hier wetteifern und sich steigern. Wir haben hiervon in dem Römischen Hause schon sehr schöne Beispiele.

Was die Wände selbst betrifft, so leiden sie die mannichfaltigsten Veränderungen. Eine sauber abgetünchte Wand, auf welcher die angebrachte Stukkatur durch einen leichten Ton abgesetzt wird, giebt für Vorsäle die angenehmste und heiterste Verzierung.

Sehr wichtig aber ist für Dekoration die Kenntniß, Granit, Porphyr und Marmor auf verschiedene Weise nachzuahmen. Die bekannte Art des sogenannten Gipsmarmors thut zwar nächst dem natürlichen Stein den schönsten und herrlichsten Effekt, allein sie ist sehr kostbar, und die Arbeit geht langsam; hingegen bedient man sich in Italien außerdem noch dreier anderer Arten, welche nach dem verschiedenen Gebrauch und Würde der Zimmer anzuwenden sind und alle drei sehr guten Effekt machen.

Die erste wird auf nassen Kalk gemalt und hinterdrein vom Maurer verglichen und von dem Maler wieder übergangen, so daß Beide immer zusammen arbeiten; sie können auf diese Weise des Tages sechs Quadratschuh fertig machen. Der neue Saal von Hohenheim wird auf diese Weise dekorirt, und man könnte daselbst im Frühjahre schon die Resultate sehen.

Die zweite ist, was die Italiener Scajola nennen, eine Art von nassem Mosaik. Der Pilaster oder die Füllung, die auf diese Art bearbeitet werden soll, wird mit einem einfärbigen beliebigen Gipsgrunde angelegt. Wenn er trocken ist, sticht der Künstler, der freilich darin Praktik haben muß, mit Eisen die Adern, oder was man für Zufälligkeiten anbringen will, heraus und füllt und streicht die entstandenen Vertiefungen mit einer andern Farbe wieder aus, wozu er sich kleiner Spateln bedient. Wenn dieses wieder trocken ist, übergeht er es abermals, und das so lange, bis der Effekt erreicht ist, da denn das Ganze abgeschliffen wird. Man kann durch diese Art weit mehr als durch das Mischen des Marmors die Natur erreichen, und es soll bei gehöriger Praktik um einen großen Theil geschwinder gehen.

Die dritte Art ist für Vorsäle und Zimmer, die man leicht behandeln will; sie soll sich aber auch sehr gut ausnehmen. Der Marmor wird nämlich mit Leimfarbe auf die abgetünchte Wand gemalt und mit einem Spiritusfirniß überstrichen.

Alle drei Arten offerirt Herr Thouret durch Beschreibung, noch lieber aber durch persönliche Anleitung mitzutheilen. Er widerräth das Malen des Marmors mit Oel auf die abgetünchte Wand, weil die Arbeit eine unangenehme, der Natur widersprechende Bräune nach und nach erhält.

Der Gebrauch der Seide zur Verzierung der Wände ist auch wohl zu überlegen. Ganze Wände damit zu überziehen, hat immer etwas Eintöniges, man müßte ihnen denn nach Größe und Verhältniß der Zimmer starke Bordüren geben und auf die großen Räume wenigstens einige würdige Gemälde anbringen.

Uebrigens aber sind die kleinern seidnen Abtheilungen, mit Stukkatur und Marmor verbunden, immer das Angenehmste und Reichste, wie wir das Beispiel auch im Römischen Hause sehen.

Da die Spiegel nunmehr jederzeit als ein Theil der Architektur angesehen, in die Wand eingelassen und niemals in mehr oder weniger barbarischen Rahmen aufgehängt werden, so fallen die Rahmen dazu meist in das Feld des Stukkaturers; wenigstens hat der Bildschnitzer nicht viel daran zu thun. Dagegen ist zu wünschen, daß das Schnitzwerk an den Thüren, die im Ganzen einerlei Form haben können, nach Verhältniß angebracht werde; wie sie denn überhaupt nur immer Holzfarbe sein sollten, um so mehr, da man durch Fournirung verschiedener Hölzer, Schnitzwerk, Bronze, Vergoldung ihre Mannichfaltigkeit sehr hoch treiben kann und eine weiße Thür immer etwas Albernes hat. Statt des kostbaren Schnitzwerks lassen sich auch bei Tapetenleisten die von Karton ausgedruckten vergoldeten Zierrathen sehr gut brauchen.

Wegen der Lambris hielt man dafür, daß bei hohen Zimmern allenfalls die Höhe der Fensterbrüstung beibehalten werden könne, sonst aber sehe ein niedriger, sockelartiger Lambris immer besser aus, indem er die Wand niemals gedrückt erscheinen lasse.

Wegen der Fußböden kamen auch sehr gute Vorschläge zur Sprache, die nächstens im weitern Umfang zu Papiere zu bringen sind.

*

Einer von den Hauptfehlern bei der Dekoration der Zimmer, der auch bei der frühern Konstruktion der Gebäude be-

gangen wird, ist, daß man die Massen, die man haben kann oder hat, trennt und zerschneidet, wodurch das Große selbst kleinlich wird.

Wenn man zum Beispiel in einem Saal eine Säulenordnung, die nur einen Theil der Höhe einnimmt, anbringt und über derselben gleichsam noch eine Attike bis an die Decke macht. Dieser Fall ist noch in dem ausgebrannten Schlosse zu Stuttgart zu sehen. Oder wenn man die Lambris verhältnißmäßig zu hoch macht oder die Gesimse oder Friesen oben zu breit. Durch solche Operationen kann man ein hohes Zimmer niedrig erscheinen machen, wie durch die umgekehrte richtige Behandlung ein niedriges hoch erscheint. Diesem Fehler sind alle Diejenigen ausgesetzt, welche nur immer an mannichfaltige Verzierungen denken, ohne die Hauptbegriffe der Massen, der Einheit und der Proportionen vor Augen zu haben.

Den 6. September 1797.

Nach Tische ging ich mit Dannecker zu Rapp, wo ich ein sehr merkwürdiges osteologisches Präparat fand.

Ein Frauenzimmer, deren Geschwister schon an Knochenkrankheiten gelitten hatten, empfand in früher Jugend einen heftigen Schmerz, wenn die obere Kinnlade unter dem linken Auge berührt wurde. Dieser erstreckte sich nach und nach abwärts bis in die Hälfte des Gaumens; es entstand daselbst ein Geschwür, in welchem man etwas Hartes spüren konnte. Sie lebte neunzehn Jahre und starb an der Auszehrung. Der Theil des Schädels, den man, nachdem sie anatomirt, zurückbehalten, zeigt folgende Merkwürdigkeiten. Die linke Hälfte des Ossis intermaxillaris enthält zwei gute Schneidezähne; der Eckzahn fehlt, und nach der kleinen Alveole sieht man, daß er bald nach der zweiten Zahnung ausgefallen sein müsse; dann folgt ein Backzahn, dann eine kleine Lücke, jedoch ohne Alveole, sondern mit dem scharfen Rand, dann ein starker Backzahn, darauf ein noch nicht ganz ausgebildeter sogenannter Weisheitszahn. Betrachtet man nun die Nasenhöhle des Präparats, so findet man die große Merkwürdigkeit: es sitzt nämlich ein Zahn unter dem Augenrande mit seiner Wurzel an einer kleinen, runden, faltigen Knochenmasse fest; er erstreckt sich in seiner Lage schief herab

nach hinten zu und hat den Gaumentheil der obern Maxille gleich hinter den Canalibus incisivis gleichsam durchbohrt, oder vielmehr es ist durch die widernatürliche Berührung der Theil kariös geworden, und eine Oeffnung, die größer als seine Krone, findet sich ausgefressen. Die Krone steht nur wenig vor der Gaumenfläche vor. Der Zahn ist nicht völlig wie andere Backzähne gebildet, seine Wurzel ist einfach und lang und seine Krone nicht völlig breit. Es scheint nach Allem diesem ein gesunder Zahn mit lebhaftem Wachsthum zu sein, dem aber der Weg nach seinem rechten Platze durch ein ungleiches und schnelleres Wachsthum der Nachbarzähne versperrt worden, so daß er sich hinterwärts entwickelt und das Unglück angerichtet hat. Wahrscheinlich ist es der fehlende Backzahn, von dessen Alveole keine Spur zu sehen ist. Im Anfange glaubte ich fast, es sei der Eckzahn.

Wenn man diesen Fall hätte vermuthen können, so bin ich überzeugt, daß diese Person leicht zu operiren und der Zahn herauszuziehen gewesen wäre; ob man aber bei ihrer übrigen unglücklichen Konstitution ihr das Leben dadurch gefristet hätte, ist fast zu zweifeln.

Schade, daß man nur das interessante Stück ausgeschnitten und nicht die andere Hälfte der Maxille, ja den ganzen Schädel verwahrt hat, damit man den Knochenbau noch an den Theilen, welche keine auffallende Unregelmäßigkeit zeigen, hätte beobachten können.

Den 6. September.

Abends im Theater wurden die Due Litiganti von Sarti gegeben. Die Vorstellung war äußerst schwach und unbedeutend.

Herr Brand gar nichts. Demoiselle Bambus unangenehme Nullität. Madame Kaufmann, kleine hagere Figur, steife Bewegung, angenehme, gebildete, aber schwache Stimme. Demoiselle Ferber nichts. Herr Krebs angenehmer Tenor, ohne Ausdruck und Aktion. Herr Reuter unbedeutend. Herr Weberling, eine gewisse Art von drolligem Humor, den man leiden mag, aber auch weiter nichts.

Ich habe Mehrere, die das Theater öfters besuchen, darüber sprechen hören, und da kommt es denn meist auf eine gewisse Toleranz hinaus, die aus der Nothwendigkeit entspringt, diese

Leute zu sehen, wo denn doch Jeder in einer gewissen Rolle sich die Gunst des Publikums zu verschaffen weiß.

Uebrigens hat das Theater so eine seltsame Konstitution, daß eine Verbesserung desselben unmöglich wird.

Von Stuttgart nach Tübingen.

Tübingen, den 7. September 1797.

Früh fünf ein halb Uhr von Stuttgart abgefahren. Auf der Höhe hinter Hohenheim ging der Weg durch eine schöne Allee von Obstbäumen, wo man einer weiten Aussicht nach den Neckarbergen genießt. Man kommt durch Echterdingen, ein wohlgebautes heiteres Dorf, und die Straße geht sodann auf und ab quer durch die Thäler, welche das Wasser nach dem Neckar zu schicken.

Ueber Waldenbuch, das im Thale liegt, und wo wir um acht ein halb Uhr ankamen, hat man eine schöne Aussicht auf eine fruchtbare, doch hügelige und rauhere Gegend mit mehrern Dörfern, Feldbau, Wiesen und Wald. Waldenbuch selbst ist ein artiger, zwischen Hügeln gelegener Ort mit Wiesen, Feld, Weinbergen und Wald und einem herrschaftlichen Schloß, der Wohnung des Oberforstmeisters.

Eine ähnliche Kultur dauert bis Dettenhausen fort, doch ist die Gegend rauher und ohne Weinberg. Wir sahen Weiber und Kinder Flachs brechen. Weiterhin wird es etwas flächer. Einzelne Eichbäume stehen hie und da auf der Trift, und man hat die schöne Ansicht der nunmehr nähern Neckarberge sowie einen Blick ins mannichfaltige Neckarthal. Wir sahen bald das Tübinger Schloß und fuhren durch eine anmuthige Aue nach Tübingen hinein, wo wir bei Cotta einkehrten.

Ich machte bei ihm die Bekanntschaft mit Herrn Dr. Gmelin und ging gegen Abend mit Beiden, die Gegend zu sehen. Aus dem Garten des Dr. Gmelin hatte man die Aussicht auf das Ammerthal und Neckarthal zugleich. Der Rücken eines schön bebauten Sandsteingebirges trennt beide Thäler, und Tübingen liegt auf einem kleinen Einschnitt dieses Rückens wie auf einem Sattel und macht Face gegen beide Thäler. Oberhalb liegt das Schloß, unterhalb ist der Berg durchgraben, um die Ammer

auf die Mühlen und durch einen Theil der Stadt zu leiten. Der größte Theil des Wassers ist zu diesem Behuf weit über der Stadt in einen Graben gefaßt; das übrige Wasser im ordentlichen Bette sowie die Gewitterwasser laufen noch eine weite Strecke, bis sie sich mit dem Neckar vereinigen.

Die Existenz der Stadt gründet sich auf die Akademie und die großen Stiftungen; der Boden umher liefert den geringsten Theil ihrer Bedürfnisse.

Die Stadt an sich selbst hat drei verschiedene Charaktere: der Abhang nach der Morgenseite gegen den Neckar zu zeigt die großen Schul-, Kloster- und Seminariengebäude; die mittlere Stadt sieht einer alten, zufällig zusammengebauten Gewerbstadt ähnlich; der Abhang gegen Abend nach der Ammer zu sowie der untere flache Theil der Stadt wird von Gärtnern und Feldleuten bewohnt; er ist äußerst schlecht, blos nothdürftig gebauet, und die Straßen sind von dem vielen Mist äußerst unsauber.

Tübingen, den 8. September 1797.

Mittags lernte ich die Herren Ploucquet, die beiden Gmelin und Schott kennen. In dem Ploucquetischen Garten, der auf der unterhalb der Stadt wieder aufsteigenden Berghöhe liegt, ist die Aussicht sehr angenehm; man sieht in beide Thäler, indem man die Stadt vor sich hat. An der Gegenseite des Neckarthals zeigen sich die höhern Berge nach der Donau zu in einer ernsthaften Reihe.

Tübingen, den 9. September 1797.

Gegen Abend mit Cotta auf dem Schlosse. In den Zimmern finden sich sowol an Decken als an Wänden und Fenstern artige Beispiele der alten Verzierungsmanier oder vielmehr jener Art, die Theile des innern Ausbaues nach gewissen Bedürfnissen oder Begriffen zu bestimmen. Da man denn doch bei einem Baumeister manchmal solche Angabe fordert, so wird er hier verschiedene Studien machen können, die, mit Geschmack gebraucht, gute Wirkung thun würden.

Abends die kleine Kantische Schrift gegen Schlosser sowie den „Gartenkalender" und die württembergische kleine Geographie durchgelesen und angesehen.

Tübingen, den 10. September 1797.

Früh mit Professor Kielmeyer, der mich besuchte, Verschiedenes über Anatomie und Physiologie organischer Naturen durchgesprochen. Sein Programm zum Behuf seiner Vorlesungen wird ehestens gedruckt werden. Er trug mir seine Gedanken vor, wie er die Gesetze der organischen Natur an allgemeine physische Gesetze anzuknüpfen geneigt sei, zum Beispiel der Polarität, der wechselseitigen Stimmung und Korrelation der Extreme, der Ausdehnungskraft expansibler Flüssigkeiten.

Er zeigte mir meisterhafte naturhistorische und anatomische Zeichnungen, die nur des leichtern Verständnisses halber in Briefe eingezeichnet waren, von Georg Cuvier von Mömpelgard, der gegenwärtig Professor der vergleichenden Anatomie am Nationalinstitut in Paris ist. Wir sprachen Verschiedenes über seine Studien, Lebensweise und Arbeiten. Er scheint durch seine Gemüthsart und seine Lage nicht der völligen Freiheit zu genießen, die einem Mann von seinen Talenten zu wünschen wäre.

Ueber die Idee, daß die höhern organischen Naturen in ihrer Entwickelung einige Stufen vorwärts machen, auf denen die andern hinter ihnen zurückbleiben. Ueber die wichtige Betrachtung der Häutung, der Anastomosen, des Systems der blinden Därme, der simultanen und successiven Entwickelung.

Tübingen, den 11. September 1797.

Diktirt an verschiedenen Aufsätzen, nach Weimar bestimmt. In der Kirche Besichtigung der farbigen Fenster im Chor. Aufsatz darüber. Mittags Professor Schnurrer, nach Tische Visiten bei den Herren, die ich hier im Hause hatte kennen lernen, sowie bei Professor Majer. Abends die Nachricht von der erklärten Fehde des Direktoriums mit dem Rathe der Fünfhundert. Regnichter Tag.

An den Herzog von Weimar.

Tübingen, den 11. September 1797.

Vom 25. August an, da ich von Frankfurt abreiste, habe ich langsam meinen Weg hierher genommen. Ich bin nur bei Tage gereist und habe nun, vom schönen Wetter begünstigt, einen deutlichen Begriff von den Gegenden, die ich durchwandert, ihren Lagen, Verhältnissen, Ansichten und Fruchtbarkeit. Durch die Gelassenheit, womit ich meinen Weg mache, lerne ich, freilich etwas spät, noch reisen. Es giebt eine Methode, durch die man überhaupt in einer gewissen Zeit die Verhältnisse eines Orts und einer Gegend und die Existenz einzelner vorzüglicher Menschen gewahr werden kann. Ich sage gewahr werden, weil der Reisende kaum mehr von sich fordern darf; es ist schon genug, wenn er einen saubern Umriß nach der Natur machen lernt und allenfalls die großen Partien von Licht und Schatten anzulegen weiß; an das Ausführen muß er nicht denken.

Der Genuß der schönen Stunden, die mich durch die Bergstraße führten, ward durch die sehr ausgefahrnen Wege einigermaßen unterbrochen. Heidelberg und seine Gegend betrachtete ich in zwei völlig heitern Tagen mit Verwunderung und ich darf wol sagen mit Erstaunen. Die Ansichten nähern sich von mehrern Seiten dem Ideal, das der Landschaftsmaler aus mehrern glücklichen Naturlagen sich in seiner schaffenden Phantasie zusammenbildet. Der Weg von da nach Heilbronn ist theils fürs Auge sehr reizend, theils durch den Anblick von Fruchtbarkeit vergnüglich.

Heilbronn hat mich sehr interessirt, sowol wegen seiner offnen, fruchtbaren, wohlgebauten Lage als auch wegen des Wohlstandes der Bürger und der guten Administration ihrer Vorgesetzten. Ich hätte gewünscht, diesen kleinen Kreis näher kennen zu lernen.

Von da nach Stuttgart wird man von der Einförmigkeit einer glücklichen Kultur beinah trunken und ermüdet. In Ludwigsburg besah ich das einsame Schloß und bewunderte die herrlichen Alleenpflanzungen, die sich durch die Hauptstraßen des ganzen Ortes erstrecken.

In Stuttgart blieb ich neun Tage. Es liegt in seinem ernsthaften, wohlgebauten Thal sehr anmuthig, und seine Umgebungen sowol nach den Höhen als nach dem Neckar zu sind auf mannichfaltige Weise charakteristisch.

Es ist sehr interessant zu beobachten, auf welchem Punkt die Künste gegenwärtig in Stuttgart stehen. Herzog Karl, dem man bei seinen Unternehmungen eine gewisse Großheit nicht absprechen kann, wirkte doch nur zu Befriedigung seiner augenblicklichen Leidenschaften und zur Realisirung abwechselnder Phantasien. Indem er aber auf Schein, Repräsentation, Effekt arbeitete, so bedurfte er besonders der Künstler, und indem er nur den niedern Zweck im Auge hatte, mußte er doch die höheren befördern.

In früherer Zeit begünstigte er das lyrische Schauspiel und die großen Feste; er suchte sich die Meister zu verschaffen, um diese Erscheinungen in größter Vollkommenheit darzustellen. Diese Epoche ging vorbei, allein es blieb eine Anzahl von Liebhabern zurück, und zu Vollständigkeit seiner Akademie gehörte auch der Unterricht in Musik, Gesang, Schauspiel und Tanzkunst. Das Alles erhält sich noch, aber nicht als ein lebendiges, fortschreitendes, sondern als ein stillstehendes und abnehmendes Institut.

Musik kann sich am Längsten erhalten. Dieses Talent kann mit Glück bis in ein höheres Alter geübt werden; auch ist es, was einzelne Instrumente betrifft, allgemeiner und von jungen Leuten erreichbar. Das Theater dagegen ist viel schnellern Abwechselungen unterworfen, und es ist gewissermaßen ein Unglück, wenn das Personal einer besondern Bühne sich lange neben einander erhält; ein gewisser Ton und Schlendrian pflanzt sich leicht fort, so wie man zum Beispiel dem Stuttgarter Theater an einer gewissen Steifheit und Trockenheit seinen akademischen Ursprung gar leicht abmerken kann. Wird, wie gesagt, ein Theater nicht oft genug durch neue Subjekte angefrischt, so muß es allen Reiz verlieren. Singstimmen dauern nur eine gewisse Zeit; die Jugend, die zu gewissen Rollen erforderlich ist, geht vorüber; und so hat ein Publikum nur eine Art von kümmerlicher Freude durch Gewohnheit und hergebrachte Nachsicht. Dies ist gegenwärtig der Fall in Stuttgart und wird es lange bleiben, weil eine wunderliche Konstitution der Theateraufsicht jede Verbesserung sehr schwierig macht.

Mihole ist abgegangen, und nun ist ein anderer Entrepreneur angestellt, der die Beiträge des Hofes und Publikums einnimmt und darüber sowie über die Ausgaben Rechnung ablegt. Sollte ein Schaden entstehen, so muß er ihn allein tragen; sein Vortheil hingegen darf nur bis zu einer bestimmten Summe

steigen; was darüber gewonnen wird, muß er mit der herzoglichen Theaterdirektion theilen. Man sieht, wie sehr durch eine solche Einrichtung Alles, was zu einer Verbesserung des Theaters geschehen könnte, paralysirt wird. Ein Theil der ältern Acteurs darf nicht abgedankt werden.

Das Ballet verhält sich überhaupt ungefähr wie die Musik. Figuranten dauern lange wie Instrumentalisten und sind nicht schwer zu ersetzen; so können auch Tänzer und Tänzerinnen in einem höhern Alter noch reizend sein; unterdessen findet sich immer wieder ein junger Nachwuchs. Dieses ist auch der Stuttgarter Fall. Das Ballet geht überhaupt seinen alten Gang, und sie haben eine junge, sehr reizende Tänzerin, der nur eine gewisse Mannichfaltigkeit der Bewegungen und mehr Charakteristisches in ihrem Thun und Lassen fehlt, um sehr interessant zu sein. Ich habe nur einige Divertissements gesehen.

Unter den Partikuliers hat sich viel Liebe zur Musik erhalten, und es ist manche Familie, die sich im Stillen mit Klavier und Gesang sehr gut unterhält. Alle sprechen mit Entzücken von jenen brillanten Zeiten, in denen sich ihr Geschmack zuerst gebildet, und verabscheuen deutsche Musik und Gesang.

Bildhauer und Maler schickte der Herzog, wenn sie gewissermaßen vorbereitet waren, nach Paris und Rom. Es haben sich vorzügliche Männer gebildet, die zum Theil hier sind, zum Theil sich noch auswärts befinden. Auch unter Liebhaber hat sich die Lust des Zeichnens, Malens und Bossirens verbreitet; mehr oder weniger bedeutende Sammlungen von Gemälden und Kupferstichen sind entstanden, die ihren Besitzern eine angenehme Unterhaltung sowie eine geistreiche Kommunikation mit andern Freunden gewähren.

Sehr auffallend ist es, daß der Herzog gerade die Kunst, die er am Meisten brauchte, die Baukunst, nicht auf eben die Weise in jungen Leuten beförderte und sich die so nöthigen Organe bildete; denn es ist mir Keiner bekannt, der auf Baukunst gereist wäre. Wahrscheinlich begnügte er sich mit Subjekten, die er um sich hatte und gewohnt war, und mochte durch sie seine eigenen Ideen gern mehr oder weniger ausgeführt sehen. Dafür kann man aber auch bei Allem, was in Ludwigsburg, Stuttgart und Hohenheim geschehen ist, nur das Material, das Geld, die Zeit sowie die verlorne Kraft und Gelegenheit, was Gutes zu machen, bedauern. Ein Saal, der jetzt in der Arbeit ist, verspricht endlich einmal geschmackvoll verziert zu werden. Isopi,

ein trefflicher Ornamentist, den der Herzog kurz vor seinem Tode von Rom verschrieb, führt die Arbeit nach Zeichnungen von Thouret aus. Dieses ist ein junger lebhafter Maler, der sich aber mit viel Lust auf Architektur gelegt hat.

Das Kupferstechen steht wirklich hier auf einem hohen Punkte; Professor Müller ist einer der ersten Künstler in dieser Art und hat eine ausgebreitete Schule, die, indem er nur große Arbeiten unternimmt, die geringern buchhändlerischen Bedürfnisse unter seiner Aufsicht befriedigt. Professor Leybold, sein Schüler, arbeitete gleichfalls nur an größern Platten und würde an einem andern Orte in Absicht der Wirkung auf eine Schule das bald leisten, was Professor Müller hier thut.

Ueberseht man nun mit einem Blicke alle diese erwähnten Zweige der Kunst und andere, die sich noch weiter verbreiten, so überzeugt man sich leicht, daß nur bei einer so langen Regierung durch eine eigene Richtung eines Fürsten diese Ernte gepflanzt und ausgesäet werden konnte; ja, man kann wol sagen, daß die spätern und bessern Früchte jetzo erst zu reifen anfangen. Wie Schade ist es daher, daß man gegenwärtig nicht einsieht, welch ein großes Kapital man daran besitzt, mit wie mäßigen Kosten es zu erhalten und weit höher zu treiben sei! Aber es scheint Niemand einzusehen, welchen hohen Grad von Wirkung die Künste in Verbindung mit den Wissenschaften, Handwerk und Gewerbe in einem Staate hervorbringen. Die Einschränkungen, die der Augenblick gebietet, hat man von dieser Seite angefangen und dadurch mehrere gute Leute mißmuthig und zum Auswandern geneigt gemacht.

Vielleicht nutzt man an andern Orten diese Epoche und eignet sich um einen leidlichen Preis einen Theil der Kultur zu, die hier durch Zeit, Umstände und große Kosten sich entwickelt hat.

Eigentlich wissenschaftliche Richtung bemerkt man in Stuttgart wenig; sie scheint mit der Karls-Akademie, wo nicht verschwunden, doch sehr vereinzelt worden zu sein.

Den preußischen Gesandten von Madeweiß besuchte ich und sah bei ihm ein paar sehr schöne Bilder, die dem Legationsrath Abel, der gegenwärtig in Paris ist, gehören. Die Sammlung dieses Mannes, der für sich und seine Freunde sehr schätzbare Gemälde aus dem französischen Schiffbruch zu retten gewußt hat, ist aus Furcht vor den Franzosen in den Häusern seiner Freunde zerstreut, wo ich sie nach und nach aufgesucht habe.

Den sehr korpulenten Erbprinzen sah ich in der Komödie; eine schwarze Binde, in der er den vor Kurzem auf der Jagd gebrochnen Arm trug, vermehrte noch sein Volumen. Die Erbprinzeß ist wohlgebaut und hat ein verständiges, gefälliges Ansehen; ihr Betragen sowol nach innen als nach außen muß, wie ich aus den Resultaten bemerken konnte, äußerst klug und den Umständen gemäß sein. Der regierende Herzog scheint nach dem Schlagflusse, der ihn im Juni des vorigen Jahres traf, nur noch so leidlich hinzuleben. Die Wogen des Landtags haben sich gelegt, und man erwartet nun, was aus der Infusion sich nach und nach präzipitiren wird.

Ich machte in guter Gesellschaft den Weg nach Kannstatt und Neckarrems, um das Lager von den ungefähr fünfundzwanzigtausend Mann Oestreichern zu sehen, das zwischen Hochberg und Mühlhausen steht und den Neckar im Rücken hat; es geht darin, wie natürlich, Alles sauber und ordentlich zu.

Darauf sah ich auch Hohenheim mit Aufmerksamkeit, indem ich einen ganzen Tag dazu anwendete. Das mit seinen Seitengebäuden äußerst weitläufige Schloß und der mit unzähligen Ausgeburten einer unruhigen und kleinlichen Phantasie übersäete Garten gewähren selbst im Einzelnen wenig Befriedigendes; nur hier und da findet man etwas, das, besser behandelt, eine gute Wirkung hervorgebracht haben würde.

Einen thätigen Handelsmann, gefälligen Wirth und wohl unterrichteten Kunstfreund, der viel Talent in eignen Arbeiten zeigt und den Namen Rapp führt, fand ich in Stuttgart und bin ihm manchen Genuß und Belehrung schuldig geworden. Professor Dannecker ist als Künstler und Mensch eine herrliche Natur und würde in einem reichern Kunstelemente noch mehr leisten als hier, wo er zu viel aus sich selbst nehmen muß.

So ging ich denn endlich von Stuttgart ab durch eine zwar noch fruchtbare, doch um Vieles rauhere Gegend und bin nun am Fuße der höhern Berge angelangt, welche schon verkündigen, was weiterhin bevorsteht. Ich habe hier schon den größern Theil von Professoren kennen gelernt und mich auch in der schönen Gegend umgesehen, die einen doppelten Charakter hat, da Tübingen auf einem Bergrücken zwischen zwei Thälern liegt, in deren einem der Neckar, in dem andern die Ammer fließt.

Wie auslöschlich die Züge der Gegenstände im Gedächtniß seien, bemerkte ich hier mit Verwunderung, indem mir doch auch

keine Spur vom Bilde Tübingen's geblieben ist, das wir doch auch auf jener sonderbaren und angenehmen ritterlichen Expedition vor so viel Jahren berührten.

Die Akademie ist hier sehr schwach, ob sie gleich verdienstvolle Leute besitzt und ein ungeheures Geld auf die verschiedenen Anstalten verwendet wird; allein die alte Form widerspricht jedem fortschreitenden Leben, die Wirkungen greifen nicht in einander, und über der Sorge, wie die verschiedenen Einrichtungen im alten Gleise zu erhalten seien, kann nicht zur Betrachtung kommen, was man ehemals dadurch bewirkte und jetzt auf andere Weise bewirken könnte und sollte. Der Hauptsinn einer Verfassung wie die württembergische bleibt nur immer, die Mittel zum Zwecke recht fest und gewiß zu halten, und eben deswegen kann der Zweck, der selbst beweglich ist, nicht wohl erreicht werden.

Ueber Glasmalerei. Fortsetzung.

Tübingen, den 11. September 1797.

In dem Chor der Tübinger Kirche befinden sich bunte Fenster, welche ich beobachtete und folgende Bemerkungen machte.

Den Grund betreffend.

Derselbe ist bräunlich, scheint gleich aufgetragen zu sein und in einem trockenen Zustande mit Nadeln ausgerissen. Bei den hohen Lichtern ist der Grund scharf weggenommen, die übrige Haltung aber mit kleinen Strichlein hervorgebracht, wie man auf einem dunkeln Grund mit Kreide höhen würde. Auf diese Weise ist die Haltung bewirkt, und das Bild befindet sich auf der Seite, die nach innen gekehrt ist. Der Grund ist rauh und unschmelzbar und muß durch ein großes Feuer in das Glas gebrannt sein; die feinsten Nadelzüge stehen in ihrer völligen Schärfe da; es konnte damit auf weißen und allen andern Gläsern operirt werden. Hier sind Vögel und Thierarten auf gelbem Grunde mit unglaublicher Geschicklichkeit radirt; sowol die Umrisse als die tiefsten Schatten scheinen mit dem Pinsel gemacht zu sein, so daß der erste Grund doch gleichsam schon als eine starke Mitteltinte anzusehen ist.

Die Färbung betreffend.

Man kann hierüber bei den Tübinger Scheiben wenig lernen, weil sie äußerst zusammengesetzt sind. Sie haben zwar sehr gelitten und sind mitunter höchst ungeschickt geflickt; aber man sieht doch, daß sie gleich von Anfang aus sehr kleinen Stücken zusammengesetzt waren, zum Beispiel selbst die einzelnen Theile eines Harnisches, der doch völlig einfärbig ist.

Wenn hier auf einem Glas zwei, ja drei Farben vorkommen, so ist es durch das Ausschleifen geleistet. Es sieht sehr gut aus, wenn eine weiße Stickerei auf einem farbigen Kleide ausgeschliffen ist. Dieses Ausschleifen ist vorzüglich bei Wappen gebraucht. Die weiße Wäsche neben den Gewändern so auszuschleifen, würde einen sehr guten Effekt thun. Durch dieses Mittel können zum Beispiel viererlei Farben auf einmal dargestellt werden, ja mehrere. Eine Purpurschicht wird auf ein weißes Glas geschmolzen, das Schwarze wird auf den Purpur gemalt, das Uebrige wird herausgeschliffen, und man kann auf der Rückseite des Weißen wieder Farben anbringen, welche man will. Sehr dünner Purpur thut einen herrlichen Effekt und würde bei dem geschmackvollsten Kolorit seinen Platz gehörig einnehmen. Ebenso könnte Gelb auf Purpur geschmolzen und eine Farbe ausgeschliffen werden. Das Schwarze habe ich hier auf der innern Seite sehr dicht aufgemalt gesehen. Es sind auf diese Weise theils die schwarzen Theile der Wappen, theils große Zierrathen auf farbige Scheiben aufgetragen.

Zu Holz, Stein und anderem Nebenwesen giebt es sehr artige Töne, die aus dem Grünen, Rothen, Gelben und Violeten ins Braune spielen. Man müßte damit bei geschmackvollerer Malerei seine Gründe sehr sanft halten können.

Die Fleischfarbe ist nun freilich am Wenigsten gut; sie steigt vom Gelben bis zum Rothgelben, ja ich habe an Nebenfiguren ein violetlich Braun bemerkt. Wollte man überhaupt wieder etwas in dieser Art versuchen, so müßte man sich einen gewissen Stil machen und nach den mechanischen Möglichkeiten die Arbeiten behandeln.

Die Hauptfarben sind alle da, und zwar in ihrer höchsten Energie und Sattheit. Ein Dunkelblau ist vortrefflich. Ein Hellblau scheint neuer. Eine Art von Stahlblau, vielleicht von hinten durch eine graue Schmelzfarbe hervorgebracht. Gelb vom hellsten bis ins Orange, ja Ziegelroth, Smaragdgrün, Gelbgrün,

Violet, und zwar ein blauliches und ein röthliches, beides sehr schön. Purpur in allen Tönen, des hellen und dunkeln, von der größten Herrlichkeit.

Diese Hauptfarben können, wie schon oben gesagt, wenn man wollte, getödtet werden, und man müßte nicht allein diese lebhafte und heftige, sondern auch eine angenehme Harmonie hervorbringen können.

An Schiller.

Tübingen, den 14. September 1797.

Seit dem 4. September, an dem ich meinen letzten Brief abschickte, ist es mir durchaus recht gut gegangen. Ich blieb in Stuttgart noch drei Tage, in denen ich noch manche Personen kennen lernte und manches Interessante beobachtete. Als ich bemerken konnte, daß mein Verhältniß zu Rapp und Dannecker im Wachsen war und Beide manchen Grundsatz, an dem mir theoretisch so viel gelegen ist, aufzufassen nicht abgeneigt waren, auch von ihrer Seite sie mir manches Gute, Angenehme und Brauchbare mittheilten, so entschloß ich mich, ihnen den „Herrmann" vorzulesen, das ich denn auch in einem Abend vollbrachte. Ich hatte alle Ursache, mich des Effekts zu erfreuen, den er hervorbrachte, und es sind uns Allen diese Stunden fruchtbar geworden.

Nun bin ich seit dem Siebenten in Tübingen, dessen Umgebungen ich die ersten Tage bei schönem Wetter mit Vergnügen betrachtete und nun eine traurige Regenzeit durch geselligen Umgang um ihren Einfluß betriege. Bei Cotta habe ich ein heiteres Zimmer und zwischen der alten Kirche und dem akademischen Gebäude einen freundlichen, obgleich schmalen Ausblick ins Neckarthal. Indessen bereite ich mich zur Abreise, und meinen nächsten Brief erhalten Sie von Stäfa. Meyer ist sehr wohl und erwartet mich mit Verlangen. Es läßt sich gar nicht berechnen, was Beiden unsere Zusammenkunft sein und werden kann.

Je näher ich Cotta kennen lerne, desto besser gefällt er mir. Für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handelsweise hat er so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltene Erscheinung ist. Ich habe mehrere von den hiesigen Professoren

kennen lernen, in ihren Fächern, Denkungsart und Lebensweise sehr schätzbare Männer, die sich alle in ihrer Lage gut zu befinden scheinen, ohne daß sie gerade einer bewegten akademischen Zirkulation nöthig hätten. Die großen Stiftungen scheinen den großen Gebäuden gleich, in die sie eingeschlossen sind; sie stehen wie ruhige Kolossen auf sich selbst gegründet und bringen keine lebhafte Thätigkeit hervor, die sie zu ihrer Erhaltung nicht bedürfen.

Sonderbar hat mich hier eine kleine Schrift von Kant überrascht, die Sie gewiß auch kennen werden: „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie", ein sehr schätzbares Produkt seiner bekannten Denkart, das so wie Alles, was von ihm kommt, die herrlichsten Stellen enthält, aber auch in Komposition und Stil Kantischer als Kantisch ist. Mir macht es großes Vergnügen, daß ihn die vornehmen Philosophen und die Prediger des Vorurtheils so ärgern konnten, daß er sich mit aller Gewalt gegen sie stemmt. Indessen thut er doch, wie mir scheint, Schlossern Unrecht, daß er ihn einer Unredlichkeit, wenigstens indirekt, beschuldigen will. Wenn Schlosser fehlt, so ist es wol darin, daß er seiner innern Ueberzeugung eine Realität nach außen zuschreibt und kraft seines Charakters und seiner Denkweise zuschreiben muß; und wer ist in Theorie und Praxis ganz frei von dieser Anmaßung?

Zum Schlusse lasse ich Ihnen noch einen kleinen Scherz abschreiben; machen Sie aber noch keinen Gebrauch davon! Es folgen auf diese Introduktion noch drei Lieder in deutscher, französischer und spanischer Art, die zusammen einen kleinen Roman ausmachen.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Altenglisch.

Edelknabe.

Wohin? wohin?
Schöne Müllerin!
Wie heißt Du?

Müllerin.

Liese.

Edelknabe.
Wohin denn? Wohin
Mit dem Rechen in der Hand?

Müllerin.
Auf des Vaters Land,
Auf des Vaters Wiese.

Edelknabe.
Und gehst so allein?

Müllerin.
Das Heu soll herein,
Das bedeutet der Rechen;
Und im Garten daran
Fangen die Birnen zu reifen an,
Die will ich brechen.

Edelknabe.
Ist nicht eine stille Laube dabei?

Müllerin.
Sogar ihrer zwei,
An beiden Ecken.

Edelknabe.
Ich komme Dir nach,
Und am heißen Mittag
Wollen wir uns drein verstecken.
Nicht wahr, im grünen vertraulichen Haus —

Müllerin.
Das gäbe Geschichten.

Edelknabe.
Ruhst Du in meinen Armen aus?

Müllerin.
Mit nichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt,
Auf der Stelle verrathen ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! So allein ist's recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich liebe mir den Müllerknecht;
An Dem ist nichts zu verderben.

Von Tübingen nach Schaffhausen.

Den 16. September 1797.

Früh vier Uhr aus Tübingen abgefahren. Sobald man aus dem Württembergischen kommt, wird der Weg schlecht. Zur Linken hat man Berge, an deren Fuß sich ein Thal bildet, in welchem die Steinlach fließt.

Wir erreichten Hechingen sieben ein halb Uhr; es liegt zum Theil im Grunde, zum Theil mit dem Schlosse auf der Anhöhe, und man hat bei der Einfahrt eine sehr schöne Ansicht. Unten zwischen Wiesen und Feldern liegt ein Kloster und dahinter Hohenzollern auf dem Berge. Auf der Brücke traf ich seit langer Zeit den ersten heiligen Nepomuk, der aber auch wegen der schlechten Wege nöthig war. Sehr schöne Kirche. Betrachtung über die Klarheit der Pfaffen in ihren eignen Angelegenheiten und die Dumpfheit, die sie verbreiten. Von Philosophen könnte man beinahe das Umgekehrte sagen.

Hinter Hechingen schöne Gärten und Baumstücke, schöne Pappelanlagen, abhängige Wiesen und freundliches Thal. Nach dem Schloß Hohenzollern zu schöne, weite Aussicht. Die Berge links gehen immer fort so wie das Thal zu ihren Füßen.

Wessingen. Auf der Chaussee wie auch schon eine Weile vorher sehr dichter, inwendig blauer Kalkstein mit splitterig muscheligem Bruche, fast wie der Feuerstein.

Steinhofen. Eine hübsche Kirche auf der Höhe. Hier und in einigen Dörfern vorher war bei dem Dorfbrunnen eine Art von Herd eingerichtet, auf dem das Wasser zum Waschen auf der Stelle heiß gemacht wird. Der Feldbau ist der einer rauheren Gegend; man sah Wiesen und Triften und noch viel Kartoffeln und Hanf.

Engschlatt, zwischen angenehmen Hügeln im Grunde, seitwärts Berge.

Balingen. Gleichfalls eine schöne Gegend; links in einiger Entfernung hohe waldige Berge, bis an deren steilern Fuß sich fruchtbare Hügel hinauferstrecken. Wir kamen um zehn Uhr an. Der Ort liegt zwischen fruchtbaren, mehr oder weniger steilen, zum Theil mit Holz bewachsenen Hügeln und hat in einiger Entfernung gegen Südost hohe holzbewachsene Berge. Die Eyach fließt durch schöne Wiesen. Diese erst beschriebene

Gegend sah ich auf einem Spaziergange hinter Balingen. Hohenzollern ist rückwärts noch sichtbar. Die Eyach läuft über Kalkfelsen, unter denen große Bänke von Versteinerungen sind. Der Ort selbst wäre nicht übel, er ist fast nur eine lange und breite Straße; das Wasser läuft durch und stehen hin und wieder gute Brunnen; aber die Nachbarn haben ihre Misthaufen in der Mitte der Straße am Bach, woraus doch gewaschen und zu manchen Bedürfnissen unmittelbar geschöpft wird. An beiden Seiten an den Häusern bleibt ein nothdürftiger Platz zum Fahren und Gehen. Beim Regenwetter muß es abscheulich sein. Ueberdies legen die Leute wegen Mangel an Raum hinter den Häusern ihren Vorrath von Brennholz gleichfalls auf die Straße, und das Schlimmste ist, daß nach Beschaffenheit der Umstände fast durch keine Anstalt dem Uebel zu helfen wäre.

Endingen. Man behält die Berge noch immer links.

Dotternhausen. Bis dahin schöne schwarze Felder, die aber feucht und quellig scheinen.

Schemberg. Starker Stieg, den vor einigen Jahren ein Postwagen hinunterrutschte. Der Ort ist schmutzig und voller Mist; er ist wie Balingen als Städtchen enge gebaut und in Mauern gezwängt und wird von Güterbesitzern bewohnt, die nun keine Höfe haben. Man findet auf der Höhe wieder eine ziemliche Fläche, wo Acker und Weide ist; der Hafer ward hier erst hineingeschafft. Der Weg steigt immer höher; es zeigen sich Fichten, große flache Weideplätze, dazwischen Feldbau. Oben einzelner Hof. Das Terrain fällt gegen Mittag, die Wasser fließen aber noch immer nach dem Neckar zu; es kommen mehr Fichtenwäldchen.

Um drei Uhr in Wellendingen, wo wir anhielten. Gegen Friedingen geht es wieder stark bergauf. Boden und Kultur wird etwas besser. Links liegt Aldingen. Auch die undankbarsten Bergrücken und ehemaligen Triften findet man kultivirt. Man kommt auf eine schöne Fläche und fühlt, daß man hoch ist. Die Straße wendet sich durch Aldingen, einen heiteren, weitläufig gebauten Ort; links Gebirge. Höhen, worauf ein Schlößchen liegt.

Hofen, Spaichingen, Balgheim, wo die höchste Höhe erreicht ist. Von Riedheim an fallen die Wasser der Donau zu. Wurmlingen. Wir fuhren durch ein enges Thal hinabwärts nach Tuttlingen, wo wir Abends halb neun Uhr ankamen.

Den 17. September 1797.

Von Tuttlingen um sieben Uhr. Der Nebel war sehr stark; ich ging noch vorher, die Donau zu sehen. Sie scheint schon breit, weil sie durch ein großes Wehr gedämmt ist. Die Brücke ist von Holz und, ohne bedeckt zu sein, mit Verstand auf die Dauer konstruirt; die Tragewerke liegen in den Lehnen, und die Lehnen sind mit Brettern verschlagen und mit Schindeln gedeckt. Hinter Tuttlingen geht es gleich anhaltend bergauf; man trifft wieder Kalkstein mit Versteinerungen. Ich bemerkte eine gute und wohlfeile Art einer Lehne am Wege; in starke Hölzer waren viereckt längliche Löcher eingeschnitten und lange dünne Stämme getrennt und durchgeschoben; wo sich zwei einander mit dem obern und untern Ende berührten, waren sie verkeilt. Ueberhaupt muß man alle württembergischen Anstalten von Chausseen und Brücken durchaus loben.

Der Nebel sank in das Donauthal, das wie ein großer See, wie eine überschneite Fläche aussah, indem die Masse ganz horizontal und mit fast unmerklichen Erhöhungen niedersank. Oben war der Himmel völlig rein.

Man steigt so hoch, daß man mit dem Rücken der sämmtlichen Kalkgebirge, zwischen denen man bisher durchfuhr, beinahe gleich zu sein scheint. Die Donau kommt vom Abend hergeflossen; man sieht weit in ihr Thal hinauf, und wie es von beiden Seiten eingeschlossen ist, so begreift man, wie ihr Wasser weder südwärts nach dem Rhein noch nordwärts nach dem Neckar fallen könne. Man sieht auch ganz hinten im Grunde des Donauthals die Berge quer vorliegen, die sich an der rechten Seite des Rheins bei Freiburg hinziehen und den Fall der Wasser nach Abend gegen den Rhein zu verhindern.

Die neue Saat des Dinkels stand schon sehr schön; man säet hier früh, weil es auf den Höhen zeitig einwintert.

Es thut sich die Aussicht auf links nach dem Bodensee und nach den Bergen von Graubündten, vorwärts nach Hohentwiel, Thayngen und dem Fürstenbergischen. Man hat das Donauthal nunmehr rechts und sieht jenseits desselben die Schlucht, durch die man heruntergekommen; man erkennt sie leicht an dem Schlößchen, das über Aldingen liegt.

Die Straße wendet sich gegen Abend. Nachdem man lange kein Dorf gesehen, sieht man in einem breiten, fruchtbaren Thal, dessen Wasser nach dem kleinern Bodensee zu fallen, Haltingen

liegen, einen Ort, zu dem man sich denn auch südwärts wieder hinunterwendet. Die Ansicht ist sehr interessant und vorschweizerisch. Hinten charakteristische, mit Wald bewachsene Berge, an deren sanfteren Abhängen Fruchtbau sich zeigt; dann im Mittelgrunde lange, über Hügel und Thäler sich erstreckende Waldungen, zunächst wieder wohlgebautes Feld.

Hier sowie schon drüben über der Donau sieht man viele abgerundete Geschiebe, aber Alles Kalk wie die Felsen selbst. Man denkt sich, wie durch die ehemaligen Brandungen, Meerströme und Strudel die los gewordenen Theile der Gebirge an ihrem Fuße abgerundet worden.

Hinter Haltingen guter Boden, anfangs stark mit Steinen gemischt, nachher weniger und dann meist rein. Einiges schien Neubruch und war es auch; denn die Aecker bleiben neun Jahre als Wiese liegen und werden dann wieder andere neun Jahre benutzt. Einige Steinbrüche zum Behuf der Chaussee zeigen, daß der Kalkfels nicht tief unter der fruchtbaren Erde liegt.

Man kommt durch gemischte Waldungen über Hügel und Thäler; es geht einen starken Stieg hinunter, und angenehme Waldthäler setzen fort.

Wir fanden eine Pflanze, bei der außer ihrer Gestalt merkwürdig ist, daß viele Insekten aller Art sich in ihren Samenkapseln nähren. Attich mit reifen Früchten zeigte sich auch. Ein Holzschlag. Kohlenmeiler. Gentianen. Das waldige Thal geht neben einem Wiesengrunde angenehm fort; Schneidemühlen, einiger Fruchtbau. Astrantia. Epilobium. Gentianen in ganzen Massen. Kampaneln dazwischen. Antirrhinum. Frage, ob die Gentianen und andere Blumen nicht auch schon im Frühjahr geblüht haben.

Kleines, ziemlich steiles ehemaliges Waldamphitheater, auf dem die Stöcke der abgehauenen Bäume noch stehen, zum Kartoffelfelde mühsam umgearbeitet. Das Thal verbreitet sich, und alle Lehden sind wo möglich zum Feldbau umgearbeitet.

Man nähert sich Engen. Ein charakteristischer, obgleich ganz bewachsener Berg mit einem alten Schlosse zeigt sich rechts; ein kleiner Ort, der unmittelbar vor Engen liegt, ist den 8. Oktober 1796 von den Franzosen zum Theil abgebrannt worden. Das Städtchen selbst liegt auf einem Hügel, gedachtem Berg gegenüber. Wir kamen um elf Uhr an und rasteten.

Von Morgen her gesehen, giebt Engen ein artig topographisches Bild, wie es unter dem bedeutenden Berge auf

einem Hügel sich ins Thal verliert. Die Bürger des Orts thaten auf dem Rückzuge in Verbindung mit den Kaiserlichen den Franzosen Abbruch; diese letztern, als sie doch die Oberhand behielten, verbrannten mehrere Häuser vor der Stadt und bedrohten die Stadt selbst mit einem gleichen Schicksal. Ich sah daselbst eine sehr gut gekleidete kaiserliche Garnison, in der Nähe ein starkes aufgefahrnes Proviantfuhrwesen und erbärmlich gekleidete Kranke.

Um zwölf Uhr fuhren wir ab. Vor der Stadt erschien wieder Weinbau. Schon oben bei dem Städtchen hatte ich die ersten Geschiebe des Gesteins von Quarz und Hornblende gefunden. Nußbäume zeigen sich wieder, schöne Wiesen und Baumstücke. Links ein artig Dorf an einer Höhe hinter einer flachen Wiese. Es öffnet sich eine schöne, fruchtbare Fläche im Thal; die höheren Felsen scheinen nunmehr eine andere Steinart zu sein, um die sich der Kalkstein herumlegt. Viele weiße Rüben werden gebaut. Man kommt nach Welschingen, einem leidlichen Ort. Man steigt wieder stark bis gegen Weiterdingen. Es finden sich hier viel Geschiebe von farbigem Quarz mit weißen Adern, rother Jaspis, Hornblende in Quarz.

Man übersieht nunmehr von Engen das schöne Thal rückwärts. In den fruchtbaren Feldern liegen weitläufige Dörfer, und jener steile Berg zeigt sich nun in seiner Würde an der linken Seite.

Vorwärts liegt Hohentwiel, hinten die Graubündtner Berge, in Dünsten am Horizonte kaum bemerklich.

Man kommt durch Weiterdingen. Links ein sehr schönes Wiesenthal, über demselben Weinbau. Auf eben der Seite liegt Hohentwiel; man ist nunmehr mit dieser Festung in gleicher Linie und sieht die große Kette der Schweizergebirge vor sich.

Hilzingen liegt in einem weiten Thale zwischen fruchtbaren Hügeln; Feldbau, Wiesewachs und Weinberg umher.

Die Pässe wurden daselbst von einem östreichischen Wachtmeister unterzeichnet, und der Amtschreiber stellte einen Kautionsschein aus, daß die Pferde wiederkommen würden.

Man steigt lange und sieht immer das Thal von Hilzingen hinter und neben sich sowie Hohentwiel.

Sie nennen hier zu Lande einen Hemmschuh nicht ungeschickt einen Schleiftrog.

Eberingen. Nun geht es weiter über verschiedene fruchtbare Hügel; die höhern Berge sind mit Wald und Büschen be-

setzt. Viel Weinbau am Fuße eines Kalkfelsens, meist blaue Trauben, sehr voll hängend.

Thayngen, der erste schweizerische Ort, guter Wein. Müller, Gastwirth zum Adler.

Herblingen. Starker Weinbau. Fruchtfeld. Wald links. Kalkstein mit einem muscheligen Bruche, fast feuersteinartig.

Vor Schaffhausen ist Alles umzäunt; die Besitzungen sind immer abgetheilt und gesichert; Alles scheint Gartenrecht zu haben und hat es auch. Die Stadt selbst liegt in der Tiefe, ein schmaler, angenehmer Wiesengrund zieht sich hinab; man fährt rechts und hat auf derselben Hand Gartenhäuser und Weinberge neben sich. Links ist der Abhang mehr oder weniger steil. Bei einem großen Hause, das unten steht, geht man durch eine Brücke zum Dach hinein. Höchst anmuthige Abwechselung von großen und kleinen Gärten und Höfen. Man sieht das Schloß vor sich. Die Gartenhäuser vermehren sich und werden ansehnlicher. Nach der Stadt zu steigen die Weinberge weit hinauf; links wird der Abhang nach dem kleinen Thale zu sanfter.

Schaffhausen und der Rheinfall.

In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu Allem, was wir sehen, Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde, dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschreiben hören. Zu Beidem wird in der neuern Zeit besonders der Engländer und der Deutsche hingezogen. Jeder bildende Künstler ist uns willkommen, der eine beschriebene Gegend uns vor Augen stellt, der die handelnden Personen eines Romans oder eines Gedichtes, so gut oder so schlecht er es vermag, sichtlich vor uns handeln läßt. Ebenso willkommen ist aber auch der Dichter oder Redner, der durch Beschreibung in eine Gegend uns versetzt, er mag nun unsere Erinnerung wiederbeleben oder unsere Phantasie aufregen; ja, wir erfreuen uns sogar, mit dem Buch in der Hand eine wohlbeschriebene Gegend zu durchlaufen; unserer Bequemlichkeit wird nachgeholfen, unsere Aufmerksamkeit wird erregt, und wir vollbringen unsere Reise in Begleitung eines unterhaltenden und unterrichtenden Gesellschafters.

Kein Wunder also, daß in einer Zeit, da so viel geschrieben wird, auch so manche Schrift dieser Art erscheint; kein Wunder, daß Künstler und Dilettanten in einem Fache sich üben, dem das Publikum geneigt ist.

Als eine solche Uebung setzen wir die Beschreibung des Wasserfalls von Schaffhausen hierher, freilich nur skizzenhaft und ohne sie von den kleinen Bemerkungen eines Tagebuchs zu trennen. Jenes Naturphänomen wird noch oft genug gemalt und beschrieben werden, es wird jeden Beschauer in Erstaunen setzen, manchen zu einem Versuch reizen, seine Anschauung, seine Empfindung mitzutheilen, und von keinem wird es fixirt, noch weniger erschöpft werden.

Schaffhausen, den 17. September 1797. Abends.

Im Gasthof „Zur Krone" abgestiegen. Mein Zimmer war mit Kupferstichen geziert, welche die Geschichte der traurigen Epoche Ludwig's XVI. darstellten. Ich hatte dabei mancherlei Betrachtungen, die ich mir vornahm weiter auszuführen.

Abends an der Table d'hôte verschiedene Emigrirte. Eine Gräfin, Condé'sche Offiziere, Pfaffen, Oberst Landolt.

Schaffhausen, den 18. September 1797.

Früh um halb sieben Uhr ausgefahren, um den Rheinfall zu sehen. Grüne Wasserfarbe. Ursache derselben.

Die Höhen waren mit Nebel bedeckt, die Tiefe war klar, und man sah das Schloß Laufen halb im Nebel. Der Dampf des Rheinfalls, den man recht gut unterscheiden konnte, vermischte sich mit dem Nebel und stieg mit ihm auf.

Gedanke an Ossian. Liebe zum Nebel bei heftigen innern Empfindungen.

Man kommt über Uwiesen, ein Dorf, das oben Weinberge, unten Feldbau hat.

Der Himmel klärte sich langsam auf, die Nebel lagen noch auf den Höhen.

Laufen. Man steigt hinab und steht auf Kalkfelsen.

Theile der sinnlichen Erscheinung des Rheinfalls, vom hölzernen Vorbau gesehen. Felsen, in der Mitte stehende, von dem höhern Wasser ausgeschliffene, gegen die das Wasser herabschießt. Ihr Widerstand, einer oben, der andere unten, werden völlig überströmt. Schnelle Wellen, Lakengischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedende Strudel im Kessel.

Der Vers legitimirt sich:

Es wallet und siedet und brauset und zischt u. s. w.

Wenn die strömenden Stellen grün aussehen, so erscheint der nächste Gischt leise purpur gefärbt.

Unten strömen die Wellen schäumend ab, schlagen hüben und drüben ans Ufer, die Bewegung verklingt weiter hinab, und das Wasser zeigt im Fortfließen seine grüne Farbe wieder.

Erregte Ideen über die Gewalt des Sturzes. Unerschöpfbarkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft. Zerstörung, Bleiben, Dauern, Bewegung, unmittelbare Ruhe nach dem Fall.

Beschränkung durch Mühlen drüben, durch einen Vorbau hüben. Ja, es war möglich, die schönste Ansicht dieses herrlichen Naturphänomens wirklich zu verschließen.

Umgebung. Weinberge, Feld, Wäldchen.

Bisher war Nebel, zu besonderm Glück und Bemerkung des Details; die Sonne trat hervor und beleuchtete auf das Schönste schief von der Hinterseite das Ganze. Das Sonnenlicht theilte nun die Massen ab, bezeichnete alles Vor- und Zurückstehende und verkörperte die ungeheure Bewegung. Das Streben der Ströme gegen einander schien gewaltsam zu werden, weil man ihre Richtungen und Abtheilungen deutlicher sah. Stark spritzende Massen aus der Tiefe zeichneten sich nun beleuchtet vor dem feinern Dunste aus; ein halber Regenbogen erschien im Dunste.

Bei längerer Betrachtung scheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheure muß uns immer wachsend erscheinen; das Vollkommene muß uns erst stimmen und uns nach und nach zu sich hinaufheben. So erscheinen uns schöne Personen immer schöner, verständige immer verständiger.

Das Meer gebiert das Meer. Wenn man sich die Quellen des Ozeans dichten wollte, so müßte man sie so darstellen.

Nach einiger Beruhigung des Gemüths verfolgt man den Strom in Gedanken bis zu seinem Ursprung und begleitet ihn wieder hinab.

Beim Hinabsteigen nach dem flächern Ufer Gedanken an die neumodische Parksucht.

Der Natur nachzuhelfen, wenn man schöne Motive hat, ist in jeder Gegend lobenswürdig; aber es ist bedenklich, gewisse Imaginationen realisiren zu wollen, da die größten Phänomene der Natur selbst hinter der Idee zurückbleiben.

Wir fuhren über.

Der Rheinfall von vorn, wo er faßlich ist, bleibt noch herrlich, man kann ihn auch schön nennen. Man sieht schon mehr den stufenweisen Fall und die Mannichfaltigkeit in seiner Breite; man kann die verschiedenen Wirkungen vergleichen, vom Unbändigsten rechts bis zum Nützlichverwendeten links.

Ueber dem Sturz sieht man die schöne Felsenwand, an der man das Hergleiten des Stromes ahnen kann; rechts das Schloß Laufen. Ich stand so, daß das Schlößchen Wörth und der Damm den linken Vordergrund machten. Auch auf dieser Seite sind Kalkfelsen, und wahrscheinlich sind auch die Felsen in der Mitte des Sturzes Kalk.

Schlößchen Wörth.

Ich ging hinein, um ein Glas Wein zu trinken.

Alter Eindruck bei Erblickung des Mannes.

Ich sah Trippel's Bild an der Wand und fragte, ob er etwa zur Verwandtschaft gehöre. Der Hausherr, Namens Gelzer, war mit Trippel verwandt, durch Mutter Geschwisterkind. Er hat das Schlößchen mit dem Lachsfang, Zoll, Weinberg, Holz u. s. w. von seinen Voreltern her im Besitz, doch als Schupflehn, wie sie es heißen. Er muß nämlich dem Kloster oder dessen jetzigen Successoren die Zolleinkünfte berechnen, zwei Drittel des gefangenen Lachses einliefern, auf die Waldung Aufsicht führen und daraus nur zu seiner Nothdurft schlagen und nehmen; er hat die Nutzung des Weinberges und der Felder und giebt jährlich überhaupt nur dreißig Thaler ab. Und so ist er eine Art von Lehnmann und zugleich Verwalter. Das Lehn heißt Schupflehn deswegen, weil man ihn, wenn er seine Pflichten nicht erfüllt, aus dem Lehn herausschieben oder schuppen kann.

Er zeigte mir seinen Lehnbrief von Anno 1762, der alle Bedingungen mit großer Einfalt und Klarheit enthält. Ein solches Lehn geht auf die Söhne über, wie der gegenwärtige Besitzer die ältern Briefe auch noch aufbewahret. Allein im Briefe selbst steht nichts davon, obwol von einem Regreß an die Erben darin die Rede ist.

Um zehn Uhr fuhr ich bei schönem Sonnenschein wieder herüber. Der Rheinfall war noch immer seitwärts von hinten erleuchtet; schöne Licht- und Schattenmassen zeigten sich sowol von dem Laufen'schen Felsen als von den Felsen in der Mitte.

Ich trat wieder auf die Bühne an den Sturz heran und fühlte, daß der vorige Eindruck schon verwischt war; denn es schien gewaltsamer als vorher zu stürmen, wobei ich zu bemerken hatte, wie schnell die Nerve in ihren alten Zustand sich wiederherstellt. Der Regenbogen erschien in seiner größten Schönheit; er stand mit seinem ruhigen Fuß in dem ungeheuren Gischt und Schaum, der, indem er ihn gewaltsam zu zerstören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muß.

Betrachtungen über die Sicherheit neben der entsetzlichen Gewalt.

Durch das Rücken der Sonne entstanden noch größere Massen von Licht und Schatten, und da nun kein Nebel war, so erschien der Gischt gewaltiger, wenn er über der reinen Erde gegen den reinen Himmel hinauffuhr. Die dunkle grüne Farbe des abströmenden Flusses ward auffallender.

Wir fuhren zurück.

Wenn man nun den Fluß nach dem Falle hinabgleiten sieht, so ist er ruhig, seicht und unbedeutend. Alle Kräfte, die sich gelassen successiv einer ungeheuern Wirkung nähern, sind ebenso anzusehn. Mir fielen die Kolonnen ein, wenn sie auf dem Marsche sind.

Man zieht nun links über die bebaute Gegend und Weinhügel, mit Dörfern und Höfen belebt und mit Häusern wie besäet. Ein Wenig vorwärts zeigen sich Hohentwiel und, wenn ich nicht irre, die vorstehenden Felsen bei Engen und weiter herwärts; rechts die hohen Gebirge der Schweiz in weiter Ferne hinter den mannichfaltigsten Mittelgründen. Auch bemerkt man hinterwärts gar wohl an der Gestalt der Berge den Weg, den der Rhein nimmt.

In dem Dorf Uwiesen fand ich in der Zimmerarbeit Nachahmung der Maurerarbeit. Was sollen wir zu dieser Erscheinung sagen, da das Gegentheil der Grund aller Schönheit unserer Baukunst ist!

Auch sah ich wieder Mangold und nahm mir vor, Samen davon mitzunehmen und künftigen Sommer unsern Wieland damit zu traktiren.

Ich wurde abermals dran erinnert, wie eine sentimentale Stimmung das Ideale auf einen einzelnen Fall anwendet, wo es denn meistens schief ist.

Schaffhausen lag mit seiner Dächermasse links im Thale.

Die Schaffhauser Brücke ist schön gezimmert und wird höchst reinlich gehalten. In der Mitte sind einige Sitze angebracht, hinter denen die Oeffnungen mit Glasfenstern zugeschlossen sind, damit man nicht im Zuge sitze.

Unterm Thore des Wirthshauses fand ich ein paar Franzosen wieder, die ich auch am Rheinfall gesehen hatte. Der Eine schien wohl damit zufrieden, der Andere aber sagte: „C'est assez joli, mais pas si joli que l'on me l'avait dit." Ich möchte die Ideen des Mannes und seinen Maßstab kennen.

Bei Tische saß ich neben einem Manne, der aus Italien kam und ein Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren, eine Engländerin Namens Dillon, nach England zurückführte, deren Mutter, eine geborne d'Alston, in Padua gestorben war. Er konnte von der Theuerung in Italien nicht genug sagen. Ein Pfund Brod kostet zwanzig französische Sous und ein Paar Tauben einen kleinen Thaler.

Makaronische Uniform französischer edlen Kavalleristen. Fürchterliches Zeichen der drei schwarzen Lilien auf der weißen Binde am Arm.

Nachmittags drei Uhr fuhr ich wieder nach dem Rheinfall. Mir fiel die Art wieder auf, an den Häusern Erker und Fensterchen zu haben. Sogar besitzen sie ein besonderes Geschick, solche Guckscharten durch die Mauern zu bohren und sich eine Aussicht zu verschaffen, die Niemand erwartet. Wie nun dieses die Lust anzeigt, unbemerkt zu sehen und zu beobachten, so zeugen dagegen die vielen Bänke an den Häusern, welche an den vornehmen geschnitzt, aufgeschlagen und zugeschlossen sind, von einer zutraulichen Art nachbarlichen Zusammenseins, wenigstens voriger Zeit.

Viele Häuser haben bezeichnende Inschriften, auch wol manche selbst ein Zeichen, ohne gerade ein Wirthshaus zu sein.

Ich fuhr am rechten Rheinufer hin; rechts sind schöne Weinberge und Gärten, der Fluß strömt über Felsbänke mit mehr oder weniger Rauschen.

Man fährt weiter hinauf. Schaffhausen hat man nun in der Tiefe, und man sieht die Mühlen, die vor der Stadt den Fluß herabwärts liegen. Die Stadt selbst liegt wie eine Brücke zwischen Deutschland und der Schweiz. Sie ist wahrscheinlich in dieser Gegend durch die Hemmung der Schifffahrt durch den Rheinfall entstanden. Ich habe in ihr nichts Geschmackvolles und nichts Abgeschmacktes bemerkt, weder an Häusern, Gärten, Menschen noch Betragen.

Der Kalkstein, an dem man vorbeifährt, ist sehr klüftig so= wie auch der drüben bei Laufen. Das wunderbarste Phänomen beim Rheinfall sind mir daher die Felsen, welche sich in dessen Mitte so lange erhalten, da sie doch wahrscheinlich von derselben Gebirgsart sind.

Da sich der Fluß wendet, so kommen nun die Weinberge an das entgegengesetzte Ufer, und man fährt diesseits zwischen Wiesen und Baumstücken durch. Sodann erscheinen drüben steile Felsen und hüben die schönste Kultur.

Bei der Abendsonne sah ich noch den Rheinfall von oben und hinten, die Mühlen rechts, unter mir das Schloß Laufen, im Angesicht eine große, herrliche, aber faßliche, in allen Theilen interessante, aber begreifliche Naturscene; man sieht den Fluß heranströmen und =rauschen und sieht, wie er fällt.

Man geht durch die Mühlen durch in der kleinen Bucht. Bei den in der Höhe hervorstehenden mancherlei Gebäuden wird selbst der kleine Abfall eines Mühlwassers interessant, und die letzten diesseitigen Ströme des Rheinfalls schießen aus grünen Büschen hervor.

Wir gingen weiter um das Schlößchen Wörth herum; der Sturz war zu seinem Vortheil und Nachtheil von der Abend= sonne gerade beleuchtet; das Grün der tieferen Strömungen war lebhaft wie heute früh, der Purpur aber des Schaumes und Staubes viel lebhafter.

Wir fuhren näher an ihn hinan; es ist ein herrlicher An= blick, aber man fühlt wol, daß man keinen Kampf mit diesem Ungeheuer bestehen kann.

Wir bestiegen wieder das kleine Gerüste, und es war eben wieder, als wenn man das Schauspiel zum ersten Mal sähe. In dem ungeheuern Gewühle war das Farbenspiel herrlich. Von dem großen überströmten Felsen schien sich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunst des herunterstürzenden Schaumes entstand. Die untergehende Sonne färbte einen Theil der beweglichen Massen gelb, die tiefen Strömungen erschienen grün und aller Schaum und Dunst war lichtpurpur; auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwickelung eines neuen Regenbogens.

Herrlicher war das Farbenspiel in dem Augenblick der sinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung schien schneller, wilder und sprühender zu werden. Leichte Windstöße kräuselten lebhafter die Säume des stürzenden Schaumes, Dunst schien mit Dunst gewaltsamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erscheinung immer sich selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer dem Uebermaß zu unterliegen und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe.

Von Schaffhausen nach Stäfa.

Zürich, den 19. September 1797.

Früh sechs ein halb Uhr fuhren wir aus Schaffhausen. Berg und Thäler waren klar, der Morgenhimmel leicht gewölkt; im Abend zeigten sich dichtere Wolken.

Wir fuhren einen Theil des gestrigen Wegs. Ein Apfelbaum, mit Epheu umwunden, gab Anlaß zur Elegie „Amyntas".

Man sah die ganze Bergreihe der Schweiz mit ihren Schneegebirgen, schönes Fruchtfeld, bewachsene Berge rechts und links.

Jestetten, mit fruchtbarer Umgebung. Hanf, Klee und Weinbau machten das Feld noch lebendig. Nach verschiedenen Hügeln und Thälern kam man auf eine schöne, fruchtbare Fläche gegen den Rhein zu, hinten mit herrlichen Vorbergen.

In Rafz ward den Pferden Brod gegeben, und wir fuhren hinab nach Eglisau über die zierliche Brücke, die sehr reinlich gehalten war. Ein Paar Mädchen von zwölf bis vierzehn

Jahren saßen am Zoll in einem artigen Kabinette und nahmen das Weggeld ein. Die jüngere nahm das Geld und überreichte den Zettel, indeß die andere Buch hielt. Schöne, fruchtbare Fläche zwischen waldbewachsenen Bergen. Vorwärts Plaine und ein Eichenwald, durch welchen die gerade Straße hindurchging.

Um elf Uhr kamen wir nach Bülach, wo wir während der warmen Tageszeit ein paar Stunden verweilten. Ich hatte die Freude, wieder gemalte Fenster zu treffen, wo ich das Ausschleifen auch bei andern Farben als der Purpurfarbe angewendet fand. Ich sah eine sehr lichte eigentliche Purpurfarbe, die ins Violetliche fällt. Auch fand ich auf die farbige Scheibe hinten eine andere Farbe zur Mischung gebracht, als Gelb und Blau, wodurch ein Grün entsteht; besonders nimmt sich das Gelbe auf dem erstgedachten lichten Purpur sehr schön aus. Uebrigens sind die Scheiben oft auf eine sehr wunderbare und unnöthig scheinende Weise zusammengesetzt; doch findet man bei näherer Betrachtung die Ursache. Auch sind sie oft und schlimm genug reparirt. Sie sind sämmtlich von 1570; aber an der starken Stellung der gerüsteten Männer, an der Gewalt der heraldischen Thiere, an den tüchtigen Körpern der Zierrathen, an der Lebhaftigkeit der Farben sieht man den Kerngeist der Zeit, wie wacker jene Künstler waren und wie derbständig und bürgerlich vornehm sie sich ihre Zeitgenossen und die Welt dachten. Eine Scheibe mit dem doppelten Wappen der Stadt Schaffhausen, über dem der kaiserliche Adler in einem Schilde steht, ist vortrefflich gemacht, und an der Krone ist der herrlichen Zierrathen kein Ende.

Von Bülach, wo es kühl und anmuthig gewesen, fuhren wir um halb zwei Uhr weiter.

Betrachtung, daß der Mensch die Rede eigentlich für die höchste Handlung hält, so wie man Vieles thun darf, was man nicht sagen soll.

Die Gegend hat im Ganzen nichts sonderlich Charakteristisches, links fruchtbare Plaine, vorwärts die Gebirge; der Boden ist fruchtbar und gut gearbeitet, an verschiedenen Orten sehr kiesig und mit unzähligen Geschieben übersäet.

Gegen sechs Uhr kamen wir nach Zürich bei sehr schönem Wetter und kehrten ein bei Herrn Ott im „Schwert". Einen Brief an Meyer schickte ich ab zu Frau Schultheß. Abends an der Table d'hôte mit Herrn Landvogt Imthurn von Schaffhausen,

der vom Syndikate aus Lavis zurückkehrte, und einem andern Züricher Herrn, der gleichfalls aus Italien kam. Beide erzählten wenig Gutes von den jetzigen Umständen daselbst.

Zürich, den 20. September 1797.

Früh bei schönem Wetter oberhalb der Stadt an den See gegangen. Auf dem Rückweg sah ich die Geistlichen zu und von einem Verbrecher hinüber und herüber fahren. Dann brachte ich den Morgen unter den hohen Linden auf dem ehemaligen Burgplatze zu.

Wenn nach gehaltenem Blutgerichte die gewöhnliche Elf-Uhr-Glocke geläutet wird, so ist es ein Zeichen, daß der Verbrecher begnadigt worden; hält aber die Glocke inne, so ist das Todesurtheil gesprochen, und sie giebt um halb zwölf Uhr das Zeichen zu seiner Hinausführung. Diesmal ward er begnadigt. Der Verbrecher war ein falscher Münzer, der schon vorher wegen Diebstähle war gebrandmarkt worden.

Mittags bei Tische lernte ich Herrn Hauptmann Bürkli kennen. Das Wetter war sehr trüb; dessenungeachtet ging ich nach Tisch ein Wenig über die neuen Anlagen nach dem Schonehof spazieren.

Gegen vier Uhr kam Meyer; es fiel ein starker Regen. Abends bei Tische fand ich Herrn Hofrath Müller von Wien.

Stäfa, den 21. September 1797.

Wir fuhren zu Schiffe gegen acht Uhr ab und bei heiterm Wetter den See hinaufwärts. Zu Mittag wurden wir von Herrn Escher auf seinem Gute bei Herrliberg am See freundlich bewirthet und gelangten Abends nach Stäfa.

Stäfa, den 22. September 1797.

Einen trüben Tag brachten wir mit Betrachtung der von Meyer verfertigten und angeschafften Kunstwerke zu, so wie wir auch einander verschiedene Ideen und Aufsätze mittheilten.

Abends machten wir noch einen großen Spaziergang den Ort hinaufwärts, welcher von der schönsten und höchsten Kultur einen reizenden und idealen Begriff giebt. Die Gebäude stehen weit aus einander; Weinberge, Felder, Gärten, Obstanlagen breiten sich zwischen ihnen aus, und so erstreckt sich der Ort wol eine Stunde am See hin und eine halbe bis nach dem Hügel ostwärts, dessen ganze Seite die Kultur auch schon erobert hat.

Stäfa, Sonnabend den 23. September 1797.

Früh Meyer's mitgebrachte Arbeiten nochmals durchgesehen. Bekanntschaft mit Maler Diogg und mit Bannerherr Zwicki von Glarus. Abends auf den Berg zu dem sogenannten Philosophen, die Anlagen seiner Kultivation zu sehen.

Stäfa, Sonntags den 24. September 1797.

Gespräch mit Meyer über die vorhabende rhetorische Reisebeschreibung. Wechselseitige Theilnahme. Ueber die Nothwendigkeit, die Terminologie zuerst festzusetzen, wornach man Kunstwerke beschreiben und beurtheilen will. Zu Mittag kamen Herr Horner und Escher der Sohn von Zürich. Abends fuhren wir auf die kleine Insel Ufnau und kamen mit einbrechender Nacht zurück.

Montag den 25. September 1797.

Früh Briefe nach Hause.

An Herrn Geheime-Rath Voigt.

Stäfa, den 25. September 1797.

Sie erhalten hiebei, werthester Freund, eine kurze Nachricht, wie es mir seit Tübingen ergangen, welche ich dem Herzog mitzutheilen und mich auf das Beste dabei zu empfehlen bitte.

Etwa übermorgen denke ich mit Professor Meyer eine kleine Gebirgsreise anzutreten. Man kann sich nicht verwehren, wenn man so nahe ist, sich auch wieder unter diese ungeheuern Naturphänomene zu begeben. Die mineralogische und geognostische Liebhaberei ist auch erleichtert, seitdem so manche Schweizer sich mit diesem Studium abgegeben und durch ihre Reisen, die sie so leicht wiederholen können, den Fremden den Vortheil verschafft haben, sich leichter zu orientiren. Die Aufsätze eines Herrn Escher von Zürich haben mir eine geschwinde Uebersicht gegeben dessen, was ich auf meiner kleinen vorgenommenen Tour zu erwarten habe. Das Neueste in diesem Fache ist ein biegsamer Stein, nach der Beschreibung jenem Dantzischen ähnlich, wovon ich etwas mitzubringen hoffe.

Die öffentlichen Angelegenheiten sehen in diesem Lande wunderlich aus. Da ein Theil der ganzen Masse schon völlig demokratisch regiert wird, so haben die Unterthanen der mehr oder weniger aristokratischen Kantone an ihren Nachbarn schon ein Beispiel dessen, was jetzt der allgemeine Wunsch des Volks ist; an vielen Orten herrscht Unzufriedenheit, die sich hie und da in kleinen Unruhen zeigt. Ueber Alles dies kommt in dem gegenwärtigen Augenblicke noch eine Sorge und Furcht vor den Franzosen. Man will behaupten, daß mehrere Schweizer bei der letzten Unternehmung gegen die Republik Partei gemacht und sich mit in der sogenannten Verschwörung befunden haben, und man erwartet nunmehr, daß die Franzosen sich deshalb an die Einzelnen, vielleicht gar ans Ganze halten möchten. Die Lage ist äußerst gefährlich, und es übersieht Niemand, was daraus entstehen kann.

Bei diesen selbst für die ruhige Schweiz so wunderbaren Aussichten werde ich um desto eher meinen Rückweg baldmöglichst antreten und geschwinder, als ich hergegangen bin, wieder in jene Gegenden zurückkehren, wo ich mir eine ruhigere Zeit unter geprüften Freunden versprechen kann.

Später.

So eben erhalte ich Ihr werthes Schreiben vom 11. September und werde Ihnen dadurch abermals so wie in der Gegenwart auch in der Abwesenheit unendlich viel schuldig. Daß ich meinen August wieder gesund und froh bei Ihnen denken

kann, wie Sie die Güte haben, seine Reiseerinnerungen rege zu machen und ihm so zu einer weitern Ausbildung zu verhelfen, ist mir unschätzbar, und diese Vorstellung wird mich auf meiner kleinen Reise in die rauhen Gebirge begleiten.

Schon in Frankfurt schrieb ich auf einen erhaltenen Brief von Böckmann ein Blatt, wodurch ich Sie bat, das bewußte Kästchen der Ueberbringerin, welches Fräulein Staff sein würde, zu übergeben, und wodurch ich sogleich jenen bei mir zu Hause aufgehobenen Archivschein amortisire, und vergaß, so oft ich an Sie schrieb, davon den schuldigen Avis zu geben. Ich denke, daß Sie mir ein Wort davon sagen; wahrscheinlich ist dieses Depositum nun schon in Karlsruhe glücklich angelangt. Dem Herzog bezeigen Sie mein Beileid und zugleich meinen Glückwunsch, daß der Unfall noch in Grenzen geblieben. Viel Glück zu allen Unternehmungen und Geduld mit dem Bergbau als dem ungezogensten Kinde in der Geschäftsfamilie!

Amyntas.

Elegie.

Nikias, trefflicher Mann, Du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber Dein Mittel ist hart.
Ach, die Kraft schon schwand mir dahin, dem Rathe zu folgen,
Ja, und es scheinet der Freund schon mir ein Gegner zu sein.
Widerlegen kann ich Dich nicht; ich sage mir Alles,
Sage das härtere Wort, das Du verschweigest, mir auch.
Aber, ach! Das Wasser entstürzt der Steile des Felsens
Rasch, und die Welle des Bachs halten Gesänge nicht auf.
Ras't nicht unaufhaltsam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich von dem Gipfel des Tags nicht in die Wellen hinab?
Und so spricht mir rings die Natur: Auch Du bist, Amyntas,
Unter das strenge Gesetz eh'rner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich gestern ein Baum dort an dem Bache gelehrt!
Wenig Aepfel trägt er mir nur, der sonst so beladne;
Sieh, der Epheu ist Schuld, der ihn gewaltig umgiebt.
Und ich faßte das Messer, das krummgebogene, scharfe,
Trennte schneidend und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich schauderte gleich, als, tief ersenfzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir lispelnd die Klage sich goß:

„O, verletze mich nicht, den treuen Gartengenossen,
Dem Du als Knabe schon früh manche Genüsse verdankt!
O, verletze mich nicht! Du reißest mit diesem Geflechte,
Das Du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus.
Hab' ich nicht selbst sie genährt und sanft sie herauf mir erzogen?
Ist, wie mein eigenes Laub, mir nicht das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die, meiner einzig bedürftig,
Still, mit begieriger Kraft mir um die Seite sich schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
Fasern senket sie fest mir in das Leben sich ein.
Nahrung nimmt sie von mir; was ich bedürfte, genießt sie,
Und so saugt sie das Mark, sauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr' ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Saft, ach, nur zur Hälfte hinauf;
Denn der gefährliche Gast, der geliebte, maßet behende
Unterweges die Kraft herbstlicher Früchte sich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußersten Wipfel
Dorren, es dorret der Ast über dem Bache schon hin.
Ja, die Verrätherin ist's! Sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl' ich, nur sie, die umschlingende, freue der Fesseln,
Freue des tödtenden Schmucks fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Messer zurück, o Nikias, schone den Armen,
Der sich in liebender Lust, willig gezwungen, verzehrt!
Süß ist jede Verschwendung; o laß mich der schönsten genießen!
Wer sich der Liebe vertraut, hält er sein Leben zu Rath?"

An Schiller.

Stäfa, den 25. September 1797.

Ihren erfreulichen Brief vom 7. September habe ich vorgestern hier erhalten. Da er länger ausblieb, als ich hoffte, so mußte ich befürchten, daß Ihr Uebel sich vermehrt habe, wie ich denn nun auch aus Ihrem Briefe leider erfahre. Möchten Sie doch in Ihrer Stille einer so guten Gesundheit genießen als ich bei meiner Bewegung! Ein Blatt, das beiliegt, sagt Ihnen, wie es mir seit Tübingen ergangen ist. Meyer, den ich nun zu unserer wechselseitigen Freude wiedergefunden habe, befindet sich so wohl als jemals, und wir haben schon was Ehrliches zusammen durchgeschwätzt; er kommt mit trefflichen Kunst-

schätzen und mit Schätzen einer sehr genauen Beobachtung wieder zurück. Wir wollen nun überlegen, in was für Formen wir einen Theil brauchen und zu welchen Absichten wir den andern aufheben wollen.

Nun soll es in einigen Tagen nach dem Vierwaldstätter See gehen. Die großen Naturscenen, die ihn umgeben, muß ich mir, da wir so nahe sind, wieder zum Anschauen bringen; denn die Rubrik dieser ungeheuern Felsen darf mir unter meinen Reisekapiteln nicht fehlen. Ich habe schon ein paar tüchtige Aktenfaszikel gesammelt, in die Alles, was ich erfahren habe oder was mir sonst vorgekommen ist, sich eingeschrieben oder eingeheftet befindet, bis jetzt noch der bunteste Stoff von der Welt, aus dem ich auch nicht einmal, wie ich früher hoffte, etwas für die „Horen" herausheben könnte.

Ich hoffe, diese Reisesammlung noch um Vieles zu vermehren, und kann mich dabei an so mancherlei Gegenständen prüfen. Man genießt doch zuletzt, wenn man fühlt, daß man so Manches subsumiren kann, die Früchte der großen und anfangs unfruchtbar scheinenden Arbeiten, mit denen man sich in seinem Leben geplagt hat.

Da Italien durch seine früheren Unruhen und Frankreich durch seine neusten den Fremden mehr oder weniger versperrt ist, so werden wir wol vom Gipfel der Alpen wieder zurück dem Falle des Wassers folgen und den Rhein hinab uns wieder gegen Norden bewegen, ehe die schlimme Witterung einfällt. Wahrscheinlich werden wir diesen Winter am Fuße des Fuchsthurms vergnügt zusammen wohnen; ja, ich vermuthe sogar, daß Humboldt uns Gesellschaft leisten wird. Die sämmtliche Karawane hat, wie mir sein Brief sagt, den ich in Zürich fand, die Reise nach Italien gleichfalls aufgegeben; sie werden sämmtlich nach der Schweiz kommen. Der jüngere hat die Absicht, sich in diesem für ihn in mehreren Rücksichten so interessanten Lande umzusehen, und der ältere wird wahrscheinlich eine Reise nach Frankreich, die er projektirt hatte, unter den jetzigen Umständen aufgeben müssen. Sie gehen den 1. Oktober von Wien ab; vielleicht erwarte ich sie noch in diesen Gegenden.

Aus meinen frühern Briefen werden Sie gesehen haben, daß es mir in Stuttgart ganz wohl und behaglich war. Ihrer ist viel und von Vielen und immer aufs Beste gedacht worden. Für uns Beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir später und gebildeter zusammentrafen.

Sagen Sie mir doch in dem nächsten Briefe, wie Sie sich auf künftigen Winter einzurichten gedenken, ob Ihr Plan auf den Garten, das Griesbachische Haus oder Weimar gerichtet ist. Ich wünsche Ihnen die behaglichste Stelle, damit Sie nicht bei Ihren andern Uebeln auch noch mit der Witterung zu kämpfen haben.

Wenn Sie mir nach Empfang dieses Briefes sogleich schreiben, so haben Sie die Güte, den Brief unmittelbar nach Zürich mit dem bloßen Beisatz „bei Herrn Rittmeister Ott zum Schwert" zu adressiren. Ich kann rechnen, daß Gegenwärtiges acht Tage läuft, daß eine Antwort ungefähr ebenso lange gehen kann, und ich werde ungefähr in der Hälfte Oktobers von meiner Bergreise in Zürich anlangen.

Für die Nachricht, daß mein Kleiner wiederhergestellt ist, danke ich Ihnen um so mehr, als ich keine direkte Nachricht schon seit einiger Zeit erhalten hatte und die Briefe aus meinem Hause irgendwo stocken müssen. Diese Sorge allein hat mir manchmal einen trüben Augenblick gemacht, indem sich sonst Alles gut und glücklich schickte. Leben Sie recht wohl! Grüßen Sie Ihre liebe Frau und erfreuen Sie sich der letzten schönen Herbsttage mit den Ihrigen, indeß ich meine Wanderung in die hohen Gebirge anstelle! Meine Korrespondenz wird nun eine kleine Pause machen, bis ich wieder hier angelangt sein werde.

Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß der Vers: „Es wallet und siedet und brauset und zischt" u. s. w. sich bei dem Rheinfall trefflich legitimirt hat. Es war mir sehr merkwürdig, wie er die Hauptmomente dieser ungeheuren Erscheinung in sich begreift. Ich habe auf der Stelle das Phänomen in seinen Theilen und im Ganzen, wie es sich darstellt, zu fassen gesucht und die Betrachtungen, die man dabei macht, sowie die Ideen, die es erregt, abgesondert bemerkt. Sie werden dereinst sehen, wie sich jene wenigen dichterischen Zeilen gleichsam wie ein Faden durch dieses Labyrinth durchschlingen.

So eben erhalte ich auch die Bogen J und K des Almanachs durch Cotta und hoffe nun, auf meiner Rückkunft aus den Bergen und Seen wieder Briefe von Ihnen zu finden. Meyer wird selbst ein paar Worte schreiben. Ich habe die größte Freude, daß er so wohl und heiter ist; möge ich doch auch dasselbe von Ihnen erfahren!

Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien, und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder

aufgefunden, auch Einiges schon wirklich gemacht, so wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas produzirt habe. Leben Sie recht wohl und lassen Sie uns theoretisch und praktisch immer so fortfahren!

Der Junggesell und der Mühlbach.

Gesell.

Wo willst Du klares Bächlein hin,
So munter?
Du eilst mit frohem leichtem Sinn
Hinunter.
Was suchst Du eilig in dem Thal?
So höre doch und sprich einmal!

Bach.

Ich war ein Bächlein, Junggesell,
Sie haben
Mich so gefaßt, damit ich schnell
Im Graben
Zur Mühle dort hinunter soll,
Und immer bin ich rasch und voll.

Gesell.

Du eilest mit gelassnem Muth
Zur Mühle,
Und weißt nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerin
Wol freundlich manchmal nach Dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beim Morgenlicht
Den Laden
Und kommt, ihr liebes Angesicht
Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiß;
Es wird mir gleich zum Dampfen heiß.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesgluth
Entzünden,
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
Wol finden?
Wenn man sie einmal nur gesehn,
Ach, immer muß man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schafft,
Hat auch das Wasser bessre Kraft.

Gesell.

Du Armer, fühlst Du nicht den Schmerz
Wie Andre?
Sie lacht Dich an und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte Dich wol selbst zurück
Mit einem süßen Liebesblick.

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer, vom Ort
Zu fließen;
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und käm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurückgethan.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqual,
Ich scheide;
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh, sag ihr gleich und sag ihr oft,
Was still der Knabe wünscht und hofft!

Von Stäfa auf den Gotthard und zurück.

Donnerstag den 28. September 1797.

Um acht Uhr von Stäfa zu Schiffe, um nach Richterschwyl hinüberzufahren. Der Glanz der Wolken über dem Ende des Sees sowie ein Sonnenblick auf Richterschwyl und den nächsten Höhen gewährte einen erfreulichen Anblick. Nebel und Wolken lagen über des Sees unterm Theile nach Zürich zu. In der Mitte des Sees hinaufwärts blickend, hatte man Stäfa, Rapperschwyl und die Berge von Glarus vor sich sowie die über einander greifenden Vorgebirge, hinter und zwischen denen der Wallenstätter See liegt, die kleine Insel Ufnau auf der Wasserfläche.

Richterschwyl hat eine sehr artige Lage am See. Gleich hinter dem Ort steigen fruchtbare Höhen auf, und hinter diesen einige Berge des Kantons Schwyz.

In drei Viertelstunden fuhren wir hinüber. Ehe man landet, erscheint der obere Theil des Sees sehr weit und groß.

Der Ort ist hübsch gebaut, hat sehr große Wirthshäuser, unter denen ein neues mit Bädern. Die Rhede ist freundlich, die Schifffahrt lebhaft; denn die meisten Produkte aus dem Kanton Schwyz werden hierher geschafft und weiter transportirt, weil Schwyz selbst keinen Hafen hat und einen anzulegen von Zürich verhindert wird.

Auch hat Richterschwyl durch die Pilger, die nach Einsiedeln wallfahrten, viel Zugang. Diesen Sommer war eine große Anzahl durchgegangen, sehr viele aus Schwaben, wahrscheinlich wegen Gelübden in der Kriegsgefahr.

Wir gingen, unsere Wanderung fortsetzend, Richterschwyl hinauf und sahen mehrere neue Häuser. Am Wege fanden wir die grauen und rothen Platten und andere entschiedene Breccien zum Gebrauche hingeschafft. Die grünen Platten haben in ihren Abwechselungen viel Aehnlichkeit mit der Harzer grauen Wacke, indem sie bald porphyr-, bald breccienartig erscheinen.

Wir stiegen höher. Schöne Seeansicht; Feld- und Obstbau fährt fort, mehr Wiesen treten ein. Auf der Höhe in einer flachen Vertiefung, die ehemals voll Wasser gestanden haben mag, trafen wir guten Torf. Schöne reinliche Häuser standen zwischen den Besitzungen. Man sieht nun mittagwärts in ein heiteres, gleichfalls fruchtbares Thal. Es ward von Windstürmen gesprochen, die an dieser Seite anschlagen und wieder gegen Stäfa zurückprallen.

Wir verließen die gepflasterte Fahrstraße. Der Fußpfad führt an einer Reihe von zehn Eichen vorbei; man kommt auf einen Triftplatz und gewinnt eine herrliche Aussicht nach dem See und ringsum in die fruchtbaren Thäler.

Die Gegend wird etwas rauher; man trifft Binsen, Farnkraut, doch auch noch schöne Kirschbäume. Die graue Wacke scheint die Hügel zu bilden. Wir kamen an ausgestochene Torfflächen, die durch Binsen, Heide und dergleichen sich nach und nach wieder ausfüllen und anwachsen. Der Weg, den man in der Mitte gelassen, zeugt von der Güte des ehemaligen Torfes. Wir fanden einen schönen Mandelstein als Stufe.

Rechter Hand liegt der Hüttner See, der gute Fische und Krebse hat. Steht man darüber, so sieht das Gebirge, das man überstiegen hat, wie eine Erdenge zwischen diesem und dem Züricher See aus.

Um zehn ein halb Uhr kamen wir in Hütten an. Man sprach von der jährlichen Ausführung der Kühe nach Italien; es werden etwa dreitausend ausgeführt, höchstens fünfjährige, das Stück von zehn zu sechzehn Louisd'or. Gegenwärtig fürchtet man ein Verbot, da in Italien eine Seuche sich zeigen soll. Es ward auch von der Weinausfuhr gesprochen, die gegenwärtig sehr stark nach Schwaben ist; es haben sich schon Käufer zu dem diesjährigen Wein am Stocke gemeldet.

Um zwölf Uhr gingen wir von Hütten weiter. Von der Höhe den Hüttner und Züricher See zu sehen mit dem jenseitigen Ufer des letztern und zunächst die mannichfaltigen, mit Wäldern, Frucht-, Obstbau und Wiesen geschmückten Höhen und Thäler, gewährte einen schönen Moment. Bis nach der Stadt zu war Alles klar sowie hinaufwärts gegen Stäfa, Rapperschwyl, bis in die Gebirge von Toggenburg.

Herr Pfarrer Beyel von Hütten begleitete uns. Als wir schöne Stechpalmen bemerkten, sagte er, daß er auf dem Berge rechts einen starken Stamm von der Dicke eines Mannesschenkels, etwa zwölf Fuß hoch, gefunden habe.

Wir kamen an den Grenzstein zwischen Schwyz und Zürich. Man sagt, die Schwyzer haben den Aberglauben, wenn sie mit dem Stocke an die Seite des Züricher Wappens schlagen, daß es der ganze Kanton Zürich übel fühle.

Rückwärts sahen wir die ganze Reihe des Albis sowie nach den freien Aemtern zu die niedern Gebirgsreihen, an denen die Reuß hinfließt; der Anblick ist jenen Gegenden sehr günstig.

Auf dem Weg scheint das Gebirg grobe Breccie zu sein und die Kalkfelsen, die hie und da aus dem Grase herausstehen, herabgestürzt. Man sieht Utznach liegen, und die Aussicht nach dem obern Theil des Sees wird immer schöner. Rechts des Fußsteiges ist eine Art von natürlichem Wall, hinter dem die Sihl herfließt. Dem ersten Anblicke nach sollte es an einigen Stellen nicht große Mühe und Kosten erfordern, den Hügel mit einem Stollen zu durchfahren und so viel Wasser, als man wollte, zu Wässerung und Werken in die unterhalb liegende Gegend zu leiten — ein Unternehmen, das freilich in einem demokratischen Kantone und bei der Komplikation der Grundstücke, die es betreffen würde, nicht denkbar ist.

Der Weg wendet sich nach Schindeleggi hinein; die Aussicht verbirgt sich, man kommt über die Sihl, über eine hölzerne Brücke, darauf in ein wildes Thal, dessen Seiten mit Fichten bewachsen sind; der reißende, steinige Sihlfluß bleibt links.

Die Felsen sind ein feiner Sandstein, der in gröbere Breccie übergeht. Man ist gleich in einer andern Welt. Rechts auf kahlen Triften erhebt man sich über das Sihlthal und kommt an einem Brunnen vorbei, der wegen seiner Frische berühmt ist. Triften, ferne Alpenhütten an ziemlich sanften Höhen.

Wir kamen auf die Chaussee, die von Wollrau heraufgeht, auf welcher die Waaren von Schwyz über Steinen und zum Thurm nach Richterschwyl und nach Bach gebracht werden; sie ist hier flach und gut.

Wir nahten uns wieder der Sihl. Rechts über dem Wege zeigen sich Flußgeschiebe in großer Höhe; links fand sich ein schwarzes Quarzgestein von der größten Festigkeit, mit Schwefelkies durchsetzt, in großen Wacken. Man verläßt die Straße und wendet sich links; eine Brücke führt über die Biber. Starker Stieg; die Gegend bleibt sich ähnlich. Um fünf Uhr sahen wir Einsiedeln, kamen gegen sechs Uhr an und logirten „Zum Pfauen" gegen der Kirche über.

Freitag den 29. September 1797, als am Michaelistage.

Am Morgen besahen wir die Kirche, deren Chor unsinnig verziert ist. Der Schatz wird nur zum Theil gezeigt unter dem

Vorwande, daß man nach einem Diebstahle die besten Sachen beiseite gebracht habe.

In der Bibliothek stehen schöne bunte Glasscheiben in Rahmen an den Fenstern herum, wobei ich bemerken konnte, daß das farbige Glas in dem Fall des doppelten Glases nicht weggeschliffen, sondern mit dem Diamant weggekratzt war.

Im Naturalienkabinet ist ein kleiner wilder Schweinskopf und einige andere Theile des Thiers, in Sandstein bei Utznach gefunden, merkwürdig. Imgleichen schöne Adularien, ein Granat mit natürlichen Facetten von Mittelgröße.

In dem Kupferstichkabinet unter der Bibliothek hängen einige der besten Kupferstiche von Martin Schön.

Der Bibliothekarius führte uns nicht selbst herum. Sein Klostername war Michael, und er hatte also das Recht, am Tage seines Patrons ein feierliches Hochamt zu lesen. Wir wohnten einem Theil desselben bei, nicht sehr erbaut von der Musik.

Um elf Uhr von Einsiedeln ab. Ein Nebel überzog den Himmel und die Gipfel der Berge; nur ein Wenig blauer Himmel sah durch. Da wir kein Kyanometer bei uns hatten, so schätzten wir die Erscheinung nach Ultramarin: die gegenwärtige ward nur für die Ultramarin-Asche gehalten. Wir gingen das Dorf und moorige Thal hinauf; ein Fußpfad von Kieseln war streckenweise nicht übel, ja in der Nachbarschaft von Sägemühlen mit Sägespänen bestreut. Das Nonnenkloster rechts sah wie ein Gut aus; das Gebäude war ohne Mauer. Wir erinnerten uns der Murate in Florenz.

So gingen wir im Thale der Alp am rechten Ufer derselben auf einem leidlichen Fußwege hin und kamen über das Bett des Flusses, das meist aus Kalk, wenigem Sandstein und einigen Stücken sehr festen und serpentinartigen Gesteins besteht. Das Alpthal erschien traurig, besonders weil kein Vieh zu sehen war, das noch auf den höhern Alpen weidet.

Wir sahen eine Schneidemühle mit schönem Bretter- und Bohlenvorrath; eine Kirche und Wirthshaus scheinen sich daran krystallisirt zu haben. Diese kleine Gruppe von Gebäuden heißt selbst Alpthal.

Nun steigt man rechts auf einem steilen Weg in die Höhe über Kalkfelstrümmern, Platten und Fichtenstämme und gelangt zum ersten Gießbach, wo es einen rauhen Knüppelstieg hinaufgeht. Alte Baumstämme stehen hier kahl, von der Rinde entblößt und verwitternd, als Zeichen, daß man auf Brennholz

ben keinen Werth legt. Beim Kapellchen kamen wir auf einen Ruheplatz, welches wir als ein böses Augurium ansahen, daß uns noch ein starker Stieg bevorstehe. Wir kamen nun wirklich in den Nebel. Wüste Schlucht und Gießbach, daneben einige Trift und leidlicher Pfad. Röthliches Thongestein. Graues, schieferiges Thongestein mit ganz feinen Pflanzenabdrücken.

Wir hatten nun die Höhe des Schwyzer Hakens erstiegen, allein alle Aussicht war durch nahe und ferne Nebel gehindert. Sie zogen auf die seltsamste Weise in der Tiefe und an den Höhen hin. Unten über dem Thale von Schwyz schwebte ein weißer wolkenartiger, ein graulicher ließ den gegenüberstehenden Berg halb durchsehen; ein anderer drang zu unserer linken Seite von den Mythen herunter und bedeckte sie völlig.

Wir kehrten in einem einzelnen Hause ein. Als wir nach der Weite des Wegs fragten, sagte man uns, daß wir wol anderthalb Stunden brauchen würden. „Wir aber", fuhr der Mann fort, „knebeln ihn wol in einer Stunde hinunter." Wir hatten Ursache, uns dieses Ausdrucks zu erinnern; denn der Stieg war abscheulich, über schlüpfrige, feuchte Matten. Man kommt über eine Brücke und findet einen bedeckten Ruheplatz. Dann ist der Weg gepflastert, aber nicht unterhalten.

Wir traten nun wieder aus der Nebelregion heraus, sahen den Lowerzer See, die Berge, die ihn einschließen, den schönen Raum, in welchem die Häuser von Schwyz liegen, und das angenehme Thal nach Brunnen hin.

Die Berggipfel waren alle mit vielfachen Wolken und Nebeln bedeckt, so daß ihre Massen selten durchblickten und meist nur geahnet werden konnten. Ein seltsamer Schein in den Wolken und Nebeln zeigte den Untergang der Sonne an. Diese Hüllen lagen so gehäuft über einander, daß man bei einbrechender Nacht nicht glaubte, daß es wieder Tag werden könne.

Sonnabend den 30. September 1797.

Wir übernachteten in Schwyz und hatten am Morgen einen schönen Anblick des völlig grünen, mit hohen zerstreuten Fruchtbäumen und weißen Häusern übersäeten Landes sowie der steilen dunkeln Felsen dahinter, an denen die Wolken sinkend hinstrichen. Die Mythen und übrigen Berge waren klar, der Himmel blickte an verschiedenen Stellen blau durch; einige

Wolken glänzten, von der Sonne erleuchtet. Man sieht einen Streif des Vierwaldstätter Sees, beschneite Gebirge jenseits; der Eingang ins Muottathal aus dem Thal von Schwyz erscheint links. Die Heiterkeit der Nebel war ein Vorbote der Sonne. Unaussprechliche Anmuth entwickelte sich, sobald nur einzelne Sonnenblicke hier- und dahin streiften. Kein Besitzthum ist mit einer Mauer eingeschlossen; man übersieht alle Wiesen und Baumstücke. Die Nußbäume sind besonders mächtig.

Betrachtung über die Lage des ganzen Kantons, bezüglich auf politische Verhältnisse.

Ein Viertel auf Neun gingen wir bei heiterm Sonnenschein von Schwyz ab und genossen eines herrlichen Rückblicks auf die ernsten Mythen. Von unten lagen sie im leichten Nebel und Rauchdunste des Ortes, am Gipfel zogen leichte Wolken hin.

Erst hatten wir gepflasterten Weg, dann einen schönen gleichen Fußpfad. Eine hölzerne Brücke führt über die Muotta; eine flache, große Weide mit Nußbäumen dehnte sich vor uns aus; rechts im Felde sahen wir hübsche Mädchen mit der Mutter, auf den Knieen mit der Kartoffelernte beschäftigt. Die schöne eingeschlossene Fläche dauert fort, und ein kleiner vorliegender Hügel schließt das Thal nach dem See zu, von dessen Seiten ein fruchtbarer Abhang nach der Muotta hinuntergeht. Das Thal verbreitet sich rechts. Die Wiesen sind wegen der Tiefe schon saurer. Wir sahen Kühe, zu ihrer Reise über den Gotthard beschlagen. Bei einer Sägemühle hatten wir einen schönen Rückblick.

Wir kamen nach Brunnen und an den See in einem heiteren Moment und schifften uns ein. Man sieht nackte Kalkflötze, die nach Mittag und Mitternacht einfallen und sich gleichsam über einen Kern, auf dem sie ruhen, hinlegen. Die großen Flötze theilen sich wieder in kleinere, die sehr zerklüftet sind, so daß der Felsen an einigen Orten wie aufgemauert erscheint. Der Theil des Sees nach Stanz zu verschwindet. Freiheits-Grütli. Grüne des Sees, steile Ufer, Kleinheit der Schiffe gegen die ungeheuern Felsmassen. Ein schwer mit Käse beladenes Schiff fuhr vorüber. Die Abhänge sah man mit Wald bewachsen, die Gipfel mit Wolken umhüllt. Sonnenblicke streiften über die Gegend; man fühlte die gestaltlose Großheit der Natur. Abermals nord- und südwärts fallende Flötze, gegen dem Grütli über. Links steile Felsen. Konfusion der Flötze hüben und drüben, die selbst in ihren Abweichungen korrespondiren. Kleine Kirche, links Sissigen. Thal hineinwärts erst gelinde ansteigende,

dann steile Matten. Angenehmer Anblick der Nutzbarkeit zwischen dem Raubsten; die Seelinie machte das Ganze so ruhig, die Bergbilder schwankten im See. Gegen die Tellenplatte ist eine schöne Stelle, erst kahler Fels und Steinrutsche, dann anmuthige, nicht allzu steile Matten, mit schönen Bäumen und Büschen umgeben. Die Felsen sind bis auf ihre höchsten Gipfel bewachsen.

Es begegneten uns Schiffe, welche Vieh transportirt hatten; wir landeten und traten in Tell's Kapelle. Wenn man die gegenüberstehenden Felsen aus der Kapelle gleichsam als ein geschlossenes Bild sieht, so gewähren sie gleich einen andern Anblick. Freitag nach Himmelfahrt wird hier gepredigt, und die Zuhörer sitzen in Schiffen.

Wir fuhren weiter an einer Felsenecke vorbei und blickten nun ins Urner Thal. Nach einem ungeheuern steilen Felsen folgen niedere Matten. Man sieht Flüelen, die schönste Alpe herwärts; hinterwärts sieht man ins flache Thal, von steilen Gebirgen umgeben.

Wir gingen gegen Altorf. Hinter Flüelen trafen wir schöne Wiesen, rastende Kühe, Plattenweg, Kieselbreccie mit Löchern, imgleichen eine feinere; man findet eine in die andere übergehend. Schwalbenversammlung auf den Weiden.

In Altorf angelangt, logirten wir im „Schwarzen Löwen" bei Herrn Franz Maria Arnold. An den Zimmern waren artige Thürschlösser, die man von außen aufstößt und von innen aufzieht.

Kastagnetten-Rhythmus der Kinder mit Holzschuhen.

Der Ort selbst mit seinen Umgebungen bildet einen Gegensatz von Schwyz; er ist schon stadtmäßiger, und alle Gärten sind mit Mauern umgeben. Ein italienisches Wesen blickt durch, auch in der Bauart. So sind auch die untern Fenster vergittert, welche Vorsicht die starke Passage nothwendig zu machen scheint. Ich bemerkte eine hübsche Art, das kurze Grummet in Netzen einzufassen.

Ton der großen Glocke der läutenden Kühe. Schellen der Maulthiere.

Sonntag den 1. Oktober 1797.

Altorf. Morgens früh Regenwolken, Nebel, Schnee auf den nächsten Gipfeln. Kühe wurden durchgetrieben. Die Leute

trugen kleine hölzerne Gefäße, die Thiere einige Melkstühle; denn die Leute nähren sich unterwegs von der Milch.

Höflicher Abschied vom Wirth; Schein wechselseitiger Zufriedenheit. Weltgleichniß.

Halb Neune gingen wir ab. Schöne Matten rechts und links. Nebelwesen. Man weiß nicht, ob sie steigen, sinken, sich erzeugen oder verzehren, wegziehen oder sich herabstürzen. Herrliche Felswände, Kalk.

Breite, klare Quelle, Sonne, blauer Himmel durchblickend, an den Bergen Wolkengebilde. Kindergeschrei aus der Höhle. Steile Kalkfelsen links bis auf die Wiesen herab wie vorher bis auf die Oberfläche des Sees. Rückwärts und niedrig erschien ein fast horizontales Stück eines sehr breiten Regenbogens. Das Zickzack der Felslager erscheint wieder. Wir kamen an die Reuß. Granitgeschiebe. Artig bemalte saubere Kirche mit einem Jagdwunder, ungefähr wie des heiligen Hubertus.

Rastende Kühe auf der Weide. Sechzehn Stück kosten ungefähr einen Louisd'or des Tags.

Wir trafen zusammengestürzte Gneißmassen. Man geht von der Straße ab und kommt auf einem meist angenehm bequemen Fußpfad bis Amstäg.

Bisher hatte das Thal meist gleiche Weite; nun schließt ein Felsstock die eine Hälfte ab; es besteht aus einem sehr quarzhaften Glimmerschiefer.

Nachmittags war das Wetter völlig schön. Gleich hinter Amstäg kommt das Wasser aus dem Maderaner Thal; man sieht einen Pilger- und Mineralogenstieg den Berg hinaufgehen.

Wir traten unsern Weg nach dem Gotthard an. Man trifft schieferiges Talkgestein. Etwas höher hat man einen schönen Rückblick nach Amstäg. Der Charakter der Gegend ist eigenthümlich; der Blick hinaufwärts verkündigt das Ungeheure. Um halb Viere war die Sonne schon hinter dem Berge.

Wir kamen an einen Wasserfall und bald an einen zweiten schöneren. Grünlich Gestein mit viel Glimmer, Granit. Abermals schöner Wasserfall, etwas Baumtrockniß. Herrlicher Blick auf die Reuß an einer alten Fichte und einem großen Felsen vorbei. Immer Granit, mit Talk gemischtes Quarzgestein. Prächtiger Rückblick in die hinabstürzende Reuß. Die Felsmassen werden immer ganzer, ungeheurer. Echo. Sehr schlechter Weg. Flacheres Bett der Reuß. Brücke. Zweite Brücke. Es ward Nacht. Von der Höhe Rückblick in die Tiefe; die Lichter

in den Häusern und Sägemühlen nahmen sich in der ungeheuren nächtlichen Schlucht gar vertraulich aus. Die Herrlichkeit des Herrn nach der neuesten Exegese. Wir erreichten Wasen, wo wir übernachteten.

Alte Wirthin, ihre Familiengeschichte sowie ihre Geduldslehre.

Montag den 2. Oktober 1797.

Früh sechs Uhr war es klar in der Nähe, Nebel lagen an den Höhen; bald entwickelten sich Anzeigen des blauen Himmels und der durchdringenden Sonne.

Um sieben Uhr von Wasen ab; die Nebel zertheilten sich, die Schatten der Berggipfel sah man in den Wolken. Karge Vegetation, horizontale Wolkensoffitten; unter uns Wasen, grüne Matten mit Granitblöcken und geringen Fichtengruppen. Man kommt vor einen schönen mannichfaltigen Wasserfall, der erst kleine Absätze macht, dann einen großen Sturz thut. Darauf theilt sich das Wasser in die Breite, sammelt sich wieder in der Mitte und trennt sich wieder, bis es endlich zusammen in die Reuß stürzt. Brücke; Wasserfall über Felsen, die noch ganz scharfkantig sind; schöne Austheilung des Wassers darüber. Man ist eigentlich in der Region der Wasserfälle. Betrachtung, daß der Vierwaldstätter See auch darum einen sehr ruhigen Eindruck macht, weil kein Wasser in denselben hineinstürzt.

Fast Alles umher sieht von zerstreutem Granit, verwittertem Holz und grau gewordenen Häusern grau aus; man sieht noch etwas Kartoffelbau und kleine Gärtchen. Granitwände, unzerstörlich scheinend. Verwitterter Granit. Brücke. Die Steine derselben, die Felsen, besonders die, welche das Wasser bei hohem Strome bespült, sind hellgrau. Nebel zogen gleichsam als Gehänge über das Thal hin, und die Sonne, an den Gipfeln hinstreifend, erleuchtete rechts die Berge durch die leichten Nebel, die sich an ihnen hinzogen. Pflanzen werden immer dürftiger. Man kommt noch vor einem ansehnlichen Wasserfall vorbei, wo man an den Höhen durch den Nebel lange Wasserstreifen sich herunterbewegen sah. Granitfelsen wie aufgebaute Pyramiden; ganz glatte Wände der losen Felsstücke; Obeliskenform. Vorwärts steiles Amphitheater der Schneeberge im Sonnenlichte.

Nach acht Uhr kamen wir nach Göschenen, wo es wieder einen starken Stieg hinaufgeht. Ein Maulthierzug begegnete

uns; der Weg war durch einen großen Sturz von Granitblöcken versperrt gewesen, und man hatte ihn durch Sprengen und Wegschaffen derselben kaum wieder aufgeräumt. Holzschleppende Weiber begegneten uns. Sie erhalten oben im Urserner Thal 6 Gr. für die Last, die sie bei Göschenen für 3 Gr. kaufen; die andere Hälfte ist ihr Tragelohn. Sturz der Reuß in großen Partien. Brücke. Daneben in Granit war der Name Schricker eingehauen, wahrscheinlich der Vorgesetzte beim Brückenbau. Das Thal Ursern baut den Weg fast bis Göschenen. Sonderbare Aussichten in die Tiefe rückwärts; Kühe und Holzträgerinnen stiegen herauf und Nebel zugleich mit ihnen. Zu unserer Seite Granitwände, von denen die trockenen Stellen grau, die feuchten violet aussahen. Zum ersten Mal beschien heut die Sonne unsern Weg sowie die durch ungeheure Granitblöcke schäumende Reuß. Wir kamen abermals an eine aufgeräumte, vor Kurzem verschüttete Straße. Die Nebel zogen schnell die Schlucht herauf und verhüllten die Sonne. Harter Stieg. Vogelbeerbaum mit den schönsten Früchten. Wir ließen die Kühe an uns vorbei. Die Fichten verschwinden ganz; man kommt zur Teufelsbrücke. Rechts ungeheure Wand, Sturz des Wassers. Die Sonne trat aus dem Nebel hervor. Starker Stieg, Wandsteile der ungeheuern Felsen, Enge der Schlucht. Drei große Raben kamen geflogen; die Nebel schlugen sich nieder, die Sonne war hell. Das Urserner Thal ganz heiter; die flache, grüne Wiese lag in der Sonne. Die Urserner Kirche, das Hospital mit seinem alten Thurme waren völlig wie vor Alters. Der Schnee ging nicht ganz bis an die Wiese herab. Weidendes Vieh. Die Berge hinter Realp waren ganz mit Schnee bedeckt, unten begrenzt vom grünen vorstehenden Abhang, oben vom blauen Himmel. Schon war alle Mühe vergessen; der Appetit stellte sich ein. Ein Schlitten mit Käsen ging vorbei. Bächlein zur Wässerung der Matten. Granit mit viel Feldspath, aber noch immer sich zum Blättrigen neigend. Brücke über die Reuß. Wir erreichten das Hospital, wo wir zum „Goldnen Löwen" oder der „Post" einkehrten.

Dienstag den 3. Oktober 1797.

Um halb Neune vom Hospital aufwärts. Wir sahen Glimmerschiefer mit vielem und schönem Quarz und den ersten Schnee

neben uns. Ein schöner, breiter, gleichförmiger Wasserfall strömte über Glimmerschieferplatten herüber, die gegen den Berg eingestürzt waren. Schöne Sonne. Kahles, leeres Thal; abhängige, abgewitterte Seiten. Die Bläue des klaren Himmels schätzten wir nach Ultramarin zu dreißig Scudi. Ungeheure, ganz glatte Wände des blättrigen Granits. Ueber große Massen, Platten und Blöcke desselben Gesteins stürzte sich ein abermaliger Wasserfall. Wir nahten uns nun nach und nach dem Gipfel. Moor, Glimmersand, Schnee, Alles quillt um Einen herum. Seen.

Ich fand den Pater Lorenz noch so munter und gutes Muthes als vor zwanzig Jahren und freute mich seiner verständigen und mäßigen Urtheile über die gegenwärtigen Verhältnisse in Mailand. Es war seit einigen Jahren ein Stammbuch eingeführt. Ein junger Mensch, Jost Has von Luzern, zum künftigen Postboten bestimmt, wohnte seit acht Monaten beim Pater. Mineralienhandel der Köchin. Sie zeigte uns eine große Menge Adularien. Erzählung, wo sie solche hernimmt. Wechselnde mineralogische Moden: erst fragte man nach Quarzkrystallen, dann nach Feldspäthen, darauf nach Adularien und jetzt nach rothem Schörl (Titanit).

Nach der Observation eines gewissen Johnston, die in des Kapuziners Buch eingeschrieben ist, soll das Kloster 46′ 33″ 45‴ nördlicher Breite liegen.

Nach Tische gingen wir wieder hinunter und waren so leicht und bald im Hospital, daß wir uns verwunderten und der Bergluft diese Wirkung zuschrieben.

Im Hinuntergehen bemerkten wir eigens zackige Gipfel hinter Realp, die daher entstehen, wenn die obersten Enden einiger Granitwände verwittern, die andern aber stehen bleiben. Das Wetter war ganz klar. Aus der Reußschlucht von der Teufelsbrücke herauf quollen starke Nebel, die sich aber gleich an den Berg anlegten.

Mittwoch den 4. Oktober 1797.

Um halb Neun vom Hospital ab zur Rückreise nach Stäfa. Völlig klarer Himmel ohne eine Spur von Wolken; es war frisch; ein Wenig Reif war gefallen; über Ursern, wo die Sonne hinschien, zog ein horizontaler leichter Duft.

In Ursern besuchten wir die Kabinette des Landammann

Nager's und Dr. Halter's. Auch ist ein Spezereihändler, Karl Andreas Christen, daselbst, der mit Mineralien handelt. Wollte man an sie schreiben, so müßte man nicht versäumen „Ursern an der Matt" auf die Adresse zu setzen. Wir kehrten in den „Drei Königen" ein und aßen zu Mittag.

Als wir wieder gegen die Teufelsbrücke kamen, stiegen feuchte Nebel uns entgegen, die sich mit dem Wasserstaub vermischten, so daß man nicht wußte, woher sie kamen und wohin sie gingen. Die Steinart ist sich gleich; denn das Ungeheure läßt keine Mannichfaltigkeit zu. Schnee, der die Vögel in die Schlingen jagt, deren unzählige hier gefangen werden. Ein Zug Maulthiere begegnete uns, und der Ton des Kühhornes erklang zu uns aus dem Thale herauf.

Bei Göschenen belebte ein schöner Sonnenblick das Seitenthal; Nebel und Wolken vermehrten sich an den Gipfeln; unter Wasen hingen sie schon soffittenmäßig. Dort angelangt, kehrten wir wieder am Zoll ein, wo auch fünf Franzosen zu Nacht blieben.

Donnerstag den 5. Oktober 1797.

Früh um sieben Uhr von Wasen ab. Oben an den Berggipfeln war der Nebel schon vertheilt; indem wir aber hinabstiegen, wurden wir davon eingehüllt. Die Gebirge erschienen im Nebel als ganz flache Massen. Ich sprach mit Meyer über die Idee, eine Reise als Halbroman zu schreiben, und wir scherzten über so viele halbe Genres. Wir kamen wieder in die Region der Nußbäume, und nachdem wir im Gasthof zu Amstäg uns ein Wenig erfrischt hatten, gingen wir den Fußweg gegen Altorf. Wasser- und Brod-Gelübde der geizigen Wirthin.

Ich beobachtete die grüne Farbe des Wassers im Vergleich mit dem Grünen des durchschimmernden Talkes sowie die Orangenfarbe des abgehauenen Erlenstockes.

Anmuthige Gegend an der Reuß. Es ist ein Fehler bei Fußreisen, daß man nicht oft genug rückwärts sieht, wodurch man die schönsten Aussichten verliert.

Wir kamen wieder an die bemalte Kirche an der Jagdmatt, wo Jäger und Hunde vor dem Hirsch knieen, der eine Veronika zwischen dem Geweihe hat. Die Kirche war offen und gut geputzt, aber es war Niemand weit und breit, der darauf Acht gehabt hätte. Begriff von geistlicher und weltlicher Polizei.

Der Glimmerschiefer geht noch weit ins Thal herunter auf beiden Seiten. Der Charakter des Gebirgs zeigt zugleich an, wo der Kalk anfängt. Beschneite höhere Gebirge in der Nähe veranlaßten die Frage, ob das Schneeniveau dieser Berge mit dem Urserner dasselbe sei. Wir sprachen über Verkürzung des Wegs und Verbreiterung der Plätze in Gedanken.

Am Wege ward eine Gemse ausgehauen, bei welcher Gelegenheit man uns die Geschichte eines Jägers erzählte, der einen Mann statt der Gemse erschoß und dem zur Strafe verboten wurde, zehn Jahre lang kein Gewehr zu führen. Gemsen kommen noch öfters vor sowie auch Murmelthiere, wovon wir mehrere im Hospital sahen, die, noch im Felle, an der Luft trockneten.

Abends in Altorf verzehrten wir ein gutes und wohlbereitetes Berghuhn.

Freitag den 6. Oktober 1797.

Unter verschiedenen theoretischen Gesprächen gingen wir von Altorf zeitig ab und kamen nach Flüelen zum Vierwaldstätter See, um hinab nach Beckenried zu fahren. Die Schiffe sind sehr leicht gebaut, so daß eins nur drei Jahre hält. Das Steuerruder ist wie die andern nur mit einem leichten Ringe von Schlingholz befestigt. Die Bagage der Reisenden wird auf das Vordertheil der Schiffe gelegt, so wie man sich überhaupt mehr vorwärts setzt. Es ward von Gemsen, Lawinen und Stürmen gesprochen. Die größten Stürme erregt der Föhnwind, der im Frühjahr, besonders aber im Herbst über die Berge von Mittag kommt und große Wellen und Wirbel aufregt. Wir kamen dem Axenberg näher; ungeheure Felswände ragen aufwärts, man kommt an eine Halbbucht, dann folgt eine zweite, etwas tiefere, dann die Tellenplatte. Die Beleuchtung war sehr schön, die Kapelle lag im Schatten; die Kronalp, wegen der Krone von Flötzen auf ihrer Höhe so genannt, lag in der Sonne. Alles Menschenwerk wie auch alle Vegetation erscheint klein gegen die ungeheuern Felsmassen und Höhe.

Wir fuhren nun quer über den See nach der linken Landspitze zu, wo dann nordöstlich die Schwyzer Mythenberge bald wieder erschienen. Ein Reiger flog auf. Wir kamen am Grütli vorbei, wo man kurz vor der Ecke Flötze wie Mauerwerk und

Thürme sowie Brunnen gegenüber an der Ecke anmuthig überhängende Bäume sieht. Die Mythen lagen nun in völliger Breite vor uns; auch sah man einen Theil der Landbucht von Schwyz und die schönen, nicht allzu steilen Matten der Schwyzer rechts am See. Wir hielten uns an der linken Seite fort und kamen an einem in Fels- und Waldgebüsch am Ufer stehenden Wirthshause vorbei, wo wir piemontesser Soldaten und luzerner Frauen einnahmen. Man sah Beckenried von Weitem am diesseitigen Ufer, in derselbigen Richtung den Pilatusberg gegen Westen in Wolken. Es entstand ein Gegenwind, und wir kamen an der Grenze von Uri und Unterwalden vorüber, die sehr leicht bezeichnet ist.

Hier wird nun der Anblick den See hinab mannichfaltig groß und interessant: das linke Ufer ist waldig und schön bewachsen, man sieht Beckenried an einem fruchtbaren Abhange eines Berges liegen, dessen steiler Gipfel nach und nach sanft bis in die Mitte des Bildes abläuft; hinter diesen schön bewachsenen Strichen ahnet man die Fläche von Stanz. Der wolkenbedeckte Pilatus blickte im Hintergrunde hervor; näher in derselben Richtung sieht man den mit Holz bewachsenen Bergrücken, der Unterwalden nordwärts gegen den Luzerner See begrenzt. Rechts in der Nähe liegt Gersau, und im Weiterfahren sieht man bald die Enge, durch die der See seine Wendung nordwestwärts nimmt.

Eine beliebte Aepfelsorte wird in dieser Gegend Breitacher genannt; die Italiener nennen sie Melaruzzi.

In der Nähe von Beckenried sahen wir den Gipfel des Rigi, der tiefer hinab mit Wolken umhüllet war. Den See in nordwestlicher Richtung hinabblickend, unterschieden wir in der Ferne Wäggis, einen Ort, der durch einen langsam vorschiebenden Kiesboden vor kurzer Zeit von der Stelle geschoben wurde. Das Schieben des Erdreichs, wobei Alles zu Grunde ging, was sich auf der Oberfläche befand, dauerte vierzehn Tage, so daß die Leute ihre Häuser abtragen und das Holz wegschaffen konnten. Ein Haus wurde dergestalt herumgedreht, daß es, wie man uns sagte, jetzt nach einer andern Seite hinsieht.

Wir erreichten um halb ein Uhr Beckenried, wo wir ausstiegen und sogleich den Fußpfad nach Stanz weiter gingen, den angenehmsten Weg, den man sich denken kann. Er geht unmittelbar am See hin, sanft in die Höhe durch grüne Matten unter hohen Nuß- und andern Fruchtbäumen durch und an

reinlichen Häusern vorbei, die an dem sanften Abhang liegen. Wir kamen nun über eine breite Steinrutsche, die durch einen Gießbach heruntergeschoben worden, welche Naturwirkung schon viel gutes Terrain weggenommen hat und noch mehr wegnehmen wird. Die Landleute haben ein fremdes Ansehen: sie sind wohlgebildet, aber blaß; der feuchte Boden setzt sie Skrophel- und Hautkrankheiten aus. Der See macht hier einen Busen gegen ein niedriges Land zu, das nordwärts durch die Mittagsseite eines sanft abhangenden Berges begrenzt wird, welcher sehr gut bebaut ist. Die Bäume hingen voll Obst; die Nüsse wurden abgeschlagen. Die Bucht endigt sich mit flachen sumpfigen Wiesen. Wir kamen durch Buochs, wobei ein Landungsplatz für diese Seite ist, und sahen Landleute mit Hanf beschäftigt. Ein schön gepflasterter Weg führt über eine Höhe zwischen Matten hin, auf welchen Kühe schwelgten. Dergleichen Matten werden im Frühjahr abgeätzt, und wenn das Heu gemacht ist, wachsen sie abermals stark genug, so daß die Kühe bis auf den Winter hinreichende Nahrung finden. Man kommt durch ein schmales Thal zwischen eingezäunten Matten und endlich auf die schöne, völlig ebene Fläche, worauf Stanz liegt, nicht zu nahe von hohen Bergen umgeben. Wir traten im Gasthofe „Zur Krone" ein, wo man der Kirche gegenüber auf einen hübschen Platz sieht. In der Mitte steht ein Brunnen, auf den der alte Winkelried gestellt ist, mit den Speeren im Arm. Nikolaus von der Flüe hing in der Stube. Auf gemalten Fensterscheiben waren über verschiedenen Wappen die Hauptmomente der Schweizerchronik aufgezeichnet. Wir lasen in einem Buche: „Kleiner Versuch einer besondern Geschichte des Freistaates Unterwalden. Luzern 1789." In der Dedikation fand sich der sonderbare Titel „Helvetisch großmächtige".

Heilige, Helden, Staatsleute und Frauen aus der Geschichte des Landes.

Sonnabend den 7. Oktober 1797.

Früh Nebel; doch der Schein der Morgensonne hie und da auf den Gipfeln der Berge. Gegen acht Uhr von Stanz ab auf dem Wege nach Stanzstade. Man kommt über flache Matten zwischen Bergen und glaubt zu bemerken, wie der ehe-

mals höhere See hieher eingewirkt und das Erdreich zubereitet hat. Gegen Stanzstade wird es sumpfiger.

Es begegneten uns Mädchen, die auf den kleinen Strohhüten vier wechselsweise roth- und grüne Schleifen trugen. In Stanzstade hielten wir uns nicht auf und waren bald am Landungsplatze am See, um von hier zu Schiffe nach Küßnacht zu gehen. Es lagen schöne Sand- oder Grauwacken-Platten am Ufer, aus dem Luzernischen hieher transportirt. Hier nun ist rings umher der Anblick der Gegend gar angenehm wegen der mannichfaltigen Berge, Buchten und Arme des Sees, die man deutlich sieht oder ahnet. Bei etwas Nebel fuhren wir ab.

In der Mitte des Kreuzes, das der See bildet, hat man höchst bedeutende Ansichten; denn der Charakter der Ufer variirt nach allen Seiten. Luzern liegt links gegen Westen in seiner Bucht, umgeben von sanften, fruchtbaren Höhen, welche sich rechts an dem Ufer des Arms, der nach Küßnacht hinreicht, erstrecken. Blickt man nordwärts nach Küßnacht, so liegt rechts ein artiges Vorgebirg, von mannichfaltiger Gestalt, gut bewachsen und bebaut. Ostwärts ist das Wasser zwischen steilen und dunkelbewachsenen Wänden eingefaßt, und die Spitze von Gersau scheint nur einen geringen Durchgang in den obern Theil des Sees zu lassen. Nach Süden zurück sieht man nun den berühmten Wartthurm von Stanzstade und den kleinen Ort auf seiner Fläche, umgeben von den mannichfaltigsten Gebirgen und Vorgebirgen, hinter denen südwestlich der Pilatus hervorsieht.

Wir sahen uns überall nach dem Raynal'schen Monument um, aber vergebens; man wies uns den Felsen, wo es gestanden hatte. Durch die Zuleitung des goldnen Knopfs auf der Spitze ward es vom Blitz getroffen, beschädigt und abgetragen. Wir fuhren an dem artigen Vorgebirge vorbei, das aus sehr neuen Kalk- und Thonflötzen besteht. In Stanz sowie in Uri ziehen sie Birnen an den Häusern, von denen wir einige von Stanz mitgenommen hatten, die von einem unglaublichen Trieb des Saftes aufgeschwollen waren, so daß die Epiderm in Höckern aufgetrieben worden, ja sogar der Stiel saftige Exantheme an sich hatte.

In Küßnacht kehrten wir im Gasthof „Zum Engel" ein, wo wir zu Mittag aßen und bald nach Tisch auf der Straße nach Immensee weiter gingen. Wir hatten einen sanft in die Höhe steigenden angenehmen Weg; gesprengte Granitblöcke lagen an der Seite, die man von einer Matte, wo sie wahrscheinlich als

ungeheure Geschiebe liegen, herüber an die Straße geschafft hatte. Die Steinart ist die des Gotthard's, nur weniger blättrig.

Wir erreichten die Höhe der kleinen Erdzunge, welche den Vierwaldstätter und den Zuger See trennt, und wo eine Kapelle zum Andenken von Geßler's Tode steht. Man sieht nun rückwärts von oben herunter eine anmuthig bebaute aufsteigende Bucht vom Luzerner See herauf. Wir fanden einige Kastanienbäume, sehr schön bestandene Matten und Baumstücke, deren hohes Gras und Kraut von den Kühen mehr zertreten als gefressen ward. Etwas weiter erblickten wir auch den Zuger See, von sanft abhängigen Bergen umgeben, in dessen südöstlichem Winkel man Arth liegen sah.

In Immensee gingen wir zu Schiff und fuhren in nördlicher Richtung nach Zug. Die Schiffe sind klein, nur aus zwei Stücken zusammengesetzt, und gleichen also völlig einem großen ausgehöhlten Baumstamme; die Bänke stehen durchaus quer und passen sauber in die Fugen; an den Seiten sind noch Bretter angesetzt, an denen die kleinen Ruder angebracht sind, womit sie in geschwindem Takt sehr schnell fahren. Links ward ein Sandstein gebrochen. Sobald man um die vorstehende Ecke ist, nimmt der See nordwärts einen sehr heitern Charakter an, indem er, nur von Hügeln umgeben, die Berge des untern Landes in der Ferne zeigt. Im Grunde beim Ausfluß sieht man Cham, worüber ein ferner flacher Berg hervorragt. Rechts besteht das Ufer aus Thonflötzen, über denen man einen mit artigen Gruppen bewachsenen Berg sich hervorheben sieht. Sodann erscheint eine mit fruchtbaren Höhen begrenzte angenehme Fläche am See, mit dem weitläufigen Dorf Oberwyl. Man sieht wieder etwas Weinbau.

In Zug ans Land steigend, kehrten wir im „Ochsen" ein. Der Ort ist alt, aber reinlich und gut gebaut und liegt an einer Anhöhe. Er ist der Stapelort von den Gütern, die nach Zürich gehen und daher kommen, und liefert den kleinen Kantonen Töpferwaare, denen aller Thon zu dem Endzweck mangelt. Auch sind verschiedene Feuerhandwerke daselbst in guter Nahrung.

An den schönen eigentlich gemalten Scheiben im Wirthshaus bemerkte ich eine Farbe, die sich dem Purpur nähert, eigentlich aber nur eine Granat- oder Hyazinthfarbe war. Man sah daraus, daß sie Alles versucht hatten, um den Purpur in diesen Fällen zu ersetzen.

Sonntag den 8. Oktober 1797.

Um acht Uhr aus Zug auf der Straße über Baar nach Horgen zu am Züricher See. Man kommt sogleich durch ein angenehmes Thal, das hie und da an den Höhen etwas Fruchtbau hat; in den Tiefen und Flächen ist Moorland.

Die Fläche um Baar herum erschien höchst mannichfaltig. Gute Wiesen wechseln mit Baumstücken, nassen Wiesen, Weiden und Erlen. Auf den besten Wiesen wächst viel Leontodon. Der Ort ist artig gebaut; man sieht eine geräumige Gasse sowie zwischen Wiesen und Gärten zerstreute Häuser. Gleich hinter dem Ort erstreckt sich eine große Gemeinweide mit Obstbäumen. Man kommt an einen Bach und steigt aufwärts, wo ich Ilex aquifolium fand. Der Weg geht sodann auf einem Knüppelstieg durch ein artiges Buschholz, hinter welchem auf der freien Höhe man wieder Fruchtbau findet auf magerem, doch gemischtem Boden. Rückwärts sieht man nun einen Theil des Zuger Sees. Weiterhin wird der Boden sumpfig, und man findet keine Häuser mehr. Der Fahrweg ist abscheulich. Saures Gras und niedres Röhricht wird zum Streuen gehauen.

Man kommt über die Sihlbrücke. Der Aufstieg gegenüber im Züricher Gebiet ist steil, aber der Weg gut. Endlich gelangt man wieder zur Ansicht des Züricher Sees, den man rechts hat, sowie links das nördliche Ende des Zuger Sees. Man steigt hinab: es entwickelt sich eine große Mannichfaltigkeit nach dem See zu, und man kommt den letzten Theil des Weges auf einem abscheulich unterhaltenen Pflaster nach Horgen, dem Stapelorte der Waaren, die von Zürich und Zug kommen.

Wir aßen im „Löwen" zu Mittag, wo wir zugleich einer schönen Aussicht genossen, und fuhren sodann gegen Abend bei anmuthigem Wetter in zwei Stunden zu Schiffe nach Stäfa.

Stäfa, Montag den 9. Oktober 1797.

Früh am Tagebuch diktirt. Sodann die Schweizerchronik wegen der Geschichte des Tell gelesen und mit Meyer über die Behandlung derselben sowie über Behandlung im Allgemeinen bei Gelegenheit der Schiller'schen Briefe gesprochen.

Stäfa, Dienstag den 10. Oktober 1797.

Abschrift des Tagebuchs. Die Mineralien verzeichnet und eingepackt; darauf in Tschudi's Chronik weiter gelesen. Zeichnung Tell's mit dem Knaben. Niobe, Vorlesung.

Stäfa, Mittwoch den 11. Oktober 1797.

Abschrift des Tagebuchs fortgesetzt. Friese des Julius Roman. Andrea del Sarto. Vorlesung der Florentinischen Kunstgeschichte. Ferneres Einpacken der Steine.

An Schiller.

Stäfa, den 14. Oktober 1797.

An einem sehr regnichten Morgen bleibe ich, werther Freund, in meinem Bette liegen, um mich mit Ihnen zu unterhalten und Ihnen Nachricht von unserm Zustande zu geben, damit Sie wie bisher uns mit Ihrem Geiste begleiten und uns von Zeit zu Zeit mit Ihren Briefen erfreuen mögen.

Aus den Gebirgen sind wir glücklich zurückgekehrt. Der Instinkt, der mich zu dieser Ausflucht trieb, war sehr zusammengesetzt und undeutlich. Ich erinnerte mich des Effekts, den diese Gegenstände vor zwanzig Jahren auf mich gemacht; der Eindruck war im Ganzen geblieben, die Theile waren erloschen, und ich fühlte ein wundersames Verlangen, jene Erfahrungen zu wiederholen und zu rektifiziren. Ich war ein anderer Mensch geworden, und also mußten mir die Gegenstände auch anders erscheinen. Meyer's Wohlbefinden und die Ueberzeugung, daß keine gemeinschaftliche Abenteuer, so wie sie neue Bekanntschaften schneller knüpfen, auch den alten günstig sind, wenn sie nach einigem Zwischenraum wieder erneut werden sollen, entschieden uns völlig, und wir reisten mit dem besten Wetter ab, das uns auch auf das Vortheilhafteste elf Tage begleitete. In der Beilage bezeichne ich wenigstens den Weg, den wir gemacht haben; ein vollständiges, obgleich aphoristisches Tagebuch theile ich in der Folge mit; indessen wird Ihre liebe Frau, die einen

Theil der Gegenden kennt, vielleicht Eins oder das Andere aus der Erinnerung hinzufügen.

Bei unserer Zurückkunft fand ich Ihre beiden lieben Briefe mit den Beilagen, die sich unmittelbar an die Unterhaltung anschlossen, welche wir auf dem Wege sehr eifrig geführt hatten, indem die Materie von den vorzustellenden Gegenständen, von der Behandlung derselben durch die verschiedenen Künste oft von uns in ruhigen Stunden vorgenommen worden. Vielleicht zeigt Ihnen eine kleine Abhandlung bald, daß wir völlig Ihrer Meinung sind; am Meisten aber wird mich's freuen, wenn Sie Meyer's Beschreibungen und Beurtheilungen so vieler Kunstwerke hören und lesen. Man erfährt wieder bei dieser Gelegenheit, daß eine vollständige Erfahrung die Theorie in sich enthalten muß. Um desto sicherer sind wir, daß wir uns in einer Mitte begegnen, da wir von so vielen Seiten auf die Sache losgehen.

Wenn ich Ihnen nun von meinem Zustande sprechen soll, so kann ich sagen, daß ich bisher mit meiner Reise alle Ursache habe zufrieden zu sein. Bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, bin ich reich geworden, ohne beladen zu sein; der Stoff inkommodirt mich nicht, weil ich ihn gleich zu ordnen oder zu verarbeiten weiß, und ich fühle mehr Freiheit als jemals, mannichfaltige Formen zu wählen, um das Verarbeitete für mich oder Andere darzustellen. Von dem unfruchtbaren Gipfel des Gotthard's bis zu den herrlichen Kunstwerken, welche Meyer mitgebracht hat, führt uns ein labyrinthischer Spazierweg durch eine verwickelte Reihe von interessanten Gegenständen, welche dieses sonderbare Land enthält. Sich durch unmittelbares Anschauen die naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnisse zu vergegenwärtigen und sich dann durch eine alte Chronik die vergangnen Zeiten näher zu bringen, auch sonst manchen Aufsatz der arbeitsamen Schweizer zu nutzen, giebt besonders bei der Umschriebenheit der helvetischen Existenz eine sehr angenehme Unterhaltung, und die Uebersicht sowol des Ganzen als die Einsicht ins Einzelne wird besonders dadurch sehr beschleunigt, daß Meyer hier zu Hause ist, mit seinem richtigen und scharfen Blick schon so lange die Verhältnisse kennt und sie in einem treuen Gedächtnisse bewahrt. So haben wir in kurzer Zeit mehr zusammengebracht, als ich mir vorstellen konnte, und es ist nur Schade, daß wir um einen Monat dem Winter zu nahe sind; noch eine Tour von vier Wochen müßte uns mit diesem sonderbaren Lande sehr weit bekannt machen.

Was werden Sie nun aber sagen, wenn ich Ihnen vertraue, daß zwischen allen diesen prosaischen Stoffen sich auch ein poetischer hervorgethan hat, der mir viel Zutrauen einflößt? Ich bin fast überzeugt, daß die Fabel von Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr. Das beschränkte, höchst bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, so wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden so gut, als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann.

Nun aber entsteht eine Frage, die uns doch von Zeit zu Zeit zweifelhaft ist, wo wir uns hinwenden sollen, um sowol Meyer's Kollektaneen als meinen eigenen alten und neuen Vorrath aufs Bequemste und Baldigste zu verarbeiten. Leider sind hier am Orte die Quartiere nicht auf den Winter eingerichtet; sonst leugne ich nicht, daß ich recht geneigt gewesen wäre, hier zu bleiben, da uns denn die völlige Einsamkeit nicht wenig gefördert haben würde. Dazu kommt, daß es der geschickteste Platz gewesen wäre, um abzuwarten, ob Italien oder Frankreich aufs künftige Frühjahr den Reisenden wieder anlockt oder einläßt. In Zürich selbst kann ich mir keine Existenz denken, und wir werden uns wol nunmehr sachte wieder nach Frankfurt begeben.

Ueberhaupt aber bin ich auf einer Idee, zu deren Ausführung mir nur noch ein Wenig Gewohnheit mangelt; es würde nämlich nicht schwer werden, sich so einzurichten, daß man auf der Reise selbst mit Sammlung und Zufriedenheit arbeiten könnte; denn wenn sie zu gewissen Zeiten zerstreut, so führt sie uns zu andern desto schneller auf uns selbst zurück; der Mangel an äußern Verhältnissen und Verbindungen, ja die Langeweile ist Demjenigen günstig, der Manches zu verarbeiten hat. Die Reise gleicht einem Spiel; es ist immer Gewinn und Verlust dabei und meist von der unerwarteten Seite; man empfängt mehr oder weniger, als man hofft, man kann ungestraft eine Weile hinschlendern, und dann ist man wieder genöthigt, sich einen Augenblick zusammenzunehmen. Für Naturen wie die

meine, die sich gerne festsetzen und die Dinge festhalten, ist eine Reise unschätzbar; sie belebt, berichtigt, belehrt und bildet.

Ich bin auch jetzt überzeugt, daß man recht gut nach Italien gehen könnte; denn Alles setzt sich in der Welt nach einem Erdbeben, Brand und Ueberschwemmung so geschwind als möglich in seine alte Lage, und ich würde persönlich die Reise ohne Bedenken unternehmen, wenn mich nicht andere Betrachtungen abhielten. Vielleicht sehen wir uns also sehr bald wieder, und die Hoffnung, mit Ihnen das Erbeutete zu theilen und zu einer immer größern theoretischen und praktischen Vereinigung zu gelangen, ist eine der schönsten, die mich nach Hause lockt. Wir wollen sehen, was wir noch Alles unterwegs mitnehmen können. So hat Basel wegen der Nähe von Frankreich einen besondern Reiz für mich; auch sind schöne Kunstwerke, sowol ältere als ausgewanderte, daselbst befindlich.

An Herrn Geheime-Rath Voigt.

Stäfa, den 17. Oktober 1797.

Wir sind von unserer Reise auf den Gotthard glücklich zurückgekommen; das Wetter hat uns sehr begünstigt, und ein ziemlich umständliches Tagebuch wird künftig zu mancherlei Unterhaltung Gelegenheit geben. Jetzt ist man hier am See in der Weinlese begriffen, die um desto mehr die Menschen erfreut, als der Wein im hohen Preis ist und stark ausgeführt wird.

Seit einigen Tagen sind die Nachrichten vom Rhein her beunruhigend, und die Franzosen scheinen selbst an den Schweizern Händel zu suchen; sollte der Krieg wieder angehen, so ist ein ungeheures Unheil zu befürchten.

Indessen wünschte ich Ihnen nur einen Blick von dem kleinen Balkon meines Zimmers in die äußerst kultivirten Besitzungen dieses Orts, den daran stoßenden See und die jenseitigen Ufer mit den heiteren Ortschaften, die sich daran hinziehen. Wenn man mit dem Perspektiv die Flächen durchläuft, so ist es eine unendliche Welt, die man übersieht. Im Süden zeigen sich die Gipfel der Berge bei Einsiedeln und Schwyz, jetzt schon stark beschneit, während die ganze untere Landschaft noch grün ist und kaum einige Bäume durch roth- und braune Tinten das Alter des Jahres verkündigen. Was man sonst von Oekonomen

wünschen hört, den höchsten Grad von Kultur mit einer gewissen näßigen Wohlhabenheit, das sieht man hier vor Augen.

In acht Tagen wird sich's entscheiden, was wir wegen unserer Rückreise zu beschließen haben, da die ganze Welt ringsum sich wieder zu verwirren drohet. Am Ende bleibt uns wol nur der Weg, den Wieland vor einem Jahre nahm. Wer hätte denken sollen, daß man in der Schweiz nochmals in Gefahr käme, von Deutschland abgeschnitten zu werden!

Daß wir auf unserer Reise brav Steine geklopft haben, können Sie leicht denken, und ich habe deren fast mehr, als billig ist, aufgepackt. Wie soll man sich aber enthalten, wenn man zwischen mehreren Zentnern von Adularien mitten inne sitzt! Unter mehreren bekannten Dingen bringe ich auch einige seltene und vorzüglich schöne Sachen mit. Ich wünschte, schon läge Alles ausgepackt vor Ihnen und ich genösse Ihre Unterhaltung wieder. Doch die Zeit wird auch kommen, und wir wollen ihr ruhig entgegengehn. Leben Sie indeß mit den werthen Ihrigen, denen ich mich bestens empfehle, recht wohl! Meyer empfiehlt sich zum Besten.

An den Herzog von Weimar.

Stäfa, den 17. Oktober 1797.

Kaum sind wir aus der unglaublichen Ruhe, in welcher die kleinen Kantone hinter ihren Felsen versenkt liegen, zurückgekehrt, als uns vom Rhein und aus Italien her das Kriegsgeschrei nach- und entgegenschallt. Bis dieser Brief Sie erreicht, wird Manches entschieden sein; ich spreche nur ein Wort vom gegenwärtig Nächsten.

Die Franzosen haben an Bern einen Botschafter geschickt mit dem Begehren, man solle den englischen Gesandten sogleich aus dem Lande weisen. Sie geben zur Ursache an, man sehe nicht ein, was er gegenwärtig in der Schweiz zu thun habe, als der Republik innere und äußere Feinde zu machen und aufzureizen. Die Berner haben geantwortet, es hänge nicht von ihnen ab, indem der Gesandte an die sämmtlichen Kantone akkreditirt sei. Der französische Abgeordnete ist deshalb nach Zürich gekommen. Das Weitere steht zu erwarten. Mir will es scheinen, als suchten die Franzosen Händel mit den Schwei-

zern. Die Ueberbliebenen im Direktorium sind ihre Freunde nicht; in Barthélemy ist ihr Schutzpatron verbannt. Ein verständiger Mann, der von Paris kommt und die letzten Scenen mit erlebt hat, behauptet, daß es nicht sowol der royalistischen als der friedliebenden Partei gegolten habe.

Unsere elftägige Reise, auf der wir die Kantone Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug durchstrichen, ist sehr vom Wetter begünstigt worden. Der Pater Lorenz ist noch so munter, als wir ihn vor so viel Jahren kannten. Tausendmal, ja beständig habe ich mich der Zeit erinnert, da wir diesen Weg zusammen machten. Ich habe viel Freude gehabt, diese Gegenstände wiederzusehen und mich in mehr als einem Sinne an ihnen zu prüfen. Meine mehrere Kenntniß der Mineralogie war ein sehr angenehmes Hilfsmittel der Unterhaltung. Die Kultur dieser Gegenden, die Benutzung der Produkte gewährt einen sehr angenehmen Anblick. Es war eben die Zeit des Bellenzer Marktes, und die Straße des Gotthard's war mit Zügen sehr schönen Viehes belebt. Es mögen diesmal wol an viertausend Stück, deren jedes hier im Lande zehn bis funfzehn Louisd'or gilt, hinübergetrieben worden sein. Die Kosten des Transports aufs Stück sind ungefähr fünf Laubthaler; geht es gut, so gewinnt man aufs Stück zwei Louisd'or gegen den Einkaufspreis, und also, die Kosten abgezogen, drei Laubthaler. Man denke, welche ungeheure Summe also in diesen Tagen ins Land kommt. Ebenso hat der Wein auch großen Zug nach Schwaben, und die Käse sind sehr gesucht, so daß ein undenkliches Geld einfließt.

Ich lege eine kleine Schilderung, eine Aussicht von meinem Balkon, bei. Die Kultur ist um den Züricher See wirklich auf dem höchsten Punkt, und der Augenblick der Weinlese macht Alles sehr lebhaft.

Meyer empfiehlt sich zu Gnaden; er ist fleißig mit dem Pinsel und der Feder gewesen. Der letzte Kasten von Rom, der die Aldobrandini'sche Hochzeit enthält, ist eben über Triest, Villach und Konstanz angekommen. Nun sind alle unsere Schätze beisammen, und wir können nun, auch von dieser Seite beruhigt und erfreut, unsern Weg antreten. In einigen Tagen gedenken wir nach Zürich zu gehen und erwarten, was uns die Kriegs- oder Friedensgöttin für einen Weg nach Hause zeigen wird, wo wir Sie gesund und vergnügt anzutreffen hoffen. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden und erhalten mir Ihre geneigten Gesinnungen!

An Herrn Cotta in Tübingen.

Stäfa, den 17. Oktober 1797.

Wir sind von unserer Fuß- und Wasserreise glücklich wieder in Stäfa angelangt und werden in wenigen Tagen nach Zürich gehen. Dürfte ich Sie bitten, Alles, was von nun an bei Ihnen anlangt, bei sich liegen zu lassen, bis ich es entweder selbst abhole oder einen Ort, wohin es gesendet werden könnte, bezeichnen kann. Das Kriegsfeuer, das sich überall wieder zu entzünden scheint, setzt einen Reisenden in eine sehr zweifelhafte Lage. Ich habe indessen von der kurzen Zeit den möglichsten Gebrauch gemacht. Von den Winterscenen des Gotthard's, die nur noch durch Mineralogie belebt werden können, durch die auf mancherlei Weise fruchtbaren, genutzten und in ihren Einwohnern emsigen Gegenden von Unterwalden, Zug und Zürich, wo uns nun besonders die Weinlese umgiebt, haben wir uns in ein Museum zurückgezogen, das durch die von Meyer aus Italien mitgebrachten eigenen Arbeiten und sonstige Acquisitionen gebildet wird, und sind also von dem Formlosesten zu dem Geformtesten übergegangen. Besonders wichtig ist die Kopie des antiken Gemäldes der sogenannten Aldobrandini'schen Hochzeit, die im eigentlichsten Sinne mit Kritik gemacht ist, um darzustellen, was das Bild zu seiner Zeit gewesen sein kann und was an dem jetzigen nach so mancherlei Schicksalen noch übrig ist. Er hat dazu einen ausführlichen Kommentar geschrieben, der Alles enthält, was noch über die Vergleichung des alten und leider so oft restaurirten Bildes mit seiner gegenwärtigen Kopie und einer ältern Kopie von Poussin, nach der die Kupferstiche gemacht sind, zu sagen ist. Das Bild selbst, das von einem geschickten Meister zu Titus' Zeiten mit Leichtigkeit und Leichtsinn auf die Wand gemalt, nunmehr, so viel es möglich war, nachgebildet und wiederhergestellt vor sich zu sehen, sich daran erfreuen und sich über seine Tugenden und Mängel besprechen zu können, ist eine sehr reizende und belehrende Unterhaltung. Das Bild ist acht Fuß lang, drei ein halb Fuß hoch, und die Figuren sind nicht gar zwei Fuß Leipziger Maß; die Kopie ist in Allem, sowol in der Größe als den Farben, den Tugenden und den Fehlern, dem Original möglichst gleich gehalten. Ich hoffe, daß Sie dereinst, wenn es bei mir aufgestellt sein wird, das Vergnügen, es zu beschauen, mit uns theilen werden. Leben Sie recht wohl und gedenken mein!

Euphrosyne.

Auch von des höchsten Gebirgs beeisten, zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Thal und die Pfade des Wandrers,
Der am tosenden Strom auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen, hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Geselle des Reisenden. Daß er auch heute
Segnend kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!
Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber
Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt sich die Wolke, sie glüht. Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet sich mir, und welche der Musen
Suchet den treuen Freund selbst in dem grausen Geklüft?
Schöne Göttin! enthülle Dich mir und täusche, verschwindend,
Nicht den begeisterten Sinn, nicht das gerührte Gemüth!
Nenne, wenn Du es darfst vor einem Sterblichen, Deinen
Göttlichen Namen, wo nicht, rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche Du seist von den ewigen Töchtern
Zeus', und der Dichter sogleich preise Dich würdig im Lied!
„Kennst Du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Gestalt Dir,
Die Du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte mein Bild noch fest in des Freundes Erinnrung
Eingeschrieben und noch schön durch die Liebe verklärt.
Ja, schon sagt mir gerührt Dein Blick, mir sagt es die Thräne:
Euphrosyne, sie ist noch von dem Freunde gekannt.
Sieh, die Scheidende zieht durch Wald und grauses Gebirge,
Sucht den wandernden Mann, ach! in der Ferne noch auf;
Sucht den Lehrer, den Freund, den Vater, blicket noch einmal
Nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.
Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, Du dem Spiele
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht!
Laß mich der Stunde gedenken und jedes kleineren Umstands!
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!

Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Werth!
Klein erscheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunst jegliches Kleine doch groß!
Denkst Du der Stunde noch wol, wie auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, Du nanntest mich Arthur
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild,
Drohtest mit grimmiger Gluth den armen Augen und wandtest
Selbst den thränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach, da warst Du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest Du mich, den Zerschmetterten, trugst mich von dannen
Und ich heuchelte lang, Dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf und sah Dich in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor und küßte die Hände Dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß Dir den gefälligen Mund,
Fragte: Warum, mein Vater, so ernst? Und hab' ich gefehlet,
O, so zeige mir an, wie mir das Bessre gelingt!
Keine Mühe verdrießt mich bei Dir, und Alles und Jedes
Wiederhol' ich so gern, wenn Du mich leitest und lehrst.
Aber Du faßtest mich stark und drücktest mich fester im Arme,
Und es schauderte mir tief in dem Busen das Herz.
Nein, mein liebliches Kind, so riefst Du, Alles und Jedes,
Wie Du es heute gezeigt, zeig es auch morgen der Stadt!
Rühre sie Alle, wie mich Du gerührt, und es fließen zum Beifall
Dir von dem trockensten Aug' herrliche Thränen herab.
Aber am Tiefsten trafst Du doch mich, den Freund, der im Arm Dich
Hält, den selber der Schein früherer Leiche geschreckt.
Ach, Natur, wie sicher und groß in Allem erscheinst Du!
Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz;
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer,
Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
Felsen stehen gegründet; es stürzt sich das ewige Wasser
Aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab.
Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
Hegen im Winter schon heimliche Knospen am Zweig.
Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Loos.

Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere schließt dem Aelteren immer das Auge,
Das sich willig gesenkt, kräftig dem Schwächeren zu.
Oefter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
Hilflos klaget ein Greis Kinder und Enkel umsonst,
Steht ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt.
Und so, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als Du zur Leiche verstellt über die Arme mir hingst;
Aber freudig seh' ich Dich mir in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geschöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verstellter Knabe! Das Mädchen
Wächst zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.
Immer strebe so fort, und Deine natürlichen Gaben
Bilde bei jeglichem Schritt steigenden Lebens die Kunst!
Sei mir lange zur Lust, und eh mein Auge sich schließet,
Wünsch' ich Dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn. —
Also sprachst Du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde;
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O, wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die Du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O, wie bildet' ich mich an Deinen Augen und suchte
Dich im tiefen Gedräng staunender Hörer heraus!
Doch dort wirst Du nun sein und stehn, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor, Dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zöglings,
Die Du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe gestimmt.
Andere kommen und gehn, es werden Dir Andre gefallen;
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber Du vergesse mich nicht! Wenn eine Dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegenbewegt,
Deinem Winke sich fügt, an Deinem Lächeln sich freuet
Und am Platze sich nur, den Du bestimmtest, gefällt,
Wenn sie Mühe nicht spart noch Fleiß, wenn thätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt,
Guter, dann gedenkest Du mein und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!
Vieles sagt' ich noch gern; doch ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie sie wollte; mich führt streng ein gebietender Gott!

Lebe wohl! Schon zieht mich's dahin in schwankendem Eilen;
Einen Wunsch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneia's
Reiche massenweis Schatten, vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu.
Freudig tret' ich einher, von Deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt sie mich dann und nennt mich; es winken die hohen,
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächsten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuste der Weiber,
Auch Evadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen sich dann, zu früh Heruntergesandte,
Und beklagen mit mir unser gemeines Geschick.
Wenn Antigone kommt, die schwesterlichste der Seelen,
Und Polyxena, trüb noch von dem bräutlichen Tod,
Seh' ich als Schwestern sie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragischen Kunst holde Geschöpfe sind sie.
Bildete doch ein Dichter auch mich, und seine Gesänge,
Ja, sie vollenden an mir, was mir das Leben versagt."
Also sprach sie, und noch bewegte der liebliche Mund sich,
Weiter zu reden; allein schwirrend versagte der Ton.
Denn aus dem Purpurgewölk, dem schwebenden, immer bewegten,
Trat der herrliche Gott Hermes gelassen hervor;
Mild erhob er den Stab und deutete; wallend verschlangen
Wachsende Wolken im Zug beide Gestalten vor mir.
Tiefer liegt die Nacht um mich her; die stürzenden Wasser
Brausen gewaltiger nun neben dem schlüpfrigen Pfad.
Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels stützet den Sinkenden nur.
Wehmuth reißt durch die Saiten der Brust, die nächtlichen Thränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.

Stäfa, den 18. Oktober 1797.

Eingepackt; kam zu Mittag der junge Escher. Wir gingen spazieren und beschäftigten uns noch mit der Kultur des Ortes. Abends in Tschudi's Chronik weiter gelesen.

Stäfa, Donnerstag den 19. Oktober 1797.

Mit Einpacken beschäftigt. Verschiedene Spaziergänge.

Stäfa, Freitag den 20. Oktober 1797.

Der Vorsatz abzureisen durch Gegenwind verhindert.

Stäfa, Sonnabend den 21. Oktober 1797.

Früh zehn Uhr von Stäfa ab. Mittags zu Herrliberg bei Herrn Hauptmann Escher.

Zürich, Sonntag den 22. Oktober 1797.

Früh Herrn Escher's Kabinet gesehen, das sehr schöne Suiten des Schweizergebirges enthält.

Zürich, Montag den 23. Oktober 1797.

Besuch bei Professor Fäsi und Hauptmann Bürkli; dann zu Chorherrn Rahn, dessen Kabinet kostbare Stücke der schweizer Mineralien enthält. Nach Tische zu Chorherrn Hottinger und Dr. Lavater. Abends bei Frau Schultheß.

Zürich, Dienstag den 24. Oktober 1797.

Früh Briefe. Dann das Bild von Füeßli im Rathhause gesehen; darauf in die Kunsthandlung. Nach Tische zu Mako, sodann zu Herrn Antistes Heß.

An Herrn Geheime-Rath Voigt.

Zürich, den 25. Oktober 1797.

Ihre werthen Briefe vom 22. September bis den 6. Oktober haben mich in Zürich aufs Freundlichste empfangen, als wir von den obern Gegenden des Züricher Sees in die Stadt kamen. Die Heiterkeit, womit Sie mich von den mancherlei Zuständen und Vorfällen, die Ihnen nahe sind, unterrichten, vermehrt den Muth und die Lust, auch wieder bald zurückzukehren. Wir gedenken noch Basel zu sehen und alsdann über Schaffhausen, Tübingen und wahrscheinlich über Ansbach und Nürnberg unsere Rückreise zu nehmen. Die Herbsttage haben hier noch viel angenehme Stunden, und wir hoffen, daß uns auch auf dem Wege die Jahreszeit günstig sein soll.

Nun Einiges kürzlich über den Inhalt Ihrer gefälligen Briefe.

Dauthe ist ein verdienstvoller Mann; wie er sich aus den Dekorationen des Schlosses ziehen wird, wollen wir abwarten; ich zweifle, daß er die Mannichfaltigkeit der Motive habe, die nöthig sind, um einen so großen Raum mit Glück zu dekoriren. Ich würde hierzu unter der gehörigen Aufsicht und der regulirenden Einwirkung eher Personen wählen, die erst ganz frisch Rom und Paris gesehen und sich daselbst einen Reichthum der Mittel und einen Geschmack der Zusammensetzung erworben haben. Indessen bin ich für meinen Theil zufrieden, wenn nur Jemand die Sache in Theilen angiebt und im Ganzen dirigirt; denn auf oder ab genommen ist Alles am Ende ganz einerlei, was gemacht wird. Wenn man einen rechten Park sehen will, so muß man nur vier Wochen in der Schweiz umherziehen, und wenn man Gebäude liebt, so muß man nach Rom gehen. Was wir in Deutschland, ja aller Orten, der Natur aufdringen und der Kunst abgewinnen wollen, sind alles vergebliche Bemühungen.

Verzeihen Sie mir diese gleichsam hypochondrischen Reflexionen! Ich freue mich Ihres guten Humors, der aus Ihren freundschaftlichen Briefen hervorleuchtet, um desto mehr, als ich immer selbst vielleicht allzu sehr zum Ernste geneigt bin.

Wegen des Apothekers will ich mich in Tübingen erkundigen, wo ich einen sehr braven Mann in dieser Kunst habe kennen lernen. Heute kommen uns von Basel wieder Friedenshoffnungen; es bleibt uns nichts übrig, als daß wir abwarten.

Lassen Sie sich unser Theater einigermaßen empfohlen sein! Ich freue mich, wenn der Almanach Ihnen etwas Angenehmes gebracht hat. Sowol dieser als der Vieweg'sche sollte schon aufgewartet haben, wenn meine Bestellungen alle wären richtig besorgt worden. Leben Sie recht wohl! Es ist eine der angenehmsten Hoffnungen, der ich entgegensehe, Sie noch vor Ende des nächsten Monats zu umarmen.

An Herrn Oberkonsistorialrath Böttiger.

Zürich, den 25. Oktober 1797.

Es war unserm Meyer und mir ein angenehmer Empfang in Zürich, auch einen Brief von Ihnen vorzufinden; denn besonders seitdem die Aldobrandini'sche Hochzeit dem weit und breit gewaltigen Buonaparte glücklich entronnen und vor wenigen Tagen in Stäfa angelangt war, so konnte der Wunsch nicht außen bleiben, dieses dem Moder und den Franzosen entrissene Bild schon in Weimar aufgestellt und auch von Ihnen beleuchtet zu sehen. Es wird, sorgfältig eingepackt, auf der Reise mitgeführt, weil wir diesen Schatz fremden Händen und neuen Zufällen nicht aussetzen mögen.

Seitdem ich mit Meyer wieder zusammen bin, haben wir viel theoretisirt und praktisirt, und wenn wir diesen Winter unsern Vorsatz ausführen und eine Epitome unserer Reise und Nichtreise zusammenschreiben, so wollen wir abwarten, was unsere Verlagsverwandten für einen Werth auf unsere Arbeit legen; es soll Keiner von der Konkurrenz ausgeschlossen sein. Unsere Absicht ist, ein paar allgemein lesbare Oktavbände zusammenzustellen und im dritten dasjenige als Noten und Beilagen nachzubringen, was vielleicht nur ein spezielleres Interesse erregen könnte. Davon soll denn bei unserer nächsten Zurückkunft weiter gehandelt werden, und desto ausführlicher, als wir uns Ihre Beihilfe zu erbitten haben.

Das gute Zeugniß, das Sie unserm Theater geben, hat mich sehr beruhigt; denn ich leugne nicht, daß der Tod der Becker mir sehr schmerzlich gewesen. Sie war mir in mehr als einem Sinne lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust, fürs Theater zu arbeiten, wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen

bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmuthigeres. Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet; sie überraschte mich in den formlosen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Todten; ich wünschte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelungen sein möchte.

Ueber die Genauigkeit, mit welcher Meyer die Kunstschätze der alten und mittlern Zeit rezensirt hat, werden Sie erstaunen und sich erfreuen, wie eine Kunstgeschichte aus diesen Trümmern gleichsam wie ein Phönix aus einem Aschenhaufen aufsteigt. Wie wichtig ein solcher neuer Pausanias sei, fällt erst in die Augen, wenn man recht deutlich anschaut, wie die Kunstwerke durch Zeit und offenbare oder geheime Ereignisse zerstreut und zerstört werden. Wie manche Unterhaltung soll uns dies und Alles, was damit verwandt ist, diesen Winter geben! Gegenwärtig wollen wir nur noch von Basel in das nicht gelobte Land hinübersehen und dann wahrscheinlich über Schaffhausen und durch Schwaben unsern Rückweg antreten.

Leben Sie recht wohl und gedenken unserer!

Das Exemplar des Vasenheftes soll von Frankfurt wieder zurückkommen. Den neuen Musenalmanach habe ich noch nicht gesehen; da ihm das Gewürz der Bosheit und Verwegenheit mangelt, so fürchte ich, daß er sich mit seinem vorjährigen Bruder nicht werde messen können.

Nochmals ein Lebewohl und die besten Grüße an Freund Wieland, dessen freundliche, wohlbehaltene Tochter ich gestern mit Freuden gesehen habe; das Enkelchen schlief, sonst könnte ich von dem auch einige Nachricht geben.

An Schiller.

Zürich, den 25. Oktober 1797.

Ehe ich von Zürich abgehe, nur einige Worte; denn ich bin sehr zerstreut und werde es wol noch eine Weile bleiben. Wir gedenken auf Basel, von da auf Schaffhausen, Tübingen und so weiter zu gehen; wahrscheinlich treffe ich am letzten Orte wieder etwas von Ihnen an. Keinen Musenalmanach, keinen „Herrmann" habe ich noch gesehen; Alles das und Mehreres wird mir dann wol in Deutschland begegnen.

Wäre die Jahrszeit nicht so weit, so sähe ich mich wol noch gern einen Monat in der Schweiz um, um mich von den Verhältnissen im Ganzen zu unterrichten. Es ist wunderbar, wie alte Verfassungen, die blos auf Sein und Erhalten gegründet sind, sich in Zeiten ausnehmen, wo Alles zum Werden und Verändern strebt. Ich sage heute weiter nichts als ein herzliches Lebewohl. Von Tübingen hören Sie mehr von mir.

*

Wir hatten kaum in diesen Tagen unser Schema über die zuläßlichen Gegenstände der bildenden Kunst mit großem Nachdenken entworfen, als uns eine ganz besondere Erfahrung in die Quere kam. Ihnen ist die Zudringlichkeit des Vulkan's gegen Minerva bekannt, wodurch Erichthonius produzirt wurde. Haben Sie Gelegenheit, so lesen Sie diese Fabel ja in der ältern Ausgabe des Hederich nach und denken dabei, daß Raphael daher Gelegenheit zu einer der angenehmsten Kompositionen genommen hat. Was soll denn nun dem glücklichen Genie gerathen oder geboten sein?

Später.

Ich habe vorhin über einen Fall gescherzt, der uns unvermuthet überrascht und erfreut hat; er schien unsere theoretischen Bemühungen umzustoßen und hat sie aufs Neue bestärkt, indem er uns nöthigte, die Deduktion unserer Grundsätze gleichsam umzukehren. Ich drücke mich also hierüber nochmals so aus: Wir können einen jeden Gegenstand der Erfahrung als einen Stoff ansehen, dessen sich die Kunst bemächtigen kann, und da es bei derselben hauptsächlich auf die Behandlung ankommt, so können wir die Stoffe beinahe als gleichgiltig ansehen. Nun ist aber bei näherer Betrachtung nicht zu leugnen, daß die einen sich der Behandlung bequemer darbieten als die andern, und daß, wenn gewisse Gegenstände durch die Kunst leicht zu überwinden sind, andere dagegen unüberwindlich scheinen. Ob es für das Genie einen wirklich unüberwindlichen Stoff gebe, kann man nicht entscheiden; aber die Erfahrung lehrt uns, daß in solchen Fällen die größten Meister wol angenehme und lobenswürdige Bilder gemacht, die aber keineswegs in dem Sinne vollkommen sind als die, bei welchen der Stoff sie begünstigte. Denn es muß sich die Kunst ja fast schon erschöpfen, um einem ungünstigen Gegenstande dasjenige zu geben, was ein günstiger

hon mit sich bringt. Bei den ächten Meistern wird man immer emerken, daß sie da, wo sie völlige freie Hand hatten, jederzeit ünstige Gegenstände wählten und sie mit glücklichem Geiste usführten. Gaben ihnen Religions- oder andere Verhältnisse ndere Aufgaben, so suchten sie sich zwar so gut als möglich erauszuziehen; es wird aber immer einem solchen Stück etwas n der höchsten Vollkommenheit, das heißt an innerer Selbstständigeit und Bestimmtheit, fehlen. Wunderbar ist es, daß die neuern nd besonders die neusten Künstler sich immer die unüberwindlihen Stoffe aussuchen und auch nicht einmal die Schwierigkeiten hnen, mit denen sie dann zu kämpfen haben; und ich glaube daher, s wäre schon viel für die Kunst gethan, wenn man den Beriff der Gegenstände, die sich selbst darbieten, und anderer, ie der Darstellung widerstreben, recht anschaulich und allgemein achen könnte.

Aeußerst merkwürdig ist mir bei dieser Gelegenheit, daß uch hier Alles auf die Erörterung der Frage ankäme, welche ie Philosophen so sehr beschäftigt, inwiefern wir nämlich einen Gegenstand, der uns durch die Erfahrung gegeben wird, als einen Gegenstand an sich ansehen dürfen oder ihn als unser Werk nd Eigenthum ansehen müssen. Denn wenn man der Sache echt genau nachgeht, so sieht man, daß nicht allein die Gegenände der Kunst, sondern schon die Gegenstände zur Kunst ine gewisse Idealität an sich haben; denn indem sie bezüglich uf Kunst betrachtet werden, so werden sie durch den menschichen Geist schon auf der Stelle verändert. Wenn ich nicht rre, so behauptet der kritische Idealismus so etwas von aller mpirie, und es wird nur die Frage sein, wie wir in unserm alle, in welchem wir, wo nicht eine Erschaffung, doch eine Metamorphose der Gegenstände annehmen, uns so deutlich ausrücken, daß wir allgemein verständlich sein und daß wir auf ine geschickte Weise den Unterschied zwischen Gegenstand und Behandlung, welche beide so sehr zusammenfließen, schicklich beeichnen können.

Schaffhausen, Donnerstag den 26. Oktober 1797.

Nach einem Aufenthalte von drei Tagen fuhren wir früh cht Uhr von Zürich ab die Straße nach Schaffhausen. In er Gegend von Bülach fanden wir den Weinstock niedergelegt, elches am Züricher See nicht geschieht.

Um zwölf Uhr waren wir in Eglisau, wo wir im Gasthof „Zum Hirsch“ einkehrten, am vorbeifließenden Rhein, und um halb Zwei weiter fuhren.

Dunkler Streif zwischen dem Regenbogen sehr sichtbar. In der Nähe des Rheinfalles stiegen wir aus und gingen den Weg hinab. Die Dämmerung trat ein, und wir hatten einen bösen Fußweg nach Schaffhausen.

Tuttlingen, Freitag den 27. Oktober 1797.

Früh von Schaffhausen ab, auf der Straße nach Tübingen. Seitwärts am Wege sieht man die drei Basaltfelsen Hohentwiel, Hohenkrähen und Hohenhöwen. Gegen Mittag in Engen. Geschichte des Bauern, der sein schlechtes Häuschen anmalen ließ und darüber immer Einquartierung bekam. Abends in Tuttlingen.

Sonnabend den 28. Oktober 1797.

Bis Balingen.

Aeußerungen der Schalkheit.

Auf Fragen schiefe Antworten.
Nichts loben.
Alles, wo nicht tadeln, doch nicht recht finden und das Gegentheil wünschen.
Das Taubsein.
Das Schweigen.
Temporär im Gegensatz der Gesprächigkeit des Mannes.
Perpetuirlich.
Ohnmacht, wobei man gut hört.
Negative durch übel placirte Thätigkeit.

Sonntag den 29. Oktober 1797.

Bis Tübingen, wo wir zwei Tage verweilten.

An Schiller.

Tübingen, den 30. Oktober 1797.

Wir haben die Tour auf Basel aufgegeben und sind gerade auf Tübingen gegangen. Die Jahreszeit, Wetter und Weg sind nun nicht mehr einladend, und da wir einmal nicht in der Ferne bleiben wollen, so können wir uns nun nach Hause wenden; welchen Weg wir nehmen, ist noch unentschieden.

Viel Glück zum „Wallenstein"! Ich wünsche, daß, wenn wir kommen, ein Theil schon sichtbar sein möge. Meyer grüßt bestens. Möchten wir Sie mit den Ihrigen recht gesund finden! Auf der Hälfte des Wegs, von Frankfurt oder Nürnberg, hören Sie noch einmal von uns.

Humboldt hat von München geschrieben, er geht nach Basel. Nochmals Lebewohl und Hoffnung baldigen Wiedersehens!

Stuttgart, Mittwoch den 1. November 1797.

Früh sechs Uhr von Tübingen über Echterdingen, wo wir im Gasthof „Zum Hirsch" Mittag hielten. Nachts in Stuttgart logirten wir im „Schwarzen Adler".

Gmünd, Donnerstag den 2. November 1797.

Morgens fünf Uhr von Stuttgart abgefahren auf der Straße nach Nürnberg. Bei Kannstatt, wo wir über den Neckar gingen, und später bei Waiblingen trafen wir eine große Anzahl Wägen und Mehlfässer. Der Weg ging den ganzen Tag sehr angenehm an Hügeln vorbei und über Flächen mit Wiesen, Frucht- und Weinbau. Wir kamen durch manchen anmuthig gelegenen Ort und erreichten Abends Gmünd, die freie Reichsstadt an der Rems, mit grünen Matten und Gärten umgeben. Die Stadt hat zwei Wälle und manche sehr alte Häuser. Wir logirten in der Post.

Ellwangen, Freitag den 3. November 1797.

Früh sechs Uhr aus Gmünd. Vor der Stadt große Wagenburg und Geschütz. Mittags in Aalen, wo wir schöne Mädchen sahen. Hinter Buch geht der Weg aufwärts nach Schwabsberg, wo man Ellwangen vor sich auf der Höhe sieht und die Jaxt unten im Thale fließt. Nachts in Ellwangen.

Großenriedt, Sonnabend den 4. November 1797.

Früh von Ellwangen ab. Man fährt den Weg nach dem Schloß hinauf, dann auf der fruchtbaren Höhe fort, wo man gegenüber einen schönen Berg liegen sieht. Später führt der Weg in eine Tiefe durch Tannenwald, auf rothem sandigem Boden. Man sieht einige Fischteiche, mit Wald umgeben.

Mittags in Dinkelsbühl. Die Stadt hat eine fruchtbare Lage, ist alt, aber reinlich, und hat zwei Wälle. Nachts in Großenriedt.

Schwabach, Sonntag den 5. November 1797.

Morgens sechs Uhr von Großenriedt weiter. Man kommt durch kleine Waldpartien und Tannenwäldchen, über fruchtbare Felder und durch ein Thal mit viel Hopfenbau und einigen Mühlen.

Gegen Abend in Schwabach. Die Stadt liegt in einem ganz flachen fruchtbaren Thale. Die innere Stadt ist alt, hat aber hie und da einige schöne neue Häuser. Besonders sind vor den Thoren viele meist ganz von Steinen aufgeführt. Wir logirten im „Lamm".

*

Im stillen Busch den Bach hinab
Treibt Amor seine Spiele,
Und immer leise: dip, dip, dap,
So schleicht er nach der Mühle.
Es macht die Mühle: klapp, rap, rap;
So geht es stille dip, dip, dap,
Was ich im Herzen fühle

*

Da saß sie wie ein Täubchen
Und rückte sich am Häubchen
Und wendete sich ab;
Ich glaube gar, sie lachte.
Und meine Kleider machte
Die Alte gleich zum Bündel.
Wie nur so viel Gesindel
Im Hause sich verbarg!
Es lärmten die Verwandten,
Und zwei verfluchte Tanten,
Die machten's teuflisch arg.

Nürnberg, Montag den 6. November 1797.

Früh von Schwabach auf gutem Wege über Reichelsdorf, Eybach und Schweinau nach Nürnberg, wo wir Vormittags zehn Uhr ankamen und im „Rothen Hahn" Logis nahmen.

An Schiller.

Nürnberg, den 10. November 1797.

Wir haben zu unserer besondern Freude Knebeln hier angetroffen und werden daher etwas länger, als wir gedachten, verweilen. Die Stadt bietet mancherlei Interessantes an, alte Kunstwerke, mechanische Arbeiten, so wie sich auch über politische Verhältnisse manche Betrachtungen machen lassen. Ich sage Ihnen daher nur ein Wort des Grußes und sende ein Gedicht. Es ist das vierte zu Ehren der schönen Müllerin. Das dritte ist noch nicht fertig; es wird den Titel haben „Verrath" und die Geschichte erzählen, da der junge Mann in der Mühle übel empfangen wird.

Wir haben in dem freundlichen Zirkel der Kreisgesandten bereits einige frohe Tage verlebt und gedenken erst den 15ten von hier abzugehen. Wir werden den geraden Weg über Erlangen, Bamberg und Kronach nehmen, und so hoffe ich denn in wenig Tagen das Vergnügen zu haben, Sie wieder zu umarmen und über hundert Dinge Ihre Gedanken zu erfragen.

Anmerkungen

zur

Reise in die Schweiz.

Anmerkungen.

1. Da .... die Aussichten auf die nächste Zeit äußerst schlimm sind (S. 19). — Dies war insofern der Fall, als gerade um diese Zeit der Kampf Frankreichs gegen Venedig vor sich ging. Der Verlauf desselben bestätigte Goethe's Besorgniß allerdings weniger. Am 17. April fand der Volksaufstand in Verona statt, und schon am 12. Mai wurde die alte und berühmte Venetianische Verfassung aufgehoben. Die Stadt, von den Franzosen besetzt, verlor ihre politische Selbstständigkeit und kam durch den Frieden von Campo Formio am 17. Oktober desselben Jahres ebenso wie ein Theil ihres bisherigen Gebietes in französischen Besitz.

2. Graf Frieß (S. 19). — Vgl. die Anm. zu Werke, Bd. XXVIII. S. 587.

3. Herrmann und Dorothea (S. 20). — Spezielleres über das Entstehen des Gedichtes s. Werke, Bd. II. S. 59 ff. Das „Fertigsein" ist übrigens hier nicht im strengsten Sinne des Wortes zu verstehen; denn Goethe arbeitete auch noch in der ersten Hälfte des Juni wenigstens am Schlusse der Dichtung.

4. Als auf einmal die Friedensnachricht von Frankfurt kam (S. 21). — Am 18. April wurde zu Schloß Eckwald (Eckenwalde) bei Leoben der Präliminarfriede zwischen Oestreich und Frankreich abgeschlossen. Oestreich trat in demselben Belgien und das Gebiet von Mailand bis an den Po ab und sollte dafür durch venetianische Landestheile entschädigt werden (s. vorstehend Anm. 1). Alle Feindseligkeiten zwischen der französischen Republik und dem deutschen Reich sollten sofort aufhören und alsbald ein Kongreß zum Abschluß des eigentlichen Friedens zusammentreten. So

ungünstig diese Abmachungen für Deutschland schon augenblicklich waren und obgleich die Zukunft noch ungünstigere erwarten ließ, so war doch den Frankfurtern die Aussicht auf Frieden besonders erwünscht; denn der französische General Hoche war über den Rhein gegangen, hatte seinen östreichischen Gegner Werneck überall zurückgeschlagen und war am 21. April im Begriff gewesen, in Frankfurt einzurücken.

5. Die Wallensteiner (S. 23). — Es ist der ursprüngliche Entwurf der Dichtung gemeint, welche Schiller im folgenden Jahre als „Wallenstein's Lager" ausführte und deren erste Aufführung am 12. Oktober 1798 in Weimar erfolgte. Daß aber auch schon jetzt etwas Fertiges vorlag, sieht man aus der Nachschrift zu Goethe's Brief an Schiller vom 5. Juli 1797, in der die Bitte ausgesprochen wird, daß Schiller „eine Abschrift der Wallensteiner" für die Herzogin schicken möge.

6. Es ist in einer viel pesantern und also für die Kunst bedeutendern Manier die Geschichte von Dumouriez (S. 23). — So lautet der Text in den Briefen Goethe's an Meyer (S. 53f.), während in allen Ausgaben steht „als die Geschichte" u. s. w. Die eben genannten Briefe sind allerdings von Riemer mit großer Nachlässigkeit und Willkür redigirt, in dem vorliegenden Falle indessen geben sie das Richtige. An eine künstlerische Behandlung der Geschichte des Generals Dumouriez hatte Niemand gedacht; wohl aber soll das den Zeitgenossen wohlbekannte Leben und Schicksal Desselben eine vorläufige Vorstellung von der Geschichte Wallenstein's oder eine Erinnerung an dieselbe geben.

7. Zu Seite 24, Zeile 6. — Wir schalten hier den Brief an den Herzog vom 12. Juni ein, wie er sich im Anhang zu „Goethe's Briefen an Christian Gottlob von Voigt. Herausgegeben von Otto Jahn", Leipzig 1868 (S. 557 ff.) abgedruckt findet, weil er zur Aufklärung mancher Verhältnisse nothwendig ist.

„Der Vorwurf meiner Schreibefaulheit, den Sie mir, bester Fürst, durch Geh.-R. Voigt machen lassen, ist leider nicht unverdient, meine Tinten- und Papierscheue nimmt gleichsam mit jedem Tage zu, umsomehr als ich einen Geist*) zur rechten Hand habe, der mit der größten Leichtigkeit meine Gesinnungen und Einfälle zu Papier bringt. Indessen wird ein Brief, der den Sechsten hier abging, meinem sinkenden Kredit wieder ein

*) Sein Sekretär, im Scherz mitunter Spiritus genannt. [Nach Jahn.]

Wenig aufgeholfen haben, in welchem ich die Abreise der Chemiker*) nach Osten und Westen ankündigte.

„Bald werde ich nun auch mich nach Weimar zurückbegeben, da die beinahe völlige Einsamkeit ihre reichen Früchte getragen hat. Das Gedicht, dessen Anfang Ihnen nicht mißfiel,**) ist nun geendigt, und es wird nun bald in die deutsche Welt ausgehen. Zugleich haben sich eine Idylle, einige Balladen und andre Liederarten eingefunden. Ich wünsche, daß Sie solche nicht ganz ohne Beifall dereinst vernehmen mögen.

„Vorgestern Abend hatte ich eine sonderbare Unterhaltung:***) Lord Bristol ging von Karlsbad hier durch, und da er mich zu sehen verlangte, ging ich zu ihm. Er empfing mich gleich mit ein paar solennen Grobheiten und setzte mich dadurch völlig à mon aise. Glücklicherweise hatte ich guten Humor und meinen französischen Tag, so daß ich ihm nichts schuldig blieb und wir, nachdem wir eine Stunde lang disserirt, disputirt, etwas grob gescherzt und mitunter verständig gesprochen hatten, mit aller Höflichkeit und Zufriedenheit auseinanderschieden. Es ist mir sehr angenehm, dieses wunderliche Original, von dem man so viel gehört hat, endlich einmal mit Augen gesehen zu haben; denn ohne unmittelbare Anschauung des Individuums kann man sich von der seltsamen Zusammensetzung keinen Begriff machen.

„Sie haben jetzt den Fürsten von Ligne in der Nähe, der auch eine eigne und merkwürdige Natur sein muß.

„So mancherlei Wünsche ich auch in dieser an mancherlei Schicksalen schwangeren Zeit hege, so steht doch der Wunsch für Ihr Wohl immer obenan, und so waren mir die Nachrichten, die ich von Weimar erhalte, daß die Kur gute Wirkung thut, mir [sic] höchst erfreulich; indessen kommt auch die Zeit heran, wo mir die Freude bevorsteht, Sie wiederzusehen und von Mancherlei mündliche Nachricht und Rechenschaft zu geben.

„Da Alles hier seinen gewöhnlichen Gang geht, so ist nicht viel zu sagen. Kempelen's Sprachmaschine, welche Hofr. Loder besitzt und die zwar nicht sehr beredt ist, doch aber verschiedene kindische Worte und Töne ganz artig hervorbringt, ist hier durch einen Tischer Schreiber†) recht gut nachgemacht worden. — Die

*) Scherer und Humboldt. [Jahn.]

**) Herrmann und Dorothea. [Jahn.]

***) Vgl. auch Tag- und Jahreshefte von 1797, Eckermann, Gespr. m. Goethe, III. S. 327 ff. [Nach Jahn.]

†) Schreiber war ein geschickter Tischler in Jena. [Nach Jahn.]

Opale sind noch nachher von Kennern bewundert worden und werden lange eine der ersten Zierden des Kabinets bleiben. — Hofr. Loder hat von Göttingen, wohin er in den Feiertagen einen Sprung gethan, ein merkwürdig Kabinetstück mitgebracht, eine Billardkugel, die ein Hund zufällig verschluckte und nach 24 Stunden um zwei Drittel verdaut von sich gab. Sie ist sphäroidisch geworden, hat eine wunderbar fein-ungleiche Oberfläche, ohngefähr als wenn man halbtrockenen Thon auf Leinwand aufdrückt. Man ist unentschieden, ob es die ungleich verdauten Theile des Elfenbeins oder Eindrücke der Tunica villosa des Magens sind.

„Seit Pfingsten haben wir sehr regnichtes Wetter, das von Reisenden und Spaziergängern gescholten, von Ackerleuten und Gärtnern aber gepriesen wird. Ich wünsche, daß Sie zu Ihrem Zwecke einer leidlichen Witterung genießen mögen. Leben Sie recht wohl und erfreuen uns balde mit Ihrer Gegenwart! Jena den 12. Juni. Als am ersten Ziehungstage der Hamburger Lotterie,*) welche wegen des berühmten Gutes Schockwitz diesmal so viele Menschen mehr interessirt.**) 1797."

8. Weimar, den 7. Juli 1797 (S. 24). — Diesen Brief hat Riemer („Briefe von und an Goethe, desgleichen Aphorismen und Brocardica", Leipzig 1846, S. 55 f.) nur theilweise abgedruckt.

9. Der Herzog ist schon einige Monate abwesend (S. 24). — Er war Anfangs Mai nach einem längeren Aufenthalt in Dessau, Leipzig und Dresden nach Teplitz gegangen und kam am 25. Juli nach Weimar zurück.

10. Ich gehe... nach Frankfurt mit den Meinigen (S. 24). — Christiane Vulpius und ihr Sohn Julius August Walter von Goethe, geboren am 25. Dezember 1788. Auch ein Schreiber war in Goethe's Begleitung.

11. Die Hälfte meines neuen Gedichts (S. 25). — Es waren Druckbogen von „Herrmann und Dorothea". Der Druck, schon im April bei Vieweg in Braunschweig begonnen, war noch nicht beendigt.

---

*) Vgl. Aus Weimar's Glanzzeit, S. 5. [Jahn.]
**) Antwort Karl August's, Briefw. [Nr.] 120, I. S. 217 f. [Jahn.]

12. Weimar, den 14. Juli 1797 (S. 25). — Der zweite und der dritte Abschnitt stimmen, Einzelheiten abgerechnet, mit dem gleichdatirten Briefe bei Riemer; alles Uebrige fehlt bei dem Letzteren.

13. Einen Aufsatz, worin nach einigem Allgemeinen über Laokoon gehandelt ist (S. 25). — Vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 29 ff.

14. Hofrath Hirt (S. 25). — Vgl. Vorbemerkung, S. 8, Werke, Bd. XXVIII. S. 30, und daselbst S. 131, zweite Anmerkung.

15. Schillern, der auch seit einigen Tagen hier ist (S. 26). — Vgl. Vorbemerkung, S. 8. Schiller's Anwesenheit in Weimar währte vom 11. bis zum 18. Juli.

16. Wir haben uns vereinigt, in den diesjährigen Almanach mehrere Balladen zu geben (S. 27). — Es ist schon der „Musenalmanach für das Jahr 1798" gemeint. In ihm erschienen von Goethe: „Der Zauberlehrling", „Der Schatzgräber", „Die Braut von Korinth", „Legende", „Der Gott und die Bajadere", freilich nicht alles Balladen im strengsten Sinne; von Schiller: „Der Ring des Polykrates", „Der Handschuh", „Ritter Toggenburg", „Der Taucher", „Die Kraniche des Ibykus" und „Der Gang nach dem Eisenhammer".

17. Humboldts werden nun auch von Dresden nach Wien abgehen (S. 27). — „Oberbergrath von Humboldt ist nun auch mit der sämmtlichen Karawane, bestehend aus zwei Müttern, zwei Männern, fünf Kindern, zwei Mägden und einem Bedienten, nach Dresden abgereist." (S. den Brief Goethe's an Karl August im Anhange zu den Briefen an Voigt, S. 555 f.)

18. Gerning (S. 27). — Johann Isaak Freiherr von G., geboren 1769 in Frankfurt a. M., anfangs viel auf Reisen, später in diplomatischer Karriere, war 1794 und 1795 auch in Weimar. An seine Hauptdichtung „Die Heilquellen am Taunus" (1813) erinnert Goethe in der unmittelbar auf diese folgenden Schrift „Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar", und ebenso gedenkt er daselbst der reichen Kunstsammlungen Gerning's (s. unten S. 286 und 289).

19. Wieland lebt in Oßmanstedt mit dem noth-

dürftigen Selbstbetruge (S. 27). — Wieland hatte das Landgut im April 1797 gekauft und besaß es bis 1803. Der „nothdürftige Selbstbetrug" bezieht sich wol nicht auf die pekuniären Sorgen des Dichters, die freilich auch nicht ausblieben, sondern Goethe scheint etwas Anderes zu meinen. Wenigstens schreibt er in den „Tag- und Jahresheften" von 1798: „Wieland hatte nicht bedacht, ... daß er unsrer Herzogin Amalia und sie ihm zum Lebensumgang völlig unentbehrlich geworden. Aus jener Entfernung entstand denn ein ganz wunderbares Hin- und Wiedersenden von reitenden und wandernden Boten, zugleich auch eine gewisse, kaum zu beschwichtigende Unruhe."

20. Fräulein von Imhoff (S. 27). — Amalie von Imhoff (1776—1834), später an den schwedischen Obersten von Helwig verheirathet, für deren dichterische Ausbildung sich Goethe interessirte und die im Malen von Meyer unterrichtet war, wird von Schiller anfangs weniger günstig als von Goethe beurtheilt, der sich wie hier, so auch in dem unmittelbar folgenden Briefe (S. 28, Z. 9 ff.) und in den „Tag- und Jahresheften" von 1799 sehr anerkennend über sie ausspricht. Schiller schreibt dagegen an Goethe (17. August 1797): „Amalie Imhoff ist zur Poesie nicht durch das Herz, sondern nur durch die Phantasie gekommen und wird auch ihr Leben lang nur damit spielen." Später heißt es noch, daß sie „das Poetische immer dem Gehalt nach verfehlen" würde. Damit mag denn auch zusammenhängen, daß in den „Musenalmanach für das Jahr 1798" noch nichts von ihr aufgenommen wurde. Erst in dem von 1800 erschien ihr Epos „Die Schwestern von Lesbos", welches Goethe vorher einer genauen Durchsicht unterworfen hatte. Uebrigens hatte sich bei Gelegenheit dieser Dichtung das Urtheil Goethe's und Schiller's bedeutend umgewandelt. Jetzt ist Schiller der Anerkennende, Goethe der Tadelnde. Man vgl. die Korrespondenz Beider vom 29. Mai bis zum 24. August 1799.

21. Wir erwarten in diesen Tagen den jungen Stein (S. 27). — Friedrich Konstantin Freiherr von Stein (1773—1844), auf dessen Erziehung Goethe einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt hatte. Er war schon damals in preußische Dienste getreten und wollte zu einiger Unzufriedenheit des Herzogs nicht nach Weimar zurückkehren. Von seinem jetzigen Besuche daselbst war Goethe, wie aus dessen Schreiben an ihn vom 26. April 1797 hervorgeht, vorher in Kenntniß gesetzt worden.

22. Knebel ist nach Baireuth gegangen (S. 27). — Knebel's Abwesenheit von Jena dauerte von Anfang Juli 1797 bis Ende Januar 1798; im November traf ihn Goethe in Nürnberg (vgl. unten Anm. 232).

23. Ein paar Balladen (S. 27). — Man möchte den „Zauberlehrling" und den „Ring des Polykrates" vermuthen. Wenigstens schreibt Goethe am 19. Juli an Böttiger: „Er [Schiller] hat mir den „Ring des Polykrates" zurückgelassen, den ich nebst dem berühmten „Wasserträger" in diesen Tagen vorzutragen hoffe." Indessen ist die ganze Angabe vielleicht nicht genau; denn schon am 22. Juli schreibt Goethe an Schiller, er möchte ihm doch Abschriften vom „Taucher", „Polykrates" und „Handschuh" zukommen lassen, da er die seinigen an Meyer geschickt habe.

24. Die Note von Böttiger (S. 28). — Die Zusendung derselben war dadurch veranlaßt, daß Goethe auch ihm seinen Aufsatz über Laokoon geschickt hatte.

25. Frankfurt, den 8. August 1797 (S. 28). — Der Brief stimmt zum Theil mit dem unter dem 9. August an Schiller gerichteten überein, nur fehlen in dem letzteren die drei ersten Abschnitte. Ein Stück desselben findet sich auch als Brief an Meyer vom 10. August, und Absatz 1 und 2 sowie der ganze folgende, ebenfalls „Frankfurt, den 8. August" datirte Brief (oben S. 30, Z. 19 bis 31), nebst der Beilage bilden zugleich den ersten Reisebericht, den Goethe an den Herzog sendete. (S. Goethe's Briefe an Voigt, Anhang, S. 562 f.)

26. So bin ich denn .... am 2ten in Frankfurt angekommen (S. 29). — Die Ausgaben haben am 3ten. Goethe erwähnt aber in den „Tag- und Jahresheften" von 1797, daß er am 30. Juli von Weimar abgereist sei, und damit stimmt auch, daß er am 29. Juli an Schiller sowie an Hufeland schreibt, er wolle morgen im Ernste von Weimar abgehen. Daß die Reise vier Tage gedauert habe, sagt er außerdem oben S. 28, Z. 4 v. u.

27. Die Millionen Kriegskontribution (S. 30). — In den wechselvollen Feldzügen des Jahres 1796 war Frankfurt vom 13. August bis zum 16. September von den Franzosen unter dem General Kleber besetzt gewesen und hatte eine bedeutende Kontribution zahlen müssen.

28. Gestern Abend entstand auf einmal ein lebhafter Friedensruf (S. 30). — Friedensunterhandlungen wurden allerdings in dieser Zeit in Lille gepflogen, sie bezogen sich aber nur auf England und Frankreich; denn der schmähliche Friede zu Campo Formio, welcher den Präliminarfrieden von Leoben (s. oben Anm. 1 und 4) im Einzelnen ausführte, wurde erst am 17. Oktober abgeschlossen.

29. Im Schweitzerischen Hause (S. 30). — Die Beziehungen zu der Allesina-Schweitzer'schen Familie, die auch mit der Familie Brentano verschwägert war, erwähnt Goethe öfters so im 13. Buche von „Dichtung und Wahrheit" (Werke, Bd. XXII. S. 130) und in der „Italienischen Reise" unter der Rubrik „Verona, den 14. September 1786". Das Schweitzer'sche Haus, auch noch S. 43 Z. 6 ff. genannt, ist das spätere „Hôtel de Russie".

30. Memorie Storiche ..... scritte da lui medesimo (S. 31). — „Historische Memoiren des Professors Giovanni Baptista Rottondo, aus Monza im Mailändischen, verfaßt von ihm selbst."

31. Non si dee defraudare il Popolo Sovrano Bergamasco di dargli notizia etc. (S. 32). — „Dem souveränen Volke von Bergamo darf nicht vorenthalten werden, daß man ihm Kenntniß giebt" u. s. w.

32. I segni da esse manifestati di patriotismo ..... il vanto de' più energici republicani. (S. 32). — „Die dort kundgegebenen Beweise von Patriotismus und Heiterkeit zogen die allgemeine Bewunderung auf sich und erwarben ihnen den Ruhm der energischesten Republikaner."

33. Zu S. 32, Z. 21. — Fortsetzung der Rezension einiger italienischen Zeitungen. Abgedruckt im Anhang zu „Goethe's Briefen an Christian Gottlob von Voigt. Herausgegeben von Otto Jahn", S. 566 f. — (Des Zusammenhanges halber hier wiederholt, obgleich auch in Bd. XXIX. S. 658 f. der Werke mitgetheilt.)

„Gazzetta Universale Nr. 59. 60. 61. Florenz. 25., 29. Juli, 1. August 1797.

„Enthalten nichts besonders Charakteristisches, außer daß diese Zeitung durchaus Begebenheiten mit Pünktlichkeit und Klarheit ohne die mindeste parteiliche Absicht erzählt.

„Notizie Universali Nr. 61. 1. August. Nr. 62, 63. Roveredo [der Ortsname von Goethe's Hand hinzugefügt].

„Erzählen absichtlich, doch mit Verstand und Mäßigung, die Besitznehmung von Dalmatien, machen auf den Werth dieser Acquisition, sowie abermals auf die große bewaffnete Macht des Kaisers aufmerksam; die übrigen Angelegenheiten anderer Reiche erzählen sie mit Gelassenheit.

„Il Corriere Milanese Nr. 59. 60. 61. 62. Ende Juli, Anfang August.

„Fangen jederzeit mit dem Artikel England an, worauf denn Frankreich und nach Beschaffenheit die übrigen Reiche und zuletzt Italien folgt. Die französischen Angelegenheiten betreffend, sind Auszüge aus bedeutenden Schriften oder Reden abgedruckt, so auch Italien betreffend. Alles Uebrige ist zwar hie und da zu Gunsten der republikanischen Denkart, aber ohne merkliche Leidenschaft gestellt.

„Giornale degli Uomini liberi, Nr. 7. 8. 9. Bergamo. Ende Juli, Anfang August.

„Fährt fort mit Darstellungen des jetzigen Zustandes seiner Stadt und der Gegend in allerlei Formen; er wird mitunter sehr speziell, auch persönlich. Der Zustand und das Betragen der alten Familien, die öffentliche Erziehung, die verschiedenen Denkarten über die gegenwärtigen Umstände, Administrations-, Prozeß-, Gerichts-, Kriminal- und Polizeifälle bringt es [sic] mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit vor, greift Geistliche wegen ihrer Predigten an und scheint sich mit ziemlicher Keckheit, doch nicht ohne eine gewisse italienische Urbanität als Stadt- und Volksblatt zu behaupten. Der Redacteur unterschreibt sich Ruletti.

„Il Patriota Bergamasco Nr. 19. 20. 21. Ende Juli, Anfang August.

„Fängt mit den vaterländischen Sachen und Aufsätzen, die an die Patrioten gerichtet sind, an, spricht von der Verbesserung der Erziehung, besonders der Landschulen. Vertheidigt durch Auszüge die Toleranz der cisalpinischen Republik gegen den Vorwurf der Irreligiosität.

„Gazzetta di Lugano Nr. 31. Ende Juli.

„Hat nichts Ausgezeichnetes.

„Giornale de' Patrioti d'Italia. Mailand. Nr. 86. 3. Auguſt.

„Hat Rubriken nicht allein der Länder, ſondern auch der Materien, deren Ueberſicht zu Anfang beiſammenſteht, iſt abſichtlich und lebhaft geſchrieben. Ein Stück eines hiſtoriſchen Verſuchs über die Revolution von Italien, eine Darſtellung des ſchwachen Anfangs der Marine der ciſalpiniſchen Republik, eine mißbilligende und mit Repreſſalien drohende Erzählung der Art, wie man die Verſuche des Volks, ſich frei zu machen, in Piemont niedergedrückt und beſtraft hat. Ebenſo über die Ueberrumpelung von Aſti. Ueber einen Abbate Bocchetti, der wegen ariſtokratiſchen Geſinnungen deportirt worden. Ein Dialog zwiſchen einem Patrioten und einem Moderirten, wobei, wie natürlich, der Moderirte lächerlich und verdächtig gemacht wird. Durchaus mit lebhafter Abſicht auf Wirkung geſchrieben."

34. Ein Brief des Generals Buonaparte an den Aſtronomen Cagnoli in Verona (S. 32). — Jedenfalls ſind dieſe Ausſichten für Cagnoli etwas ſpät gekommen. Der unter Buonaparte befehligende General Maſſena war ſchon am 1. Juni 1796 in Verona eingerückt, das ſeitdem noch in franzöſiſchem Beſitz geblieben war.

35. Frankfurt, den 9. Auguſt (S. 32). — Der Brief iſt an den Herzog gerichtet, zeigt aber in ſeiner urſprünglichen Geſtalt (Briefe an Voigt, S. 564 f.) einige Abweichungen von unſerem Texte; insbeſondere fehlen im Original an den Herzog Abſatz 3 und 4 (oben S. 33, Z. 15 bis 29), welche einem Schreiben an Knebel vom 10. Auguſt angehören.

36. Die Feier des morgenden Tages (S. 32). — Des 10. Auguſt, als des Tags, an dem das Königthum geſtürzt ward. Die Feier wurde von der franzöſiſchen Sambre- und Maas-Armee veranſtaltet.

37. Wenn ein Jeder das Gleiche thut, ſo wird es in der Stadt und im Hauſe wohl ſtehen (S. 33). — Vgl. das Epigramm, Werke, Bd. III. S. 210, Nr. 3, welches denſelben Gedanken in gebundener Form wiedergiebt. Der bei Riemer (Briefe von und an Goethe, S. 284) mitgetheilte Aphorismus iſt aus dem vorliegenden Texte entlehnt.

38. Herrn von Schwarzkopf (S. 33). — Joachim

v. S., Geheimer Legationsrath, braunschweigischer und mecklenburg-strelitzischer Ministerresident bei dem kur- und oberrheinischen Kreise.

39. Auf einem Bethmannischen Gute (S. 33). — Das Haupt der Familie, das auch noch später (s. „Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar" unter dem Abschnitt „Frankfurt", unten S. 292) erwähnt wird, war Simon Moritz von B., Banquier und russischer Staatsrath. — Die unmittelbar darauf erwähnte Familie von Riese (S. 33, Z. 6 v. u.) wird als Patrizierfamilie zu dem Hause Frauenstein gehörig bezeichnet.

40. Frankfurt, den 14. August (S. 34). — Fast wörtlich übereinstimmend mit dem Briefe an Schiller vom 17. August 1797 bis zu S. 35, Z. 29 unseres Textes.

41. Palmira (S. 34) — komponirt von Antonio Salieri (1750—1825), von 1774—1824 Opern-Direktor in Wien, der auch „Les Danaïdes", „Axur", „Armida" u. a. Opern sowie viele Kirchenmusiken verfaßt hat.

42. Fuentes (S. 34). — In den „Tag- und Jahresheften" von 1815 wird ein Schüler desselben, Friedrich Beuther, erwähnt, der sich durch vorzügliche Anwendung der Perspektive bei den Dekorationsmalereien in Weimar ausgezeichnet hat.

43. Albertolli (S. 35). — Giocondo A. (1744—1839). Man vgl. über ihn Werke, Bd. XXX. S. 450.

44. Schilderung einiger Personen des Frankfurter Theaters (S. 36). — Keiner von den hier Genannten hat es zu einer besondern Berühmtheit gebracht; einige kannte Goethe schon von ihrem früheren Aufenthalte in Weimar, so Sophie Boudet. (E. Pasqué, „Goethe's Theaterleitung in Weimar", Bd. I. S. 88 f.) Auch Demmer ist wahrscheinlich der Jüngere dieses Namens, der von 1791 bis 1794 in Weimar war. Dagegen ist Grüner (Siegmund) nicht identisch mit dem öfters erwähnten, von Goethe selbst ausgebildeten Schauspieler. (Man vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 682, Anmerkung, und die „Tag- und Jahreshefte" von 1803). — Von größerem Interesse dürfte es indessen sein, aus den gegebenen Daten und einigen zugefügten Ergänzungen das damalige Repertoire der Frankfurter Bühne zusammenzustellen. Danach ergäben sich für die Oper: von Mozart „Belmonte und Konstanze", „Die Zauberflöte" und „Don Juan";

von d'Aleyrac „Die beiden Savoyarden"; von Dittersdorf „Doktor und Apotheker" und „Hieronymus Knicker". Von Dramen sind zu nennen: von Iffland „Elise von Valberg", „Die Hagestolzen", „Die Aussteuer", „Dienstpflicht" und „Der Spieler"; von Shakespeare „Hamlet"; von Kotzebue „Die Sonnenjungfrau" und „Armuth und Edelsinn"; von Franz Kratter „Das Mädchen von Marienburg"; von Gustav Hagemann „Ludwig der Springer"; von J. C. Kaffka „Die Tempelherren"; von dem französischen Dichter Mercier „Der Deserteur" in der Uebersetzung von Christian Friedrich Schwan oder Konrad von Beulwitz.

45. Frankfurt, den 15. August 1797 (S. 38). — Der Brief ist ein Theil desjenigen, der im Schiller-Goethe'schen Briefwechsel unter dem 22. August steht.

46. Man müßte es leicht nehmen und in der Gozzi'schen Manier traktiren (S. 39). — Carlo Graf Gozzi (1722—1806), schöpfte die meisten seiner Stoffe aus dem Bereich der Feenmärchen, um seine Satire in ein phantastisches Gewand kleiden zu können. Bekannt ist, daß Schiller Dessen „Turandot" übersetzt hat; über die Anregung, die Goethe durch ihn zu seinem „Triumph der Empfindsamkeit" erhalten hat, vgl. Werke, Bd. VIII. S. 324.

47. Zu Seite 40, Zeile 7. — Wir schalten hier einen von den früheren Herausgebern nicht aufgenommenen Brief an Schiller vom 17. August ein (Nr. 358 der 3. Ausgabe des Briefwechsels):

„Ich bin auf einen Gedanken gekommen, den ich Ihnen, weil er für meine übrige Reise bedeutend werden kann, sogleich mittheilen will, um Ihre Meinung zu vernehmen, inwiefern er richtig sein möchte und inwiefern ich wohl thue, mich seiner Leitung zu überlassen. Ich habe, indem ich meinen ruhigen und kalten Weg des Beobachters, ja des bloßen Sehens ging, sehr bald bemerkt, daß die Rechenschaft, die ich mir von gewissen Gegenständen gab, eine Art von Sentimentalität hatte, die mir dergestalt auffiel, daß ich dem Grunde nachzudenken sogleich gereizt wurde, und ich habe Folgendes gefunden: Das, was ich im Allgemeinen sehe und erfahre, schließt sich recht gut an alles Uebrige an, was mir sonst bekannt ist, und ist mir nicht unangenehm, weil es in der ganzen Masse meiner Kenntnisse mitzählt und das Kapital vermehren hilft. Dagegen wüßte ich noch nichts, was mir auf der

ganzen Reise nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte, sondern ich bin heute so ruhig und unbewegt, als ich es jemals bei den gewöhnlichsten Umständen und Vorfällen gewesen. Woher denn also diese scheinbare Sentimentalität, die mir um so auffallender ist, weil ich seit langer Zeit in meinem Wesen gar keine Spur außer der poetischen Stimmung empfunden habe? Möchte nicht also hier selbst poetische Stimmung sein, bei einem Gegenstande, der nicht ganz poetisch ist, wodurch ein gewisser Mittelzustand hervorgebracht wird?

„Ich habe daher die Gegenstände, die einen solchen Effekt hervorbringen, genau betrachtet und zu meiner Verwunderung bemerkt, daß sie eigentlich symbolisch sind, das heißt, wie ich kaum zu sagen brauche, es sind eminente Fälle, die in einer charakteristischen Mannichfaltigkeit als Repräsentanten von vielen andern da stehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes in meinem Geiste aufregen und so von außen wie von innen an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen. Sie sind also, was ein glückliches Sujet dem Dichter ist, glückliche Gegenstände für den Menschen; und weil man, indem man sie mit sich selbst rekapitulirt, ihnen keine poetische Form geben kann, so muß man ihnen doch eine ideale geben, eine menschliche im höheren Sinn, das man auch mit einem so sehr mißbrauchten Ausdruck sentimental nannte. Und Sie werden also wol nicht lachen, sondern nur lächeln, wenn ich Ihnen hiermit zu meiner eigenen Verwunderung darlege, daß ich, wenn ich irgend von meinen Reisen etwas für Freunde oder fürs Publikum aufzeichnen soll, wahrscheinlich noch in Gefahr komme, empfindsame Reisen zu schreiben. Doch ich würde, wie Sie mich wohl kennen, kein Wort, auch das verrufenste nicht, fürchten, wenn die Behandlung mich rechtfertigen, ja wenn ich so glücklich sein könnte, einem verrufenen Namen seine Würde wiederzugeben.

„Ich berufe mich auf das, was Sie selbst so schön entwickelt haben, auf das, was zwischen uns Sprachgebrauch ist, und fahre fort: Wann ist eine sentimentale Erscheinung (die wir nicht verachten dürfen, wenn sie auch noch so lästig ist) unerträglich? Ich antworte: Wenn das Ideale unmittelbar mit dem Gemeinen verbunden wird. Es kann dies nur durch eine leere, gehalt- und formlose Manier geschehen; denn beide werden dadurch vernichtet, die Idee und der Gegenstand: jene, die nur bedeutend sein und sich nur mit dem Bedeutenden beschäftigen kann,

und dieser, der recht wacker, brav und gut sein kann, ohne bedeutend zu sein.

„Bis jetzt habe ich nur zwei solcher Gegenstände gefunden, den Platz, auf dem ich wohne, der in Absicht seiner Lage und Alles dessen, was darauf vorgeht, in einem jeden Momente symbolisch ist, und den Raum meines großväterlichen Hauses, Hofes und Gartens, der aus dem beschränktesten patriarchalischen Zustande, in welchem ein alter Schultheiß von Frankfurt lebte, durch klug unternehmende Menschen zum nützlichsten Waaren- und Marktplatz verändert wurde. Die Anstalt ging durch sonderbare Zufälle bei dem Bombardement zu Grunde und ist jetzt, größtentheils als Schutthaufen, noch immer das Doppelte dessen werth, was vor elf Jahren von den gegenwärtigen Besitzern an die Meinigen bezahlt worden. Insofern sich nun denken läßt, daß das Ganze wieder von einem neuen Unternehmer gekauft und hergestellt werde, so sehen Sie leicht, daß es in mehr als einem Sinne als Symbol vieler tausend andern Fälle in dieser gewerbreichen Stadt besonders vor meinem Anschauen da stehen muß.

„Bei diesem Falle kommt denn freilich eine liebevolle Erinnerung dazu; wenn man aber, durch diese Fälle aufmerksam gemacht, künftig bei weitern Fortschritten der Reise nicht sowol aufs Merkwürdige, sondern aufs Bedeutende seine Aufmerksamkeit richtete, so müßte man für sich und Andere doch zuletzt eine schöne Ernte gewinnen. Ich will es erst noch hier versuchen, was ich Symbolisches bemerken kann, besonders aber an fremden Orten, die ich zum ersten Mal sehe, mich üben. Gelänge das, so müßte man, ohne die Erfahrung in die Breite verfolgen zu wollen, doch, wenn man auf jedem Platz, in jedem Moment, so weit es Einem vergönnt wäre, in die Tiefe ginge, noch immer genug Beute aus bekannten Ländern und Gegenden davontragen.

„Sagen Sie mir Ihre Gedanken hierüber in guter Stunde, damit ich erweitert, befestigt, bestärkt und erfreut werde! Die Sache ist wichtig; denn sie hebt den Widerspruch, der zwischen meiner Natur und der unmittelbaren Erfahrung lag, den in früherer Zeit ich niemals lösen konnte, sogleich auf und glücklich. Denn ich gestehe Ihnen, daß ich lieber gerad nach Hause zurückgekehrt wäre, um aus meinem Innersten Phantome jeder Art hervorzuarbeiten, als daß ich mich noch einmal wie sonst (da mir das Aufzählen eines Einzelnen nun einmal nicht gegeben ist)

mit der millionfachen Hydra der Empirie herumgeschlagen hätte; denn wer bei ihr nicht Lust oder Vortheil zu suchen hat, der mag sich bei Zeiten zurückziehen.

„So viel für heute, ob ich gleich noch ein verwandtes wichtiges Kapitel abzuhandeln hätte, das ich nächstens vornehmen und mir auch Ihre Gedanken darüber erbitten werde. Leben Sie recht wohl, grüßen die Ihrigen und lassen von meinen Briefen außer den Nächsten Niemand nichts wissen noch erfahren!

„Frankfurt, den 17. August 1797."

48. Frankfurt, den 18. August 1797 (S. 40). — Dieser und die nächstfolgenden Briefe bis zu dem aus Frankfurt, den 23. August 1797 (S. 51) datirten sind sämmtlich Berichte an Karl August, die indessen in dem betreffenden Briefwechsel nicht mitgetheilt werden. Nur der Abschnitt „Für einen Reisenden" u. s. w. (S. 47, Z. 5 v. u. bis S. 48, Z. 5) findet sich auch in einem undatirten Briefe an Schiller (Nr. 356 des Briefwechsels). Der Herzog war übrigens mit Ton und Fassung dieser Briefe nicht sehr zufrieden; er wünschte wahrscheinlich lieber Briefe als Abhandlungen. In diesem Sinne schrieb er wenigstens an Knebel in einem Briefe vom 23. September (ohne Jahreszahl), der aber seinem sonstigen Inhalte nach unzweifelhaft in das Jahr 1797 gehört, die bereits in der Vorbemerkung (S. 12) erwähnten Worte.

49. Gonzaga (S. 40). — Die Künstlerlexika erwähnen einen italienischen Landschafts-, Perspektiv- und Dekorationsmaler Gonzaga oder Gonsago, dessen Arbeiten von außerordentlicher Wirkung gewesen seien; von 1794 bis 1804 sei er in Petersburg thätig gewesen und habe 1827 noch gelebt.

50. Die beiden neuen reformirten Bethäuser (S. 43). — Beide waren erst 1794 vollendet.

51. Die neu erbaute Lutherische Hauptkirche (S. 43). — Es ist die 1786 an der Stelle einer älteren errichtete allbekannte Paulskirche; sie erhielt letzteren Namen aber erst bei ihrer feierlichen Einweihung am 9. Juni 1833 statt des ehemaligen „Barfüßerkirche". — Die S. 43, Z. 6 v. u. erwähnte Katharinenkirche stammt aus dem Ende des 17. Jahrhunderts; — das Schauspielhaus (S. 45, Z. 8 f.) wurde 1780 erbaut und 1827 erweitert; — das Rothe Haus (S. 46, Z. 7 u. 6 v. u.) ist das spätere Postgebäude.

52. Jenes Undenische Pygmäenweibchen (S. 47). — Man vgl. Werke, Bd. XXI. S. 213 f. und 410 f. (Anm. 383) und „Wilhelm Meister's Wanderjahre. Erläutert von Düntzer", S. 2. Offenbar ist es die Gestalt der „neuen Melusine", die hier Goethe vorschwebt, mag er nun das später aufgeschriebene Märchen wirklich schon in Sesenheim erzählt haben oder dies, wie Düntzer meint, in „Dichtung und Wahrheit" nur zur Ausschmückung der Erzählung berichten. Vielleicht — denn ein sicherer Anhalt dafür fehlt — beschäftigt ihn noch derselbe Stoff, wenn er unter dem 3. Februar 1798 an Schiller schreibt, „daß er etwa ein halb Dutzend Märchen und Geschichten im Sinne habe, die er als den zweiten Theil der „Unterhaltungen seiner [deutscher] Ausgewanderten" bearbeiten werde". Wirklich aufgeschrieben wurde „Die neue Melusine" erst 1807, zuerst gedruckt 1817.

53. Ich werde ehestens eine Liste der verschiedenen Preise überschicken (S. 50). — Dies geschah in einem Briefe an Voigt vom 24. August, aus dem hier nur folgende Stelle Platz finden möge: „Ich sende hier die Preise, wie ich sie theils aus dem Wochenblatt, theils durch einige Nachfragen erfahren habe. Sie werden daraus sehen, daß gewisse Viktualien in einem sehr hohen Preise stehen; wegen der Früchte wird eine Reduktion auf unser Maß die nöthige Belehrung geben. — Die Ernte will man hier nicht loben; es soll in den Bunden, in Maß und Gewicht fehlen, und sie soll daher nur höchstens für eine halbe Ernte zu halten sein. Aus der Gegend von Heidelberg aber sind bessere Nachrichten. — Der Gerstenpreis auf der Tabelle steht wol nur so hoch, weil es noch alte Gerste ist." — Der weitere Inhalt des Briefes betrifft dann den Druck, den die Franzosen in den von ihnen besetzten Ortschaften ausüben persönliche Geldverhältnisse und den Schloßbau in Weimar.

54. Als bei Custinens Einfall der General Neuwinger die Thore von Sachsenhausen besetzen ließ (S. 51). — Vgl. Werke, Bd. XXV. S. 110 und 136, und Anm. 100 daselbst S. 204.

55. Zu Seite 51, Zeile 21. — Aus einem Briefe an Schiller vom 23. August möge hier wenigstens der zweite Abschnitt eine Stelle finden:

„Gestern ist auch Hölderlin bei mir gewesen; er sieht etwas gedrückt und kränklich aus, aber er ist wirklich liebenswürdig und mit Be-

scheidenheit, ja mit Aengstlichkeit offen. Er ging auf verschiedene Materien auf eine Weise ein, die Ihre Schule verrieth; manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, so daß er Manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders gerathen, kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen. Er schien noch einige Neigung zu den mittlern Zeiten zu haben, in der ich ihn nicht bestärken konnte. Hauptmann Steigentesch werde ich wol nicht sehen; er geht hier ab und zu, meine Anfrage hat ihn einigemal verfehlt, und ein Billet, das ich das letzte Mal für ihn zurückließ, findet er vielleicht erst nach meiner Abreise. Grüßen Sie Ihre liebe Frau und unsere dichterischen Freundinnen. Ich habe immer noch gehofft, Ihnen noch etwas zum Musenalmanach zu schicken; vielleicht ist die schwäbische Luft ergiebiger. Eigentlich gehe ich von hier aus erst in die Fremde und erwarte um desto sehnlicher einen Brief von Ihnen bei Cotta."

Vom 24. August, der in dem Tagebuche (vgl. die flgde. Anm.) fehlt, ist noch ein Brief an Schiller vorhanden, in welchem von einer für die „Horen" beabsichtigten, aber nicht zur Ausführung gekommenen Arbeit Mittheilung gemacht wird. Goethe liegen gegen zweihundert satirische französische Kupfer vor, die er bereits schematisirt hat und jetzt einzeln beschreiben will.

56. Von Frankfurt nach Heidelberg (S. 51). — Dieser Abschnitt ist an Niemanden persönlich gerichtet, sondern nur ein Stück des Tagebuchs, ebenso der folgende bis S. 65, Z. 6 v. u.

57. Die Statue des Kurfürsten (S. 53). — Der Kurfürst ist Karl Theodor, geboren 1724, gestorben 1799.

58. Demoiselle Delf (S. 54). — S. Werke, Bd. XXV. S. 268, und die Anm. 43, daselbst S. 281.

59. Rustika (S. 58). — Technischer Ausdruck in der Architektur für Quaderbau mit breiten, tief eingeschnittenen Fugen zwischen den einzelnen Werkstücken. Die Quadern sind mit einem gemeißelten Schrägsaum umrändert, während innerhalb der Umränderung die natürlich rauhe Bruchfläche des Steins stehen gelassen ist. Der Name „Rustika" ist von dem dieser Bauart eigenen Ausdruck des Ländlich-Rauhen hergenommen (rusticus ordo). Sie wurde schon im Alterthum (Unterbau der Villa des Mäcenas zu Tivoli) und später von den ersten italienischen Künstlern der Renaissance-Zeit, besonders in Florenz angewendet. Vgl. auch S. 234 dieses Theils.

60. Mezzaninen (S. 60), — Halb- oder Zwischengeschosse, auch Hange-Etagen genannt. Man versteht darunter niedrigere Stockwerke, welche durch horizontale Theilung eines höheren, regulären Stockwerks gewonnen werden. Dies findet besonders im Untergeschoß Anwendung.

61. Einer Kontribution der Franzosen ist sie glücklich entgangen (S. 62). — Was für Umstände dies veranlaßten, ist nicht recht ersichtlich. Der Herzog Friedrich Eugen hatte zwar bereits am 7. August 1796 einen Separatfrieden mit der Republik Frankreich geschlossen; aber schon vorher waren die Erpressungen geradezu maßlos gewesen. — „Eine ganz ins Einzelne gehende Berechnung", sagt Häusser (Deutsche Gesch., Bd. II. S. 77), „die aufzeichnet, was Dorf für Dorf, Stadt für Stadt, nur im Herzogthum Württemberg geraubt worden ist, berechnet den Verlust an gestohlenem Gute auf 1,242,376 Gulden, ohne den Schaden auf den verwüsteten Feldern, ohne das, was vor dem Waffenstillstande geplündert worden war." — Der hier erwähnte Waffenstillstand mit dem Herzog von Württemberg war am 17. Juli, mit dem schwäbischen Kreise am 27. geschlossen worden; am 18. Juli war der Einzug der Franzosen unter dem General Saint-Cyr in Stuttgart erfolgt. Diese Erpressungen sind demnach in dem kurzen Zeitraum von drei Wochen geschehen.

62. In dem Hinfahren sah ich auch Weinsberg liegen, nach dem man wol, wie Bürger thut, fragen muß, da es sehr zwischen Hügel hineingedrückt ist (S. 63). — Bürger's Ballade „Die Weiber von Weinsberg", 1774 gedichtet und zuerst im Voß'schen „Musenalmanach für 1777" gedruckt, beginnt mit den Worten: „Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt?" und auch die Schlußstrophe nimmt dieselbe Frage wieder auf: „Ei, sagt mir doch, wo Weinsberg liegt!"

63. Sontheim, das deutschherrisch ist (S. 64). — Der deutsche Orden hatte, nachdem 1525 das eigentliche Ordensland in ein weltliches Herzogthum Preußen unter polnischer Oberhoheit verwandelt war, noch zahlreiche Besitzungen in Deutschland, besonders im Württembergischen, am Rhein, in Frankfurt (s. oben S. 47), die im Ganzen auf 40 Quadratmeilen berechnet werden. Die bedeutendste unter den elf Balleien war Mergentheim, im Thale der Tauber gelegen, von 1527—1809 Sitz der Hochmeister. Im Frieden zu Preßburg am 26. Dezember 1805 wurde der Kaiser von Oestreich Großmeister des

Ordens; die eigentliche Auflösung des letzteren, wenigstens innerhalb des Rheinbundes, verfügte Napoleon unmittelbar nach den Siegen, die er über die Oestreicher bei Thann, bei Abensberg, bei Landshut, bei Eckmühl und bei Regensburg in den Tagen vom 19. bis zum 23. April erfocht. Dadurch wurden die Fürsten, in deren Gebiet die Ländereien der Deutschherren lagen, Besitzer derselben.

64. Die berühmte Brückenschlacht von Pisa (S. 64). Der Karton des Michelagnolo (s. Werke, Bd. XXX. S. 415) ist zwar nicht erhalten, aber da derselbe lange Zeit ausgestellt war und zum Studium der Künstler diente, so sind viele Theile nachgebildet und vervielfältigt.

65. Das große Operntheater ..... zeugt von dem Geiste des Erbauers (S. 65), — des Herzogs Karl Eugen, der fast funfzig Jahre, von 1744 bis 1793, über Württemberg herrschte.

66. Die Solitude (S. 65). — Ursprünglich Waisenhaus, dann bis 1775 Sitz der von dem Herzoge Karl Eugen gegründeten Karlsschule.

67. Stuttgart, den 30. August 1797 (S. 65). — Der Brief stimmt bis auf die beiden ersten Absätze (S. 65 Z. 4 v. u. bis S. 66 Z. 24) im Allgemeinen mit dem Briefe an Schiller von demselben Tage (Nr. 363a des Briefwechsels) überein.

68. Der Platz ist seit der Anwesenheit des Großfürsten schön planirt (S. 66). — Der Großfürst ist der spätere Kaiser Alexander I. von Rußland, damals 20 Jahre alt, Enkel des regierenden Herzogs von Württemberg durch seine Mutter Sophie Dorothea Auguste (Maria Paulowna), zweite Gemahlin des Kaisers Paul I.

69. Das Schloß selbst ist von dem Geschmack der Hälfte dieses Jahrhunderts (S. 66). — Es war 1746 von Herzog Karl Eugen begonnen, wurde aber erst 1806 unter Friedrich I. vollendet; das alte Schloß, welches unmittelbar darauf erwähnt wird, war vom Herzog Christoph erbaut, der von 1550 bis 1568 regierte.

70. Herrn Handelsmann Rapp (S. 66). — Heinrich von R., später Geheimer Hofrath und Bankdirektor, gestorben

am 9. März 1832, wird auch noch später (S. 69, 85, 94 und 97) mehrfach erwähnt. Er hatte besonderes Verdienst um die Entwickelung des unten in Anmerkung 72 genannten Dannecker und durch seine Aufsätze in dem Hirschfeld'schen „Gartenkalender" von 1795 und den folgenden Jahren, den Schiller in der Jenaischen Literatur-Zeitung recensirte. Letzterer lobt „den geistreichen Verfasser" namentlich wegen seiner „fragmentarischen Beiträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks" (s. Schiller's Werke, Bd. XIV. S. 568 f.); in demselben Gartenkalender hatte Rapp auch seine Beschreibung des Schlosses und Gartens von Hohenheim geliefert, deren oben S. 73, Z. 12 f. gedacht wird.

71. Both (S. 66). — S. Werke, Bd. XXVIII. S. 877 f.

72. Dannecker (S. 66). — Johann Heinrich von D. (1758—1841). — Von den hier genannten Skulpturen ist das Modell des Hektor, der den Paris schilt (Ilias, VI. V. 325 ff.), nicht wirklich in Stein ausgeführt worden; es steht jetzt im Museum der bildenden Künste zu Stuttgart; die Figur der Sappho war von ihm im Auftrage des Herzogs für das Lustschloß Monrepos gefertigt; die berühmte Büste Schiller's hatte er schon im Jahre 1793 nach der Natur vollendet und in Marmor ausgeführt (es ist diejenige, welche in der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar aufgestellt ist), während die Kolossalbüste, im Museum der bildenden Künste zu Stuttgart, erst 1819 vollendet wurde.

73. Isopi (S. 67). — Anton J., Bildhauer und Bronzegießer, geboren in Rom, lebte von 1758 bis 1833.

74. Wolzogen (S. 67). — Wilhelm Ernst Friedrich Freiherr von W., 1762—1809, durch seine Vermählung mit Karoline von Beulwitz, geborenen von Lengefeld, im September 1794 Schiller's Schwager, war Ostern 1797 in weimarische Dienste getreten.

75. So kann man ihm [Benvenuto Cellini] nicht übel nehmen, wenn er selbst mit Entzücken von seiner Arbeit spricht (S. 67). — Man vgl. die Vorbemerkung zu Werke, Bd. XXX. S. XV, ferner daselbst S. 443 ff.

76. Scheffauer (S. 67). — Philipp Jakob von S., 1756—1808. Seine Werke befinden sich jetzt meistens im Stuttgarter Schloß.

77. Hetsch (S. 67). — Philipp Friedrich H. (1758 bis 1839), seit 1800 Galerie-Direktor in Stuttgart.

78. Müller (S. 68). — Johann Gotthard von M. (1747—1830), dessen Bedeutung als Kupferstecher später (S. 93) charakterisirt wird; — Graff, dessen eigenes Porträt Müller hier vor Augen hat, ist der bekannte Porträtmaler Anton Graff (1736 bis 1813). Die andere Arbeit, welche Goethe erwähnt, ist ein Kupferstich nach John Trumbul's (1756—1843) „The battle at Bunkers Hill near Boston".

79. Tockirte Porträtgesichter (S. 68). — Toquer, mit kecken, frischen Strichen ausführen (Sanders); das Wort scheint in dieser Bedeutung im Französischen nicht mehr üblich zu sein.

80. Stuttgart, den 31. August 1797 (S. 69). — Der erste Theil dieses Briefes bis S. 70, Z. 18 stimmt bis auf einzelne Abweichungen mit Nr. 363 b des Schiller-Goethe'schen Briefwechsels überein; das Uebrige steht in keinem der uns bekannten Briefe.

81. Gespräche in Liedern (S. 69). — Diese Form der Lyrik, die sich durch Anwendung des Dialogs dem Dramatischen nähert, war schon dem Alterthum nicht fremd; man denke an das bekannte Horazische Zwiegespräch „Donec gratus eram tibi". Sie kommt auch in der mittelalterlichen Poesie vor; für spätere Zeiten könnte man an das „Gespräch Christi mit einer weltliebenden Seele" in der „Trutznachtigall" von Fr. von Spee oder an das „Magdeburgische Hochzeitslied" aus dem dreißigjährigen Kriege denken. Aber auch Goethe hatte sie bereits früher angewendet, so in der ursprünglichen Fassung von „Mahomet's Gesang" (Werke, Bd. I. S. 139) und wenigstens annähernd auch im „Erlkönig" und im „Sänger". Dem Gedichte, auf welches er hier hinweist: „Der Junggesell und der Mühlbach" (Werke, Bd. I. S. 248 f.), folgten später noch mehrere in dieser Form: „Der Müllerin Reue", „Wandrer und Pächterin", „Das Blümlein Wunderschön" (sämmtlich unter den Balladen des ersten Bandes der Werke), „Trost in Thränen" (Werke, Bd. I. S. 56) u. a.

82. Ich kann Ihnen nicht sagen ..... wie sehr mich jetzt, besonders um der Bildhauer willen, die Mißgriffe im Gegenstand beunruhigen (S. 69). — Es ist dies ein Gedanke, welcher Goethe um diese Zeit anhaltend beschäftigte, und der erste positive Ausdruck, den er demselben gab, ist

in der Einleitung in die „Propyläen“ (Werke, Bd. XXVIII, namentlich S. 17 ff.) zu finden. Aber auch noch viele Jahre später sind die Weimarischen Kunstfreunde immer darauf bedacht gewesen, ja sie haben eine Hauptaufgabe ihres Wirkens darin gefunden, daß sie die Künstler auf darstellbare Stoffe aufmerksam machten und sie vor entgegengesetzten warnten.

83. Da der Kranich, der aus dem Gefäße trinkt, den Henkel, und der betrübte Fuchs die Schnauze macht (S. 70). — Das Motiv dieser Parabel haben sowol Schiller als Goethe benutzt; der Erste in dem gegen Fr. Nicolai gerichteten Gedicht „Der Fuchs und der Kranich“, das zuerst in dem „Musen-Almanach für das Jahr 1797“ erschien (Werke, Bd. I. Abtheilung 2, S. 146); Goethe erst 1819 in der gleichbenannten Parabel (Werke, Bd. II. S. 292 f.).

84. Als die Franzosen nach Stuttgart kamen (S. 70). — S. oben Anm. 61.

85. Stuttgart, den 1. September (S. 71). — Der Brief ist in den uns bekannten Briefwechseln nicht vorhanden.

86. Franz Floris (S. 71). — Frans de Briendt, gewöhnlich Floris genannt (1520—1570), niederländischer Maler.

87. Achill, von dem man die Briseis wegführt (S. 71). — Motiv aus der Ilias, Gesang I. V. 334 ff.

88. Harper (S. 71). — Er starb 1806 in Berlin, wohin er 1798 gekommen war. Seine Kraft als Künstler war für die herzoglichen Lustschlösser Solitude und Hohenheim bis zum Uebermaß in Anspruch genommen worden.

89. Der Entrepreneur Mihole wird abgehen (S. 72). — Man vgl. oben S. 91, Z. 5 v. u.

90. Stuttgart, den 2. September 1797 (S. 72). — Wie Nr. 85.

91. Im Gartenkalender (S. 73). — Vgl. Anm. 70.

92. Glasfritten (S. 73). — Technischer Ausdruck in der Glasfabrikation. „Fritten“ nennt man das ehemals in den Glashütten gebräuchliche Verfahren, den Glassatz oder die Schmelze (d. i. das Gemenge der zur Glasbereitung erforderlichen Materialien), bevor er in die Schmelztiegel gethan wird, auf einem be-

sonderen Herde bis zum Eintritt des Schmelzens vorzuglühen. Die durch diesen Vorglühungsprozeß zusammengebackene Masse ist die „Glasfritte". Zur Herstellung farbigen Glases (der sogenannten Glasflüsse oder Glaspasten) wird dem Glassatz ein entsprechendes Metalloxyd vor dem Fritten beigemischt und mit ihm sodann zusammengeschmolzen. Letztere Art der Glasfritten meint Goethe an unserer Stelle.

93. Thouret (S. 73). — Nikolaus Friedrich von Th. (1767—1845). Zur Ergänzung über ihn nehme man die Stelle aus den „Tag- und Jahresheften" von 1797: „Bekanntschaft mit Professor Thouret, mit geschickten Arbeitern von Zierrathen, Stukkatoren, Quadratoren, die sich aus der bewegten Regierungszeit Herzog Karl's herschrieben. Unterhandlungen mit denselben, sie bei dem Weimarischen Schloßbau anzustellen." — In der That kam Thouret im Juli 1798 nach Weimar und blieb bis zum Dezember, nachdem er den Schloßbau geleitet und zugleich das Theater erweitert und neu eingerichtet hatte.

94. Corniche (S. 75). — Das Kranzgesims, d. i. das obere und Hauptgesims bei allen Arten von Bauwerken.

95. Amaryllis Belladonna (S. 75), — westindische Pflanze mit rosenfarbenen Blüthen.

96. Stuttgart, den 3. September 1797 (S. 77). — Von hier bis S. 87, Z. 4 Tagebuch.

97. Nach Tische ging ich zu dem preußischen Gesandten von Madeweiß (S. 77). — Die sämmtlichen hier genannten Personen (bis S. 78, Z. 2) werden nur an dieser Stelle und zwei davon nur noch in dem Briefe an den Herzog von Weimar (S. 93, Z. 7 u. 5 v. u.) erwähnt, haben also für die hier vorliegenden Zwecke kein weiteres Interesse.

98. Wouverman (S. 78), — berühmter Genremaler aus Harlem, lebte von 1620 bis 1668 und hinterließ 522 Bilder.

99. Claude Lorrain (S. 78). — S. Werke, Bd. XXVIII. S. 807 f., 877 und 882.

100. Zumsteeg (S. 78). — Johann Rudolf Z. (1760 bis 1802), seit 1792 Kapellmeister und Direktor der Oper in Stuttgart, mit Schiller früh bekannt und befreundet, mit dem er auf der Karlsschule gebildet war. Die von ihm komponirte Kantate

„Colma" (Goethe's Werke, Bd. XIV. S. 112 ff.) war auch schon 1786 von S. G. Presser als Monodrama bearbeitet. In den „Tag- und Jahresheften" von 1797 bemerkt Goethe noch, daß Zumsteeg auch das oben (Anm. 81) erwähnte Gespräch im Liede, „Der Junggesell und der Mühlbach", sogleich komponirt hätte.

101. Berg, worauf die Hauptattake von Moreau gerichtet war (S. 78). — Es ist der Kampf gegen die Oestreicher am 21. Juli 1796 bald nach dem Einzuge der Franzosen in Stuttgart gemeint, der zur Folge hatte, daß die Oestreicher sich ganz über den Fluß zurückzogen.

102. Seyffer... ist ein Bruder des Professors in Göttingen (S. 78). — Dieser, später Direktor der Sternwarte in München, zeigte Goethe 1801 bei seinem Aufenthalte in Göttingen die astronomischen Instrumente.

103. Von Lieven (S. 79). — Ueber die Beziehungen zu dem Vater desselben ist uns nur bekannt, was in W. von Biedermann's Schrift „Goethe und Leipzig" mitgetheilt wird. Der Vater hieß Friedrich Georg von Lieven, war aus Livland, geboren 1748, seit 1768 auf der Universität zu Leipzig und hatte mit Goethe Privatunterricht im Zeichnen bei Oeser.

104. Jomelli (S. 79). — S. die Anm. zu Werke, Bd. XXXI. S. 81. — J. war von Herzog Karl, der ihn in Rom kennen gelernt hatte, nach Stuttgart berufen und dort zehn Jahre lang Direktor der italienischen Oper.

105. Nikolaus Pouſſin (S. 79). — Vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 348 und 877 ff.

106. Ludwig den Springer (S. 79). — S. oben Anm. 44.

107. Colomba (S. 80). — Johann Baptist C., Baumeister und Dekorationsmaler.

108. De Heem und Huysum (S. 80). — Beide niederländische Blumenmaler. Der Erste lebte von 1600 bis 1674, über den Zweiten s. Werke, Bd. XXVIII. S. 545 f.

109. Scherzi d'amore von Carracci (S. 81). — Eine Kollektion lasciver Darstellungen von dem mehr als Kupferstecher wie als Maler berühmten Bolognesen Agostino Carracci, geb. 1557 od. 1558, gest. 1601 (oder 1602, od. 1605), — nach Nagler, Künstler-Lex., Bd. 2. S. 398 dreizehn Blätter in Kupfer-

stich, darunter das von Goethe erwähnte Sujet. — Lodovico C. (S. 81), — des Genannten Vetter (geb. zu Bologna 1555, gest. das. 1619), Maler und Kupferstecher, ist das Haupt der berühmten Schule der Carracci, welche der eingerissenen Manier einen neuen Stil entgegensetzte, indem sie auf die klassischen Vorbilder (Raphael, Titian, Correggio) zurückging; er bildete sich nach Correggio und malte in Oel und al fresco, meistens Darstellungen aus der heiligen Geschichte.

110. Professor Heideloff (S. 81). — Karl H. (1770 bis 1814), in den Cotta'schen Verzeichnissen „Viktor Peter" genannt, kam 1798 in Angelegenheiten des Schloßbaus nach Weimar; 1814 verunglückte er im Schlosse.

111. Die Guibalischen Plafonds (S. 81). — Nikolas Guibal (1725—1784) hat zahlreiche Plafonds nicht allein für das Stuttgarter Schloß, sondern auch für Hohenheim, Solitude, Monrepos und Ludwigsburg hergestellt.

112. Guercin (S. 81). — Mehrfach in der „Italienischen Reise" erwähnt; vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 388 und 878; — Peter Biermann, Aquarellmaler aus Basel.

113. Hetsch, die Mutter der Gracchen (S. 81). — Das Bild ist jetzt im Museum der bildenden Künste zu Stuttgart unter dem Titel „Cornelia, die Mutter der Gracchen, mit ihren Söhnen". (Saal IV. Nr. 641.)

114. Isopi will selbst über dem architektonischen Gesims noch jederzeit eine Hohlkehle haben (S. 82 f.). — Man vgl. oben S. 75, Z. 19 f.

115. In dem Römischen Hause (S. 83), — im Schloßparke zu Weimar, gewöhnlich die Sommerwohnung des Herzogs.

116. Scajola (S. 83), — gewöhnlicher Scagliuola, eine Mischung von Gips und gepulvertem Selenit (Frauenglas), welche durch Leim zu einem Teige verbunden und zur Herstellung mehrfarbiger mosaikartiger Verzierungen angewendet wird, in der Weise, wie Goethe hier genau angiebt.

117. Ossis intermaxillaris, Alveole, Maxille, Canalibus incisivis (S. 85 f.), — Zwischenkiefer (Knochenstück zwischen den beiden Oberkieferknochen); Zahnlade (zur Aufnahme des Zahns bestimmte Vertiefung im Kiefer); Kinnbacken; einmündende Kanäle (die vordern Gaumenkanäle).

118. Die Duo Litiganti von Sarti (S. 86). — Giuseppe S. (1730—1802), durch seine Oper „Giulio Sabino" (1784) berühmt geworden, war seit 1784 Hofkapellmeister in Petersburg.

119. Herrn Dr. Gmelin (S. 87). — Christian Gottlieb Gmelin (1749—1818), Professor der Jurisprudenz in Tübingen; der nachher (S. 88, Z. 19) erwähnte Wilhelm Gottfried Ploucquet war Professor der Medizin ebendaselbst; von den gleichzeitig mit Letzterem genannten beiden Gmelin war der eine auch Professor der Jurisprudenz, der andre Apotheker, — Andreas Heinrich Schott (ebenda erwähnt) Oberbibliothekar und Professor der Logik und Metaphysik. Was Goethe über die ganze Tübinger Universität sagt, s. oben S. 95 und 97 f.

120. Die kleine Kantische Schrift gegen Schlosser (S. 89). — Der Titel derselben ist „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie" (vgl. unten S. 98).

121. Den Gartenkalender (S. 89). — S. Anm. 70.

122. Kielmeyer (S. 89). — Karl Friedr. K., damals Professor der Chemie in Tübingen, später Staatsrath in Stuttgart.

123. Cuvier (S. 89), — der berühmte Naturforscher (1769—1832), war damals seit zwei Jahren Professor an der Centralschule des Pantheon in Paris.

124. Anastomosen (S. 89), — anatomischer Ausdruck für die Vereinigung zweier Gefäßäste bei Lymphgefäßen, Venen u. s. w.

125. Schnurrer (S. 89). — Christian Friedrich S., Professor der orientalischen Sprachen zu Tübingen.

126. Abends die Nachricht von der erklärten Fehde des Direktoriums mit dem Rathe der Fünfhundert (S. 89). — Der Staatsstreich vom 4. September (18. Fructidor). — Die Majorität des Direktoriums ließ plötzlich die Minorität unter Anschuldigung einer royalistischen Verschwörung und aus demselben Grunde eine beträchtliche Anzahl der Mitglieder des gesetzgebenden Körpers verhaften und über sie am folgenden Tage die Strafe der Deportation nach Cayenne aussprechen.

127. An den Herzog von Weimar (S. 90). — Uebereinstimmend mit dem Schreiben im Briefwechsel, Bd. I. S. 223 ff.

128. Es ist mir Keiner bekannt, der auf Baukunst gereift wäre (S. 92). — Heideloff, Guibal und Thouret scheinen doch eine Ausnahme zu machen.

129. Professor Leybold (S. 93). — Johann Friedrich L., der Vater des Werke, Bd. XXVIII. S. 575 erwähnten Malers.

130. Vielleicht nutzt man an andern Orten diese Epoche (S. 93). — Hindeutung auf die lange gehegte und später ausgeführte Absicht, einige der Stuttgarter Künstler nach Weimar zu ziehen.

131. Den sehr korpulenten Erbprinzen (S. 94). — Es ist der spätere König Friedrich I., geboren 1754, gestorben 1816; die Erbprinzeß ist seine zweite Gemahlin, die englische Prinzessin Charlotte Auguste Mathilde, mit der er sich erst 1797 vermählt hatte.

132. Der regierende Herzog (S. 94). — Friedrich Eugen starb in der That wenige Monate, nachdem dies geschrieben worden, am 23. Dezember 1797.

133. Die Wogen des Landtags (S. 94). — Württemberg hatte eigentlich schon seit dem Vertrage zu Tübingen 1514) eine konstitutionelle Verfassung, die freilich im Laufe der Zeit vielfältigen Angriffen einzelner Landesherren ausgesetzt war.

134. Ich machte in guter Gesellschaft den Weg nach .... Neckarrems (S. 94). — Vgl. oben S. 78.

135. Darauf sah ich auch Hohenheim (S. 94). — Vgl. oben S. 72 f.

136. Keine Spur vom Bilde Tübingen's, ... das wir doch auch auf jener sonderbaren und angenehmen Ritterlichen Expedition vor so viel Jahren berührten (S. 95). — Der Aufenthalt in Tübingen auf der Reise, die Goethe mit dem Herzoge von September 1779 bis Januar 1780 machte, kann nur sehr kurz gewesen sein. Am 7. Dezember sind Beide noch mit Lavater in Schaffhausen, am 19. kommen sie nach Karlsruhe und zwar von Stuttgart, wo sie acht Tage geblieben sind, also am 10. oder 11. angekommen sein müssen. Es bleiben also nur der 8. und 9. und möglicherweise der 10. De-

zember übrig, und auf diese Tage ist noch eine Reise von etwa funfzehn Meilen — die Entfernung von Schaffhausen bis Tübingen — in Anschlag zu bringen.

137. Zu Seite 97, Zeile 7. Auch hier ist einzuschalten ein Brief an den Herzog von Weimar, datirt Tübingen, den 12. September 1797 (Goethe's Briefe an Voigt, Anhang, S. 569 bis 571):

„Ihren lieben und verehrten Brief vom 30. Aug. habe bei meiner Ankunft hier erhalten und mich Ihres Andenkens herzlich gefreut. Von meiner Reise und der Stuttgarter Kunstepoche lege ich ein paar Extrablätter bei.*) Nächstens werde ich einige Vorschläge thun, wie wir sowol für den Schloßbau als die Zeichenschule die jetzigen Talente und Stimmungen des Kunstpersonals in gedachter Residenz nutzen könnten.

„Die Absendung des kleinen Jagemann's**) nach Wien wird gewiß auch guten Effekt thun. Er wird daselbst auf eine eigne, uns noch unbekannte Art gebildet, und indem wir jene Akademie dadurch näher kennen lernen, so eignet sich einer der Unsern von ihren Vorzügen hoffentlich einen wichtigen Theil zu. Ich freue mich innig, so oft ich sehe, daß Sie in der Ueberzeugung verharren, wie löblich und in einem höheren Sinne nützlich es ist, junge Leute durch Absendung in fremde Gegenden sich bilden zu lassen und sich dadurch die mannichfaltige Kultur, die in der Welt ausgesät ist, mehr oder weniger zuzueignen und bei sich fortwachsen zu sehen.

„Um desto unangenehmer ist mir's, daß Sie an Stein Ihre Hoffnungen nicht erfüllt sehen.***) Das, was Sie über ihn sagen, scheint mir Alles zu erschöpfen, was über das Verhältniß geurtheilt werden kann. Jene Existenz hat einen Eindruck auf ihn gemacht, dem er zu widerstehen nicht Herr ist, ohne deswegen einen bestimmten Plan zu haben, wie er zur Erfüllung seiner Wünsche gelangen könnte.

---

*) Es sind die Mittheilungen aus Tübingen, den 11. September 1797 (oben S. 90 ff.). [Nach Jahn.]

**) Ferdinand Jagemann, Sohn des Bibliothekars, Bruder der Sängerin, Maler, wurde von Karl August 1797 zu seiner Ausbildung nach Wien geschickt (Briefw. zw. Karl August und Goethe, I. S. 222), war dann in Italien (Briefw. zw. Karl August und Goethe, I. S. 310) und Paris und wurde Lehrer am Zeichneninstitut (gest. 1820). [Jahn.]

***) Friedrich v. Stein verließ die weimarischen Dienste. Vgl. Briefw. zw. Karl August und Goethe, I. S. 219. Goethe's Briefe an Frau v. Stein, III. S. 388 ff. [Jahn.]

„Wegen Scherer's Adresse wüßte ich nur zu rathen, einen Brief durch den Weg des Burgemeister Dorner an ihn gelangen zu lassen.

„Ich höre mit Leide, daß Ihre Stadt einen großen Verlust durch Feuer erlitten hat.*) Sollte es nicht möglich sein, da die Scheunen neu und besser aufgebaut werden, von Raum zu Raum Brandgiebel zwischen dieselben anzubringen? Freilich sind die Kosten groß; doch welche Sicherheit gewährt eine solche Anstalt für alle Zukunft!

„Die Briefe des Grafen Bünau bin ich sehr neugierig zu lesen, besonders über die bestimmten Gegenstände, die wir so wohl kennen, seine Gedanken zu vernehmen.**)

„Von hier denke ich nun auch bald aufzubrechen; sobald ich am Zürcher See angelangt bin, melde ich mich wieder. Wahrscheinlich wird mich alsdann das Heimweh wieder ergreifen, und ich werde vor eintretendem Winter wieder suchen mein ruhiges und bequemes Haus zu erreichen. Durch Natur und Neigung, Gewohnheit und Ueberzeugung bin ich nur in dem Ihrigen zu Hause. Von Frankfurt fühlte ich mich bald wieder abgelöst, und seitdem habe ich in einer fremden Welt nur gesucht Faden anzuknüpfen, durch die wir künftig mit mancherlei Nützlichem zusammenhängen können.

„Leben Sie recht wohl, empfehlen mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden und bleiben Beide meiner eingedenk!"

138. An Schiller. Tübingen, den 14. September 1797 (S. 97). — Uebereinstimmend mit dem undatirten Briefe (Nr. 364) im Briefwechsel, nur daß in unserm Texte Anfang und Schluß weggelassen sind.

139. Der Edelknabe und die Müllerin (S. 98). — S. Werke, Bd. I. S. 246 ff.

140. Von Tübingen nach Schaffhausen (S. 100). — Einen Auszug aus dem hier beginnenden Tagebuch schickte Goethe an Voigt zur Mittheilung an den Herzog (vgl. oben S. 115, Z. 3 ff. v. u.), ebenso auch an Schiller, in dessen Briefwechsel (3. Ausg., Th. I. S. 370 f.) derselbe abgedruckt ist.

*) Karl August an Knebel (23. Sept. 1797): „Der große Brand, den wir gehabt haben, soll uns bessere Häuser verschaffen. Die Scheunen sollen hinaus aufs Feld kommen und neue Häuser auf den Schweinemarkt" (Knebel, Nachl. I. S. 180). [Jahn.]

**) Briefw. zw. Karl August und Goethe, I. S. 222. [Jahn.]

141. Auf der Brücke traf ich .... den ersten heiligen Nepomuk, der aber auch wegen der schlechten Wege nöthig war (S. 100). — Der heilige Nepomuk, der am 29. April 1383 auf Befehl des Kaisers Wenzel in der Moldau ertränkt und am 19. März 1749 von Benedikt XIII. kanonisirt wurde, ist nicht allein Patron gegen Verleumdungen, sondern auch gegen den Bruch der Brücken, welche letztere Qualität hier verallgemeinert erscheint. Man vgl. J. v. Radowitz, „Ikonographie der Heiligen", in dessen „Gesammelten Schriften", Bd. I. (Berlin 1852). S. 75 f., S. 237.

142. Lehnen (S. 102), — Geländer.

143. Astrantia. Epilobium. Gentianen. .... Kampaneln .... Antirrhinum. Frage, ob die Gentianen und andere Blumen nicht auch schon im Frühjahr geblüht haben (S. 103). — Die erste mit genauerem Namen Astrantia major; Epilobium (Weidenröschen) kommt in verschiedenen Spezies vor; — bei den Gentianen könnte man zunächst an Gentiana lutea denken, aus deren Wurzeln der besonders in Tirol viel gebrauchte „Enzian" abgezogen wird. — Von den Kampaneln (Glockenblumen) und Antirrhinum (Löwenmaul, Leinkraut) sind mehrfache Arten vorhanden. Die Frage, ob die Gentianen, deren Blüthezeit in den Herbst fällt, schon im Frühjahr geblüht haben, ist verneinend zu beantworten.

144. Lehden (S. 103), — nicht urbar gemachte wüste Stücke Landes, Heideland.

145. Den 8. Oktober 1796 (S. 103). — Vom 7. bis 9. Oktober rückten die Franzosen gegen die Pässe des Schwarzwaldes und waren am 15. Oktober durch das Höllenthal bis Freiburg gekommen. Die Schlachten bei Emmendingen am 19. und 20. Oktober und bei Hüningen am 24. Oktober nöthigten sie aber, über den Rhein zurückzugehen. In die erste Zeit fällt der Brand von Engen, in die zweite die versuchte Rache der Einwohner.

146. Schleiftrog (S. 104), — eigentlich das Wassergefäß, in welches der Schleifstein beim Umdrehen fortwährend eintaucht.

147. Oberst Landolt (S. 106). — Ein Bekannter Goethe's von der Reise im Jahre 1779 her, den er in den „Tag- und Jahresheften" von 1820 ausführlicher charakterisirt: „Des Schweizerhauptmanns Landolt's Biographie von Heß, besonders mit einigen handschriftlichen Zusätzen, erneuerte Anschauung und

Begriff des wundersamsten Menschenkindes, das vielleicht auch nur in der Schweiz geboren und groß werden konnte. Ich hatte den Mann im Jahre 1779 persönlich kennen gelernt und als Liebhaber von Seltsamkeiten und Exzentrizitäten die tüchtige Wunderlichkeit desselben angestaunt, auch mich an den Märchen, mit denen man sich von ihm trug, nicht wenig ergetzt."

148. Es wallet und siedet und brauset und zischt (S. 107). — Auf dieselbe Stelle kommt Goethe auch noch in dem Briefe an Schiller, oben S. 120, zurück. Schiller freut sich über die Anerkennung und schreibt darüber am 6. Oktober: „Ich habe diese Natur nirgends als etwa bei einer Mühle studiren können, aber weil ich Homer's Beschreibung von der Charybde genau studirte, so hat mich dieses vielleicht bei der Natur erhalten." — „Der Taucher" wurde zuerst gedruckt in dem „Musenalmanach für das Jahr 1798".

149. Ich sah Trippel's Bild an der Wand (S. 108). — Alexander T., geboren 1746, nach Andern 1744, gestorben 1793 oder 1795, stammte aus Schaffhausen; von ihm ist die bekannte Büste Goethe's gemeißelt, zu welcher der Fürst von Waldeck den Auftrag gegeben hatte. (S. „Italienische Reise", Bericht vom August 1787, und unter „Rom den 12. September 1787".)

150. Schupflehn (S. 108), — gleichbedeutend mit „Fallehn", d. h. ein solches, das mit dem Tode des Belehnten oder nach bestimmter Zeit oder durch Widerruf erlischt. Die Nichterblichkeit ist häufig nur eine theoretische Eigenschaft, während in Wirklichkeit das erledigte Gut dem Sohne des abgegangenen Besitzers durch einen neuen Akt verliehen wird. (Nach v. Gerber, „System des deutschen Privatrechts", 11. Aufl., S. 380.)

151. Makaronische Uniform (S. 110). — Der Ausdruck scheint von der „makaronischen Poesie" entnommen, die sich der lateinischen Sprache bedient, aber um eine komische Wirkung zu erzielen, Worte der eigenen mit lateinischen Endungen hinzunimmt. Als Beispiel kann die bekannte Scene in Molière's „Malade imaginaire" dienen. — Also wird die Uniform der Emigrirten durch einige unpassende Stücke entstellt gewesen sein.

152. Amyntas (S. 112). — S. oben Seite 117 f. und Werke, Bd. II. S. 53 f.

153. Ott, Schultheß, Imthurn, Bürkli, Hofrath

Müller, Escher, Escher der Sohn (S. 113—115). — Ueber diese Personen, welche noch später erwähnt werden, sehe man die Anmerkungen weiter unten; der Maler Felix Maria Diogg aus Ursern im Kanton Uri, der Bannerherr Zwicki aus Glarus und der Professor und Bibliothekar Jakob Horner werden außer an unserer Stelle (S. 115) von Goethe nicht mehr genannt.

154. An Herrn Geheime-Rath Voigt. Stäfa, den 25. September 1797 (S. 115). — Im Allgemeinen übereinstimmend mit dem Briefe Goethe's an Denselben im Briefwechsel, S. 203 ff., wo indessen der 26. September als Datum angegeben ist.

155. Die Aufsätze eines Herrn Escher (S. 116). — Es ist vermuthlich der auch als Staatsmann bekannte Hans Konrad Escher (1767—1823), der vom Großen Rathe den Beinamen von der Linth erhielt; wenigstens hat dieser viele geognostische und mineralogische Aufsätze geschrieben.

156. Ein biegsamer Stein, ... jenem Dantzischen ähnlich (S. 116). — Der Baron von Dietrich erhielt 1784 durch den Mineralienhändler Dantz (Rozier, Journal de Physique 1784, und Lichtenberg's „Magazin für das Neuste aus der Physik", Bd. III. S. 53) ein Stück Stein, 10 Zoll lang, 2 Zoll breit, 4—5 Linien dick, das fast an jeder Stelle biegsam war und wieder zurückschnellte, wenn das eine Ende auf dem Tische festgehalten und das andere gehoben wurde. Dieser elastisch biegsame Quarz kommt in Platten bei Villa Rica in Brasilien vor, von wo er erst 1780 nach Portugal gebracht wurde. Eins der größten bekannten Stücke, 26 Zoll lang, 16 Zoll breit und 1 Zoll dick, befindet sich in der k. k. Sammlung in Wien.

157. Ueber Alles dies kommt in dem gegenwärtigen Augenblicke noch eine Sorge und Furcht vor den Franzosen (S. 116). — Diese Befürchtungen waren wohl begründet. Nachdem die Schweiz seit mehreren Jahren durch die revolutionäre Propaganda der Franzosen aufgeregt war, kam es am 1. März 1798, also fünf Monate nachdem dieser Brief geschrieben war, zum Kriege, der allerdings von Seiten der Schweizer, einige Treffen ausgenommen, meistens nur mit Unterhandlungen geführt werden konnte. Die Sache endete damit, daß die Helvetier an dem Festtage des 10. August (s. oben Anm. 36) die ihnen gegebene Konstitution zu Aarau und Schaffhausen

beschwören und am 14. August ein Offensiv- und Defensivbündniß mit Frankreich eingehen mußten.

158. Daß ich meinen August wieder gesund und froh bei Ihnen denken kann (S. 116). — Schiller hatte es Goethe unter dem 7. September geschrieben. Vgl. oben S. 120.

159. Böckmann (S. 117). — Johann Lorenz B., Kirchenrath (nach Andern Hofrath) und Professor in Karlsruhe, Verfasser einer Naturlehre (Karlsruhe 1775), Derselbe, bei dem Klopstock während seines Aufenthaltes in Karlsruhe vom Herbste 1774 bis Juni 1775 gewohnt hatte. (Vgl. Goethe's Briefe an Voigt, S. 205, Anmerkung.)

160. Fräulein Staff (S. 117). — Albertine Auguste von St., früher in Weimar, war viele Jahre Hofdame der Markgräfin von Baden und kehrte 1797 wieder nach Weimar zurück. (S. Briefe an Frau von Stein, I. S. 280 f. und III. S. 199 und die Anmerkung zu Goethe's Briefen an Voigt, S. 206.)

161. Meinen Glückwunsch, daß der Unfall noch in Grenzen geblieben (S. 117). — In Weimar hatte am 31. August ein großer Scheunenbrand auf dem Schweinemarkt, dem späteren Karlsplatz, stattgefunden. (Vgl. Anm. 137.)

162. Geduld mit dem Bergbau (S. 117). — Die Worte scheinen sich auf das 1785 wieder aufgenommene Bergwerk in Ilmenau zu beziehen.

163. Amyntas (S. 117). — S. Werke, Bd. II. S. 53 f.

164. An Schiller. Stäfa, den 25. September 1797 (S. 118). — Uebereinstimmend mit der ebenso datirten Nr. 368 des Briefwechsels bis auf zwei in unserem Texte fehlende Abschnitte.

165. Ein Blatt, das beiliegt, sagt Ihnen, wie es mir seit Tübingen ergangen ist (S. 118). — Die Worte „das beiliegt" mußten bei der Redaktion ausgelassen werden; denn das Blatt ist nicht hier abgedruckt, sondern nur im Briefwechsel, S. 370 f.

166. Wir wollen nun überlegen, in was für Formen wir einen Theil brauchen und zu welchen Absichten wir den andern aufheben wollen (S. 119). — Goethe und Meyer vereinigten sich sehr bald zu der Herausgabe

der „Propyläen", deren erstes Heft schon im Sommer 1798 erschien, während Schiller die „Horen", deren auch S. 119 gedacht wird, noch 1797 eingehen ließ.

167. Ich habe schon ein paar tüchtige Aktenfaszikel gesammelt (S. 119). — Vgl. die Vorbemerkung, S. 11.

168. Da .... Frankreich durch seine neusten [Unruhen] den Fremden mehr oder weniger versperrt ist (S. 119).— Vgl. Anmerkung 126.

169. Am Fuße des Fuchsthurms (S. 119). — Der Fuchsthurm war ein vielbesuchter Punkt auf dem Hausberg bei Jena.

170. Ich vermuthe sogar, daß Humboldt uns Gesellschaft leisten wird. Die sämmtliche Karawane hat, wie mir sein Brief sagt, den ich in Zürich fand, die Reise nach Italien gleichfalls aufgegeben (S. 119). — Es kam nicht so, wie Goethe vermuthete. Wilhelm von Humboldt ging allerdings nach der Schweiz, aber als Goethe schon fort war, und dann von Basel direkt nach Paris. Schiller legte am 29. Dezember einen langen Brief Desselben von dort her an Goethe bei; Alexander von Humboldt brachte den Winter von 1797 auf 1798 mit Leopold von Buch in Salzburg und Berchtesgaden zu. — Man vgl. auch oben Anmerkung 17.

171. Für uns Beide, glaub' ich, war es ein Vortheil, daß wir später und gebildeter zusammentrafen (S. 119). — Ganz ähnlich spricht sich Schiller schon in einem seiner ersten an Goethe gerichteten Briefe — vom 31. August 1794 — aus: „Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wol früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten."

172. Sagen Sie mir doch ..... ob Ihr Plan auf den Garten, das Griesbachische Haus oder Weimar gerichtet ist (S. 120). — Unter dem Garten ist der Schmidt'sche in Jena verstanden, den Schiller schon im Februar 1797 gekauft hatte; nach Weimar zog er erst im Mai 1799.

173. So eben erhalte ich auch die Bogen J und K des Almanachs durch Cotta (S. 120). — Der „Musen-Almanach für das Jahr 1798", von dem also die Hälfte bereits gedruckt war.

174. Der Junggesell und der Mühlbach (S. 121). — Vgl. Werke, Bd. I. S. 248 f. und den Schiller-Goethe'schen Briefwechsel, Bd. I. S. 379 ff. In dem letztern ist das Gedicht erst dem oben S. 141—144 abgedruckten Briefe vom 14. Oktober zugegeben, und zwar als besondere, „Uri, den 1. Oktober 1797" überschriebene Beilage, welche mit dem Epigramm „Schweizeralpe" (Werke, Bd. II. S. 12) beginnt.

175. Breccien (S. 123) — oder Konglomerate sind natürliche Trümmergebilde aus theils scharf-, theils stumpfkantigen abgerollten oder zugerundeten Bruchstücken und Massen verschieden großer Blättchen und Körner, welche durch einen gemeinschaftlichen Teig als Bindemittel zusammengehalten werden. Es gehören dazu sämmtliche Grauwacken, das Todtliegende, der Sandstein, die Nagelfluhe, der Traß u. s. w. Gewöhnlich kommen unter diesem Namen vor der Breccienmarmor, ägyptische Breccie (Granit), feldspathige Kieselbreccie. Vgl. unten S. 236 dies. Thls.

176. Mandelstein (S. 124). — Gattungsname für alle diejenigen Gesteinsarten, welche blasenförmige Räume enthalten, die mit andern Steinarten späteren Ursprungs ausgefüllt sind. Wenn das einschließende Gestein verwittert, so fallen die Mandeln (Chalcedon, Amethyst, Kalkspath, Zeolith) heraus. (Nach Quenstädt, „Handbuch der Mineralogie", S. 779 f.)

177. Adularien (S. 126). — Eine sehr klare Art von Feldspath, im Handel als Mondstein, Sonnenstein, Hyalophan vorkommend. Pater Pini in Mailand entdeckte ihn auf dem Berge Sella zwischen Val Canaria und dem Hospiz am St. Gotthard, den er fälschlich für den Mons Adula hielt. (S. Quenstädt, a. a. O. S. 225.)

178. Freiheits-Grütli (S. 128). — Versammlungsort der Schweizer aus Schwyz, Uri und Unterwalden in der Nacht vom 7. zum 8. November 1307, jetzt Nationaleigenthum.

179. Tell's Kapelle (S. 129). — Auf der Tells-Platte, auf welche Tell bei der Fahrt von Altorf nach Küßnacht sprang.

180. Jagdwunder, ungefähr wie des heiligen Hubertus (S. 130). — An einem hohen Festtage kurz vor Ostern, als Hubert, Sohn des Herzogs von Aquitanien, jagte, lief ein Hirsch von außergewöhnlicher Größe und Schönheit auf ihn zu, als er eben den Jagdspeer nach ihm werfen wollte, anstatt zu fliehen. Erstaunt hielt er inne und merkte, daß der Hirsch das Bild des Gekreuzigten zwischen seinem Geweih trug. Dies gab den Anlaß zu seiner Bekehrung. Vgl. Anm. 184.

181. Horizontale Wolkensoffitten (S. 131.) — Derselbe Ausdruck findet sich in Goethe's „Meteorologie" s. v. Stratus, 40bdge Ausg., Bd. 40. S. 313. — In der Architektur sind Soffitten getäfelte oder mit Feldern verzierte Unterseiten des Architravs und der Deckenbalken, überhaupt auch verzierte Längsstreifen einer Decke; in der Theatersprache bezeichnet man mit dem Ausdruck die bemalten Leinwandstreifen, welche oberhalb der Kulissen, senkrecht herabhängend, wagerecht von einer Seite der Bühne zur andern gehen. Von den letzteren hat Goethe das Bild für seine „Wolkensoffitten" hergenommen. — Man vgl. auch oben S. 134, Z. 15 u. 16.

182. Ich fand den Pater Lorenz noch so munter und gutes Muthes als vor zwanzig Jahren (S. 133). — Goethe hatte den Pater Lorenz zweimal gesehen, zuerst als er mit den Grafen Stolberg am 22. und 23. Juni 1775 auf dem Hospiz des St. Gotthard war, dann am 13. November 1779 in Begleitung des Herzogs. (Vgl. „Dichtung und Wahrheit", 19. Buch, und Werke, Bd. XVI. S. 287 ff.) An beiden Stellen wird übrigens der Name des Paters nicht genannt.

183. Ich sprach mit Meyer über die Idee, eine Reise als Halbroman zu schreiben (S. 134). — Vgl. die Vorbemerkung, S. 13.

184. Wir kamen wieder an die bemalte Kirche ..., wo Jäger und Hunde vor dem Hirsch knieen, der eine Veronika zwischen dem Geweihe hat (S. 134). — Wir sind geneigt, „eine Veronika" für Druck- oder Korrekturfehler statt ein Veronikon zu halten, d. i. das Antlitz des Heilandes, abgedrückt auf dem Schweißtuche der heil. Veronika (vgl. die Beschreibung eines diesen Vorwurf behandelnden Gemäldes der Boisserée'schen Sammlung, dessen Stich dem I. Bde, Hft. 1, von „Ueb. Kunst u. Alterth." beigegeben ist, in der Rheinreise von 1814/15, unten S. 325 f.). Es handelte sich demnach hier

um eine ähnliche Vorstellung wie die der Hubertussage (vgl. vorstehend Anm. 180). Goethe selbst zieht die Analogie der letzteren auf die in Rede stehende Darstellung durch die Worte: „ein Jagdwunder, ungefähr wie des heiligen Hubertus", unverkennbar heran (oben S. 130).

185. Der alte Winkelried (S. 137). — Arnold Struth von W., der schweizer Nationalheld, durch dessen heldenmüthige Aufopferung die Eidgenossen am 9. Juli 1386 die Schlacht bei Sempach gegen Herzog Leopold von Oestreich gewannen.

186. Nikolaus von der Flüe (S. 137). — Geboren 1417, zog er sich nach einem thätigen Leben als Landmann, Richter und Krieger in seinem funfzigsten Jahre in die Einsamkeit zurück und lebte als Eremit. Nur einmal trat er noch in die Oeffentlichkeit, als im Dezember 1481 auf der Versammlung zu Stanz unter den acht Kantonen der damaligen Eidgenossenschaft ein so heftiger Zwist entstanden war, daß die Auflösung des Bundes bevorstand, und stellte durch die Macht seiner Rede den Frieden wieder her. Er starb 1487 und wurde 1669 kanonisirt.

187. Stanzstade (S. 137). — Stanzstade ist der Hafenplatz von Stanz und liegt am Alpnacher See, welches der Name für den südwestlichsten Theil des Vierwaldstätter Sees ist.

188. Wir sahen uns . . . nach dem Raynal'schen Monument um, aber vergebens (S. 138). — Das R.'sche Monument war ein Denkmal, errichtet zu Ehren der mythischen Begründer der helvetischen Freiheit, Fürst, Melchthal und Stauffacher, von dem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts viel genannten und namentlich durch sein Werk: „L'Histoire philosophique et politique des établissements des Européens dans les deux Indes" (seit 1770 in über zwanzig Ausgaben) zur Berühmtheit gelangten französischen Gelehrten Guillaume Thomas François Raynal (geb. 1711, gest. 1796). Die „Biographie universelle" (Michaud), N. Ed. Tom. XXXV. Par. (1862), p. 263 berichtet über dieses Denkmal Folgendes: Etonné de ne trouver en Suisse aucun monument érigé en l'honneur de Furst, Melchtal et Stauffacher, les trois fondateurs de la liberté helvétique, Raynal s'engagea à en faire élever un à ses frais dans l'endroit où ils avaient juré d'affranchir leur pays du joug de la maison d' Autriche. La politique suisse permit à un Français d'accomplir ce projet honorable, et l'on voit encore dans une île, au milieu du lac de Lucerne, ce monument consacré

aux héros de la liberté helvétique. Raynal gâta peut-être le mérite de cet acte généreux en voulant que son buste, sculpté par Tassaert, fut placé à côté de leur image.

189. Sodann die Schweizerchronik wegen der Geschichte des Tell gelesen (S. 140). — Es war das Chronicon helveticum von Aegidius Tschudi (1505—1572), welches die Zeit bis 1570 umfaßt, aber nur bis 1470 von J. R. Iselin 1738 herausgegeben ist. Dieselbe Quelle benutzte auch Schiller für seinen „Wilhelm Tell", als Goethe die dichterische Behandlung des Stoffes aufgegeben und gewissermaßen an ihn abgetreten hatte. Eine sehr schiefe Darstellung dieses Vorganges findet sich in Riemer's Mittheilungen, Bd. II. S. 412 f.

190. Bei Gelegenheit der Schiller'schen Briefe (S. 140). — Die Briefe Schiller's vom 7., 14., 15. und 22. September, welche eine Reihe ästhetischer Fragen anregen, waren in Goethe's Hände gelangt.

191. Julius Roman. Andrea del Sarto. Vorlesung der Florentinischen Kunstgeschichte (S. 141). — Ueber Julius Roman vgl. man die Angaben im Register der Werke, Bd. XXVIII; — Andrea del Sarto, 1468, nach Andern 1478 in Florenz geboren und ebendaselbst 1530 gestorben, gehört somit auch der „Florentinischen Kunstgeschichte" an. Unter dieser sind im Obigen offenbar die Vorarbeiten zu verstehen, die Meyer für dies Gebiet gemacht hatte und Goethe mittheilte. Einiges davon wurde später in den „Propyläen" veröffentlicht.

192. Ich erinnerte mich des Effekts, den diese Gegenstände vor zwanzig Jahren auf mich gemacht (S. 141). — „Zwanzig" ist runde Zahl. Goethe war zum ersten Mal vor zweiundzwanzig Jahren, zum zweiten Mal vor achtzehn Jahren in der Schweiz gewesen. Man vgl. auch Anm. 182.

193. In der Beilage (S. 141). — Der Briefwechsel enthält nur die bereits oben in Anm. 140 angezogene „Kurze Nachricht von meiner Reise von Tübingen nach Stäfa"; die hier erwähnte „Beilage" über die eigentliche Schweizerreise fehlt auch dort.

194. Ihre beiden lieben Briefe mit den Beilagen (S. 142). — Vermuthlich die Briefe Schiller's vom 2. und 6. Oktober. Von „Beilagen" finden sich in dem ersteren die Elegien von Keller erwähnt, die Horner (s. Anmerkung 153) an Schiller

eschickt hatte und Dieser wieder Goethe mittheilte (s. Goethe-Schiller'scher Briefwechsel, Bd. II. S. 373).

195. Vielleicht zeigt Ihnen eine kleine Abhandlung bald (S. 142). — „Laokoon" war damals bereits geschrieben; man kann aber mit vieler Sicherheit annehmen, daß Goethe schon die Gedanken vorschwebten, welche er im folgenden Jahre in der Einleitung in die „Propyläen" niederlegte, und nicht mit Unrecht bezeichnet Viehoff („Goethe's Leben", Bd. III. S. 389) auch den Aufsatz „Vortheile, die ein junger Maler haben könnte, der sich zuerst bei einem Bildhauer in die Lehre gäbe" (Werke, Bd. XXVIII. S. 543 f.) als hieher gehörig.

196. An Herrn Geheime-Rath Voigt. Stäfa, den 7. Oktober 1797 (S. 144). — Uebereinstimmend mit Nr. 73 der Briefe Goethe's an Voigt, S. 207 f.

197. Seit einigen Tagen sind die Nachrichten vom Rhein her beunruhigend ..... Händel zu suchen (S. 144). — Man vgl. oben S. 116, S. 145 f. und Anmerkung 157.

198. Indessen wünschte ich Ihnen nur einen Blick von dem kleinen Balkon meines Zimmers (S. 144). — Man vgl. die skizzirte Beschreibung, die dem nachfolgenden Briefe an den Herzog beigefügt ist (unten Anm. 203).

199. Am Ende bleibt uns wol nur der Weg, den Wieland vor einem Jahre nahm (S. 145). — Wieland, dessen jüngste Tochter an den Buchhändler Heinrich Geßner in Zürich, den Sohn von Salomon Geßner, verheirathet war, hatte im Mai 1796 eine Reise nach der Schweiz gemacht und war über Stuttgart, Heilbronn, Schwäbisch-Hall, Ansbach, Nürnberg, Bamberg, Coburg und Saalfeld, wie er selbst berichtet, ohne auch nur einen Franzosen zu sehen zu bekommen, im September zurückgekehrt.

200. An den Herzog von Weimar. Stäfa, den 7. Oktober 1797 (S. 145). — Uebereinstimmend mit Nr. 124 des Briefwechsels, Bd. I. S. 231 ff.

201. Die Ueberbliebenen im Direktorium sind ihre [der Schweizer] Freunde nicht; in Barthélemy ist ihr Schutzpatron verbannt (S. 146). — Das Direktorium bestand nach dem 18. Fructidor aus Barras, La Reveillère und Rewbell. Außer Barthélemy war Carnot, der aber durch die Flucht entkam, zur Deportation verurtheilt. (Vgl. Anm. 126).

202. Der Pater Lorenz (S. 146). — Vgl. Anmerkung 182.

203. Ich lege eine kleine Schilderung, eine Aussicht von meinem Balkon bei (S. 146). — Diese fehlt sowol in unserm Text als auch im Briefwechsel Karl August's mit Goethe, wird indessen im Anhange zu den Briefen Goethe's an Voigt (S. 571 f.) mitgetheilt, aus welchem wir sie hier abdrucken.

„Stäfa. Lage desselben am See, fast eine Stunde lang, Häuser durch die Besitzungen getrennt. Kultur im höchsten Grade. Einige Landbuchten vom See herein mit fruchtbarem Erdreich gegen die Hügel, die Hügel selbst fruchtbar. Beschreibung der Aussicht vom Balkon meines Zimmers. Links die Straße durchs Ort, an der andern Seite derselben mit Mauer erhöhter Weingarten und Brunnen, weiter in eine artige Hecke eingezäunte Besitzthümer, Feld mit gelben Rüben, ein größeres mit weißen Rüben, keimende neue Saat, bestellte Flecke, umgrabene Flecke, schwarzer Boden, Rübenfeld. Häuser zwischen Baumstücken am Fuße der Hügel, Wiesenflecken, Weinberge den Hügel hinauf, oberwärts neue Anlagen getheilter Gemeingüter und besser benutzter Privatgüter. Ostwärts Kirchenhügel, mit Wein, Feldbau, Fruchtbäumen, Häusern und der Kirche. Im Hintergrund kahle Berge um den Wallenstätter See. Rechte Seite der Straße. Hausgarten, Weingarten des Nachbars, Haus des Nachbars, das die Aussicht unterbricht, weiter rechts südwärts hinter dem Hausgarten und Weingarten des Nachbars gegen Mittag und Südwest ununterbrochene Wiesen, dicht mit Fruchtbäumen besetzt, bis an den See hinunter. Die Fläche des Sees und das jenseitige Ufer, heitere Ortschaften daran hingezogen und bis an die steilern Höhen die Abhänge so viel als möglich genutzt. Wenn man mit dem Perspektiv die Flächen durchläuft, so ist es eine unendliche Welt, die man übersieht. Im Süden zeigen sich die Gipfel der Berge bei Einsiedeln und Schwyz, jetzt schon stark beschneit, da die ganze untere Landschaft noch vollkommen grün ist und kaum einige Bäume durch roth- und braune Tinten das Alter des Jahrs verkündigen. Was man sonst von Oekonomen wünschen hört, das sieht man hier vor Augen, den höchsten Grad von Kultur mit einer gewissen mäßigen Wohlhabenheit. Man kann wol sagen: es ist keine Hütte hier am Ort, alles Häuser und meist große Gebäude, die aber anzeigen, daß ein Landwirth darinnen wohnt."

204. Die Aldobrandini'sche Hochzeit (S. 146). — Man vgl. auch S. 147 und 154. Den Namen hat dieses Wandgemälde, das reliefartig in drei Gruppen getheilt ist und nach der gewöhnlichen Annahme aus der Zeit des Augustus, nach der Meyer's und Goethe's aus der des Titus stammt, von seinem ersten Besitzer, dem Fürsten Aldobrandini. Später kam es in den Besitz der Familie Borgheſe, dann in den Vatikan. Meyer hatte eine Kopie davon gemacht, die zu seinen bedeutendsten Arbeiten gezählt wird.

205. An Herrn Cotta in Tübingen. Stäfa, den 17. Oktober 1797 (S. 147). — Der Brief ist nur durch diesen Abdruck bekannt.

206. Euphrosyne (S. 148). — S. Werke, Bd. II. S. 48 ff., u. S. 154 f. dieses Bandes. — Eine ausführliche Darstellung über die reichbegabte Schauspielerin, deren Andenken in diesem Gedichte gefeiert wird (Christiane Becker), findet sich u. A. auch bei E. Pasqué, „Goethe's Theaterleitung in Weimar", Bd. I. S. 97—176.

207. Zu Seite 151, Zeile 5 v. u. — Hier ist der „Stäfa, den 17. Oktober 1797" datirte Brief an Schiller (Nr. 373 des Briefwechsels) nachzutragen:

„Noch habe ich nicht Zeit noch Stimmung finden können, aus meinem größern Tagebuch einen Auszug zu machen, um Sie von unserer Bergreise näher zu unterrichten; ich sage also hier nur noch kürzlich, daß wir von Richterschwyl auf Einsiedeln und von da auf Schwyz und Brunnen gingen; von da fuhren wir auf dem See bis Flüelen, gingen von da nach Altorf und bestiegen den Gotthard und kamen wieder zurück. In Flüelen setzten wir uns abermals ein und fuhren bis Beckenriedt im Kanton Unterwalden, gingen zu Fuß auf Stanz und Stanzstade, von da schifften wir über auf Küßnacht, gingen auf Immensee, schifften auf Zug, wanderten auf Horgen und schifften wieder nach Stäfa herüber.

„Auf dieser kurzen Reise haben wir die mannichfaltigsten Gegenstände gesehen und die verschiedensten Jahreszeiten angetroffen, wovon künftig ein Mehreres.

„Ueber die berühmte Materie der Gegenstände der bildenden Kunst ist ein kleiner Aufsatz schematisirt und einigermaßen ausgeführt; Sie werden die Stellen Ihres Briefes als Noten dabei finden. Wir sind jetzt an den Motiven, als dem

zweiten nach dem gegebenen Sujet; denn nur durch Motive kommt es zur innern Organisation; alsdann werden wir zur Anordnung übergehen und so weiter fortfahren. Wir werden uns blos an der bildenden Kunst halten und sind neugierig, wie sie mit der Poesie, die wir Ihnen nochmals hiermit bestens empfohlen haben wollen, zusammentreffen wird.

„Leben Sie recht wohl, grüßen Sie die Nächsten! Wenn Sie mir auf diesen Brief ein Wort sagen mögen, so schicken Sie es nur an Cotta! Seit gestern klingen die Nachrichten vom Rhein sehr kriegerisch, und am Ende werden wir uns hinten herum durch Schwaben und Franken nach Hause schleichen müssen. Nochmals das beste Lebewohl.

„Meyer grüßt schönstens. So eben kommt die Aldobrandini'sche Hochzeit, die wir lange von Rom erwarten, über Triest, Villach und Konstanz an. Nun sind alle unsere Schätze beisammen, und wir können nun auch von dieser Seite beruhigt und erfreut unsern Weg antreten."

208. Der junge Escher (S. 151). — Derselbe, der Seite 115 und 116 erwähnt wird (s. oben Anm. 155), während der S. 152, Z. 7 und 9 Erwähnte der Vater ist.

209. Besuch bei Professor Fäsi und Hauptmann Bürkli. . . . . Nach Tische zu Chorherrn Hottinger und Dr. Lavater (S. 152). — Bekannter als Johann Kaspar Fäsi und der Zeitungsredakteur Hauptmann Bürkli ist Johann Jakob Hottinger durch seine ästhetischen und philologischen Schriften; es ist Derselbe, der später von 1802 bis 1810 mit Wieland und Friedrich Jacobs die in Zürich erschienene Zeitschrift „Attisches Museum" herausgab; — Lavater ist nicht Goethe's Jugendfreund, sondern Dr. Diethelm Lavater, Arzt in Zürich.

210. Das Bild von Füeßli im Rathhause gesehen (S. 152). — Ueber Füeßli (Heinrich) s. das Personen- und Sachregister zu Bd. XXVIII.

211. Herrn Antistes Heß (S. 152). — Johann Jakob H. (1741—1828), Oberpfarrer und Antistes der Geistlichkeit des Kantons Zürich, Verfasser vieler theologischer Schriften und namentlich eines großen Bibelwerks.

212. An Herrn Geheime-Rath Voigt. Zürich, den 25. Oktober 1797 (S. 153). — Uebereinstimmend mit Nr. 74 der Briefe Goethe's an Voigt, S. 208 ff.

213. Dauthe ist ein verdienstvoller Mann (S. 153). — Johann Friedrich Karl Dauthe (1749—1816), Kupferstecher und Architekt, später Baudirektor in Leipzig, ist unter Anderm Erbauer des Konzertsaals im Gewandhause daselbst.

214. Heute kommen uns von Basel wieder Friedenshoffnungen (S. 153). — Vgl. oben Anm. 126 und 201.

215. Lassen Sie sich unser Theater einigermaßen empfohlen sein (S. 154). — Das Weimarische Theater, das im Juli und August wieder in Lauchstädt seine Vorstellungen gegeben hatte, konnte, nachdem Christiane Becker am 22. September gestorben war, keinen Ersatz für sie gewinnen. Ueber die vergeblichen Bemühungen, welche der Hofrath Kirms als jetziger Vorstand der Theaterkommission machte, wobei auch Voigt's Vermittelung in Dresden nachgesucht wurde, vgl. man Pasqué, Bd. I. S. 143 ff. und S. 179 ff.

216. Der Almanach (S. 154). — Der „Musenalmanach für das Jahr 1798"; der zwei Zeilen später erwähnte Vieweg'sche hatte „Herrmann und Dorothea" zum Inhalt.

217. An Herrn Oberkonsistorialrath Böttiger. Zürich, den 25. Oktober 1797 (S. 154). — Der Brief ist nur durch diesen Abdruck bekannt.

218. Unsere Absicht ist, ein paar allgemein lesbare Oktavbände zusammenzustellen (S. 154). — Vgl. die Vorbemerkung, S. 13.

219. Dichter [haben] Rhythmen zur Ehre der Todten (S. 155). — Aehnlich, wenn auch nicht auf Todte bezüglich, sind die Worte des Horaz an seinen Freund Censorinus, Carm. IV. 8. 11—12:

Gaudes carminibus: carmina possumus
Donare et pretium dicere muneris.

220. Das nicht gelobte Land (S. 155) — Frankreich.

221. Das Exemplar des Vasenfestes (S. 155). — Das erste Heft von Böttiger's „Griechischen Vasengemälden" war 1797 erschienen; offenbar hatte er Goethe ein Exemplar desselben nach Frankfurt zur Ansicht geschickt, als der Letztere sich dort aufhielt.

222. Wieland, dessen freundliche, wohlbehaltene Tochter ich gestern....gesehen habe (S. 155). — Vgl. die Anmerkung 199.

223. An Schiller. Zürich, den 25. Oktober 1797 (S. 155). — Uebereinstimmend mit dem gleichdatirten Briefe im Briefwechsel (Nr. 375).

224. Ihnen ist die Zudringlichkeit des Vulkan's gegen Minerva bekannt (S. 156). — Für die übrigens späte Mythe über die Geburt des Erichthonius müssen wir auf Apollod. Bibl., III. 14, 6, und die mythologischen Wörterbücher verweisen, wenn auch nicht auf den oben S. 156, Z. 14 erwähnten Benjamin Hederich (1625—1748), sondern beispielsweise auf Vollmer, „Wörterbuch der Mythologie aller Völker", neu bearbeitet von Dr. W. Binder, Stuttgart 1874, S. 191. Die von Goethe Raphael zugeschriebene Komposition, welcher diese Mythe zu Grunde liegt, findet sich als Wandgemälde im Badezimmer des Kardinals Bibiena (il retiro di Giulio II. genannt), im dritten Stockwerke des Vatikan's. Dies Zimmer, von Raphael um 1516 ausgeschmückt, enthielt einen Zyklus mythologischer Darstellungen im erotischen Geschmack, von denen Nagler nach Passavant anführt und würdigt sub Nr. VII. (auf S. 380, Bd. 14 seines Künstler-Lex.): „Vulkan und Pallas, auch die Entstehung des Erechtheus [sic fälschlich statt Erichthonius] genannt. Minerva ringt mit einem bärtigen Manne. Den Grund bildet Landschaft. Sowol die Komposition als die Zeichnung des Bildchens sind so schwach, daß sie nur von einem der weniger begabten Schüler Raphael's herrühren können."

225. Später (S. 156). — Der ganze Abschnitt S. 156 Z. 18 bis S. 157 Z. 6 v. u. steht nicht im Briefwechsel und möchte auch kaum dem 25. Oktober zuzuschreiben sein.

226. Schaffhausen, Donnerstag den 26. Oktober 1797 (S. 157). — Von hier bis S. 158, letzte Zeile, Tagebuch.

227. An Schiller. Tübingen, den 30. Oktober 1797 (S. 159). — Uebereinstimmend mit Nr. 377 des Briefwechsels bis auf zwei Absätze über Schiller's „Gang nach dem Eisenhammer" und Goethe's „Herrmann und Dorothea" und „Wilhelm Meister", welche in unserm Texte fehlen.

228. Humboldt hat von München geschrieben (S. 159). — Vgl. oben Anm. 17 und 170.

229. Stuttgart, Mittwoch den 1. November 1797 (S. 159). — Von hier bis S. 161, Z. 15 Tagebuch.

230. Im stillen Busch den Bach hinab (S. 160). — Man vgl. Werke, Bd. I. S. 250, Bd. V. S. 309 f. und Bd. XVIII. S. 72 ff.

231. An Schiller. Nürnberg, den 10. November 1797 (S. 161). — Der erste Abschnitt findet sich auch als Nr. 378 des Briefwechsels, der zweite fehlt daselbst. Auf der Rückseite des Briefblattes stand noch mit Bleistift geschrieben: „Die ächte poetische Begeisterung des Voßischen Liedes:

„Dicht gedränget Mann und Weib,
Pflegen wir mit Punsch den Leib;
Wie den Fuchs die Grube
Wärmet uns die Stube —“,

hat mich äußerst erbaut“ (vgl. Briefwechsel, I. S. 387).

232. Wir haben zu unserer besondern Freude Knebeln hier angetroffen (S. 161). — Vgl. oben Anm. 22.

233. Ich . . . . . sende ein Gedicht. Es ist das vierte zu Ehren der schönen Müllerin (S. 161). — Es ist „Der Müllerin Reue“ (Werke, Bd. I. S. 252 ff.). Alle vier Balladen wurden zuerst gedruckt in Schiller's „Musenalmanach für das Jahr 1799“.

234. Der bequemeren Uebersicht wegen möge hier noch eine Zusammenstellung folgen, aus welcher die eingeschlagene Reiseroute und die Dauer des Aufenthalts an den einzelnen Orten zu erkennen ist.

30. Juli bis 2. August. Von Weimar nach Frankfurt.
25. August. Nach Heidelberg.
27. August. Nach Heilbronn.
29. August. Ueber Ludwigsburg nach Stuttgart. Während des Aufenthaltes daselbst am 1. September Ausflug nach Hohenheim, am 3. nach Neckarrems in das östreichische Lager.
7. September. Nach Tübingen.

16. September. Nach Tuttlingen.
17. September. Nach Schaffhausen.
19. September. Nach Zürich.
21. September. Nach Stäfa.
28. September. Nach Einsiedeln.
29. September. Nach Schwyz.
30. September. Nach Altorf.
1. Oktober. Nach Wasen.
2. Oktober. Zum Sankt-Gotthard-Hospital.
3. Oktober. Vom Hospital aufwärts bis zum Pater Lorenz, Nachmittags zurück.
4. Oktober. Nach Wasen.
5. Oktober. Nach Altorf.
6. Oktober. Nach Stanz.
7. Oktober. Nach Zug.
8. Oktober. Zurück nach Stäfa.
21. Oktober. Nach Zürich.
26. Oktober. Nach Schaffhausen.
27. Oktober. Nach Tuttlingen.
28. Oktober. Nach Balingen.
29. Oktober. Nach Tübingen.
1. November. Ueber Echterdingen nach Stuttgart.
2. November. Nach Gmünd.
3. November. Nach Ellwangen.
4. November. Nach Großenriedt.
5. November. Nach Schwabach.
6. November. Nach Nürnberg.
15. bis 19. oder 20. November. Von Nürnberg nach Weimar.

Aus einer

Reise am Rhein, Main und Neckar

in den Jahren 1814 und 1815.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die Schilderungen und Berichte, welche den Sommerreisen Goethe's in den Jahren 1814 und 1815 ihren Ursprung verdanken, zeigen uns den Verfasser auf einem wesentlich andern Standpunkte, als er ihn in der Schweizerreise vom Jahre 1797 einnahm. So sehr man in der kunstlosen und willkürlichen Weise, wie die letztere aus Briefen und Tagebüchern zusammengesetzt ist, eine ordnende und kritisch sichtende Hand vermißt, so erkennt man doch überall, daß Goethe sowol für die bildenden Künste wie für die Poesie nur in der Antike die Ideale findet, und die theoretischen Untersuchungen, die er über jene mit Meyer, über diese mit Schiller anstellt, bestätigen diese Thatsache. Anders ist es im Jahre 1814. Wir sehen Goethe mit besonderem, ja nahezu ausschließlichem Interesse der christlichen Kunst des Mittelalters seine Aufmerksamkeit zuwenden; und wenn wir es auch nicht gerade aus den Reiseberichten erkennen, die sich fast nur mit der bildenden Kunst beschäftigen, so wissen wir doch aus anderen Quellen, daß sich

auch in seiner Auffassung der Poesie und ihrer Ziele eine wesentliche Umwandlung vollzogen hat. Als Dichter ist er augenblicklich der griechisch-römischen Antike entfremdet; er schöpft seine Stoffe aus dem von jener so verschiedenen Orient und bereitet so in sich jene Vorstellung einer „Weltliteratur" als des höchsten zu erstrebenden Zieles vor, die in noch späteren Jahren bei ihm fast zum Dogma ausgebildet erscheint.

Es ist nun von Interesse, nachzuweisen, auf was für Einwirkungen diese Umwandlung oder eigentlich diese Erhöhung des ganzen Gesichtspunktes bei Goethe beruht, und die nachfolgenden Schriften nöthigen um so mehr, dies zu versuchen, als in ihnen jener Uebergang zu neuen Anschauungen zuerst deutlich ausgesprochen ist.

Für die bildende Kunst, mit der wir es hier zuerst zu thun haben, ist eigentlich mit dem Namen Sulpiz Boisserée Alles gesagt; denn wenn auch in der vielseitig und umfassend beanlagten Natur Goethe's die Möglichkeit und sogar die lebendige Neigung zur Erweiterung seiner Ansichten lag, so bedurfte es doch auch bei ihm der angelegentlichsten und eifrigsten Bemühungen Anderer, um ihn für eine Sache zu interessiren, die ihm seiner bisherigen Entwickelung nach ferne geblieben war. An solchen nun hat Boisserée es nicht fehlen lassen, und um so weniger, als bei aller seiner persönlichen Verehrung und Hochschätzung Goethe's doch auch die Anerkennung seiner eigenen Bestrebungen wesentlich mit von der Stellung abhing, welche Dieser ihnen gegenüber einnahm. Goethe war so wie jetzt auch schon in den Augen seiner Zeit trotz seiner zahlreichen Gegner, Neider und Feinde

eine literarische Großmacht, und auch auf sein Kunsturtheil wurde der größte Werth gelegt, namentlich seit er durch die Herausgabe der „Propyläen" (1798—1800) und durch die vorzugsweise von ihm begründeten Weimarischen Kunstausstellungen und Preisbewerbungen, die von 1799 bis 1805 dauerten, in genauere Verbindung mit der damaligen Künstlerwelt getreten war.

Sulpiz Boisserée (1783—1854), sein Bruder Melchior (1786—1851) und ihr Freund Johann Baptist Bertram (1776—1841) repräsentiren in ihrem orthodoxen, dabei aber duldsamen und nur der Priesterherrschaft feindlichen Katholizismus, in ihrem patriotischen Sinne für deutsche Größe und Herrlichkeit, endlich in ihrer ausgesprochenen und ausschließlichen Vorliebe für die Kunst und Literatur des Mittelalters recht eigentlich und deutlich jene oft viel unbestimmter und farbloser auftretende Richtung der Weltanschauung, welche man die romantische zu nennen gewohnt ist. Nachzuweisen, worin sich diese bei ihnen im Einzelnen, sei es in gleichartiger, sei es in abweichender Weise gezeigt hat, liegt außerhalb unsrer Zwecke, namentlich auch schon deswegen, weil Goethe in genauere Verbindung eigentlich nur mit Sulpiz Boisserée getreten ist; und abgesehen hiervon kann man ohne Bedenken sagen, daß sich die eigentlich praktischen Lebensaufgaben der drei Männer auf zwei Dinge beziehen: auf die würdige Unterbringung ihrer Gemäldesammlung und auf die Vollendung des Kölner Dombaus. Mit wie günstigem Erfolge sie beide gelöst haben, ist allgemein bekannt. Mit der Gemäldesammlung, die sie seit 1810 in Heidelberg gehabt hatten, siedelten sie

1819 nach Stuttgart über und verkauften sie 1828 dem Könige Ludwig I. von Baiern, der sie zuerst in seinem Schlosse Schleißheim, 1836 aber größtentheils in der alten Pinakothek in München, zum Theil in der St. Moritzkapelle in Nürnberg aufstellen ließ. Ebenso aber, wie hiedurch erreicht ist, daß diese Sammlung ganz den Absichten der Besitzer gemäß allgemein zugänglich ward, hat das Interesse, welches sie und in Verbindung mit ihnen Friedrich Schlegel, bald auch Goethe, für den Kölner Dom an den Tag legten, vorbereitend und maßgebend für die großartigen Veranstaltungen gewirkt, welche noch jetzt für die Vollendung desselben bestehen. An diese Resultate zu erinnern, war zum Verständniß des Folgenden nothwendig; für die Kenntnißnahme von den mühevollen Wegen, auf denen sie erreicht sind, müssen wir auf das Werk „Sulpiz Boisserée, Stuttgart 1862" verweisen, dessen erster Band außer einer kurzen Selbstbiographie, die allerdings nur bis 1808 geht, des Genannten Korrespondenz mit zahlreichen Freunden und Geschäftsmännern enthält, während der zweite ausschließlich dem Briefwechsel mit Goethe bestimmt ist.

So erfreulich sich nun die Beziehungen Sulpiz Boisserée's zu Goethe später gestalteten, ebenso schwierig war die Einleitung derselben. Graf Reinhard, der im Sommer 1807 Goethe's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte und jetzt als französischer Gesandter in Kassel lebte, übernahm zwar die Empfehlung und richtete sie, wie sein Brief vom 16. April 1810 (Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807 bis 1832, Cotta 1850, S. 76) beweist, in angelegentlicher Weise aus; aber Goethe lehnt einen Besuch Boisserée's wenigstens für den

Sommer ab. „Wie Sie selbst am Besten fühlen," schreibt er an Reinhard am 22. April, „so müßte ein Schüler von Friedrich Schlegel eine ziemliche Zeit um mich verweilen, und wohlwollende Geister müßten uns beiderseits mit besonderer Geduld ausstatten, wenn nur irgend etwas Erfreuliches oder Auferbauliches aus der Zusammenkunft entstehen sollte." Für den Winter ist er indessen einem Besuche weniger abgeneigt, und ebenso zeigt er sich auch bereit, die Zeichnungen über den Dom zu Köln, die bereits angefertigt sind, in Empfang zu nehmen und zu prüfen; er fügt außerdem noch das Versprechen hinzu, daß Boisserée freundlich aufgenommen werden und bei ihm in Punkten, die ihm sonst feindselig seien, mehr Geduld und Nachsicht finden solle, als er sie zu üben pflege. Boisserée versäumt nicht, von Reinhard benachrichtigt, in verbindlicher Weise Goethe alsbald die Zeichnungen zukommen zu lassen, indem er zugleich die nöthigen historischen Angaben über die Geschichte des Doms damit verbindet. Und hier zeigt sich denn schon einiger Erfolg. Zwar enthält der Brief an Reinhard vom 14. Mai noch einige abweisende Bemerkungen, wie folgende: „Man kann Niemandem vorschreiben, wohin er seine Liebhaberei wenden und wozu er die ihm einwohnenden Gaben ausbilden soll. ... Am Wunderbarsten kommt mir dabei der deutsche Patriotismus vor, der diese offenbar sarazenische Pflanze [die gothische Baukunst] als aus seinem Grund und Boden entsprungen gern darstellen möchte." Auch spricht er noch tadelnd von seiner eigenen jugendlichen Abgötterei, die er mit dem Straßburger Münster getrieben habe, ohne freilich zu bedenken, daß diese damals bei ihm aus anderen Gründen hervorgegangen war. Aber im Ganzen machen doch

die von Quaglio und Fuchs gezeichneten Blätter einen bedeutenden Eindruck auf ihn, und er ist begierig auf weitere Zusendungen, die ihn eine noch genauere Sachkenntniß würden gewinnen lassen. So ergeht denn schon am 15. Mai an Boisserée die ersehnte Einladung, nach Weimar zu kommen.

Indessen ist damit noch lange nicht Alles in Ordnung. Boisserée, über das gewonnene Resultat erfreut, hegt jetzt zunächst den Wunsch, daß Goethe über das von ihm vorbereitete Werk über den Kölner Dom eine Anzeige in dem Cotta'schen „Morgenblatt" machen möge, wobei er indessen vermieden wünscht, was Goethe in einem Briefe an Reinhard thut, daß man den Straßburger Münster über den Kölner Dom setze. Klüglicherweise braucht er wiederum Reinhard als Vermittler, der jedoch diesmal etwas kühler zu Werke geht und gewissermaßen für Goethe gegen ihn Partei nimmt. „Der junge Freund", schreibt er am 27. Juni an Goethe, „ist über Ihre Antwort und Ihre Erlaubniß zu einem Besuch überglücklich. Allein Ihre milde Beschränkung des mitzutheilenden Antheils auf das, was sich Beifälliges über seine Unternehmung sagen ließ, hat den Erfolg gehabt, der sich voraussehen ließ; der junge Mann hat flugs sich eingebildet, Sie sähen die ganze Sache mit seinen Augen. Er meint, sie sei Ihnen als etwas Großes, wovon Sie vor Zeiten einen Jugendtraum, seitdem aber keine Kunde mehr gehabt, so eigentlich aufs Herz gefallen." — Goethe lehnt die von Boisserée gewünschte Ankündigung ab und drückt sich unter dem 22. Juli überhaupt sehr bestimmt gegen Reinhard über seine Stellung zu der ganzen Frage aus. „Zuerst will ich Sie ersuchen," heißt es in

m Briefe vom genannten Datum, „den jungen Freund
Heidelberg aufzuklären, damit er erfahre, wie ich es
eine. Es würde sonst, wenn er uns besucht, ein ver-
ießliches Verhältniß geben, wenn er erst alsdann erführe,
ie ich denke. Das, was er mit seinen Künstlern geleistet
t, kann man ohne Bedingung loben. Die Behandlung
s Gegenstandes ist trefflich, der Gegenstand selbst aber
r uns nur an seiner Stelle schätzenswerth als ein Doku-
ent einer Stufe menschlicher Kultur." Und fast hart sind
e nachstehenden Worte, wenn Goethe auch zu ihnen be-
chtigt sein mochte: „Ich habe schon oft genug in meinem
eben ähnliche Fälle mit jungen Leuten gehabt, so daß ich
ulich mich ganz und gar auch von den bessern enthalte.
influß gestehen sie uns, Einsicht trauen sie sich zu, und
e erstere [den ersteren] zu Gunsten der letzteren zu nützen
t eigentlich ihre stille Absicht. Ein wahres Zutrauen ist
icht in der Sache. Ich nehme es ihnen nicht übel; aber
h mag weder gutmüthig mich selbst betriegen, noch fremde
wecke gegen meine Ueberzeugungen befördern."

Es ist nicht anzunehmen, daß Reinhard diese letzten
nwilligen Aeußerungen Boisserée mitgetheilt haben wird;
ber schon was er ihm mittheilen mußte, war ausreichend,
n zu verstimmen. Sei es nun, daß dies der Grund
ar, oder daß ein bald darauf — Ende August —
it Cotta geschlossener Vertrag über die Herausgabe des
Dommerks seine Thätigkeit anderweitig in Anspruch nahm,
edenfalls ließ Boisserée gegen Goethe direkt nichts Wei-
eres hören, kam auch nicht im Herbste nach Weimar,
ondern knüpfte erst am 24. November die Beziehungen

wieder von Neuem an, indem er seinen Besuch für den März 1811 in Aussicht stellte. Auch Goethe war inzwischen wieder freundlicher gestimmt; er giebt seinen Rath in manchen auf das Domwerk bezüglichen Fragen (Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, S. 101, und S. Boisserée Bd. II. S. 10) und hat offenbar seine Einladung erneuert. Dies hatte denn zur Folge, daß Boisserée gelegentlich einer längeren Reise durch das mittlere Deutschland die Zeit vom 2. bis zum 13. Mai 1811 in Weimar zubrachte.

Ueber seinen ersten Besuch sowol wie über seinen weiteren Verkehr mit Goethe in dieser Zeit hat Boisserée ausführliche Mittheilungen gegeben, die hier nicht wiederholt werden können. Jedenfalls war das Resultat für ihn viel günstiger, als er erwartet hatte. Goethe empfand bald entschiedenes persönliches Wohlwollen für ihn, und die zahlreichen Zeichnungen, welche Boisserée ihm und später in seiner Gegenwart dem Weimarischen Hofe vorlegte, steigerten sein Interesse an der Kunstrichtung, die ihm bisher fremd gewesen war. Bei den mannichfachen Unterhaltungen wurde auch eine Schwierigkeit glücklich überwunden, die dem rückhaltsloseren Verkehr beider Männer hinderlich erschien: die unbedingte Verehrung Boisserée's für Friedrich Schlegel, dem er für seine eigene Bildung so viel verdankte, und die ebenso große Abneigung Goethe's gegen Diesen, die vielleicht ganz berechtigt und jedenfalls durch Schlegel's Verhalten hervorgerufen war. Das Ueberwinden dieser Schwierigkeit ist indessen mehr das Verdienst von Goethe's Milde und Duldsamkeit als einer Anerkenntniß von Seiten Boisserée's, wie ungerecht Schlegel über Goethe urtheilte

Eine weitere Entwickelung der Beziehungen Goethe's
Boisserée, die sich bis zu dem Tode des Ersteren fort-
ten, kann hier nicht erwartet werden. Deshalb sei nur
wähnt, daß zwar ein noch im Sommer 1811 be-
sichtigtes Zusammentreffen in Karlsbad vereitelt wurde,
dessen die brieflichen Mittheilungen Beider häufiger werden.
dem nächsten Jahre schon erfreute Goethe seinen jungen
eund durch eine öffentliche Anerkennung seiner Bestre-
ngen und des Werthes der deutschen Kunst im zweiten
ande von „Dichtung und Wahrheit" (vgl. Werke, Bd. XXI.
. 159 f.), und in den Sommern der Jahre 1814 und
315 endlich gab Goethe's Aufenthalt am Rhein und
n längeres Verweilen in Boisserée's Hause in Heidelberg
annichfaltige Gelegenheit zu weiterem Gedankenaustausch,
n so mehr, als Goethe jetzt erst die Gemäldesammlung
r drei Freunde mit eigenen Augen prüfen konnte. Aber
an muß gleichwol festhalten, daß auch nachdem dies
schehen war, also bei eigener Anschauung und ganz un-
fangenem Urtheil, Goethe sich doch niemals zu einer
bermäßigen und einseitigen Schätzung der älteren deutschen
unst hinreißen ließ. Man sieht dies z. B. auch daraus,
ß er Meyer's Aufsatz im zweiten Hefte von „Kunst und
lterthum": „Neudeutsche religios-patriotische Kunst", nicht
n Mindesten beanstandete, obgleich Dieser mit Tadel sehr
eigebig, mit Lob sparsam gewesen war. Boisserée war
nn auch mit demselben sehr unzufrieden, wenn er es schon
i seinem Briefe an Goethe vom 23. Juni 1817 nur mit
niger Schonung ausspricht. „Wie sehr", schreibt er, „weicht
on dieser Ansicht [der Nothwendigkeit des stets regen Auf-

fassens und Darstellens der Natur und des Lebens] die des Ver
fassers des polemischen Aufsatzes ab, indem er gegen die Nach
ahmer italienischer und deutscher Kunst die hellenische als einzige
Kanon aufstellt... Aus der Nachahmung von Kunstwerken
wird eben nie etwas Aechtes hervorgehen, die Vorbilder
mögen nun sein, welche sie wollen. ... Wir beklagen allein
daß nicht, wie wir es erwartet, Sie selbst den Aufsat
übernommen haben. Denn nur Sie mit Ihrem großen
Sinn, empfänglich für alles Aechte, welcher Gestalt es auch
erscheine, nur Sie waren im Stande, die Aufgabe zu lösen
und zwischen zwei Ultrapunkten die wahrhaft beseligende
Mitte zu zeigen." Boisserée wußte indessen auch Meyer
bald zu gewinnen. Als Dieser im Oktober 1817 in Hei
delberg gewesen war und die Boisserée'sche Sammlung
gesehen hatte, konnte Sulpiz (am 19. Oktober) an Goethe
schreiben: „Nun von Hofrath Meyer zu reden, so hat er
uns eine große Freude gewährt, ihn vor den Werken der
verkannten Künstler seine Beichte ablegen zu hören, obwo
es uns allerdings noch lieber gewesen wäre, er hätte kein
nöthig gehabt."

Ebenso wie in Betreff der bildenden Kunst hatte
Goethe aber auch im Laufe der Zeit seine Ansichten über
den ausschließlichen Werth der Poesie des Alterthums ge
ändert. Der „West-östliche Divan", dessen Anfänge nicht
über das Jahr 1813 zurückgelegt werden dürfen, ist aus der
Anregung durch persische und arabische Poesie hervorgegangen
mit deren Wesen und Charakter Goethe früher vollständig
unbekannt gewesen war, wenn auch seine umfassende Bibel
kenntniß ihn auf deren Aufnahme und Verständniß in

gewisser Weise vorbereitet hatte. Wie sehr er aber selbst von dem Gegenstande erfüllt war und wie wenig er sich damit von seinem Berufe als deutscher Dichter zu entfernen glaubte, das beweisen vor Allem die vertrauens- und hoffnungsvollen Worte, mit denen er seinen Divan 1819 in die Welt sandte und die sich doch eigentlich wenig erfüllt haben:

„Nun, so legt Euch, liebe Lieder,
An den Busen meinem Volke!"

So bedeutungsvoll aber auch die ganze Thätigkeit Goethe's in dieser Richtung für seine Gesammtbeurtheilung sein mag, so haben wir doch keine Veranlassung oder Berechtigung, hier genauer auf dieselbe einzugehen; denn einmal ist in der Vorbemerkung zum „West-östlichen Divan" (Werke, Bd. IV. S. I—XLVII) bereits eine genaue Entwickelung von dessen Entstehen und eine gründliche Beurtheilung seiner Bedeutung gegeben; außerdem aber werden wir in den nachfolgenden Aufsätzen durch nichts an ihn erinnert, so daß es genügen muß, festzustellen, wie eben diese Thätigkeit auf einem so fremden Gebiete mit den Eindrücken gleichzeitig ist oder zum Theil auch durch sie hervorgerufen wird, die Goethe auf seinen beiden Reisen gewinnt. In der That sind es mehr als funfzig Gedichte zum „Divan", die während dieser Zeit entstanden sind, und wenn wir hiervon selbst die kleine Anzahl aus dem Buche Suleika in Abrechnung bringen, deren Verfasserin Marianne Willemer ist, so bleibt immer noch das Resultat übrig, daß Goethe auf diesen Rheinreisen in höherem Grade poetisch angeregt war als je auf einer früheren.

Ueber die Reisen selbst, deren ausführlichere Besprechung hier ohnehin zu weit führen würde, können wir um so eher hinweggehen, da wir an die Anmerkungen zu denselben aus den anderweitig vorhandenen Daten eine Art Tagebuch angeschlossen haben, aus dem Goethe's Aufenthalt, Verkehr und Korrespondenz für die Mehrzahl der Reisetage zu entnehmen ist. Daher sei nur im Kurzen Folgendes erwähnt. Die Reise im Jahre 1814 dauerte vom 25. Juli bis zum 27. Oktober. Die Badekur in Wiesbaden, wo Goethe am 30. Juli ankam, wurde namentlich durch einen zweitägigen Ausflug nach Rüdesheim und Bingen unterbrochen, den Goethe mit Zelter und Cramer unternahm. Wir verdanken demselben die Eindrücke, die Goethe später in der anschaulichen und schönen Schilderung des Sankt-Rochusfestes wiedergab. Vom 1. bis zum 8. September war er dann in Winkel, auf dem Landgute der Familie Brentano, von wo aus er täglich Fahrten in das Rheingau machte. Nachdem er dann noch einige Tage in Wiesbaden verweilt hatte, ging er auf acht Tage nach Frankfurt und von dort, der Einladung Boisserée's folgend, am 24. September nach Heidelberg, wo er bis zum 10. Oktober blieb. Von dort wieder nach Frankfurt zurückgekehrt, reiste er am 19. Oktober ab und kam, nachdem er sich nur noch einige Tage in Hanau und jedenfalls nur kurze Zeit vorher in Offenbach aufgehalten hatte, am 27. Oktober wieder nach Weimar.

Auch im Jahre 1815 ist Wiesbaden sein erstes Ziel. Am 24. Mai von Weimar abgereist und am 30sten dort angekommen, bleibt er bis zum 10. August daselbst und reist

dann mit Boisserée über Mainz nach Frankfurt. Sein dortiger Aufenthalt, der durch den Verkehr mit der Familie Willemer einen besondern Reiz gewann, dauerte bis zum 19. September. Am 20sten ist er in Darmstadt, vom folgenden Tage an bis zum 7. Oktober wieder im Hause Boisserée's in Heidelberg, von wo aus er inzwischen noch auf zwei Tage nach Karlsruhe ging. Auf der Heimkehr begleitete Boisserée Goethen bis Würzburg; von hier setzte Goethe allein über Meiningen und Gotha seine Reise bis Weimar fort, wo er am 11. Oktober eintraf.

Die Grundlagen zu den nachfolgenden Aufsätzen, die zum Theil geradezu den Zweck haben, in Boisserée's Interesse die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Werth der deutschen und niederländischen Kunst zu lenken, bildeten Goethe's eigene Tagebücher, aus denen er manche Abschnitte, wie z. B. die über Köln und Frankfurt (unten S. 267 bis 278 und S. 286 bis 305) schon auf der Reise ausarbeitete. Den größeren Theil führte er indessen erst in Weimar in den Wintermonaten von 1815 auf 1816 zu Ende. Die in künstlerischer Beziehung bedeutendste Schilderung, das „Sankt-Rochusfest zu Bingen", war zwar schon am 29. August 1814 schematisirt (s. Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, 1874, S. 219 f.); die Ausarbeitung aber erfolgte erst im Sommer 1816 in Tennstädt, wo Goethe seinen Sommeraufenthalt nahm, nachdem er eine wieder beabsichtigte Rheinreise infolge eines Unglücksfalls aufgegeben hatte.

Diese Reiseerinnerungen, zu denen Boisserée gelegentlich auf Goethe's Veranlassung noch einige Data gab, haben aber auch noch eine andere Bedeutung. Sie gaben

Veranlassung zu der Begründung der Zeitschrift „Kunst und Alterthum", in welcher Goethe die Mehrzahl seiner späteren Aufsätze und Gedichte veröffentlichte und die er bis zu seinem Tode redigirte. Die drei ersten Hefte, 1816 bis 1817 erschienen, führten noch den Titel: „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden"; mit dem vierten — oder ersten des zweiten Bandes — (1818) tritt bereits die allgemeinere Bezeichnung „Ueber Kunst und Alterthum" ein. Jene drei ersten Hefte enthalten schon die drei Artikel: „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar", „Sankt-Rochusfest zu Bingen", „Im Rheingau Herbsttage", jedoch nur die beiden letzten schon mit besondrer Ueberschrift; in die Werke wurden sie unter der Gesammtüberschrift erst nach Goethe's Tode 1833 aufgenommen, und zwar mit unbedeutenden Veränderungen. Es sei schließlich noch erwähnt, daß der Publikation in „Ueber Kunst und Alterthum" noch ein Aufsatz im „Morgenblatt" (Nr. 60, 61 und 62 vom 9., 11. und 12. März 1816) voranging, in welchem Goethe über das Entstehen seiner Arbeiten und deren Zweck genauere Auskunft giebt; derselbe gehört zu den zahlreichen Stücken, die in den neunundzwanzigsten Theil unserer Goethe-Ausgabe (S. 331—341), der die „Aufsätze zur Literatur" enthält, neu aufgenommen sind.

Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar

in den Jahren 1814 und 1815.

An des Rhein's gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluss bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten.

Inhalt.

1. Sankt-Rochusfest zu Bingen.

2. Im Rheingau Herbsttage.

3. Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar.

Sankt-Rochusfest zu Bingen.

Am 16. August 1814.

Vertraute gesellige Freunde, welche schon wochenlang in Wiesbaden der heilsamen Kur genossen, empfanden eines Tages eine gewisse Unruhe, die sie durch Ausführung längst gehegter Vorsätze zu beschwichtigen suchten. Mittag war schon vorbei und doch ein Wagen augenblicklich bestellt, um den Weg ins angenehme Rheingau zu suchen. Auf der Höhe über Biberich erschaute man das weite, prächtige Flußthal mit allen Ansiedelungen innerhalb der fruchtbarsten Gauen. Doch war der Anblick nicht vollkommen so schön, als man ihn am frühen Morgen schon öfters genossen, wenn die aufgehende Sonne so viel weiß angestrichene Haupt- und Giebelseiten unzähliger Gebäude, größerer und kleinerer, am Flusse und auf den Höhen beleuchtete. In der weitesten Ferne glänzte dann vor allen das Kloster Johannisberg, einzelne Lichtpunkte lagen dies- und jenseits des Flusses ausgesäet.

Damit wir aber sogleich erführen, daß wir uns in ein frommes Land bewegten, entgegnete uns vor Mosbach ein italienischer Gipsgießer, auf dem Haupte sein wohlbeladenes Brett gar kühnlich im Gleichgewichte schwenkend. Die darauf schwebenden Figuren aber waren nicht etwa, wie man sie nordwärts antrifft, farblose Götter- und Heldenbilder, sondern, der frohen und heitern Gegend gemäß, bunt angemalte Heilige. Die Mutter Gottes thronte über allen; aus den vierzehn Nothelfern waren die vorzüglichsten auserlesen; der heilige Rochus

in schwarzer Pilgerkleidung stand voran, neben ihm sein brodtragendes Hündlein.

Nun fuhren wir bis Schierstein durch breite Kornfelder, hie und da mit Nußbäumen geschmückt. Dann erstreckt sich das fruchtbare Land links an den Rhein, rechts an die Hügel, die sich nach und nach dem Wege näher ziehen. Schön und gefährlich erscheint die Lage von Walluf unter einem Rheinbusen wie auf einer Landzunge. Durch reich befruchtete, sorgfältig unterstützte Obstbäume hindurch sah man Schiffe segeln, lustig, doppelt begünstigt, stromabwärts.

Auf das jenseitige Ufer wird das Auge gezogen; wohlgebaute, große, von fruchtbaren Gauen umgebene Ortschaften zeigen sich, aber bald muß der Blick wieder herüber; in der Nähe steht eine Kapellenruine, die auf grüner Matte ihre mit Epheu begrünten Mauern wundersam reinlich, einfach und angenehm erhebt. Rechts nun schieben Rebhügel sich völlig an den Weg heran.

In dem Städtchen Walluf tiefer Friede, nur die Einquartierungskreide an den Hausthüren noch nicht ausgelöscht. Weiterhin erscheint Weinbau zu beiden Seiten. Selbst auf flachem, wenig abhängigem Boden wechseln Rebstücke und Kornfelder; entferntere Hügel rechts ganz bedeckt von Rebgeländern.

Und so in freier, umhügelter, zuletzt nordwärts von Bergen umkränzter Fläche liegt Ellfeld, gleichfalls nah am Rheine, gegenüber einer großen bebauten Aue. Die Thürme einer alten Burg sowie der Kirche deuten schon auf eine größere Landstadt, die sich auch inwendig durch ältere, architektonisch verzierte Häuser und sonst auszeichnet.

Die Ursachen, warum die ersten Bewohner dieser Ortschaften sich an solchen Plätzen angesiedelt, auszumitteln, würde ein angenehmes Geschäft sein. Bald ist es ein Bach, der von der Höhe nach dem Rhein fließt, bald günstige Lage zum Landen und Ausladen, bald sonst irgend eine örtliche Bequemlichkeit.

Man sieht schöne Kinder und erwachsen wohlgebildete Menschen; alle haben ein ruhiges, keineswegs ein haftiges Ansehen. Lustfuhren und Lustwandler begegneten uns fleißig, letztere öfters mit Sonnenschirmen. Die Tageshitze war groß, die Trockenheit allgemein, der Staub höchst beschwerlich.

Unter Ellfeld liegt ein neues, prächtiges, von Kunstgärten umgebenes Landhaus. Noch sieht man Fruchtbau auf der Fläche links, aber der Weinbau vermehrt sich. Orte drängen

sich, Höfe fügen sich dazwischen, so daß sie, hinter einander gesehen, sich zu berühren scheinen.

Alles dieses Pflanzenleben der Flächen und Hügel gedeiht in einem Kiesboden, der, mehr oder weniger mit Leimen gemischt, den in die Tiefe wurzelnden Weinstock vorzüglich begünstigt. Die Gruben, die man zu Ueberschüttung der Heerstraße ausgegraben, zeigen auch nichts Anderes.

Erbach ist wie die übrigen Orte reinlich gepflastert, die Straßen trocken, die Erdgeschosse bewohnt und, wie man durch die offenen Fenster sehen kann, reinlich eingerichtet. Abermals folgt ein palastähnliches Gutsgebäude; die Gärten erreichen den Rhein, köstliche Terrassen und schattige Lindengänge durchschaut man mit Vergnügen.

Der Rhein nimmt hier einen andern Charakter an; es ist nur ein Theil desselben, die vorliegende Aue beschränkt ihn und bildet einen mäßigen, aber frisch und kräftig strömenden Fluß. Nun rücken die Rebhügel der rechten Seite ganz an den Weg heran, von starken Mauern getragen, in welchen eine vertiefte Blende die Aufmerksamkeit an sich zieht. Der Wagen hält still; man erquickt sich an einem reichlich quellenden Röhrwasser; dieses ist der Marktbrunnen, von welchem der auf der Hügelstrecke gewonnene Wein seinen Namen hat.

Die Mauer hört auf, die Hügel verflächen sich, ihre sanften Seiten und Rücken sind mit Weinstöcken überdrängt. Links Fruchtbäume. Nah am Fluß Weidichte, die ihn verstecken.

Durch Hattenheim steigt die Straße; auf der hinter dem Ort erreichten Höhe ist der Lehmenboden weniger kiesig. Von beiden Seiten Weinbau, links mit Mauern eingefaßt, rechts abgeböscht. Reichartshausen, ehemaliges Klostergut, jetzt der Herzogin von Nassau gehörig. Die letzte Mauerecke, durchbrochen, zeigt einen anmuthig beschatteten Akaziensitz.

Reiche, sanfte Fläche auf der fortlaufenden Höhe, dann aber zieht sich die Straße wieder an den Fluß, der bisher tief und entfernt gelegen. Hier wird die Ebene zu Feld- und Gartenbau benutzt, die mindeste Erhöhung zu Wein. Oestrich in einiger Entfernung vom Wasser, auf ansteigendem Boden, liegt sehr anmuthig; denn hinter dem Orte ziehen sich die Weinhügel bis an den Fluß, und so fort bis Mittelheim, wo sich der Rhein in herrlicher Breite zeigt. Langenwinkel folgt unmittelbar; den Beinamen des langen verdient es, ein Ort bis zur Ungeduld der Durchfahrenden in die Länge gezogen; Winkelhaftes läßt sich dagegen nichts bemerken.

Vor Geisenheim erstreckt sich ein flaches, niederes Erdreich bis an den Strom, der es wol noch jetzt bei hohem Wasser überschwemmt; es dient zu Garten- und Kleebau. Die Aue im Fluß, das Städtchen am Ufer ziehen sich schön gegen einander; die Aussicht jenseits wird freier. Ein weites hüglichtes Thal bewegt sich zwischen zwei ansteigenden Höhen gegen den Hundsrück zu.

Wie man sich Rüdesheim nähert, wird die niedere Fläche links immer auffallender, und man faßt den Begriff, daß in der Urzeit, als das Gebirge bei Bingen noch verschlossen gewesen, das hier aufgehaltene, zurückgestauchte Wasser diese Niederung ausgeglichen und endlich, nach und nach ablaufend und fortströmend, das jetzige Rheinbett daneben gebildet habe.

Und so gelangten wir in weniger als viertehalb Stunden nach Rüdesheim, wo uns der Gasthof „Zur Krone", unfern des Thores anmuthig gelegen, sogleich anlockte.

Er ist an einen alten Thurm angebaut und läßt aus den vordern Fenstern rheinabwärts, aus der Rückseite rheinaufwärts blicken; doch suchten wir bald das Freie. Ein vorspringender Steinbau ist der Platz, wo man die Gegend am Reinsten überschaut. Flußaufwärts sieht man von hier die bewachsenen Auen in ihrer ganzen perspektivischen Schönheit, unterwärts am gegenseitigen Ufer Bingen, weiter hinabwärts den Mäusethurm im Flusse.

Von Bingen heraufwärts erstreckt sich nahe am Strom ein Hügel gegen das obere flache Land; er läßt sich als Vorgebirg in den alten höhern Wassern denken. An seinem östlichen Ende sieht man eine Kapelle, dem heiligen Rochus gewidmet, welche so eben vom Kriegsverderben wiederhergestellt wird. An einer Seite stehen noch die Rüststangen; dessenungeachtet aber soll morgen das Fest gefeiert werden. Man glaubte, wir seien deshalb hergekommen, und verspricht uns viel Freude.

Und so vernahmen wir denn, daß während der Kriegszeiten zu großer Betrübniß der Gegend dieses Gotteshaus entweiht und verwüstet worden, zwar nicht gerade aus Willkür und Muthwillen, sondern weil hier ein vortheilhafter Posten die ganze Gegend überschaute und einen Theil derselben beherrschte. Und so war das Gebäude denn aller gottesdienstlichen Erfordernisse, ja aller Zierden beraubt, durch Bivouaks angeschmaucht und verunreinigt, ja durch Pferdestallung geschändet.

Deswegen aber sank der Glaube nicht an den Heiligen, welcher die Pest und ansteckende Krankheiten von Gelobenden abwendet. Freilich war an Wallfahrten hieher nicht zu denken; denn der Feind, argwöhnisch und vorsichtig, verbot alle frommen Auf- und Umzüge als gefährliche Zusammenkünfte, Gemeinsinn befördernd und Verschwörungen begünstigend. Seit vierundzwanzig Jahren konnte daher dort oben kein Fest gefeiert werden. Doch wurden benachbarte Gläubige, welche von den Vortheilen örtlicher Wallfahrt sich überzeugt fühlten, durch große Noth gedrängt, das Aeußerste zu versuchen. Hiervon erzählen die Rüdesheimer folgendes merkwürdige Beispiel. In tiefer Winternacht erblickten sie einen Fackelzug, der sich ganz unerwartet von Bingen aus den Hügel hinaufbewegte, endlich um die Kapelle versammelte, dort, wie man vermuthen können, seine Andacht verrichtete. Inwiefern die damaligen französischen Behörden dem Drange dieser Gelobenden nachgesehen, da man sich ohne Vergünstigung dergleichen wol kaum unterfangen hätte, ist niemals bekannt geworden, sondern das Geschehene blieb in tiefer Stille begraben. Alle Rüdesheimer jedoch, die, ans Ufer laufend, von diesem Schauspiel Zeugen waren, versichern, seltsamer und schauderhafter in ihrem Leben nichts gesehen zu haben.

Wir gingen sachte den Strand hinab, und wer uns auch begegnete, freute sich über die Wiederherstellung der nachbarlichen heiligen Stätte; denn obgleich Bingen vorzüglich diese Erneuerung und Belebung wünschen muß, so ist es doch eine fromme und frohe Angelegenheit für die ganze Gegend, und deshalb eine allgemeine Freude auf morgen.

Denn der gehinderte, unterbrochene, ja oft aufgehobene Wechselverkehr der beiden Rheinufer, nur durch den Glauben an diesen Heiligen unterhalten, soll glänzend wiederhergestellt werden. Die ganze umliegende Gegend ist in Bewegung, alte und neue Gelübde dankbar abzutragen. Dort will man seine Sünde bekennen, Vergebung erhalten, in der Masse so vieler zu erwartenden Fremden längst vermißten Freunden wieder begegnen.

Unter solchen frommen und heitern Aussichten, wobei wir den Fluß und das jenseitige Ufer nicht aus dem Auge ließen, waren wir das weit sich erstreckende Rüdesheim hinab zu dem alten römischen Kastell gelangt, das, am Ende gelegen, durch treffliche Mauerung sich erhalten hat. Ein glücklicher Gedanke des Besitzers, des Herrn Grafen Ingelheim, bereitete hier jedem Fremden eine schnell belehrende und erfreuliche Uebersicht.

Man tritt in einen brunnenartigen Hof; der Raum ist eng, hohe schwarze Mauern steigen wohlgefügt in die Höhe, rauh anzusehen — denn die Steine sind äußerlich unbehauen —, eine kunstlose Rustika. Die steilen Wände sind durch neuangelegte Treppen ersteiglich; in dem Gebäude selbst findet man einen eigenen Kontrast wohleingerichteter Zimmer und großer wüster, von Wachfeuern und Rauch geschwärzter Gewölbe. Man windet sich stufenweise durch finstere Mauerspalten hindurch und findet zuletzt auf thurmartigen Zinnen die herrlichste Aussicht. Nun wandeln wir in der Luft hin und wieder, indessen wir Gartenanlagen, in den alten Schutt gepflanzt, neben uns bewundern. Durch Brücken sind Thürme, Mauerhöhen und Flächen zusammengehängt, heitere Gruppen von Blumen und Strauchwerk dazwischen; sie waren diesmal regenbedürftig wie die ganze Gegend.

Nun im klaren Abendlichte lag Rüdesheim vor und unter uns. Eine Burg der mittlern Zeit, nicht fern von dieser uralten. Dann ist die Aussicht reizend über die unschätzbaren Weinberge; sanftere und steilere Kieshügel, ja Felsen und Gemäuer sind zu Anpflanzung von Reben benutzt. Was aber auch sonst noch von geistlichen und weltlichen Gebäuden dem Auge begegnen mag, der Johannisberg herrscht über Alles.

Nun mußte denn wol im Angesicht so vieler Rebhügel des Eilfers in Ehren gedacht werden. Es ist mit diesem Weine wie mit dem Namen eines großen und wohlthätigen Regenten: er wird jederzeit genannt, wenn auf etwas Vorzügliches im Lande die Rede kommt; ebenso ist auch ein gutes Weinjahr in Aller Munde. Ferner hat denn auch der Eilfer die Haupteigenschaft des Trefflichen: er ist zugleich köstlich und reichlich.

In Dämmerung versank nach und nach die Gegend. Auch das Verschwinden so vieler bedeutender Einzelheiten ließ uns erst recht Werth und Würde des Ganzen fühlen, worin wir uns lieber verloren hätten; aber es mußte geschieden sein.

Unser Rückweg ward aufgemuntert durch fortwährendes Kanoniren von der Kapelle her. Dieser kriegerische Klang gab Gelegenheit, an der Wirthstafel des hohen Hügelpunktes als militärischen Postens zu gedenken. Man sieht von da das ganze Rheingau hinauf und unterscheidet die meisten Ortschaften, die wir auf dem Herwege genannt.

Zugleich machte man uns aufmerksam, daß wir von der Höhe über Biberich schon die Rochuskapelle als weißen Punkt,

von der Morgensonne beleuchtet, deutlich öfters müßten gesehen haben, dessen wir uns denn auch gar wohl erinnerten.

Bei Allem diesem konnte es denn nicht fehlen, daß man den heiligen Rochus als einen würdigen Gegenstand der Verehrung betrachtete, da er durch das gefesselte Zutrauen diesen Hader- und Kriegsposten augenblicklich wieder zum Friedens- und Versöhnungsposten umgeschaffen.

Indessen hatte sich ein Fremder eingefunden und zu Tische gesetzt, den man auch als einen Wallfahrer betrachtete und deshalb sich um so unbefangener zum Lobe des Heiligen erging. Allein zu großer Verwunderung der wohlgesinnten Gesellschaft fand sich, daß er, obgleich Katholik, gewissermaßen ein Widersacher des Heiligen sei. Am sechzehnten August, als am Festtage, während so Viele den heiligen Rochus feierten, brannte ihm das Haus ab. Ein anderes Jahr, am selbigen Tage, wurde sein Sohn blessirt; den dritten Fall wollte er nicht bekennen.

Ein kluger Gast versetzte darauf, bei einzelnen Fällen komme es hauptsächlich darauf an, daß man sich an den eigentlichen Heiligen wende, in dessen Fach die Angelegenheit gehöre. Der Feuersbrunst zu wehren, sei Sankt Florian beauftragt; den Wunden verschaffe Sankt Sebastian Heilung; was den dritten Punkt betreffe, so wisse man nicht, ob Sankt Hubertus vielleicht Hilfe geschafft hätte. Im Uebrigen sei den Gläubigen genugsamer Spielraum gegeben, da im Ganzen vierzehn heilige Nothhelfer aufgestellt worden. Man ging die Tugenden derselben durch und fand, daß es nicht Nothhelfer genug geben könne.

Um dergleichen, selbst in heiterer Stimmung immer bedenkliche Betrachtungen los zu werden, trat man heraus unter den brennend gestirnten Himmel und verweilte so lange, daß der darauf folgende tiefe Schlaf als null betrachtet werden konnte, da er uns vor Sonnenaufgang verließ. Wir treten sogleich heraus, nach den grauen Rheinschluchten hinabzublicken; ein frischer Wind blies von dorther uns ins Angesicht, günstig den Herüber- wie den Hinüberfahrenden.

Schon jetzt sind die Schiffer sämmtlich rege und beschäftigt, die Segel werden bereitet, man feuert von oben, den Tag anzufangen, wie man ihn Abends angekündigt. Schon zeigen sich einzelne Figuren und Geselligkeiten als Schattenbilder am klaren Himmel um die Kapelle und auf dem Bergrücken, aber Strom und Ufer sind noch wenig belebt.

Leidenschaft zur Naturkunde reizt uns, eine Sammlung

zu betrachten, wo die metallischen Erzeugnisse des Westerwaldes nach dessen Länge und Breite, auch vorzügliche Minern von Rheinbreitbach vorliegen sollten. Aber diese wissenschaftliche Betrachtung wäre uns fast zum Schaden gediehen; denn als wir zum Ufer des Rheins zurückkehren, finden wir die Abfahrenden in lebhaftester Bewegung. Massenweise strömen sie an Bord, und ein überdrängtes Schiff nach dem andern stößt ab.

Drüben am Ufer her sieht man Schaaren ziehen, Wagen fahren; Schiffe aus den obern Gegenden landen daselbst. Den Berg aufwärts wimmelt's bunt von Menschen, auf mehr oder weniger jähen Fußpfaden die Höhe zu ersteigen bemüht. Fortwährendes Kanoniren deutet auf eine Folge wallfahrender Ortschaften.

Nun ist es Zeit! Auch wir sind mitten auf dem Flusse; Segel und Ruder wetteifern mit Hunderten. Ausgestiegen, bemerken wir sogleich mit geologischer Vorliebe am Fuße des Hügels wundersame Felsen. Der Naturforscher wird von dem heiligen Pfade zurückgehalten. Glücklicherweise ist ein Hammer bei der Hand. Da findet sich ein Konglomerat, der größten Aufmerksamkeit würdig. Ein im Augenblicke des Werdens zertrümmertes Quarzgestein, die Trümmer scharfkantig, durch Quarzmasse wieder verbunden. Ungeheure Festigkeit hindert uns, mehr als kleine Bröckchen zu gewinnen. Möge bald ein reisender Naturforscher diese Felsen näher untersuchen, ihr Verhältniß zu den ältern Gebirgsmassen unterwärts bestimmen, mir davon gefälligst Nachricht nebst einigen belehrenden Musterstücken zukommen lassen! Dankbar würde ich es erkennen.

Den steilsten, zickzack über Felsen springenden Stieg erklommen wir mit Hundert und aber Hunderten, langsam, öfters rastend und scherzend. Es war die Tafel des Cebes im eigentlichsten Sinne, bewegt, lebendig, nur daß hier nicht so viel ableitende Nebenwege stattfanden.

Oben um die Kapelle finden wir Drang und Bewegung. Wir dringen mit hinein. Der innere Raum, ein beinahe gleiches Viereck, jede Seite von etwa dreißig Fuß, das Chor im Grunde vielleicht zwanzig. Hier steht der Hauptaltar, nicht modern, aber im wohlhäbigen katholischen Kirchengeschmack. Er steigt hoch in die Höhe, und die Kapelle überhaupt hat ein recht freies Ansehen. Auch in den nächsten Ecken des Hauptvierecks zwei ähnliche Altäre, nicht beschädigt, Alles wie vor Zeiten. Und wie erklärt man sich dies in einer jüngst zerstörten Kirche?

Die Menge bewegte sich von der Hauptthür gegen den Hochaltar, wandte sich dann links, wo sie einer im Glassarge liegenden Reliquie große Verehrung bezeigte. Man betastete den Kasten, bestrich ihn, segnete sich und verweilte, so lange man konnte; aber Einer verdrängte den Andern, und so ward auch ich im Strome vorbei und zur Seitenpforte hinausgeschoben.

Aeltere Männer von Bingen treten zu uns, den herzoglich nassauischen Beamten, unsern werthen Geleitsmann, freundlich zu begrüßen; sie rühmen ihn als einen guten und hilfreichen Nachbar, ja als den Mann, der ihnen möglich gemacht, das heutige Fest mit Anstand zu feiern. Nun erfahren wir, daß nach aufgehobenem Kloster Eibingen die innern Kirchenerfordernisse, Altäre, Kanzel, Orgel, Bet- und Beichtstühle, an die Gemeinde zu Bingen zu völliger Einrichtung der Rochuskapelle um ein Billiges überlassen worden. Da man sich nun von protestantischer Seite dergestalt förderlich erwiesen, gelobten sämmtliche Bürger Bingen's, gedachte Stücke persönlich herüberzuschaffen. Man zog nach Eibingen; Alles ward sorgfältig abgenommen, der Einzelne bemächtigte sich kleinerer, Mehrere der größern Theile, und so trugen sie, Ameisen gleich, Säulen und Gesimse, Bilder und Verzierungen herab an das Wasser; dort wurden sie, gleichfalls dem Gelübde gemäß, von Schiffern eingenommen, übergesetzt, am linken Ufer ausgeschifft und abermals auf frommen Schultern die mannichfaltigen Pfade hinaufgetragen. Da nun das Alles zugleich geschah, so konnte man, von der Kapelle herabschauend über Land und Fluß, den wunderbarsten Zug sehen, indem Geschnitztes und Gemaltes, Vergoldetes und Lackirtes in bunter Folgereihe sich bewegte; dabei genoß man des angenehmen Gefühls, daß Jeder unter seiner Last und bei seiner Bemühung Segen und Erbauung sein ganzes Leben hoffen durfte. Die auch herübergeschaffte, noch nicht aufgestellte Orgel wird nächstens auf einer Galerie dem Hauptaltar gegenüber Platz finden. Nun löste sich erst das Räthsel, man beantwortet sich die aufgeworfene Frage, wie es komme, daß alle diese Zierden schon verjährt und doch wohlerhalten, unbeschädigt und doch nicht neu in einem erst hergestellten Raum sich zeigen konnten.

Dieser jetzige Zustand des Gotteshauses muß uns um so erbaulicher sein, als wir dabei an den besten Willen, wechselseitige Beihilfe, planmäßige Ausführung und glückliche Vollendung erinnert werden. Denn daß Alles mit Ueberlegung ge-

schehen, erhellt nicht weniger aus Folgendem. Der Hauptaltar aus einer weit größeren Kirche sollte hier Platz finden, und man entschloß sich, die Mauern um mehrere Fuß zu erhöhen, wodurch man einen anständigen, ja reich verzierten Raum gewann. Der ältere Gläubige kann nun vor demselbigen Altar auf dem linken Rheinufer knieen, vor welchem er von Jugend an auf dem rechten gebetet hatte.

Auch war die Verehrung jener heiligen Gebeine schon längst herkömmlich. Diese Ueberreste des heiligen Ruprecht's, die man sonst zu Eibingen gläubig berührt und hilfreich gepriesen hatte, fand man hier wieder. Und so Manchen belebt ein freudiges Gefühl, einem längst erprobten Gönner wieder in die Nähe zu treten. Hiebei bemerke man wohl, daß es sich nicht geziemt hätte, diese Heiligthümer in den Kauf mit einzuschließen oder zu irgend einem Preis anzuschlagen; nein, sie kamen vielmehr durch Schenkung als fromme Zugabe gleichfalls nach Sankt Rochus. Möchte man doch überall in ähnlichen Fällen mit gleicher Schonung verfahren sein!

Und nun ergreift uns das Gewühl! Tausend und aber tausend Gestalten streiten sich um unsere Aufmerksamkeit. Diese Völkerschaften sind an Kleidertracht nicht auffallend verschieden, aber von der mannichfaltigsten Gesichtsbildung. Das Getümmel jedoch läßt keine Vergleichung aufkommen; allgemeine Kennzeichen suchte man vergebens in dieser augenblicklichen Verworrenheit; man verliert den Faden der Betrachtung, man läßt sich ins Leben hineinziehen.

Eine Reihe von Buden, wie ein Kirchweihfest sie fordert, stehen unfern der Kapelle. Voran geordnet sieht man Kerzen, gelbe, weiße, gemalte, dem verschiedenen Vermögen der Weihenden angemessen. Gebetbücher folgen, Officium zu Ehren des Gefeierten. Vergebens fragten wir nach einem erfreulichen Hefte, wodurch uns sein Leben, Leisten und Leiden klar würde; Rosenkränze jedoch aller Art fanden sich häufig. Sodann war aber auch für Wecken, Semmeln, Pfeffernüsse und mancherlei Buttergebackenes gesorgt, nicht weniger für Spielsachen und Galanteriewaaren, Kinder verschiedenen Alters anzulocken.

Prozessionen dauerten fort. Dörfer unterschieden sich von Dörfern; der Anblick hätte einem ruhigen Beobachter wol Resultate verliehen. Im Ganzen durfte man sagen: die Kinder schön, die Jugend nicht, die alten Gesichter sehr ausgearbeitet; mancher Greis befand sich darunter. Sie zogen mit Angesang

und Antwort, Fahnen flatterten, Standarten schwankten, eine große und größere Kerze erhob sich Zug für Zug. Jede Gemeinde hatte ihre Mutter Gottes, von Kindern und Jungfrauen getragen, neu gekleidet, mit vielen rosenfarbenen, reichlichen, im Winde flatternden Schleifen geziert. Anmuthig und einzig war ein Jesuskind, ein großes Kreuz haltend und das Marterinstrument freundlich anblickend. „Ach," rief ein zartfühlender Zuschauer, „ist nicht jedes Kind, das fröhlich in die Welt hineinzieht, in demselben Falle?" Sie hatten es in neuen Goldstoff gekleidet, und es nahm sich als Jugendfürstchen gar hübsch und heiter aus.

Eine große Bewegung aber verkündet, nun komme die Hauptprozession von Bingen herauf. Man eilt den Hügelrücken hin, ihr entgegen. Und nun erstaunt man auf einmal über den schönen, herrlich veränderten Landschaftsblick in eine ganz neue Scene. Die Stadt, an sich wohl gebaut und erhalten, Gärten und Baumgruppen um sie her, am Ende eines wichtigen Thales, wo die Nahe herauskommt. Und nun der Rhein, der Mäusethurm, die Ehrenburg! Im Hintergrunde die ernsten und grauen Felswände, in die sich der mächtige Fluß eindrängt und verbirgt.

Die Prozession kommt bergauf, gereiht und geordnet wie die übrigen. Vorweg die kleinsten Knaben, Jünglinge und Männer hinterdrein, getragen der heilige Rochus, in schwarzsammtenem Pilgerkleide, dazu von gleichem Stoff einen langen, goldverbrämten Königsmantel, unter welchem ein kleiner Hund, das Brod zwischen den Zähnen haltend, hervorschaut. Folgen sogleich mittlere Knaben in kurzen, schwarzen Pilgerkutten, Muscheln auf Hut und Kragen, Stäbe in Händen. Dann treten ernste Männer heran, weder für Bauern noch Bürger zu halten. An ihren ausgearbeiteten Gesichtern glaubt' ich Schiffer zu erkennen, Menschen, die ein gefährliches, bedenkliches Handwerk, wo jeder Augenblick sinnig beachtet werden muß, ihr ganzes Leben über sorgfältig betreiben.

Ein rothseidener Baldachin wankte herauf; unter ihm verehrte man das Hochwürdigste, vom Bischof getragen, von Geistlichwürdigen umgeben, von östreichischen Kriegern begleitet, gefolgt von zeitigen Autoritäten. So ward vorgeschritten, um dies politisch-religiöse Fest zu feiern, welches für ein Symbol gelten sollte des wiedergewonnenen linken Rheinufers sowie der Glaubensfreiheit an Wunder und Zeichen.

Sollte ich aber die allgemeinsten Eindrücke kürzlich aussprechen, die alle Prozessionen bei mir zurückließen, so würde ich sagen: die Kinder waren sämmtlich froh, wohlgemuth und behäglich als bei einem neuen, wundersamen, heitern Ereigniß; die jungen Leute dagegen traten gleichgiltig anher; denn sie, in böser Zeit Geborne, konnte das Fest an nichts erinnern, und wer sich des Guten nicht erinnert, hofft nicht. Die Alten aber waren alle gerührt als von einem glücklichen, für sie unnütz zurückkehrenden Zeitalter. Hieraus ersehen wir, daß des Menschen Leben nur insofern etwas werth ist, als es eine Folge hat.

Nun aber ward von diesem edlen und vielfach würdigen Vorschreiten der Betrachter unschicklich abgezogen und weggestört durch einen Lärm im Rücken, durch ein wunderliches, gemein-heftiges Geschrei. Auch hier wiederholte sich die Erfahrung, daß ernste, traurige, ja schreckliche Schicksale oft durch ein unversehenes abgeschmacktes Ereigniß als von einem lächerlichen Zwischenspiel unterbrochen werden.

An dem Hügel rückwärts entsteht ein seltsames Rufen; es sind nicht Töne des Haders, des Schreckens, der Wuth, aber doch wild genug. Zwischen Gestein und Busch und Gestrüpp irrt eine aufgeregte, hin und wieder laufende Menge, rufend: Halt! — Hier! — Da! — Dort! — Nun! — Hier! — Nun heran! — So schallt es mit allerlei Tönen; Hunderte beschäftigen sich laufend, springend, mit hastigem Ungethüm, als jagend und verfolgend. Doch gerade in dem Augenblick, als der Bischof mit dem hochehrwürdigen Zug die Höhe erreicht, wird das Räthsel gelöst.

Ein flinker, derber Bursche läuft hervor, einen blutenden Dachs behaglich vorzuweisen. Das arme, schuldlose Thier, durch die Bewegung der andringenden frommen Menge aufgeschreckt, abgeschnitten von seinem Bau, wird am schonungsreichsten Feste von den immer unbarmherzigen Menschen im segenvollsten Augenblicke getödtet.

Gleichgewicht und Ernst war jedoch alsobald wiederhergestellt und die Aufmerksamkeit auf eine neue, stattlich heranziehende Prozession gelockt. Denn indem der Bischof nach der Kirche zu wallte, trat die Gemeinde von Bidenheim so zahlreich als anständig heran. Auch hier mißlang der Versuch, den Charakter dieser einzelnen Ortschaft zu erforschen. Wir, durch so viel Verwirrendes verwirrt, ließen sie in die immer wachsende Verwirrung ruhig dahinziehen.

Alles drängte sich nun gegen die Kapelle und strebte zu derselben hinein. Wir, durch die Wege seitwärts geschoben, verweilten im Freien, um an der Rückseite des Hügels der weiten Aussicht zu genießen, die sich in das Thal eröffnet, in welchem die Nahe ungesehen heranschleicht. Hier beherrscht ein gesundes Auge die mannichfaltigste, fruchtbarste Gegend bis zu dem Fuße des Donnersbergs, dessen mächtiger Rücken den Hintergrund majestätisch abschließt.

Nun wurden wir aber sogleich gewahr, daß wir uns dem Lebensgenusse näherten. Gezelte, Buden, Bänke, Schirme aller Art standen hier aufgereiht. Ein willkommener Geruch gebratenen Fettes drang uns entgegen. Beschäftigt fanden wir eine junge thätige Wirthin, umgehend einen glühenden weiten Aschenhaufen, frische Würste — sie war eine Metzgerstochter — zu braten. Durch eigenes Handreichen und vieler flinker Diener unabläßige Bemühung wußte sie einer solchen Masse von zuströmenden Gästen genugzuthun.

Auch wir, mit fetter, dampfender Speise nebst frischem, trefflichem Brod reichlich versehen, bemühten uns, Platz an einem geschirmten, langen, schon besetzten Tische zu nehmen. Freundliche Leute rückten zusammen, und wir erfreuten uns angenehmer Nachbarschaft, ja liebenswürdiger Gesellschaft, die von dem Ufer der Nahe zu dem erneuten Fest gekommen war. Muntere Kinder tranken Wein wie die Alten. Braune Krüglein mit weißem Namenszug des Heiligen rundeten im Familienkreise. Auch wir hatten dergleichen angeschafft und setzten sie wohlgefüllt vor uns nieder.

Da ergab sich nun der große Vortheil solcher Volksversammlung, wenn durch irgend ein höheres Interesse aus einem großen, weitschichtigen Kreise so viele einzelne Strahlen nach einem Mittelpunkte gezogen werden.

Hier unterrichtet man sich auf einmal von mehreren Provinzen. Schnell entdeckte der Mineralog Personen, welche, bekannt mit der Gebirgsart von Oberstein, den Achaten daselbst und ihrer Bearbeitung, dem Naturfreunde belehrende Unterhaltung gaben. Der Quecksilberminern zu Muschellandsberg erwähnte man gleichfalls. Neue Kenntnisse thaten sich auf, und man faßte Hoffnung, schönes, krystallisirtes Amalgam von dorther zu erhalten.

Der Genuß des Weins war durch solche Gespräche nicht unterbrochen. Wir sendeten unsere leeren Gefäße zu dem Schen-

ken, der uns ersuchen ließ, Geduld zu haben, bis die vierte Ohm angesteckt sei. Die dritte war in der frühen Morgenstunde schon verzapft.

Niemand schämt sich der Weinlust, sie rühmen sich einigermaßen des Trinkens. Hübsche Frauen gestehen, daß ihre Kinder mit der Mutterbrust zugleich Wein genießen. Wir fragten, ob denn wahr sei, daß es geistlichen Herren, ja Kurfürsten geglückt, acht rheinische Maß, das heißt sechzehn unserer Bouteillen, in vierundzwanzig Stunden zu sich zu nehmen.

Ein scheinbar ernsthafter Gast bemerkte, man dürfe sich zu Beantwortung dieser Frage nur der Fastenpredigt ihres Weihbischofs erinnern, welcher, nachdem er das schreckliche Laster der Trunkenheit seiner Gemeinde mit den stärksten Farben dargestellt, also geschlossen habe:

„Ihr überzeugt Euch also hieraus, andächtige, zu Reu' und Buße schon begnadigte Zuhörer, daß Derjenige die größte Sünde begehe, welcher die herrlichen Gaben Gottes solcherweise mißbraucht. Der Mißbrauch aber schließt den Gebrauch nicht aus. Stehet doch geschrieben: Der Wein erfreuet des Menschen Herz! Daraus erhellet, daß wir, uns und Andere zu erfreuen, des Weines gar wohl genießen können und sollen. Nun ist aber unter meinen männlichen Zuhörern vielleicht Keiner, der nicht zwei Maß Wein zu sich nähme, ohne deshalb gerade einige Verwirrung seiner Sinne zu spüren; wer jedoch bei dem dritten oder vierten Maß schon so arg in Vergessenheit seiner selbst geräth, daß er Frau und Kinder verkennt, sie mit Schelten Schlägen und Fußtritten verletzt und seine Geliebtesten als die ärgsten Feinde behandelt, der gehe sogleich in sich und unterlasse ein solches Uebermaß, welches ihn mißfällig macht Gott und Menschen, und Seinesgleichen verächtlich. Wer aber bei dem Genuß von vier Maß, ja von fünfen und sechsen noch dergestalt sich selbst gleich bleibt, daß er seinem Nebenchristen liebevoll unter die Arme greifen mag, dem Hauswesen vorstehen kann, ja die Befehle geistlicher und weltlicher Obern auszurichten sich im Stande findet, auch Der genieße sein bescheiden Theil und nehme es mit Dank dahin! Er hüte sich aber, ohne besondere Prüfung weiter zu gehen, weil hier gewöhnlich dem schwachen Menschen ein Ziel gesetzt ward. Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott Jemandem die besondere Gnade verleiht, acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat. Da mir nun aber nicht

nachgesagt werden kann, daß ich in ungerechtem Zorn auf irgend Jemand losgefahren sei, daß ich Hausgenossen und Anverwandte mißkannt oder wol gar die mir obliegenden geistlichen Pflichten und Geschäfte verabsäumt hätte, vielmehr Ihr Alle mir das Zeugniß geben werdet, wie ich immer bereit bin, zu Lob und Ehre Gottes, auch zu Nutz und Vortheil meines Nächsten mich thätig finden zu lassen, so darf ich wol mit gutem Gewissen und mit Dank dieser anvertrauten Gabe mich auch fernerhin erfreuen.

„Und Ihr, meine andächtigen Zuhörer, nehme ein Jeder, damit er nach dem Willen des Gebers am Leibe erquickt, am Geiste erfreut werde, sein bescheiden Theil dahin! Und auf daß ein Solches geschehe, alles Uebermaß dagegen verbannt sei, handelt sämmtlich nach der Vorschrift des heiligen Apostels, welcher spricht: Prüfet Alles und das Beste behaltet!"

Und so konnte es denn nicht fehlen, daß der Hauptgegenstand alles Gesprächs der Wein blieb, wie er es gewesen. Da erhebt sich denn sogleich ein Streit über den Vorzug der verschiedenen Gewächse, und hier ist erfreulich zu sehen, daß die Magnaten unter sich keinen Rangstreit haben. Hochheimer, Johannisberger, Rüdesheimer lassen einander gelten, nur unter den Göttern mindern Ranges herrscht Eifersucht und Neid. Hier ist denn besonders der sehr beliebte Aßmannshäuser Rothe vielen Anfechtungen unterworfen. Einen Weinbergsbesitzer von Oberingelheim hört' ich behaupten, der ihrige gebe jenem wenig nach. Der Eifer solle köstlich gewesen sein, davon sich jedoch kein Beweis führen lasse, weil er schon ausgetrunken sei. Dies wurde von den Beisitzenden gar sehr gebilligt, weil man rothe Weine gleich in den ersten Jahren genießen müsse.

Nun rühmte dagegen die Gesellschaft von der Nahe einen in ihrer Gegend wachsenden Wein, der Monzinger genannt. Er soll sich leicht und angenehm wegtrinken, aber doch, ehe man sich's versieht, zu Kopfe steigen. Man lud uns darauf ein. Er war zu schön empfohlen, als daß wir nicht gewünscht hätten, in so guter Gesellschaft, und wäre es mit einiger Gefahr, ihn zu kosten und uns an ihm zu prüfen.

Auch unsere braunen Krüglein kamen wiederum gefüllt zurück, und als man die heiteren weißen Namenszüge des Heiligen überall so wohlthätig beschäftigt sah, mußte man sich fast schämen, die Geschichte desselben nicht genau zu wissen, ob man gleich sich recht gut erinnerte, daß er, auf alles irdische Gut

völlig verzichtend, bei Wartung von Pestkranken auch sein Leben nicht in Anschlag gebracht habe.

Nun erzählte die Gesellschaft, dem Wunsche gefällig, jene anmuthige Legende, und zwar um die Wette, Kinder und Eltern sich einander einhelfend.

Hier lernte man das eigentliche Wesen der Sage kennen, wenn sie von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr wandelt. Widersprüche kamen nicht vor, aber unendliche Unterschiede, welche daher entspringen mochten, daß jedes Gemüth einen andern Antheil an der Begebenheit und den einzelnen Vorfällen genommen, wodurch denn ein Umstand bald zurückgesetzt, bald hervorgehoben, nicht weniger die verschiedenen Wanderungen sowie der Aufenthalt des Heiligen an verschiedenen Orten verwechselt wurde.

Ein Versuch, die Geschichte, wie ich sie gehört, gesprächsweise aufzuzeichnen, wollte mir nicht gelingen; so mag sie nun auf die Art, wie sie gewöhnlich überliefert wird, hier eingeschaltet stehen.

Sankt Rochus, ein Bekenner des Glaubens, war aus Montpellier gebürtig, und hieß sein Vater Johann, die Mutter aber Libera. Und zwar hatte dieser Johann nicht nur Montpellier, sondern auch noch andere Orte unter seiner Gewalt, war aber ein frommer Mann und hatte lange Zeit ohne Kindersegen gelebt, bis er seinen Rochum von der heiligen Maria erbeten, und brachte das Kind ein rothes Kreuz auf der Brust mit auf die Welt. Wenn seine Eltern fasteten, mußte er auch fasten, und gab ihm seine Mutter an einem solchen Tag nur einmal ihre Brust zu trinken. Im fünften Jahre seines Alters fing er an sehr wenig zu essen und zu trinken; im zwölften legte er allen Ueberfluß und Eitelkeit ab und wendete sein Taschengeld an die Armen, denen er sonderlich viel Gutes that. Er bezeigte sich auch fleißig im Studiren und erlangte bald großen Ruhm durch seine Geschicklichkeit, wie ihn dann auch noch sein Vater auf seinem Todbette durch eine bewegliche Rede, die er an ihn hielte, zu allem Guten ermahnte. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, als seine Eltern gestorben, da er denn alle sein ererbtes Vermögen unter die Armen austheilte, das Regiment über das Land niederlegte, nach Italien reiste und zu einem Hospital kam, darinnen Viele an ansteckenden Krankheiten lagen, denen er aufwarten wollte. Und ob man ihn gleich nicht alsobald hineinließ, sondern ihm die Gefahr vorstellte, so hielte

r doch ferner an, und als man ihn zu den Kranken ließ, nachte er sie alle durch Berührung mit seiner rechten Hand und Bezeichnung mit dem heiligen Kreuz gesund. Sodann begab er sich ferner nach Rom, befreite auch allda nebst vielen Andern einen Kardinal von der Pest und hielte sich in die drei Jahre bei demselben auf.

Als er aber selbsten endlich auch mit dem schrecklichen Uebel befallen wurde und man ihn in das Pesthaus zu den Andern brachte, wo er wegen grausamer Schmerzen manchmal erschrecklich schreien mußte, ging er aus dem Hospital und setzte sich außen vor die Thüre hin, damit er den Anderen durch sein Geschrei nicht beschwerlich fiele. Und als die Vorbeigehenden solches sahen, vermeinten sie, es wäre aus Unachtsamkeit der Pestwärter geschehen; als sie aber hernach das Gegentheil vernahmen, hielte ihn Jedermann für thöricht und unsinnig, und so trieben sie ihn zur Stadt hinaus, da er denn unter Gottes Geleit durch Hilfe seines Stabes allgemach in den nächsten Wald fortkroch. Als ihn aber der große Schmerz nicht weiter fortkommen ließ, legte er sich unter einen Ahornbaum und ruhete daselbst ein Wenig, da denn neben ihm ein Brunnen entsprang, daraus er sich erquickte.

Nun lag nicht weit davon ein Landgut, wohin sich viele Vornehme aus der Stadt geflüchtet, darunter einer Namens Gotthardus, welcher viele Knechte und Jagdhunde bei sich hatte. Da ereignet sich aber der sonderbare Umstand, daß ein sonst sehr wohl gezogener Jagdhund ein Brod vom Tische wegschnappt und davonläuft. Obgleich abgestraft, ersieht er seinen Vortheil den zweiten Tag wieder und entflieht glücklich mit der Beute. Da argwohnt der Graf irgend ein Geheimniß und folgt mit den Dienern.

Dort finden sie denn unter dem Baum den sterbenden frommen Pilger, der sie ersucht, sich zu entfernen, ihn zu verlassen, damit sie nicht von gleichem Uebel angefallen würden. Gotthardus aber nahm sich vor, den Kranken nicht eher von sich zu lassen, als bis er genesen wäre, und versorgte ihn zum Besten. Als nun Rochus wieder ein Wenig zu Kräften kam, begab er sich vollends nach Florenz, heilte daselbst Viele von der Pest und wurde selbst durch eine Stimme vom Himmel völlig wiederhergestellt. Er beredte auch Gotthardum dahin, daß Dieser sich entschloß, mit ihm seine Wohnung in dem Wald aufzuschlagen und Gott ohne Unterlaß zu dienen, welches auch

Gotthardus versprach, wenn er nur bei ihm bleiben wollte, da sie sich denn eine geraume Zeit mit einander in einer alten Hütte aufhielten. Und nachdem endlich Rochus Gotthardum zu solchem Eremitenleben genugsam eingeweiht, machte er sich abermals auf den Weg und kam nach einer beschwerlichen Reise glücklich wieder nach Hause, und zwar in seiner Stadt, die ihm ehemals zugehört und die er seinem Vetter geschenkt hatte. Allda nun wurde er, weil es Kriegszeit war, für einen Kundschafter gehalten und vor den Landsherrn geführt, der ihn wegen seiner großen Veränderung und armseligen Kleidung nicht mehr kannte, sondern in ein hart Gefängniß setzen ließ. Er aber dankte seinem Gott, daß er ihn allerlei Unglück erfahren ließ, und brachte fünf ganzer Jahre im Kerker zu; wollte es auch nicht einmal annehmen, wenn man ihm etwas Gekochtes zu essen brachte, sondern kreuzigte noch dazu seinen Leib mit Wachen und Fasten. Als er merkte, daß sein Ende nahe sei, bat er die Bedienten des Kerkermeisters, daß sie ihm einen Priester holen möchten. Nun war es eine sehr finstere Gruft, wo er lag; als aber der Priester kam, wurde es helle, darüber dieser sich höchlich verwunderte, auch, sobald er Rochum ansahe, etwas Göttliches an ihm erblickte und vor Schrecken halbtodt zur Erden fiel, auch sich sogleich zum Landsherrn begab und ihm anzeigte, was er erfahren, und wie Gott wäre sehr beleidigt worden, indem man den frömmsten Menschen so lange Zeit in einem so beschwerlichen Gefängniß aufgehalten. Als dieses in der Stadt bekannt worden, lief Jedermann häufig nach dem Thurm. Sankt Rochus aber wurde von einer Schwachheit überfallen und gab seinen Geist auf. Jedermann aber sahe durch die Spalten der Thüre einen hellen Glanz hervorbringen; man fand auch bei Eröffnung den Heiligen todt und ausgestreckt auf der Erde liegen und bei seinem Haupt und den Füßen Lampen brennen; darauf man ihn auf des Landsherrn Befehl mit großem Gepränge in die Kirche begrub. Er wurde auch noch an dem rothen Kreuz, so er auf der Brust mit auf die Welt gebracht hatte, erkannt, und war ein großes Heulen und Lamentiren darüber entstanden.

Solches geschahe im Jahre 1327 den 16. August, und ist ihm auch nach der Zeit zu Venedig, allwo nunmehr sein Leib verwahret wird, eine Kirche zu Ehren gebaut worden. Als nun im Jahre 1414 zu Konstanz ein Concilium gehalten wurde und die Pest allda entstand, auch nirgend Hilfe vorhanden

war, ließ die Pest alsobald nach, sobald man diesen Heiligen anrief und ihm zu Ehren Prozessionen anstellte.

Diese friedliche Geschichte ruhig zu vernehmen, war kaum der Ort. Denn in der Tischreihe stritten Mehrere schon längst über die Zahl der heute Wallfahrenden und Besuchenden. Nach Einiger Meinung sollten zehntausend, nach Anderen mehr, und dann noch mehr auf diesem Hügelrücken durcheinanderwimmeln. Ein östreichischer Offizier, militärischem Blick vertrauend, bekannte sich zu dem höchsten Gebote.

Noch mehrere Gespräche kreuzten sich. Verschiedene Bauernregeln und sprichwörtliche Wetterprophezeihungen, welche dies Jahr eingetroffen sein sollten, verzeichnete ich ins Taschenbuch, und als man Theilnahme bemerkte, besann man sich auf mehrere, die denn auch hier Platz finden mögen, weil sie auf Landesart und auf die wichtigsten Angelegenheiten der Bewohner hindeuten.

„Trockner April ist nicht der Bauern Will'. — Wenn die Grasmücke singt, ehe der Weinstock sproßt, so verkündet es ein gutes Jahr. — Viel Sonnenschein im August bringt guten Wein. — Je näher das Christfest dem neuen Monde zu fällt, ein desto härteres Jahr soll hernach folgen; so es aber gegen den vollen und abnehmenden Mond kommt, je gelinder es sein soll. — Die Fischer haben von der Hechtsleber dieses Merkmal, welches genau eintreffen soll: wenn dieselbe gegen dem Gallenbläschen zu breit, der vordere Theil aber spitzig und schmal ist, so bedeutet es einen langen und harten Winter. — Wenn die Milchstraße im Dezember schön weiß und hell scheint, so bedeutet es ein gutes Jahr. — Wenn die Zeit von Weihnachten bis Dreikönig nebelicht und dunkel ist, sollen das Jahr darauf Krankheiten folgen. — Wenn in der Christnacht die Weine in den Fässern sich bewegen, daß sie übergehen, so hofft man auf ein gutes Weinjahr. — Wenn die Rohrdommel zeitig gehört wird, so hofft man eine gute Ernte. — Wenn die Bohnen übermäßig wachsen und die Eichbäume viel Frucht bringen, so giebt es wenig Getreide. — Wenn die Eulen und andere Vögel ungewöhnlich die Wälder verlassen und häufig den Dörfern und Städten zufliegen, so giebt es ein unfruchtbares Jahr. — Kühler Mai giebt guten Wein und vieles Heu. — Nicht zu kalt und nicht zu naß, füllt die Scheuer und das Faß. — Reife Erdbeeren um Pfingsten bedeuten einen guten Wein. — Wenn es in der Walpurgisnacht regnet, so hofft man ein gutes Jahr. —

Ist das Brustbein von einer gebratenen Martinsgans braun, so bedeutet es Kälte, ist es weiß, Schnee."

Ein Bergbewohner, welcher diese vielen, auf reiche Fruchtbarkeit hinzielenden Sprüche, wo nicht mit Neid, doch mit Ernst vernommen, wurde gefragt, ob auch bei ihnen dergleichen gäng und gäbe wäre. Er versetzte darauf, mit so viel Abwechselung könne er nicht dienen; Räthselrede und Segen sei bei ihnen nur einfach und heiße:

Morgens rund,
Mittag gestampft,
Abends in Scheiben,
Dabei soll's bleiben;
Es ist gesund.

Man freute sich über diese glückliche Genügsamkeit und versicherte, daß es Zeiten gäbe, wo man zufrieden sei, es ebenso gut zu haben.

Indessen steht manche Gesellschaft gleichgiltig auf, den fast unübersehbaren Tisch verlassend; Andere grüßen und werden gegrüßt; so verliert sich die Menge nach und nach. Nur die Zunächstsitzenden, wenige wünschenswerthe Gäste, zaudern; man verläßt sich ungern, ja man kehrt einigemal gegen einander zurück, das angenehme Weh eines solchen Abschiedes zu genießen, und verspricht endlich zu einiger Beruhigung unmögliches Wiedersehen.

Außer den Zelten und Buden empfindet man leider in der hohen Sonne sogleich den Mangel an Schatten, welchen jedoch eine große neue Anpflanzung junger Nußbäume auf dem Hügelrücken künftigen Urenkeln verspricht. Möge jeder Wallfahrende die zarten Bäume schonen, eine löbliche Bürgerschaft von Bingen diese Anlage schirmen, durch eifriges Nachpflanzen und sorgfältiges Hegen ihr zu Nutz und Freude so vieler Tausende nach und nach in die Höhe helfen!

Eine neue Bewegung deutet auf neues Ereigniß; man eilt zur Predigt, alles Volk drängt sich nach der Ostseite. Dort ist das Gebäude noch nicht vollendet, hier stehen noch Rüststangen, schon während des Baues dient man Gott. Ebenso war es, als in Wüsteneien von frommen Einsiedlern mit eigenen Händen Kirchen und Klöster errichtet wurden. Jedes Behauen, jedes Niederlegen eines Steins war Gottesdienst. Kunstfreunde erinnern sich der bedeutenden Bilder von Lesueur, des heiligen

Bruno Wandel und Wirkung darstellend. Also wiederholt sich alles Bedeutende im großen Weltgange; der Achtsame bemerkt es überall.

Eine steinerne Kanzel, außen an der Kirchmauer auf Kragsteinen getragen, ist nur von innen zugänglich. Der Prediger tritt hervor, ein Geistlicher in den besten Jahren. Die Sonne steht hoch, daher ihm ein Knabe den Schirm überhält. Er spricht mit klarer verständlicher Stimme einen rein verständigen Vortrag. Wir glaubten, seinen Sinn gefaßt zu haben, und wiederholten die Rede manchmal mit Freunden. Doch ist es möglich, daß wir bei solchen Ueberlieferungen von dem Urtext abwichen und von dem Unsrigen mit einwebten. Und so wird man im Nachstehenden einen milden, Thätigkeit fordernden Geist finden, wenn es auch nicht immer die kräftigen, ausführlichen Worte sein sollten, die wir damals vernahmen.

„Andächtige, geliebte Zuhörer! In großer Anzahl besteigt Ihr an dem heutigen Tage diese Höhe, um ein Fest zu feiern, das seit vielen Jahren durch Schickung Gottes unterbrochen worden. Ihr kommt, das vor Kurzem noch entehrt und verwüstet liegende Gotteshaus hergestellt, geschmückt und eingeweiht zu finden, dasselbe andächtig zu betreten und die dem Heiligen, der hier besonders verehrt wird, gewidmeten Gelübde dankbar abzutragen. Da mir nun die Pflicht zukommt, an Euch bei dieser Gelegenheit ein erbauliches Wort zu sprechen, so möchte wol nichts besser an der Stelle sein, als wenn wir zusammen beherzigen, wie ein solcher Mann, der zwar von frommen, aber doch sündigen Eltern erzeugt worden, zur Gnade gelangt sei, vor Gottes Thron zu stehen und für Diejenigen, die sich im Gebet gläubig an ihn wenden, vorbittend Befreiung von schrecklichen, ganze Völkerschaften dahinraffenden Uebeln, ja vom Tode selbst erlangen könne.

„Er ist dieser Gnade gewürdigt worden, so dürfen wir mit Zutrauen erwidern, gleich allen Denen, die wir als Heilige verehren, weil er die vorzüglichste Eigenschaft besaß, die alles übrige Gute in sich schließt: eine unbedingte Ergebenheit in den Willen Gottes.

„Denn obgleich kein sterblicher Mensch sich anmaßen dürfte, Gott gleich oder demselben auch nur ähnlich zu werden, so bewirkt doch schon eine unbegrenzte Hingebung in seinen heiligen Willen die erste und sicherste Annäherung an das höchste Wesen.

„Sehen wir doch ein Beispiel an Vätern und Müttern,

die, mit vielen Kindern gesegnet, liebreiche Sorge für alle tragen. Zeichnet sich aber eins oder das andere darunter in Folgsamkeit und Gehorsam besonders aus, befolgt ohne Fragen und Zaudern die elterlichen Gebote, vollzieht es die Befehle sträcklich und beträgt sich dergestalt, als lebte es nur in und für die Erzeuger, so erwirbt es sich große Vorrechte. Auf dessen Bitte und Vorbitte hören die Eltern und lassen oft Zorn und Unmuth, durch freundliche Liebkosungen besänftigt, vorübergehen. Also denke man sich menschlicherweise das Verhältniß unsers Heiligen zu Gott, in welches er sich durch unbedingte Ergebung emporgeschwungen."

Wir Zuhörenden schauten indeß zu dem reinen Gewölbe des Himmels hinauf; das klarste Blau war von leicht hinschwebenden Wolken belebt; wir standen auf hoher Stelle. Die Aussicht rheinaufwärts licht, deutlich, frei, den Prediger zur Linken über uns, die Zuhörer vor ihm und uns hinabwärts.

Der Raum, auf welchem die zahlreiche Gemeinde steht, ist eine große unvollendete Terrasse, ungleich und hinterwärts abhängig. Künftig mit baumeisterlichem Sinne zweckmäßig herangemauert und eingerichtet, wäre das Ganze eine der schönsten Oertlichkeiten in der Welt. Kein Prediger, vor mehrern tausend Zuhörern sprechend, sah je eine so reiche Landschaft über ihren Häuptern. Nun stelle der Baumeister aber die Menge auf eine reine, gleiche, vielleicht hinterwärts wenig erhöhte Fläche, so sähen Alle den Prediger und hörten bequem; diesmal aber bei unvollendeter Anlage standen sie abwärts hinter einander, sich in einander schickend, so gut sie konnten — eine von oben überschaute wundersame, stillschwankende Woge. Der Platz, wo der Bischof der Predigt zuhörte, war nur durch den hervorragenden Baldachin bezeichnet, er selbst in der Menge verborgen und verschlungen. Auch diesem würdigen obersten Geistlichen würde der einsichtige Baumeister einen angemessenen, ansehnlichen Platz anweisen und dadurch die Feier verherrlichen. Dieser Umblick, diese dem geübten Kunstauge abgenöthigten Betrachtungen hinderten nicht, aufmerksam zu sein auf die Worte des würdigen Predigers, der zum zweiten Theile schritt und etwa folgendermaßen zu sprechen fortfuhr:

„Eine solche Ergebung in den Willen Gottes, so hoch verdienstlich sie auch gepriesen werden kann, wäre jedoch nur unfruchtbar geblieben, wenn der fromme Jüngling nicht seinen Nächsten so wie sich selbst, ja mehr wie sich selbst geliebt hätte.

Denn ob er gleich, vertrauensvoll auf die Fügungen Gottes, sein Vermögen den Armen vertheilt, um als frommer Pilger das heilige Land zu erreichen, so ließ er sich doch von diesem preiswürdigen Entschlusse unterwegs ablenken. Die große Noth, worin er seine Mitchristen findet, legt ihm die unerläßliche Pflicht auf, den gefährlichsten Kranken beizustehen, ohne an sich selbst zu denken. Er folgt seinem Beruf durch mehrere Städte, bis er endlich, selbst vom wüthenden Uebel ergriffen, seinen Nächsten weiter zu dienen außer Stand gesetzt wird. Durch diese gefahrvolle Thätigkeit nun hat er sich dem göttlichen Wesen abermals genähert; denn wie Gott die Welt in so hohem Grade liebte, daß er zu ihrem Heil seinen einzigen Sohn gab, so opferte Sankt Rochus sich selbst seinen Mitmenschen."

Die Aufmerksamkeit auf jedes Wort war groß, die Zuhörer unübersehbar. Alle einzeln herangekommenen Wallfahrer und alle vereinigten Gemeindeprozessionen standen hier versammelt, nachdem sie vorher ihre Standarten und Fahnen an die Kirche zur linken Hand des Predigers angelehnt hatten, zu nicht geringer Zierde des Ortes. Erfreulich aber war, nebenan in einem kleinen Höfchen, das gegen die Versammlung zu unvollendet sich öffnete, sämmtliche herangetragene Bilder auf Gerüsten erhöht zu sehen, als die vornehmsten Zuhörer ihre Rechte behauptend.

Drei Muttergottesbilder von verschiedener Größe standen neu und frisch im Sonnenscheine; die langen rosenfarbenen Schleifenbänder flatterten munter und lustig im lebhaftesten Zugwinde. Das Christuskind in Goldstoff blieb immer freundlich. Der heilige Rochus, auch mehr als einmal, schaute seinem eigenen Feste geruhig zu, die Gestalt im schwarzen Sammtkleide wie billig obenan.

Der Prediger wandte sich nun zum dritten Theil und ließ sich ungefähr also vernehmen:

„Aber auch diese wichtige und schwere Handlung wäre von keinen seligen Folgen gewesen, wenn Sankt Rochus für so große Aufopferungen einen irdischen Lohn erwartet hätte. Solchen gottseligen Thaten kann nur Gott lohnen, und zwar in Ewigkeit. Die Spanne der Zeit ist zu kurz für grenzenlose Vergeltung. Und so hat auch der Ewige unsern heiligen Mann für alle Zeiten begnadigt und ihm die höchste Seligkeit gewährt, nämlich Andern, wie er schon hienieden im Leben gethan, auch von oben herab für und für hilfreich zu sein.

„Wir dürfen daher in jedem Sinne ihn als ein Muster

ansehn, an welchem wir die Stufen unsers geistlichen Wachsthums abmessen. Habt Ihr nun in traurigen Tagen Euch an ihn gewendet und glückliche Erhörung erlebt durch göttliche Huld, so beseitiget jetzt allen Uebermuth und anmaßliches Hochfahren, aber fragt Euch demüthig und wohlgemuth: Haben wir denn seine Eigenschaften vor Augen gehabt? Haben wir uns beeifert, ihm nachzustreben? Ergaben wir uns zur schrecklichsten Zeit unter kaum erträglichen Lasten in den Willen Gottes? Unterdrückten wir ein aufkeimendes Murren? Lebten wir einer getrosten Hoffnung, um zu verdienen, daß sie uns nun so unerwartet als gnädig gewährt sei? Haben wir in den gräßlichsten Tagen pestartig wüthender Krankheiten nicht nur gebetet und um Rettung gefleht? Haben wir den Unsrigen, näher- oder entfernteren Verwandten und Bekannten, ja Fremden und Widersachern in dieser Noth beigestanden, um Gottes und des Heiligen willen unser Leben drangewagt?

„Könnt Ihr nun diese Fragen in stillem Herzen mit Ja beantworten, wie gewiß die Meisten unter Euch redlich vermögen, so bringt Ihr ein löbliches Zeugniß mit nach Hause. Dürft Ihr sodann, wie ich nicht zweifle, noch hinzufügen, wir haben bei Allem diesem an keinen irdischen Vortheil gedacht, sondern wir begnügten uns an der gottgefälligen That selbst, so könnt Ihr Euch um desto mehr erfreuen, keine Fehlbitte gethan zu haben und ähnlicher geworden zu sein dem Fürbittenden.

„Wachset und nehmet zu an diesen geistlichen Eigenschaften auch in guten Tagen, damit Ihr zu schlimmer Zeit, wie sie oft unversehens hereinbricht, zu Gott durch seinen Heiligen Gebet und Gelübde wenden dürfet!

„Und so betrachtet auch künftig die wiederholten Wallfahrten hieher als erneute Erinnerungen, daß Ihr dem Höchsten kein größeres Dankopfer darbringen könnt als ein Herz, gebessert und an geistlichen Gaben bereichert!“

Die Predigt endigte gewiß für Alle heilsam; denn Jeder hat die deutlichen Worte vernommen und Jeder die verständigen praktischen Lehren beherzigt.

Nun kehrt der Bischof zur Kirche zurück; was drinnen vorgegangen, blieb uns verborgen. Den Widerhall des Tedeum vernahmen wir von außen. Das Ein- und Ausströmen der Menge war höchst bewegt; das Fest neigte sich zu seiner Auflösung. Die Prozessionen reihten sich, um abzuziehen, die Bidenheimer, als zuletzt angekommen, entfernte sich zuerst. Wir

sehnten uns aus dem Wirrwarr und zogen deshalb mit der ruhigen und ernsten Binger Prozession hinab. Auch auf diesem Wege bemerkten wir Spuren der Kriegswehetage. Die Stationen des Leidensganges unsers Herrn waren vermuthlich zerstört. Bei Erneuerung dieser könnte frommer Geist und redlicher Kunstsinn mitwirken, daß Jeder, er sei wer er wolle, diesen Weg mit theilnehmender Erbauung zurücklegte.

In dem herrlich gelegenen Bingen angelangt, fanden wir doch daselbst keine Ruhe; wir wünschten vielmehr nach so viel wunderbaren, göttlichen und menschlichen Ereignissen uns geschwind in das derbe Naturbad zu stürzen. Ein Kahn führte uns flußabwärts die Strömungen. Ueber den Rest des alten Felsendammes, den Zeit und Kunst besiegten, glitten wir hinab; der märchenhafte Thurm, auf unverwüstlichem Quarzgestein gebaut, blieb uns zur Linken, die Ehrenburg rechts; bald aber kehrten wir für diesmal zurück, das Auge voll von jenen abschießenden graulichen Gebirgsschluchten, durch welche sich der Rhein seit ewigen Zeiten hindurcharbeitete.

So wie den ganzen Morgen, also auch auf diesem Rückwege begleitete uns die hohe Sonne, obgleich aufsteigende vorüberziehende Wolken zu einem ersehnten Regen Hoffnung gaben; und wirklich strömte er endlich Alles erquickend nieder und hielt lange genug an, daß wir auf unserer Rückreise die ganze Landesstrecke erfrischt fanden. Und so hatte der heilige Rochus, wahrscheinlich auf andere Nothhelfer wirkend, seinen Segen auch außer seiner eigentlichen Obliegenheit reichlich erwiesen.

Im Rheingau Herbsttage.

Supplement des Rochusfestes 1814.

Das lebendige Schauen der nunmehr zu beschreibenden Oertlichkeiten und Gegenstände verdanke ich der geliebten wie verehrten Familie Brentano, die mir an den Ufern des Rhein's auf ihrem Landgute zu Winkel viele glückliche Stunden bereitete.

Die herrliche Lage des Gebäudes läßt nach allen Seiten die Blicke frei, und so können auch die Bewohner, zu welchen ich mehrere Wochen mich dankbar zählte, sich ringsumher zu Wasser und Land fröhlich bewegen. Zu Wagen, Fuß und Schiff erreichte man auf beiden Ufern die herrlichsten, oft vermutheten, öfters unvermutheten Standpunkte. Hier zeigt sich die Welt mannichfaltiger, als man sie denkt; das Auge selbst ist sich in der Gegenwart nicht genug; wie sollte nunmehr ein schriftliches Wort hinreichen, die Erinnerung aus der Vergangenheit hervorzurufen? Mögen deshalb diese Blätter wenigstens meinem Gefühl an jenen unschätzbaren Augenblicken und meinem Dank dafür treulich gewidmet sein!

Den 1. September 1814.

Kloster Eibingen giebt den unangenehmsten Begriff eines zerstörten würdigen Daseins. Die Kirche, alles Zubehörs beraubt, Zimmer und Säle ohne das mindeste Hausgeräth, die Zellen-

wände eingeschlagen, die Thüren nach den Gängen mit Riegeln verzimmert, die Fache nicht ausgemauert, der Schutt umherliegend. Warum denn aber diese Zerstörung ohne Zweck und Sinn? Wir vernehmen die Ursache. Hier sollte ein Lazareth angelegt werden, wenn der Kriegsschauplatz in der Nähe geblieben wäre. Und so muß man sich noch über diesen Schutt und über die verlassene Arbeit freuen. Man scheint übrigens gegenwärtig die leeren Räume zu Monturkammern und Aufbewahrung älterer, wenig brauchbarer Kriegsbedürfnisse benutzen zu wollen. Im Chor liegen Sättel gereihet, in Sälen und Zimmern Tornister; an abgelegten Montirungsstücken fehlt es auch nicht, so daß, wenn eine der Nonnen vor Jahren die Gabe des Vorgesichts gehabt hätte, sie sich vor der künftigen Zerrüttung und Entweihung hätte entsetzen müssen. Die Wappen dieser ehemals hier beherbergten und ernährten Damen verzieren noch einen ausgeleerten Saal.

Hierauf besuchten wir in Rüdesheim das Brömserische Gebäude, welches zwar merkwürdige, aber unerfreuliche Reste aus dem sechzehnten Jahrhundert enthält. Nur ist ein Familiengemälde der Herren von Kronenburg, von 1549, in seiner Art besonders gut und der Aufmerksamkeit aller Freunde des Alterthums und der Kunst würdig.

In der Stadtkirche auf dem Markt befindet sich das Wunderbild, das ehemals so viele Gläubige nach Nothgottes gezogen hatte. Christus knieend, mit aufgehobenen Händen, etwa acht Zoll hoch, wahrscheinlich die übrig gebliebene Hauptfigur einer uralten Oelbergsgruppe. Kopf und Körper aus Holz geschnitzt. Das Gewand von feinem Leinenzeuge aufgeklebt, fest anliegend, wo die Falten schon ins Holz geschnitzt waren, an den rohen Armen aber locker, die Aermel bildend und ausgestopft, das Ganze bekreidet und bemalt. Die angesetzten Hände zwar zu lang, die Gelenke und Nägel hingegen gut ausgedrückt. Aus einer nicht unfähigen, aber ungeschickten Zeit.

Den 2. September 1814.

Ungefähr in der Mitte von Winkel biegt man aus nach der Höhe zu, um Vollraths zu besuchen. Erst geht der Weg zwischen Weinbergen. Dann erreicht man eine Wiesenfläche; sie ist hier unerwartet feucht und mit Weiden umgeben.

Am Fuß des Gebirges auf einem Hügel liegt das Schloß, rechts und links fruchtbare Felder und Weinberge, einen Bergwald von Buchen und Eichen im Rücken.

Der Schloßhof, von ansehnlichen Wohn- und Haushaltungsgebäuden umschlossen, zeugt von altem Wohlstande, der kleinere hintere Theil desselben ist den Feldbedürfnissen gewidmet.

Rechts tritt man in einen Garten, der wie das Ganze von altem Wohlhaben und gutsherrlicher Vorsorge zeugt und jetzt als eine belebte Ruine uns eigenthümlich anspricht. Die sonst pyramiden- und fächerartig gehaltenen Obstbäume sind zu mächtigen Stämmen und Aesten kunstlos wild ausgewachsen, überschatten die Beete, ja verdrängen die Wege und geben, von vortrefflichem Obste reich behangen, den wundersamsten Anblick. Eine Lustwohnung, von dem Kurfürsten aus der Greiffenklauischen Familie erbaut, empfängt mit sichtbarstem Verfall den Eintretenden. Die untern Räume sind völlig entadelt; der Saal des ersten Stocks erweckt durch Familienbilder, die, ohne gut gemalt zu sein, doch die Gegenwart der Persönlichkeiten aussprechen, das Andenken einer frühern blühenden Zeit. Lebensgroß sitzt ein behaglicher Greiffenklau, der auf sich und seinen Zustand sich etwas einbilden durfte. Zwei Gattinnen und mehrere Söhne, Domherren, Soldaten und Hofleute stehen ihm zur Seite, und was von Kindern, vielleicht auch Verwandten, auf ebenem Boden nicht Platz fand, erscheint als Gemälde im Gemälde oben im Bilde. So hängen auch Kurfürsten, Domherren und Ritter lebensgroß, in ganzen und halben Figuren umher in dem nicht verwüsteten, aber wüsten Saale, wo alte reiche Stühle zwischen vernachlässigten Samenstauden und anderm Unrath unordentlich noch ihren Platz behaupten. In den Seitenzimmern schlottern die Goldledertapeten an den Wänden; man scheint die Tapeziernägel, die sie festhielten, zu anderm Gebrauch herausgezogen zu haben.

Wendet nun das Auge von diesem Gräuel sich weg gegen das Fenster, so genießt es, den verwilderten fruchtbaren Garten unter sich, der herrlichsten Aussicht. Durch ein sanftgeöffnetes Thal sieht man Winkel nach seiner Länge, überrheinisch sodann Unter- und Oberingelheim in fruchtbarer Gegend. Wir gingen durch den vernachlässigten Garten, die Baumschulen aufzusuchen, die wir aber in gleichem Zustande fanden; der Gärtner, wollte man wissen, liebe die Fischerei.

Draußen unter dem Garten auf der Wiese zog eine große,

wohlgewachsene Pappel unsere Aufmerksamkeit an sich; wir hörten, sie sei am Hochzeitsfeste des vorletzten Greiffenklau gepflanzt, dessen Wittwe noch zuletzt diese Herrlichkeiten mit ungebändigter Lust genossen habe. Nach dem frühzeitigen Tode eines Sohnes aber ging der Besitz dieses schönen Guts auf eine andere Linie hinüber, welche, entfernt wohnend, für dessen Erhaltung weniger besorgt zu sein scheint. Einen wunderlichen, in einen kleinen Teich gebauten Thurm gingen wir vorüber und verfügten uns in das ansehnliche Wohngebäude.

Hatten wir gestern im Kloster Eibingen die Zerstörung gesehen, welche durch Aenderung der Staatsverhältnisse, Religionsbegriffe, durch Kriegsläufte und andere Sorgen und Bedürfnisse mit Willen und Unwillen einreißt, sahen wir dort ein aufgehobenes Kloster, so fanden wir hier die Spuren einer alten Familie, die sich selbst aufhebt. Die ehrwürdigen Stammbäume erhielten sich noch an den Wänden der umherlaufenden Gänge. Hier sproßten Greiffenklaue und Sickingen gegen einander über und verzweigten sich ins Vielfache; die vornehmsten und berühmtesten Namen schlossen sich weiblicherseits an den Greiffenklauischen.

Auf einem andern dieser Bilder knieten Bischöfe, Aebte, Geistliche, Frauen unter dem Baume, von dem sie entsprossen, Heil erbittend. Ein drittes Gemälde dieser Art war muthwillig oder absichtlich entstellt; es hatte Jemand den Stammvater herausgeschnitten, vielleicht ein Liebhaber solcher Alterthümer, denen nirgends zu trauen ist. Da schwebten nun Aeste und Zweige in der Luft, das Verdorren weissagend.

Wie unterhaltend übrigens in guten lebendigen Zeiten diese Galerien für Familienglieder, für Verwandte müssen gewesen sein, kann man noch daraus ermessen, daß die Grundrisse mancher Besitzungen mit ihren Grenzen, Gerechtsamen, streitigen Bezirken, und was sonst bemerklich sein mochte, hier aufgehangen und vor das Auge gebracht sind.

Doch fehlte nunmehr Manches, was Besuchende hier in früherer Zeit gekannt hatten, und wir entdeckten zuletzt in einer Kammer sämmtliche Familienbilder, flötzweise über einander geschichtet und dem Verderben geweiht. Einige sind werth, erhalten zu sein, allen hätte man wol einen Platz an den Wänden gegönnt. In wenigen Zimmern finden sich noch Stühle und Bettstellen, Kommoden und dergleichen, durch Zeit und Unordnung langsam verdorben und unbrauchbar.

In der kleinen Kapelle wird noch Gottesdienst gehalten; auch diese ist nur nothdürftig reinlich. Ein paar kleine griechische Bildchen verdienen kaum aus diesem allgemeinen Verderben gerettet zu werden.

Aus solchen traurigen Umgebungen eilten wir in die reiche, frohe Natur, indem wir auf der Höhe des Hügels, Weinberge links, frischgeackerte Fruchtfelder rechts, dem Johannisberg zugingen. Die Grenze des Weinbaues bezeichnet zugleich die Grenze des aufgeschwemmten Erdreichs; wo die Aecker anfangen, zeigt sich die ursprüngliche Gebirgsart. Es ist ein Quarz, dem Thonschiefer verwandt, der sich in Platten und Prismen zu trennen pflegt.

Man kann nicht unterlassen, links hinterwärts nach dem Fluß und den ihn an beiden Ufern begleitenden Landschaften und Wohnlichkeiten umzuschauen, die, im Einzelnen schon bekannt, mit größerem Antheil im Ganzen überblickt werden.

Ueberrascht wird man aber doch, wenn man auf den Altan des Johannisberger Schlosses tritt. Denn wollte man auch alle in der Festbeschreibung genannten Orte und Gegenstände wiederholen, so würde sich doch nur dasjenige allenfalls in der Folge dem Gedächtniß darstellen, was man hier auf einmal übersieht, wenn man, auf demselben Flecke stehend, den Kopf nur rechts und links wendet; denn von Biberich bis Bingen ist Alles einem gesunden oder bewaffneten Auge sichtbar. Der Rhein mit den daran gegürteten Ortschaften, mit Inselauen, jenseitigen Ufern und ansteigenden Gefilden. Links oben die blauen Gipfel des Altkin's und Feldbergs, gerade vor uns der Rücken des Donnersbergs. Er leitet das Auge nach der Gegend, woher die Nahe fließt. Rechts unten liegt Bingen, daneben die ahnungsvolle Bergschlucht, wohin sich der Rhein verliert.

Die uns im Rücken verweilende Abendsonne beleuchtete diese mannichfaltigen Gegenstände an der uns zugekehrten Seite. Leichte, seltsam streifenweis vom Horizont nach dem Zenith strebende Wolken unterbrachen die allgemeine Klarheit des Bildes; wechselnde Sonnenblicke lenkten jetzt die Aufmerksamkeit bald da-, bald dorthin, und das Auge ward stellenweise mit einzelner frischer Anmuth ergetzt. Der Zustand des Schlosses selbst störte nicht diese angenehmen Eindrücke. Leer steht's, ohne Hausgeräth, aber nicht verdorben.

Bei untergehender Sonne bedeckte sich der Himmel von

allen Seiten mit bunten, immer auf den Horizont sich beziehenden, pfeilförmigen Streifen; sie verkündigten eine Wetterveränderung, über welche die Nacht entscheiden wird.

Den 3. September 1814.

Der Morgenhimmel, erst völlig umwölkt, erheiterte sich bei fortdauerndem Nordwind. Nachdem wir in Geisenheim bei einem Handelsmanne ein altes Gemälde gesehen, ging der Weg aufwärts durch einen Eichenbusch, welcher alle vierzehn Jahre zum Behuf der Gerberei abgetrieben wird. Hier findet sich das Quarzgestein wieder und weiter oben eine Art von Todtliegendem. Rechts blickt man in ein tiefes, von alten und jungen Eichen vollgedrängtes Bergthal hinab; die Thürme und Dächer eines alten Klosters zeigen sich, von dem reichsten Grün ganz eingeschlossen, in wildem, einsamem Grunde — eine Lage, übereinstimmend mit dem Namen dieser heiligen Stätte; denn man nennt sie noch immer Nothgottes, obgleich das Wunderbild, das dem Ritter hier seine Noth zujammerte, in die Kirche von Rüdesheim versetzt worden. Völlig unwirthbar erschiene diese Stelle noch jetzt, hätte man nicht einen kleinen Theil der angrenzenden Höhe gerodet und dem Feldbau gewidmet.

Aufwärts dann, eine hochgelegene, bebaute Fläche hin, geht der Weg, bis man endlich auf den Niederwald gelangt, wo eine gerade lange, breite Fahrstraße vornehme Anlagen verkündigt. Am Ende derselben steht ein Jagdschloß mit Nebengebäuden. Schon vor dem Hofraum, besser von einem Thürmchen, sieht man in der ungeheuren Schlucht den Rhein abwärts fließen. Lorch, Dreieckshausen, Bacharach sind hüben und drüben zu sehen, und mir war in diesem Blick der Anfang einer neuen Gegend und der völlige Abschluß des Rheingaues gegeben.

Auf einem Spaziergang durch den Wald gelangte man zu verschiedenen Aussichten und endlich zu einem auf einer Felskuppe des Vorgebirgs liegenden Altan, von welchem eine der schönsten Uebersichten genossen wird. Tief unter uns die Strömung des Binger Lochs, oberhalb derselben den Mäusethurm. Die Nahe, durch die Brücke von Bingen herfließend, aufwärts der Bergrücken der Rochuskapelle und was dem angehört — eine große, in allen Theilen mannichfaltige Ansicht. Wendet sich das

Auge zurück und unterwärts, so sehen wir das verfallene Schloß Ehrenfels zu unsern Füßen.

Durch eine große, wohlbestandne Waldstrecke gelangt man zu dem gegen Norden gerichteten runden Tempel. Hier blickt man von Neuem rheinaufwärts und findet Anlaß, Alles zu summiren, was man diese Tage her gesehen und wieder gesehen hat. Wir sind mit den Gegenständen im Einzelnen wohl bekannt, und so läßt sich durch das Fernrohr, ja sogar mit bloßen Augen, manches Besondere nah und fern schauen und bemerken.

Wer sich in der Folge bemühte, den Niederwald besser darzustellen, müßte im Auge behalten, wie das Grundgebirge von Wiesbaden her immer mehr an den Rhein heranrückt, den Strom in die westliche Richtung drängt und nun die Felsen des Niederwaldes die Grenzen sind, wo er seinen nördlichen Weg wieder antreten kann.

Der steile Fußpfad nach Rüdesheim hinab führt durch die herrlichsten Weinberge, welche mit ihrem lebhaften Grün in regelmäßigen Reihen wie mit wohlgewirkten Teppichen manche sich an und über einander drängende Hügel bekleiden.

Den 4. September 1814.

Früh in der Kirche, wo der Gottesdienst wegen einer Greifenklauischen Stiftung feierlicher als gewöhnlich begangen wurde. Geputzte und bekränzte Kinder knieten an den Seitenstufen des Altars und streuten in den Hauptmomenten des Hochamtes Blumenblätter aus ihren Körbchen; weil sie aber verschwenderisch damit umgingen und doch in dem feierlichsten Augenblick nicht fehlen wollten, rafften sie das Ausgestreute wieder in ihre Körbchen, und die Gabe ward zum zweiten Male geopfert.

Sodann zu der verfallenen, in ein Winzerhaus verwandelten Kapelle des heiligen Rhabanus. Sie soll das erste Gebäude in Winkel gewesen sein; alt genug scheint es. Die Erde oder vielmehr der Schutt, aufgerafft an der Stelle, wo der Altar gestanden, soll Ratten und Mäuse vertreiben.

Nach Tische in einem mit Menschen überladenen Kahne von Mittelheim nach Weinheim bei ziemlich lebhaftem Nordostwind. Der Stromstrich wirkt hier stark auf das linke Ufer, nachdem er eine vorliegende Aue weggerissen. Die Wurzeln der alten Weiden sind entblößt, die Stämme vom Eis entrindet.

Man hat einen Damm aufgeworfen, um die dahinter liegenden Felder vor Ueberschwemmung zu sichern.

Am Ende dieses Dammes gegen Niederingelheim zu fanden wir ganz eigentliche Dünen, in den ältesten Zeiten vom Wasser abgesetzt, nun ihr leichter Sand vom Winde hin und her getrieben. Unzählige kleine Schnecken waren mit demselben vermengt, ein Theil davon den Turbiniten ähnlich, die sich im Weinheimer Kalktuffe befinden. Daß dergleichen sich noch jetzt in diesem Sandbezirk vermehren, läßt sich folgern, da mir die aufmerksamen Kinder ein Schneckenhaus mit lebendigem Thiere vorgezeigt.

Hinter einer Mühle beginnt ein fruchtbareres Gelände, das sich bis Niederingelheim zieht. Dieser Ort, schon hoch, an einer sanften Anhöhe gelegen, gehört zu dem Distrikt, der sonst des heiligen Römischen Reichs Thal genannt wurde. Karl's des Großen Palast fanden wir halb zerstört, zerstückelt, in kleine Besitzungen vertheilt; den Bezirk desselben kann man noch an den hohen, vielleicht spätern Mauern erkennen. Ein Stück einer weißen Marmorsäule findet sich an dem Thor eingemauert, mit folgender Inschrift aus dem dreißigjährigen Kriege:

„Vor 800 Jahren ist dieser Saal des großen Kaisers Karl, nach ihm Ludwig des milden Kaisers Carlen Sohn, im Jahr 1044 aber Kaisers Heinrichs, im J. 1360 Kaisers Carlen Königs in Böhmen Palast gewesen, und hat Kaiser Karle d. Große, neben andern gegossenen Säulen, diese Säule aus Italia von Ravenna anhero in diesen Palast fahren lassen, welche man bei Regierung Kaisers Ferdinandi des II und Königs in Hispania Philippi des IV, auch derer verordneter hochlöblicher Regierung in der untern Pfalz, den 6. Aprilis Anno 1628, als der katholische Glauben wiederumb eingeführet worden ist, aufgerichtet."

Münsterus in Historia von Ingelheim des heilg. Römisch. Reichs Thal fol. DCLXXXIX.

Den Ort, wo die Küche vor Alters gestanden, will man dadurch entdeckt haben, daß sehr viele Thierknochen, besonders Wildeschweinszähne, in dem nächsten Graben gefunden worden. Während der französischen Herrschaft hat man verschiedene Nachsuchungen gethan, auch wurden einige Säulen nach Paris geschafft.

Neuerlich ward bei Gelegenheit des großen Chausseebaues Ingelheim vortrefflich gepflastert, das Posthaus gut eingerichtet.

Frau Glöckle nennt sich die Postmeisterin, jetzt von Reisenden, besonders Engländern und Engländerinnen, fleißig besucht.

Bei dunkler Nacht gelangten wir auf der Fähre, zwar nicht ohne Unbilden, aber doch glücklich nach Hause.

Den 5. September 1814

fuhren wir im Wagen nach Rüdesheim, sodann im Kahne bei einem starken, stromaufwärts wehenden Winde nach Bingen hinüber; die Fähre brachte den Wagen nach.

Spaziergang am Ufer. Gips ausgeladen, viel mit grauem Thon vermischt. Woher derselbe kommen mag? Spaziergang durch die Stadt; im Gasthaus „Zum weißen Roß" eingekehrt. Melancholische Wirthin mit seltsamem Bewußtsein ihres Zustandes. Nach guter und wohlfeiler Bewirthung fuhren wir den Rochusberg hinauf, an den verfallenen Stationen vorbei. Die Rochuskapelle fanden wir offen. Der Mann, der die Wiederherstellung besorgt hatte, war gegenwärtig, froh über sein Werk, das auch wirklich für gelungen gelten kann. Man hat die Kirchenmauern erhöht, so viel als nöthig, um dem Hauptaltar von Eibingen gehörigen Raum zu verschaffen. Der Transport kostete nichts; denn Die von Bingen hatten Alles von drüben herab- und hüben heraufgetragen, die Schiffer gleichfalls ohne Lohn gefahren. Dadurch war das Einzelne wohl erhalten geblieben und nur Weniges zu repariren nöthig.

Man beschäftigte sich eben, die Orgel aufzustellen. Als wir Denjenigen, den wir für den Meister hielten, nach der Güte der Orgel fragten, erwiderte er mit Bedeutsamkeit: „Es ist eine weiche Orgel, eine Nonnenorgel." Man ließ uns einige Register hören; sie waren für den Umfang der Kapelle stark genug.

Nun wendeten wir uns zu der niemals genug zu schauenden Aussicht und untersuchten sodann das Gestein. Auf der Höhe besteht es aus einem dem Thonschiefer verwandten Quarz, am Fuße gegen Kempten zu aus einer Art Todtliegendem, welches aus scharfkantigen Quarzstücken, fast ohne Bindungsmittel, besteht. Es ist äußerst fest und hat außen durch die

Witterung den bekannten Chalcedonüberzug erlangt. Es wird billig unter die Urbreccien gerechnet.

Wir fuhren durch die Weinberge hinabwärts, ließen Kempten links und gelangten auf die neue treffliche Chaussee, an deren beiden Seiten ein leicht zu bearbeitender Boden gesehen wird. Da wir nach Oberingelheim verlangten, so verließen wir die Straße und fuhren rechts auf einem sandigen Boden durch junge Kieferwäldchen; sanfte Anhöhen zeigten schon besseres Erdreich; endlich trafen wir Weinberge und gelangten nach Oberingelheim. Dieses Oertchen liegt an einer Anhöhe, an deren Fuß ein Wasser, die Sulze genannt, hinfließt.

In dem reinlichen, wohlgepflasterten Orte sind wenig Menschen zu sehen. Zu oberst liegt ein altes, durchaus verfallenes, weitläufiges Schloß, in dessen Bezirk eine noch gebrauchte, aber schlecht erhaltene Kirche. Zur Revolutionszeit meißelte man die Wappen von den Rittergräbern. Uralte Glasscheiben brechen nach und nach selbst zusammen. Die Kirche ist protestantisch.

Ein wunderbarer Gebrauch war zu bemerken. Auf den Häuptern der steinernen Ritterkolossen sah man bunte, leichte Kronen von Draht, Papier und Band thurmartig zusammengeflochten. Dergleichen standen auch auf Gesimsen, große beschriebene Papierherzen darangehängt. Wir erfuhren, daß es zum Andenken verstorbener unverheiratheter Personen geschehe. Diese Todtengedächtnisse waren der einzige Schmuck des Gebäudes.

Wir begaben uns in ein Weinhaus und fanden einen alten Wirth, der ungeachtet seines kurzen Athems uns von guten und bösen Zeiten zu unterhalten nicht ermangelte. Die beiden Ingelheime gehörten zu einem Landesstrich, den man die acht Ortschaften nannte, welche seit uralten Zeiten große Privilegien genossen. Die Abgaben waren gering bei schöner Fruchtbarkeit. Unter französischer Botmäßigkeit hatte man große Lasten zu tragen.

Man baute sonst hier nur weißen Wein, nachher aber, in Nachahmung und Nacheiferung von Aßmannshausen, auch rothen; man rühmte dessen Vorzüge, ob man uns gleich mit keinem rothen Eifer mehr dienen konnte; wir ließen uns daher den weißen genannten Jahres wohl schmecken.

Als wir nach Weinheim zurück ans Ufer kamen und nach einem Kahn verlangten, erboten sich zwei Knaben, uns überzu-

fahren. Man zeigte einiges Mißtrauen gegen ihre Jugend, sie versicherten aber, besser zu sein als die Alten; auch brachten sie uns schnell und glücklich ans rechte Ufer.

Den 6. September 1814.

Auf einem Spaziergange, bei Gelegenheit, daß eine Mauer errichtet wurde, erfuhr ich, daß der Kalkstein, welcher fast ganz aus kleinen Schnecken besteht, an den jenseitigen Höhen und mehreren Orten gebrochen werde. Da diese Schnecken nach der neuesten Ueberzeugung Ausgeburten des süßen Wassers sind, so wird die ehemalige Restagnation des Flusses zu einem großen See immer anschaulicher.

Man zeigte mir am Rheine zwischen einem Weidicht den Ort, wo Fräulein von Günderode sich entleibt. Die Erzählung dieser Katastrophe an Ort und Stelle, von Personen, welche in der Nähe gewesen und Theil genommen, gab das unangenehme Gefühl, was ein tragisches Lokal jederzeit erregt; — wie man Eger nicht betreten kann, ohne daß die Geister Wallenstein's und seiner Gefährten uns umschweben.

*

Von diesen tragischen Gefühlen wurden wir befreit, indem wir uns nach den Gewerben des Lebens erkundigten.

Gerberei. Der Stockausschlag eines abgetriebenen Eichenbusches braucht dreizehn bis vierzehn Jahre; dann werden die jungen Eichen geschält, entweder am Stamme oder schon umgeschlagen; dies muß im Safte geschehen. Diese Schale wird von fernen Orten hergeholt, vom Neckar über Heidelberg, von Trier u. s. w. Die Wasserfahrt erleichtert das Geschäft. Mühlen zum Kleinmahlen der Lohe. Häute, die nordamerikanischen, kommen während der letzten Zeit immer über Frankreich. Behandlung der Häute, Zeit des Garwerdens.

Weinbau. Mühe dabei. Vortheile, Gewinn, Verlust. Anno 1811 wurden in Winkel achthundert Stück Wein gebaut. Großer Ertrag des Zehnten. Die Güte des Weins hängt von der Lage ab, aber auch von der spätern Lese. Hierüber liegen die Armen und Reichen beständig im Streite; jene wollen viel, diese guten Wein. Man behauptet, es gebe um den Johannisberg bessere Lagen; weil aber jener als eingeschlossener Bezirk seine Wein-

lese ungehindert verspäten könne, daher komme die größere Güte des Erzeugnisses. In den Gemeindebezirken werden die Weinberge einige Zeit vor der Lese geschlossen; auch der Eigenthümer darf nicht hinein. Will er Trauben, so muß er einen verpflichteten Mann zum Zeugen rufen.

*

Und so hätten wir denn abermals mit dem glücklichen Rundworte geschlossen:

Am Rhein, am Rhein,
Da wachsen unsre Reben!

Kunstschätze

am Rhein, Main und Neckar,

1814 und 1815.

Köln.

Nach einer glücklichen Rheinfahrt wurden wir in Köln von Freunden und Bekannten, ja von Unbekannten mit dem frohen Gruße überrascht, daß jenes von Rubens für seinen Geburtsort gemalte, die Kreuzigung Petri vorstellende, der Kirche dieses Stadtpatrons gewidmete Bild von Paris zurückgebracht werde und nächstens im Triumph zu seiner ehemaligen frommen Stelle wieder gelangen solle. Wir freuten uns, daß einer zahlreichen Bürgerschaft durch eine einfache große Handlung das herrliche Gefühl gegeben sei, nunmehr einem Fürsten anzugehören, der, ihnen in so hohem Sinne Recht zu verschaffen und ein schmählich vermißtes Eigenthum wieder zu erstatten, kräftig genug wäre. Nun durfte man mit desto froherer Theilnahme Kunstliebhaber besuchen, die sich durch ihren wieder erscheinenden Heiligen doppelt getröstet und erquickt fühlten und den allgemeinen Gewinn als Unterpfand betrachteten, daß ihrer eigensten Neigung Sicherheit und Förderniß gelobt sei.

Wenn nämlich im dreizehnten Jahrhundert die bildende Kunst am Niederrhein sich zu regen anfing, so schmückte sie vorzüglich Kirchen, Klöster und öffentliche Gebäude an Mauern und Wänden, oft auch auf großen Tafeln mit frommen und heiligen Gegenständen; die neuere Kunst verschaffte dagegen auch dem einzelnen Bürger kleinere Bilder, angemessen dem Innern der Wohnungen und häuslichen Gefühlen. Mit glän-

zender Sinnlichkeit behandelte sie natürliche beliebte Gegenstände, und Jedermann konnte in seiner eigenen Wohnung an herrlichen Werken ein stilles Behagen empfinden.

Solche kunstreiche Umgebungen gehörten nun zu den Bedürfnissen des Bemittelten, zum Anstande des Wohlhabenden. Einheimische Künstler wurden beschäftigt. Ein lebhafter Handel mit Brabant und Holland brachte eine Unzahl solcher Kunstwerke in Umtrieb. Liebhaberei und Gewinn waren zu verbinden, und Gewinn belebte die Neigung. Handelsleute thaten sich hervor, welche, in das ferne Ausland wirkend, Kunst und Künstler förderten. Unter solchen wird der Name Jabach mit Ehrfurcht genannt. Dieser vorzügliche Mann, umgeben von seiner wohlgebildeten und wohlhäbigen Familie, wird uns noch jetzt lebensgroß durch ein Bild von Lebrun vor Augen gestellt. Es ist vollkommen erhalten noch in Köln und verdient, als eine der ersten Zierden einer bald zu hoffenden öffentlichen Anstalt eingeordnet zu werden.

Nun müssen wir aber jener bedeutenden Richtung gedenken, welche die Kunstliebe in unsern Tagen genommen. Eine gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts vorbereitete, in dem gegenwärtigen aber sich mehr entwickelnde Leidenschaft zu den Resten der alten Kunst, wie sie sich nach und nach aus dem trübern Mittelalter hervorthat, erhielt reichliche Nahrung, als Kirchen und Klöster aufgehoben, heilige Gemälde und Geräthschaften verkauft wurden. Nunmehr konnten die schätzbarsten Dinge, welche bisher der Gemeinde gehörten, in den Besitz des Privatmanns übergehen. Mehrere Personen in Köln fühlten sich daher veranlaßt, dergleichen zu retten und zusammenzuhalten. Die Herren Boisserée, Gebrüder, und Bertram stellten mit Neigung, Kenntniß, Ausdauer, Aufwand und Glück eine Reihe solcher Bilder als unterrichtenden Kunstschatz zusammen, welcher, gegenwärtig in Heidelberg befindlich, in Köln ungern vermißt wird. Hier am Orte jedoch besitzen die Herren Wallraf, Lyversberg, Fochem nebst anderen Personen höchst schätzbare Werke dieser Art.

Da nun aber fast alle solche Gemälde von Rauch und Staub mußten behutsam gereinigt, schadhafte Stellen sorgfältig ausgebessert und der Goldgrund vorsichtig hergestellt werden, so bildeten sich Restauratoren, unentbehrliche Personen für jeden Ort, wo sich ein lebhafter Kunstwerkehr entwickelt. Ein herrliches Dokument solcher Bemühungen, wo Liebhaber und Künstler pa-

triotisch kunstverständig zusammengewirkt, ist das große, aus der Rathskapelle in den Dom versetzte Altarbild. Die mittlere Tafel stellt die Anbetung der heiligen drei Könige vor, die Seitentafeln aber zeigen die übrigen Schutzpatrone der Stadt, ritterlich und jungfräulich, kühn und bescheiden, fromm alle mit einander. Der Künstler lebte zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts.

Alle jene dem Gottesdienst gewidmeten Vorstellungen und Zierden aber, welche durch die unruhige, zerstückelnde Zeit von ihren geweihten Plätzen entfernt wurden, schienen in Privathäusern nicht ganz an ihrer Stelle; daher der heitere, erfinderische Geist der Besitzer und Künstler an schickliche Umgebung dachte, um dem Geschmack zu erstatten, was der Frömmigkeit entrissen war. Man ersann scheinbare Hauskapellen, um Kirchenbilder und Geräthschaften in altem Zusammenhang und Würde zu bewahren. Man ahmte die bunten Glasscheiben auf Leinwand täuschend nach; man wußte an den Wänden theils perspektivische, theils halberhobene klösterliche Gegenstände als wirklich abzubilden.

Diese anmuthige Dekorirkunst blieb jedoch nicht lange im Düstern, der muntere Geist der Einwohner führte sie bald ins freie Tageslicht; wo denn der Künstler auch solchen Forderungen genugzuthun verstand, indem er den Hintergrund enger, an den Seiten mit Pflanzen und Blumen besetzter Höfe durch wohlgerathene perspektivische Gemälde ins Unendliche zu erweitern glücklich unternahm. Alles dieses und so manches Andere, welches auf den Fremden höchst angenehm, neu und bedeutend wirkt, zeugt von einer frohen, frommen, Genuß und Erhebung verlangenden Sinnlichkeit, die, wenn sie zu Zeiten des Drucks und der Noth sich so thätig und heiter bewies, in Zeiten der Sicherheit und Ruhe bei zunehmendem Wohlhaben neu ermuntert gar bald hervortreten wird.

Betrachtet man also das viele in Köln Verbliebene, Erhaltene, Neubelebte mit Aufmerksamkeit, so wird man gewahr, wie leicht eine Regierung hier einwirken kann, wenn die Obern und Vorgesetzten zuerst dasjenige freundlich anerkennen, was von Einzelnen aus freier Neigung und Liebhaberei bisher geschah, und einen solchen frohen Willen auf alle Weise begünstigen. Hierdurch wird den Obgeordneten, als Kennern und Liebhabern, nichts unbekannt bleiben, was am Orte von Kunstwerken befindlich ist, was zu- und abgeht oder den Besitzer ver-

ändert. Zugleich werden sie, die Thätigkeit des Einzelnen fördernd, auf den Fall merken, wo lebenslängliche Bemühung eines Privatmannes dem Gemeinwesen auf einmal zu Gute kommt; denn es geschieht nicht selten, daß eine Sammlung dem Liebhaber, der sich auf mancherlei Weise beengt fühlt, zur Last wird. Mangel an Raum, Wechsel der Wohnung, verändertes oder abgestumpftes Interesse vermindern oft den Kunstwerth in den Augen des Besitzers, und hier ist es, wo die Oberen zu Gunsten beider Theile sich thätig erweisen können. Durch ehrenvolle Aufmerksamkeit findet sich der Wohlhabende schon dergestalt geschmeichelt, daß er, patriotisch aufgeregt, wo nicht schenkend, doch zu mäßigen Bedingungen sein Besitzthum einer öffentlichen Anstalt überläßt und einverleibt. Findet er in seinem Wohnorte nur Gleichgiltigkeit, er wird sich in der Fremde des Danks erholen. So wäre z. B. die unübersehbare Sammlung des Baron von Hüpsch, die unter mancherlei Wust die schätzbarsten Gegenstände der Kunst und des Alterthums enthielt, nicht von Köln nach Darmstadt gezogen, nicht des Herrn Nose höchst bedeutende Zusammenstellung niederrheinischer Gebirgsarten von Godesberg nach Berlin gewandert, hätten diese Männer in Zeiten gelebt wie diejenigen, denen wir entgegensehen.

Forschen wir nun nach dergleichen Schätzen gegenwärtig in Köln, so werden wir zuerst auf die Sammlung des Herrn Professors und Kanonikus Wallraf gewiesen, der, seiner Vaterstadt leidenschaftlich angeeignet, sein ganzes Leben, Habe und Gut verwendete, ja die ersten Bedürfnisse sich öfters entzog, um alles ihm erreichbare Merkwürdige seinem Geburtsort zu erhalten. Vorzüglich aufmerksam auf römische Alterthümer, Bildwerke, Münzen, geschnittene Steine und Inschriften, hat er zugleich neuere Kunstwerke aller Art, Gemälde, Handzeichnungen und Kupferstiche, Bücher, Handschriften, selbst sehr bedeutende Mineralien an sich gebracht. Dieser wegen Mannichfaltigkeit und Verwickelung schwer zu übersehende Vorrath konnte weder zu eigenem Genuß noch zum Unterricht Anderer jemals geordnet werden, weil selbst die dem Sammler späterhin gestattete freie Wohnung nicht Raum hat, so viel zu fassen, geschweige gesondert aufzustellen. Wünschenswerth wär' es daher, wenn man baldmöglichst dem gemeinen Wesen diesen Schatz zueignete, damit die Jahre, welche dem würdigen Besitzer gegönnt sind, benutzt werden könnten, diese kostbaren Gegenstände mit Genauigkeit zu übernehmen, zu ordnen, genießbar und nutzbar zu machen.

Dieses aber setzt ein hinreichendes Lokal voraus, welches in der weitläufigen Stadt gar wohl zu finden wäre. Hätte man ein solches bestimmt, so würden die vorhandenen Räume wohl beachtet, damit die verschiedenen Abtheilungen der Sammlung gehörig zu sondern wären. Dabei nähme man auf die Zukunft beständig Hinsicht; die Räume würden groß genug eingerichtet nach Maßgabe einer zu hoffenden Vermehrung. Die Anleitung hiezu würde die Sammlung selbst geben, die, indem sie Gegenstände aller Art besitzt und nach allen Seiten hindeutet, vielerlei Rubriken veranlaßt, die sich in der Folge innerlich vermehren und ausdehnen. Denn auch deshalb ist diese Sammlung so schätzbar, weil sie künftige Konservatoren nöthigt, alles Vorkommende nach seiner Art zu würdigen und auch das Geringste als integrirenden Theil des Ganzen zu betrachten. Wie überraschend angenehm würde es alsdann sein, wenn die Lokalitäten geschmackvoll und analog den Gegenständen verziert würden, wovon wir zwar einzelne Beispiele in verschiedenen Städten bewundern, jedoch kein ganzes allgemeines Museum in diesem Sinne verziert wissen. Es ist gar so angenehm unterrichtend, wenn Sarkophagen, Urnen und alle dazu gehörigen Leichen- und Grabgeräthe in nachgeahmten Kolumbarien aufgestellt sind; wenn der römische Denkstein, Altar und Cippus von einer Dekoration eingefaßt werden, welche an die Appische Straße erinnert; wenn die Ueberreste des frühern Mittelalters von Verzierungen ihrer Art, die des spätern gleichfalls übereinstimmend bekleidet sind; wenn selbst den Naturreichen durch Abbildung des Nichtvorhandenen nachgeholfen wird. Wollte man diese Gedanken verfolgen und Vorschläge gelten lassen, so würde gar Manches bewirkt werden, welches voraus anzudeuten nur anmaßlich scheinen möchte. In einer Gegend, wo das Wissen nur insofern geschätzt werden kann, als es zugleich ins Leben tritt, wird eine solche Einrichtung schon gefordert. Hier wird der blos neugierig Gleichgiltige unterhalten und angeregt, ja, er mag sich stellen, wie er will, belehrt; der Kenner aber läßt sich durch eine solche, der Ordnung noch hinzugefügte Täuschung ebenso wenig irre machen als durch die Konfusion der alten Krambude eines Raritätenhändlers. In Köln würde man sich hiezu des Talents eines vorzüglichen Künstlers, Herrn Fuchs, bedienen, der in ähnlichen Fällen schon Erfindungsgabe, Geschmack und Fertigkeit bewiesen. Zugleich aber wird man mit Bedauern den in jugendlichem Alter schon Vieles leistenden Joseph Hoffmann

vermissen, welcher wohl verdient hätte, bessere Zeiten zu erleben.

Jedermann, der das Gesagte beherzigt, wird sich überzeugen, daß bei weiser, kräftiger Anregung von oben, tüchtiger Gründung und klarer Anlage eines Konservatoriums in Köln Kunst, Geist und Fleiß sogleich sich vereinen werden, dasselbe zu schmücken; da es denn auch an patriotischer Thätigkeit nicht fehlen wird, dasselbige fortwährend zu vermehren und auszustatten. So sehen wir schon gegenwärtig, da ein allgemeiner Vereinigungspunkt nur erst gehofft wird, das rühmliche Beispiel, wie Herr General von Rauch alles dasjenige, was bei Anlage der neuen Festungswerke ausgegraben wird, bei sich sammelt, um solches dereinst dem öffentlichen Gewahrsam zu übergeben. Das Bedeutende, was schon gefunden worden, erregt die schönsten Hoffnungen und sichert diesem trefflichen Kriegsmanne auch von dieser Seite die immerdauernde Dankbarkeit einer wieder auflebenden Stadt.

In Köln jedoch an eine förmliche Kunstakademie zu denken, möchte nicht nöthig noch räthlich sein. Republikanische, von alten Zeiten her den Gemüthern eingeprägte Formen passen am Besten in diesen Gegenden, wenigstens für die freien Künste. Einsichtige Kunstliebe und Gönnerschaft setzt sich überall an die Stelle der Direktion; jeder Künstler zieht in seinem Fache sich seine eigenen Schüler, so wie jeder Schüler sich frei seinen Meister aufsucht. Hier kann Jeder, uneingeschränkt von Seinesgleichen, durch eigene Arbeiten, durch Restauration und Kunsthandel sich in eine Lage versetzen, die sehr angenehm werden muß, wenn die Regierung sein Talent auch zu ihren Zwecken benutzt, durch angemessene Pensionen sein Talent der ersten Nahrungssorgen überhebt, sodann aber durch billiges Honorar seine außerordentlichen Arbeiten belohnt.

Wird sich nach allgemeinem Wünschen und Hoffen ein zusammenhängender Kunstverkehr am Rhein und Main verbreiten, so wird auch die Theilnahme des Reisenden nicht fehlen. Der Kunstfreund verlangt nicht immer Originale; trifft und rührt ihn irgend ein merkwürdiges Bild, dessen Besitz nicht zu erlangen ist, so erfreut er sich an einer Kopie. Dieses zeigt sich schon gegenwärtig bei der Freude an der altdeutschen Kunst, daß man Nachbildungen von Gemälden dieser Art verlangt und schätzt. Von jener großen Tafel im Dom hat Herr Lieutenant Raabe die Mittelgruppe in Miniatur höchst befriedigend nachgebildet.

Herr Beckenkamp beschäftigt sich immerfort mit Kopien desselben, die sogleich ihre Liebhaber finden. Wie viel Umstände treffen nicht zusammen, uns zu versprechen, daß ein freithätiges, uneingeschränktes Kunstleben in diesen Gegenden sich aus einer niemals ganz ausgestorbenen Vorzeit fröhlich entwickeln werde!

Ehe jedoch der Fremde so mannichfaltige Merkwürdigkeiten mit Ruhe genießen kann, wird er vor Allem unwiderstehlich nach dem Dom gezogen. Hat er nun dieses leider nur beabsichtigten Weltwunders Unvollendung von außen und innen beschaut, so wird er sich von einer schmerzlichen Empfindung belastet fühlen, die sich nur in einiges Behagen auflösen kann, wenn er den Wunsch, ja die Hoffnung nährt, das Gebäude völlig ausgeführt zu sehen. Denn vollendet bringt ein groß gedachtes Meisterwerk erst jene Wirkung hervor, welche der außerordentliche Geist beabsichtigte: das Ungeheure faßlich zu machen. Bleibt aber ein solches Werk unausgeführt, so hat weder die Einbildungskraft Macht noch der Verstand Gewandtheit genug, das Bild oder den Begriff zu erschaffen.

Mit diesem leidigen Gefühl, welches einen Jeden drückt, kämpften zu unserer Zeit in Köln eingeborne Jünglinge, welche glücklicherweise den Muth faßten, eine Vollendung des Doms nach der ersten Absicht des Meisters, wenigstens in Zeichnungen und Rissen zu Stande zu bringen. Dürfte auch ein solches bildliches Unternehmen gegen die wirkliche Ausführung gering scheinen, so gehörte doch schon hiezu so viel Einsicht als Unternehmungsgeist, so viel That als Beharren, so viel Selbstständigkeit als Einwirkung auf Andere, wenn die Gebrüder Boisserée zur ungünstigsten Zeit ein Kunst- und Prachtwerk so weit fördern sollten, daß es von nun an heftweise wird erscheinen können. Der Grundriß hatte sich glücklicherweise im Original gefunden, so wie auch der Aufriß, später entdeckt, der bisherigen Bemühung, Ausmessung und Vermuthung glücklich zu Hilfe kam. In gehöriger Größe werden also Grundriß, Aufrisse, Durchschnitte, perspektivische Zeichnungen nach und nach erscheinen, wodurch ein Werk gebildet wird, das vermöge seines Inhalts wie durch die Künstler, die es gearbeitet, den lebhaftesten Antheil verdient. Denn daß die Zeichnungen vortrefflicher deutscher Männer, Moller, Fuchs, Quaglio, auch in Deutschland gestochen werden konnten, dazu gehörte von Seiten der Unternehmer jene stille, unverwüstliche Vaterlandsliebe, die in den schlimmsten Zeiten dasjenige zu erhalten und zu fördern weiß, was glücklichen

Tagen unentbehrlich ist; und so sind die trefflichen Kupferstecher, die Herren Duttenhofer in Stuttgart, Darnstedt in Dresden, zur Theilnahme an dieser wichtigen Arbeit herbeigerufen worden.

Sind wir nun durch Bemühungen von Privatpersonen dazu gelangt, uns einen deutlichen Begriff von jenem unschätzbaren Gebäude zu machen, so daß wir es als ein Wunderwerk, gegründet auf die höchsten christlich-kirchlichen Bedürfnisse, so genial als verständig gedacht, durch vollendete Kunst und Handwerk ausgeführt, in der Einbildungskraft fassen und seine wirklich vorhandenen Theile einsichtig genießen können, so wird man sich nicht verwehren, jene kühne Frage nochmals aufzuwerfen, ob nicht jetzt der günstige Zeitpunkt sei, an den Fortbau eines solchen Werks zu denken.

Hier treffen wir aber bei näherem Erwägen auf die traurige Entdeckung, daß der Dom seit zwanzig Jahren aller Hilfsmittel beraubt ist, um auch nur im baulichen Stand erhalten zu werden. Als Reichsstift, und weil die Güter für den Bauunterhalt mit den Pfründegütern zusammengeworfen waren, hatte die Kirche das eigene und einzige Schicksal, sie, die am Meisten bedarf, die ärmste von allen zu werden, indessen andere Kirchen ihre Baugüter behalten oder zurückbekommen haben.

Das Erste vor allen Dingen wäre daher, an eine Stiftung zu denken zu vollkommener Erhaltung des Gebäudes. Erhaltung ist aber nicht zu bewirken, wenn man den Vorsatz des Fortbauens gänzlich aufgiebt; denn nicht allein Baarschaft reicht hin zu solchen Bedürfnissen, sondern es will auch bei gegenwärtiger vollkommener Einsicht in den Willen des Meisters Kunst und Handwerk aufs Neue erregt und belebt sein. Was aber auch geschähe, so ist ein solcher Gegenstand mit Großheit zu behandeln, zu welcher man nur gelangt, wenn man sich die Schwierigkeiten nicht verbirgt noch verleugnet.

Auf alle Weise aber steht der Dom schon jetzt als fester Mittelpunkt; er und die vielen andern Gebäude der Stadt und des Landes bilden im engen Kreise eine ganze Kunstgeschichte. Und auch diese ist literarisch und artistisch vorbereitet, indem jene so leidenschaftlich als gründlich arbeitenden Kunstliebhaber bei dem Fleiße, den sie dem Kölner Dom gewidmet, ihre Aufmerksamkeit zugleich auf die Vor- und Nachkunst richteten. Daher wurden alte Risse gesammelt, Durchzeichnungen veranstaltet, Kupferstiche und Zeichnungen der vorzüglichsten sogenannten gothischen Gebäude in allen Landen angeschafft, besonders von

allen bedeutenden alten Bauwerken des ganzen Niederrheins von der Mosel abwärts. Hieraus könnte ein Werk entstehen, das in mäßigem Format die Epochen der älteren Baukunst in Deutschland von den ersten christlichen Zeiten an bis zum Erscheinen des sogenannten gothischen Geschmacks im dreizehnten Jahrhundert in belehrender Form zur Anschauung brächte.

Die den Reisenden zugemessene Zeit war zu kurz, als daß man von allem Bedeutenden hätte völlige Kenntniß nehmen können; jedoch versäumte man nicht, den Herrn Domvikarius Hardy zu besuchen, einen merkwürdigen achtzigjährigen muntern Greis, der bei angebornem entschiedenem Talent und Kunsttrieb von Jugend auf sich selbst bildete, physikalische Instrumente künstlich ausarbeitete, sich mit Glasschleifen beschäftigte, vorzüglich aber, von der bildenden Kunst angezogen, Email zu malen unternahm, welches ihm aufs Glücklichste gelang. Am Meisten jedoch hat er sich dem Wachsbossiren ergeben, wo er denn schon in frühster Jugend die unendlich feinen perspektivisch-landschaftlichen, architektonisch-historischen kleinen Arbeiten verfertigte, dergleichen, von mehreren Künstlern versucht, wir noch bis auf die neueste Zeit sogar in Ringen bewundern. Später beschäftigte er sich mit einer Art, die höchst gefällig ist; er bossirte nämlich halbe Figuren in Wachs, beinahe rund, wozu er die Jahreszeiten und sonst charakteristisch gefällige Gegenstände wählte, von der lebenslustigsten Gärtnerin mit Frucht- und Gemüskorbe bis zum alten, vor einem frugalen Tisch betenden Bauersmann, ja bis zum frommen Sterbenden. Diese Gegenstände, hinter Glas in ungefähr fußhohen Kästchen, sind mit buntem Wachs harmonisch dem Charakter gemäß kolorirt. Sie eignen sich, dereinst in einem Kölnischen Museum sorgfältig aufbewahrt zu werden; denn man wird hiedurch so deutlich angesprochen, daß wir uns in der Geburtsstadt des Rubens befinden, am Niederrhein, wo die Farbe von je her die Kunstwerke beherrscht und verherrlicht hat. Die stille Wirkung eines solchen Mannes in seinem Kreise verdient recht deutlich geschildert zu werden, ein Geschäft, welches Herr Kanonikus Wallraf mit Vergnügen übernehmen wird, da er als ein Jüngerer diesem würdigen Greis auf dem Lebens- und Kunstwege gewiß manche Anregung verdankt.

Ein Schüler dieses würdigen Mannes, Herr Hagbold, beschäftiget sich mit ähnlichen Arbeiten; doch hat er bisher nur Profilporträte geliefert, denen man eine glückliche Aehnlichkeit

nicht absprechen kann. Die Reinlichkeit und Feinheit der Kleidungs- und Putzstücke an diesen Bildern ist höchlich zu loben, und wenn er sie in der Folge sowol von vorn in voller Ansicht, ganz rund, als von der Seite, nur halb erhaben, ausführen wird, so kann es ihm an Beifall und Kunden nicht fehlen.

Noch ist hier ein geschickter Miniaturmaler zu erwähnen, Herr Lützenkirchen, welcher sich bei sehr schönen Talenten als ein denkender Künstler erweist und sich auch schon das Vertrauen hoher Personen bei bedeutenden Gelegenheiten erworben hat.

Indem man nun von dem Vergangenen und Gegenwärtigen spricht, was Köln merkwürdig, ehrwürdig und angenehm macht, und sodann fragt, was denn ferner wünschenswerth wäre, damit gebildete Personen aller Art ihren Aufenthalt hier gerne wählten, so wird man die Antwort hören, daß Wissenschaft und diejenige Kultur, welche aus dem Studium der alten Sprachen hervorgeht, nebst Allem, was geschichtlich heißen kann, hier von Frischem angeregt und begünstigt werden sollten; von Frischem, sage ich, denn auch diese Vorzüge haben sich hier nicht ganz verloren. Man darf nur die im Lapidarstil glücklich aufgestellten Inschriften, worin Herr Kanonikus Wallraf sich besonders hervorthut, sowie seine heitern und gehaltreichen lateinischen Gelegenheitsgedichte betrachten; man darf die historischen Bemühungen, welche derselbe nebst andern Personen den vaterstädtischen kirchlichen Ereignissen widmet, näher ins Auge fassen: so findet man noch Verzahnungen genug, welche nur auf einen neuen Anbau zu warten scheinen.

Und hier wird man unmittelbar an jene ansehnliche Universität erinnert, welche ehemals hier ihren Sitz hatte. Ihre Lage war vortheilhaft in der Mitte der Länder zwischen Mosel, Maas und Lippe auch zur Verbindung mit verwandten Nachbarländern, woher noch bis zur französischen Umwälzung Studirende, meist von katholischer Religion, sich auf diese Universität wendeten, in solcher Anzahl, daß sie eine sogenannte Nation unter den Studenten ausmachten. Die medizinische Fakultät zog durch ausgezeichnete Lehrer noch bis zu Ende des letzten Jahrzehnds holländische Studenten nach Köln, und noch jetzt genießt die Stadt in den angrenzenden Ländern ihren alten Ruhm. Ja, in den ersten Jahren der französischen Herrschaft wurde die Hoffnung rege zu Wiederbelebung der alten Universität, und bis in die letzten Zeiten nicht ganz aufgegeben, er-

hielt sie sich an der Aufmerksamkeit, welche die Zentralschule genoß, die nachher in eine höhere Sekundärschule verwandelt wurde. Ihr blieben bedeutende Güter, Anstalten und Sammlungen, welche zum Theil sich noch vermehrten, wie denn ein wohlbestelltes physikalisches Kabinet angeschafft und ein botanischer Garten ganz neu angelegt wurde. Fänden nun in demselbigen von den Jesuiten ehemals benutzten Raume die Kunstsammlungen gleichfalls ihren Platz, so würde sich alles Kennenswerthe hier vereinigen lassen. Hierauf wie auf manches Andere gründen die Kölner die Hoffnung, die alte Universität in ihren Mauern wieder erneuert zu sehen.

Alles, was wir bisher an dieser Stadt gerühmt, schien diese Hoffnung zu begünstigen, da nicht mehr die Frage sein kann, ob nicht auch in großen Städten eine Universität gedeihen könne. Ja, man wollte behaupten, daß hier, wo die reichsten Schätze der großen Vorzeit zu finden sind, wo geistliche und weltliche Gebäude, Mauern und Thürme und so mannichfaltige Kunstsammlungen eine anschauliche Geschichte der Vergangenheit liefern, wo Schifffahrt und Handel das gegenwärtige Leben darstellen, — daß hier Lehrenden und Lernenden Alles nützlich und förderlich sein müsse, indem in unsern Tagen nicht mehr von Schul- und Parteiwissen, sondern von allgemeinen Weltansichten, auf ächte Kenntnisse gegründet, die Rede sei.

Man wolle jenen Universitäten, in kleinen Städten angelegt, gewisse Vortheile nicht streitig machen; es sei aber doch nicht zu leugnen, daß sie sich aus jenen Zeiten herschreiben, wo der Jugend, die aus einem dumpfen Schulzwange zu einem ängstlichen Geschäftszwange gebildet werden sollte, ein gewisser Zwischenraum gegönnt war, in welchem sie sich neben dem Lernen auch abtoben und eine fröbliche Erinnerung vollbrachter Thorheiten gewinnen möchte. Gegenwärtig sei dieses aber unzulässig, schädlich und gefährlich; denn der deutsche Jüngling habe sich meist im Felde versucht, habe an großen Thaten Antheil genommen, und selbst der Nachwuchs sei schon ernster gesinnt; man verlange nicht nach einer abenteuerlichen, hohlen Freiheit, sondern nach einer ausbildenden, reichen Begrenzung. Wo sei nun eine solche schönere zu finden als in einer Stadt, die eine Welt in sich enthalte, wo Thätigkeit aller Art sich musterhaft vor dem Geiste des Jünglings bewege und wo junge Leute nicht an Kameradenselbstigkeit, sondern an höhern Weltansichten und an unzähligen Gewerbs- und Kunstthätigkeiten ihre Unterhaltung

fänden, wo der Studirende nur über den Fluß zu setzen brauche, um seine Ferien in dem reichsten Bergwerks-, Hütten- und Fabrikenlande nützlich zuzubringen?

Ferner behaupteten die Kölner, daß der Studirende nirgends mehr sich selbst achten und geachtet werden könne als bei ihnen, indem er als Miterbauer einer großen, alten, durch Zeit und Schicksal zurückgekommenen Existenz angesehen werden müsse.

Bonn.

Nach aufmerksamer Betrachtung einiger Kirchen und des öffentlich aufgestellten antiken Monuments unterhielt in Bonn die Durchreisenden eine Sammlung des Herrn Kanonikus Pick. Dieser heitere, geistreiche Mann hat Alles und Jedes, was ihm als alterthümlich in die Hände kam, gewissenhaft gesammelt, welches schon ein großes Verdienst wäre; ein größeres aber hat er sich erworben, daß er mit Ernst und Scherz, gefühlvoll und geistreich, heiter und witzig, ein Chaos von Trümmern geordnet, belebt, nützlich und genießbar gemacht hat. Ohne sein Haus, mit welchem diese Schätze zusammengewachsen sind, durchwandert zu haben, kann man sich hievon keine Vorstellung machen.

Der Treppenraum zeigt eine Menge Porträte von sehr verschiedenem Kunstwerth, alle jedoch vereinigt, die Trachten mancher Länder und Zeiten vors Auge zu bringen. Verziert sind die Wohnzimmer mit Kupferstichen und Gemälden, eigens bedeutend auf traurige und frohe vaterländische Ereignisse hinweisend, auf Glück und Unglück eines übermüthigen Feindes anspielend. Ueber den Thüren erregt manche inschriftliche Tafel ein bedenkliches Lächeln. Nun aber öffnet sich die Sammlung selbst; man durchschaut sie mit immer verändertem Interesse, welches jederzeit eine historische Richtung zu nehmen genöthigt ist. Kupferstiche und Münzen, nach Jahren und Ländern geordnet, Geräthschaften aller Art, Alles zierlich zusammengestellt.

Wir gedenken zum Beispiel einer ganzen Wand mit gemalt scheinenden Bildern, merkwürdig durch den Stoff, woraus sie verfertiget worden: Mosaik und Eingelegtes, von Stroh oder Moos Zusammengesetztes, aus gehackter Wolle Gestreutes, sammet-

artig Gewobenes, Gesticktes oder aus Läppchen Zusammengeflicktes. Durch solche Annäherungen werden hundert Dinge, deren Aufbewahrung einen erfahrenen Kunstkämmerer verlegen machte, dem Auge interessant; sie geben dem Geiste Nahrung, ja dem Geschmacksurtheil manchen Anlaß. Hierbei ist zu bemerken, daß ein junger Vetter, naturwissenschaftlich unterrichtet, eine schöne Mineraliensammlung, dem Kenner wie dem Liebhaber willkommen, systematisch aufgestellt hat.

Und so nach ergetzender Betrachtung einer unzähligen Menge älterer Putz- und Scherzgeräthe nimmt man ernsteren Antheil an einer würdig errichteten Scheinkapelle. Geschmackvoll zusammengerahmte bunte alte Glasfenster verbreiten ein düsteres Licht über den beschränkten Raum; giebt man demselben dagegen die erforderliche Hellung, so sieht man die aus aufgehobenen Kirchen geretteten frommen Bedürfnisse aller Art an schicklicher Stelle: geschnitzte Betschemel und Pulte, ein völlig hergestellter Altar, auf demselben ein Reliquienkasten, mit getriebenen Silberfigürchen geziert, mit Email reichlich bedeckt; ferner Kruzifixe und Leuchter, alle ältern Ursprungs, nach Form und Materie an jenen heiligen Prachtkasten erinnernd, der in dem Kölnischen Dom die Gebeine der drei Könige verwahrt. Den Wänden fehlt es nicht an alten Gemälden, welche sich hier, als hätten sie ihre Stelle nicht verändert, einer gewohnten Nachbarschaft erfreuen.

Gelangt man darauf in ein Zimmer, wo alte Drucke und Manuskripte aufbewahrt, auch andere bedeutende Dinge einstweilen niedergelegt sind, so bedauert man, daß die Unruhe der Zeiten diesen würdigen Mann verhinderte, von seinem ganzen Hause Gebrauch zu machen, um Alles in gleichem Sinne zu ordnen und zu bewahren.

Mit dem größten Vergnügen aber betritt man die Gartenterrasse, wo das Talent eines geistreichen Konservators sich in vollem Glanze zeigt. Hier sieht man unter freiem Himmel verschiedene architektonische Theile und Glieder, Säulen und Gesimstrümmer sowie manche Zierrathsreste, zu Ruinen gruppirt, Inschriften zierlich eingemauert, halb erhabene Arbeiten wohl vertheilt, große gebrannte Gefäße als Denkmale aufgestellt und, mit wenigen Worten, hie und da wahrhaft rege patriotische Gesinnungen bedeutsam ausgedrückt.

Eine ausführliche Beschreibung dieses glücklichen Unternehmens würde schon der Einbildungskraft und dem Gemüth

eine angenehme Unterhaltung geben. Nur Eines führe ich an, daß ein kleines, wohlerhaltenes Basrelief, die schlimmen Folgen der Trunkenheit vorstellend, unter einer Weinranke gesehen wurde, die so eben voller Trauben hing.

Denkt man sich Bonn als Residenz und diesen Schatz unverrückt als Kunstkammer, so besitzt der Hof eine Sammlung, so allgemein unterhaltend und reizend, als nur zu wünschen ist. Setzte man sie im gleichen Sinne fort, so würden Besitzer und Erhalter sich und Andern zu großem Vergnügen bemüht sein.

Während man nun diese Zeit über mit aufgeklärten und im ächten Sinne freidenkenden Personen umging, so kam die Angelegenheit der ehemals hier vorhandenen Universität zur Sprache. Da man nämlich schon längst an der Wiederherstellung der veralteten hohen Schule in Köln verzweifelt, habe man den Versuch gemacht, eine neue in Bonn zu gründen. Dieses Unternehmen sei deshalb mißlungen, weil man besonders in geistlichen Dingen polemisch und nicht vermittelnd verfahren. Furcht und Parteigeist zwischen den verschiedenen Glaubensgenossen sei indessen beschwichtigt, und gegenwärtig die einzig mögliche und vernünftig herbeizuführende Vereinigung der Katholiken und Protestanten könne nicht auf dogmatischem und philosophischem, sondern allein auf historischem Wege gefunden werden in allgemeiner Bildung durch gründliche Gelehrsamkeit. Eine bedeutende Universität am Niederrhein sei höchst wünschenswerth, da es der katholischen Geistlichkeit und somit auch dem größten Theil der Gemeinde an einer vielseitigern Geistesbildung fehle. Die Abneigung, ja die Furcht vor der Gelehrsamkeit sei früher daher entstanden, daß die Trennung der Christenheit durch Philologie und Kritik geschehen; dadurch sei die alte Kirche in Schrecken gesetzt, Entfernung und Stillstand verursacht worden. Bei veränderten Umständen und Ansichten jedoch könne dasjenige, was die Kirche getrennt, sie nun wieder vereinigen, und vielleicht wäre eine so schwer scheinende Aufgabe bei gegenwärtiger Gelegenheit im oben angedeuteten Sinne am Sichersten zu lösen.

Wenn die Einwohner von Bonn ihre Stadt zum Sitz einer Universität empfehlen, ist es ihnen nicht zu verargen. Sie rühmen die Beschränktheit ihres Orts, die Ruhe desselben; sie betheuern die Achtung, welche dem Studirenden hier zu Theil würde als nothwendigem und nützlichem Mitbewohner; sie schildern die Freiheit, die der Jüngling genießen würde in der

herrlichsten Gegend, sowol landwärts als rheinwärts und überrheinisch. Die Ursachen, warum der erste Versuch mißlungen, kenne man nunmehr und dürfe nur die ähnlichen Fehler vermeiden, so habe man die völlige Gewißheit, diesmal zum Ziele zu gelangen.

Diese und ähnliche Gespräche wurden auf der Terrasse des Schloßgartens geführt, und man mußte gestehen, daß die Aussicht von demselben entzückend sei: der Rhein und die Siebengebirge links, eine reich bebaute und lustig bewohnte Gegend rechts. Man vergnügt sich so sehr an dieser Ansicht, daß man sich eines Versuchs, sie mit Worten zu beschreiben, kaum enthalten kann.

Neuwied.

Doch unser eigentlichster Zweck ruft uns stromaufwärts, um Neuwied's zu gedenken. Diese freundliche Stadt, erbaut auf einen von Bergen umstellten Raum, ist uns wegen der Alterthümer merkwürdig, welche man daselbst gefunden hat und findet. Die neuerdings von Deutschlands Feinden benutzte Gelegenheit, hier über den Rhein zu gehen, ward von den Römern schon ergriffen, sodann aber der sichere und angenehme Raum Kastellen und Wohngebäuden angeeignet. Die Spuren einer einfachen alten Befestigung fanden sich hinter Bieber eine halbe Stunde von Neuwied, wobei die Ueberreste eines Bades entdeckt wurden. Die verschütteten Trümmer von städtischen Wohnungen finden sich bei Heddesdorf, wovon schon Manches zu Tage gefördert worden. Möge die friedliche Ruhe, deren wir zu genießen hoffen, auch fernere Ausgrabungen begünstigen! Das sorgfältig angelegte Museum in dem Schlosse zu Neuwied würde dadurch bereichert sowie die Sitten und Gebräuche der ältesten Feinde Deutschlands immer mehr aufgeklärt werden. Von alten Wegen und Schutzmauern, die sich am Main und Rhein weit erstrecken, haben mehrere Schriftsteller gehandelt, und es wird sich nach und nach bei fortgesetzter Bemühung der ganze Zusammenhang endlich vollkommen entwickeln.

Koblenz.

Ungern verlassen wir diese Gegenden und eilen, unseres Zweckes eingedenk, nach Koblenz. Auch hier würde sich ein Mittelpunkt zur Aufbewahrung der Alterthümer und zu Förderung der Kunst von selbst bilden. Die herrliche Lage des Orts, die schönen Straßen und Gebäude, die günstigen Wohnräume sind für den Einheimischen erfreulich, für den Fremden einladend. Da diese Stadt zum beständigen Sitz einer Regierung bestimmt ist, so kann es hier niemals an vorzüglichen Männern fehlen, deren Aufmerksamkeit gar Manches entdecken und versammeln wird; wie denn zum Anfange die wenigen, aber bedeutenden Reste der Abtei Laach mit Vorsicht und Sorgfalt hieher zu retten wären.

Die Juristenschule zu Koblenz ist eine neue Anstalt, die wol schwerlich, isolirt, wie sie steht, erhalten werden dürfte, dagegen die Güter der dortigen Sekundärschule wol zu einem höhern Gymnasium hinreichten, welches jener dem Niederrhein zugedachten Universität vorarbeitete; und gewiß würden die Glieder solcher Anstalten sich einem Bunde, der Kunst und Alterthum zu fördern gedächte, willig und kräftig anschließen.

Ueberschaut man von der Karthaus die köstliche Lage der Stadt und deren reiche Umgebung, so bedauert man die unwiederherstellbaren Ruinen der Festung Ehrenbreitstein, welche nun im Sinne der neueren Kriegskunst wieder ausgebessert werden. Das schöne, weitläufige, der Stadt sich verbindende Schloß hingegen sieht man gern, von außen wenigstens, unbeschädigt. Die Frage, in wie weit es als Residenz wieder herzurichten sei, liegt außer unserm Kreise; aber des traurigen Schicksals müssen wir gedenken, welches überhaupt den Niederrhein betroffen hat, daß durch seltsame Fügung weit und breit alle Fürstensitze verödet sind, während am Oberrhein noch die meisten geblieben. Welch einen schönen Sommeraufenthalt würden höchste und hohe Personen finden, wenn die noch ziemlich erhaltenen großen Schlösser Poppelsdorf, Brühl, Bensberg, Benrath und andere wieder eingerichtet und neue Lebenselemente von da aus in die Gegend verbreitet würden! Für die Zwecke, welche wir im Auge haben, könnte daraus die günstigste Wirkung entspringen.

Mainz.

Der Bewohner von Mainz darf sich nicht verbergen, daß er für ewige Zeiten einen Kriegsposten bewohnt; alte und neue Ruinen erinnern ihn daran. Aber auch diese wird der eifrige Forscher zu Vermehrung seiner Kenntnisse, zu Bildung des Geistes nutzen; und so sind wir einem fleißigen und sorgfältigen Manne, Herrn Professor Lehne, vielen Dank schuldig, daß er manches bekannte Alterthümliche mehr bezeichnet und bestimmt, anderes aber neu aufgefunden, gesammelt und geordnet hat. Seine Karte, worauf die Lage des römischen Mainz und der sich darauf beziehenden Kastelle in Vergleichung mit der heutigen Stadt und deren Festungswerken dargestellt ist, giebt einen freien Ueberblick über das Vergangene, welches, von dem Gegenwärtigen fast verschlungen, unsern Sinnen entzogen ist. Die Mauern des uralten Kriegspostens, die innerhalb desselben ehemals befindlichen Tempel und Gebäude werden uns wieder vergegenwärtigt, so wie außerhalb das Denkmal des Drusus, die Wasserleitung, der künstliche Teich, die Gräber wieder an ihre Stelle treten, und schnell faßt der Reisende die Verhältnisse solcher Baulichkeiten gegen einander, die ihm sonst nur ein Räthsel geblieben.

Das Bibliotheksgebäude enthält in seinen unteren Hallen wohlgeordnete Alterthümer. In anschaulichster Ordnung sind die Grabsteine römischer Soldaten aufgestellt, die, aus allen Nationen zusammengefordert, hier in der Garnison ihren Tod fanden. Name, Geburtsort, Zahl der Legion ist auf jeder Tafel bezeichnet. Man fand sie reihenweis an Hügel angelehnt, hinter jedem die Urne, das Gebein enthaltend, zum Beweise, wie hoch in jener Zeit der Einzelne geschätzt wurde.

In derselben Halle finden sich Monumente anderer Art, welche so wie die besonders aufbewahrten antiken Gefäße und Geräthschaften, in Kupfer gestochen und von einer Erklärung begleitet, ein Werk bilden, welches hoffentlich bald die Wünsche der Liebhaber befriedigen und unter denselbigen einen neuen Vereinigungspunkt stiften wird.

Außer der Büchersammlung enthält das Gebäude manches wissenschaftlich Brauchbare. Was von physikalischem Apparat, von mineralogischen und anderen Gegenständen der vormaligen Universität angehörte, ist hier aufbewahrt und kann einer künftigen Lehranstalt zum Grunde dienen.

Eine Anzahl schätzbarer Gemälde, die aus Paris hierher gebracht worden, ist gleichfalls geräumig und genießbar aufgestellt und wird immer beitragen, die Kunstliebe in Stadt und Gegend zu beleben.

Herr Graf Kesselstädt, Freund und Erhalter von Gemälden und Alterthümern, versäumt keine Gelegenheit, seine bedeutende Sammlung zu bereichern. Die Gemälde des Landschaftsmalers Kaspar Schneider vergnügen mit Recht die Liebhaber. Ein Künstler und Gemäldehändler Namens Arbeiter besitzt schöne Sachen und läßt sich billig finden. Genug, es steht hier so Manches beisammen, daß kein Zweifel übrig bleibt, Mainz werde in dem rheinischen Kunstverein sich an seiner Stelle thätig und förderlich erweisen.

Zum Schlusse sei es vergönnt, einen Wunsch auszusprechen, welcher der jetzigen und künftigen Lage von Mainz so ganz gemäß ist. Möge der militärische Genius, der über diesem Orte waltet, hier eine Kriegsschule anordnen und gründen, hier, wo mitten im Frieden Jeder, der die Augen aufschlägt, an Krieg erinnert wird! Thätigkeit allein verscheucht Furcht und Sorge, und welch ein Schauplatz der Befestigungs- und Belagerungskunst hat sich hier nicht schon so manchmal eröffnet! Jede Schanze, jeder Hügel würde lehrreich zu dem jungen Krieger sprechen und ihm täglich und stündlich das Gefühl einprägen, daß hier vielleicht der wichtigste Punkt sei, wo die deutsche Vaterlandsliebe sich zu den festesten Vorsätzen stählen müsse.

Biberich.

Nach so vielen Ruinen alter und neuer Zeit, welche den Reisenden am Niederrheine nachdenklich, ja traurig machen, ist es wieder die angenehmste Empfindung, ein wohlerhaltenes Lustschloß zu sehen, das unerachtet der gefährlichsten Nachbarschaft in völligem Stande von seinem Fürsten bewohnt, durch einen Hof belebt wird, der den Fremden des liberalsten Empfanges genießen läßt. Die hier befindlichen Bibliotheken und Naturaliensammlungen, deren Ordnung durch die vieljährigen Unbilden des Kriegs gelitten, werden nun bald auch zum Nutzen und Vergnügen der Einheimischen und Vorübergehenden aufgestellt

sein; wie denn Herr Kammerherr von Nauendorf seine ansehnliche und wohlgeordnete Mineraliensammlung dem Liebhaber mit Vergnügen belehrend vorweist.

Wiesbaden.

Hier ist in gedachter Rücksicht schon viel geschehen und mehrere aus Klöstern gewonnene Bücher in guter Ordnung aufgestellt. Ein altes Manuskript, die Visionen der heiligen Hildegard enthaltend, ist merkwürdig. Was neu in dieser Anstalt angeschafft wird, hat vorzüglich den Zweck, die Staatsdiener mit dem Laufenden der literarischen und politischen Welt bekannt zu machen. Sämmtliche Zeitungen und Journale werden deshalb vollständig und in bester Ordnung gehalten. Dieses geschieht unter der Aufsicht des Herrn Bibliothekars Hundeshagen, welcher dem Publikum schon durch die Bemühungen um den Palast Friedrich's I. zu Gelnhausen rühmlich bekannt ist. Leider ist die ganze vollendete Ausgabe dieses Werks bei dem Bombardement von Hanau verbrannt, wiewol die Kupfertafeln glücklich gerettet worden; deshalb man die Hoffnung nähren kann, daß die günstigere Zeit auch die Reife dieses Werks befördern werde. Der Plan der Festung Mainz, von jenem talentvollen Manne herausgegeben, zeugt nicht weniger von dessen Fleiß und Geschicklichkeit. Unter ihm arbeiten beständig mehrere junge Leute an ähnlichen Unternehmungen.

Das Kabinet des Herrn Oberbergraths Cramer ist ein vorzüglicher Schmuck dieses Ortes. Es enthält eine vollständige systematische Folge der Mineralien und außerdem belehrende Prachtstücke aus den wichtigen Bergwerken des Westerwaldes. Der gefällige, theoretisch und praktisch gebildete Besitzer, auch als Schriftsteller seines Faches geschätzt, widmet Kurgästen und Durchreisenden jede freie Stunde zur Unterhaltung und Unterricht.

Dem Freunde der Baukunst wird der große Kursaal sowie die neuangelegten Straßen Vergnügen und Muster gewähren. Diese durch ansehnliche Befreiungen und Zuschüsse von höchsten Behörden entschieden begünstigten Anlagen zeugen von des Herrn Baudirektors Göz und des Herrn Bauinspektors Zais Talenten und Thätigkeit. Die großen Wohnräume, die in den

neu angelegten schönen Häusern entstehen, beleben die Hoffnung, daß mancher Vorsatz auszuführen sei, den man hier im Stillen nährt, um eine so viel besuchte, an Ausdehnung und Umfang täglich wachsende Stadt durch Sammlungen und wissenschaftliche Anstalten noch bedeutender zu machen. Schon haben mehrere Freunde der Kunst, der Natur und des Alterthums sich unterzeichnet, eine Gesellschaft zu bilden, welche sowol überhaupt als besonders für diese Gegend um alles Merkwürdige bemüht wäre. Herr von Gerning, der das Taunusgebirg zum Gegenstand seiner Dichtungen und Betrachtungen vorzüglich gewählt, möchte wol zu bewegen sein, seine reiche Sammlung hieher zu versetzen und einen Grund zu legen, worauf die Gunst des Fürsten und die Bereitwilligkeit manches dankbaren Fremden gewiß mit Eifer fortbauen würde.

Frankfurt.

Unter so vieler Jahre Kriegsdruck und Dulden hat sich diese Stadt auf das Prächtigste und Heiterste hervorgebaut. Ein Fremder, wenn er sie lange nicht besucht hat, erstaunt, und Einheimische bewundern täglich das längst Bekannte. Der mit großer Freiheit und Einsicht entworfene Plan bietet noch zum fernern Fortbau die schönsten Räume. Gesegnet ruhen daher an öffentlicher freundlicher Stelle die Reste des Senators Guiolett, welcher die ersten Entwürfe zu diesen weitausgreifenden Anlagen fürstlicher Begünstigung vorlegte und bis an sein Ende der folgerechten Ausführung vorstand. Die Liebe zu den bildenden Künsten im weitesten Sinne hat sich immerfort bei Privatpersonen lebendig erhalten, und es tritt nunmehr der Zeitpunkt ein, wo eine freie Bürgerschaft auch für öffentliche Annäherung und Zusammenordnung einzelner Schätze, durch glücklich zusammentreffende Umstände aufgefordert, gemeinsam Sorge tragen wird.

Gleich beim Beginn kommt uns die erwünschte Nachricht entgegen, daß man sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftige, ein neues Bibliotheksgebäude aufzuführen. Die ansehnliche Büchersammlung hatte der neu zu erbauenden Barfüßerkirche weichen müssen und ward bisher in verschiedenen ungünstigen Lokalitäten aufbewahrt. Nunmehr aber bestimmt man einen

der noch freien großen Plätze zu diesem Zweck, wo noch Raum genug ist, daß auch andere öffentliche Anstalten sich würdig anschließen können. Herr Baumeister Heß, durch Lehre und Beispiel seines Herrn Vaters, durch ausbildende Reisen und das Anschauen der großen, geschmackvoll hier schon errichteten Gebäude geübt und erregt, hat den Auftrag, die Risse zu verfertigen. Der einsichtige und thätige Bibliothekar, Herr Professor Schlosser, wird sowol bei Einrichtung und Aufstellung als bei künftiger planmäßiger Vermehrung sich um seine Vaterstadt höchst verdient machen; denn man darf wol sagen, daß mit diesem Gebäude der Grund zu allen übrigen wissenschaftlichen Bemühungen wird gelegt sein. Auch hat dieses wichtige Unternehmen sich schon ansehnlicher patriotischer Beiträge zu erfreuen, indem bei der Feier wiederhergestellter Stadtfreiheit eine sehr bedeutende Subskription zu Stande gekommen.

Und vielleicht schließt sich an dieses Lokal eine gegenwärtig schon blühende Anstalt, unter dem Namen „Museum" bekannt, nachbarlich an. Eine Gesellschaft von Kunstfreunden hatte eine ausreichende Kasse gestiftet, schöne weitläufige Räume gemiethet, um sich von Zeit zu Zeit zu versammeln und am Kunstgenuß zu ergetzen. Um diesen Mittelpunkt vereinigte sich alsobald gar Manches: eine Gemäldereihe füllte den großen Saal, eine reiche Kupferstichsammlung ward von Herrn Brönner nebst ansehnlichem Kapital vermacht, ja sogar alle den aufgehobenen Klöstern entnommenen Gemälde derselben zugeeignet.

Hauptsächlich um dieser Bilder willen ist zu wünschen, daß man an hinreichende Räume denke, um sie würdig aufzustellen, indem sie gegenwärtig über einander geschichtet da stehen und nicht ohne die Unbequemlichkeit des gefälligen Herrn Schütz von dem Kunstfreunde betrachtet werden. Diese Sammlung ist deshalb merkwürdig, weil sie meist Gemälde von oberdeutschen, oberrheinischen Künstlern enthält, mit welchen Frankfurt mehr in Verkehr gestanden als mit den niederrheinischen, brabäntischen. Holbein der Aeltere ward einige Jahre von den Karmeliten bewirthet, dessen Talent man hier ganz zu überschauen und zu würdigen im Fall ist. Möge in einigen Jahren diese Sammlung zur Ergetzung des Liebhabers öffentlich aufgestellt und geordnet sein! Wie schnell wird sie sich alsdann vermehren durch Ankauf, Geschenke und Vermächtnisse! Es werden daher Diejenigen, welche dem neu aufzuführenden Bau vorstehen, keinen Tadel zu befürchten haben, daß sie sehr große Räume einrich-

teten, wenn sie auch für das augenblickliche Bedürfniß unverhältnißmäßig scheinen sollten; denn auch solche sind sogleich auf das Fruchtbarste zu benutzen.

Sieht der Deutsche sich um, was zu der schlimmsten Zeit an vielen Orten Lobens- und Nachahmungswürdiges eingerichtet worden, so wird er gewiß der schönen Anstalt gedenken, welche die Stadt Prag den böhmischen Ständen schuldig geworden. Diese nämlich haben den Vorgang des würdigen Grafen Sternberg, der als ein edler Kunstfreund und Patriot seine eigene bedeutende Gemäldesammlung zur öffentlichen Betrachtung ausstellte, zu würdigen gewußt und ihre Kunstschätze zu demselbigen Zweck mit der seinigen vereinigt, und zwar dergestalt, daß das Eigenthum einem jeden Besitzer verbleibt, durch angeheftete Namen bezeichnet, und die Freiheit, darüber zu schalten, unbenommen ist. Auch gelobte dieselbe Gesellschaft jährliche Beiträge zum Unterhalt einer Kunst- und Zeichenschule, in welcher sich durch das belebende Talent des Herrn Direktors Bergler bewundernswürdige Schüler selbst in den höhern Ständen gebildet haben. Und warum sollte man in Frankfurt nicht ein Aehnliches, ja ein Gleiches hoffen können?

Denn schon gegenwärtig ist einem wichtigen, für sich bestehenden Institut eine sichere Gründung zugedacht. Der Dekan aller hier lebenden ächten Kunstfreunde, Herr Städel, genießt in seinem hohen Alter noch immer der lebenslänglich mit Einsicht und Beharrlichkeit gesammelten Kunstschätze in dem wohlgelegensten Hause. Mehrere Zimmer sind mit ausgesuchten Gemälden aller Schulen geschmückt; in vielen Schränken sind Handzeichnungen und Kupferstiche aufbewahrt, deren unüberseh bare Anzahl sowie ihr unschätzbarer Werth den öfters wiederkehrenden Kunstfreund in Erstaunen setzt. Man will wissen, daß dieser im Stillen unablässig vaterländisch denkende, treffliche Mann seine Kunstschätze sämmtlich nebst geräumigem Lokal und ansehnlichen Kapitalien dem gemeinsamen Nutzen gewidmet habe, wodurch denn freilich Kunstfreunde und Kunstsinn hier für ewige Zeiten die gewisseste Anregung und die sicherste Bildung hoffen können.

Herr Dr. Grambs besitzt gleichfalls eine Sammlung, die alle Erwartung übersteigt, an Gemälden, Kupferstichen und Handzeichnungen. Die entschiedene Kunstkenntniß des Besitzers hilft dem Besuchenden zu schneller Aufklärung und gründlicher Einsicht. Dieser unermüdliche Kunstfreund, bis auf die neuesten

Zeiten an lebenden Künstlern theilnehmend, beschäftigt und begünstigt mehrere sich entwickelnde Talente, unter welchen Herr Wendelstädt ihm unmittelbar an Handen geht und sich durch Geschicklichkeit zum Lehrer, durch historische Kenntnisse aber zum künftigen Konservator qualifizirt.

Herr Franz Brentano hat in einem geräumigen, wohlerleuchteten Saal sowie in mehreren großen Zimmern eine treffliche Gemäldesammlung wohlgeordnet aufgestellt; sie ist durch dessen verewigten Schwiegervater, von Birkenstock, der, aus den Rheingegenden abstammend, in der gelehrten und Kunst-Welt rühmlichst bekannt war, während seines lebenslänglichen Aufenthalts in Wien zusammengebracht. Hieran schließt sich eine reiche Kupferstichsammlung, wo unter andern die Werke des Marc-Anton's und sonstiger älteren Italiener in Abdrücken geschaut werden, wie sie dem Liebhaber selten vor Augen kommen.

Wer diese benannten Sammlungen zu benutzen das Glück hat, wird seine Kenntnisse, auf welcher Stufe der Einsicht er auch stehe, gewiß erweitert und belebt fühlen.

Herr von Gerning verwahrt ein Museum von vielartigen Schätzen, welche, in größere Räume vertheilt, die Freude und Bewunderung eines jeden Liebhabers und Kenners noch mehr erregen würden als gegenwärtig, wo in einer Privatwohnung nicht jedem Gegenstande Gerechtigkeit widerfahren kann. So würde zum Beispiel die Sammlung antiker Vasen, Bronzen und sonstiger Alterthümer schon allein als integrirender Theil einer großen Sammlung die Aufmerksamkeit überall auf sich ziehen.

Herr Becker, als Medailleur höchst schätzenswerth, hat eine bedeutende Folge von Münzen aller Zeiten zu Aufklärung der Geschichte seines Fachs einsichtig geordnet. Man findet bei demselben Gemälde von Bedeutung, wohlerhaltene Bronzen und alterthümliche Kunstwerke mancher Art.

Einzelne wichtige Gemälde befinden sich hie und da im Privatbesitz. Bei Herrn von Holzhausen auf der Oede ein schätzenswerthes Bild von Lukas Cranach: Christus, der die Mütter und Kinder um sich her versammelt, merkwürdig durch die glücklich gedachte Abwechselung der Motive von Mutterliebe und Verehrung des Propheten. Wohlerhaltene Familiengemälde aus der ältern Zeit geben uns einen Begriff von der Würde des genannten Geschlechts und der Kunstliebe seiner Ahnherren.

Vorzügliche Gemälde zieren auch die Wohnungen des Herrn

Leerse und der Frau de Neufville. Eins der schönsten Bilder von van der Neer besitzt Herr Ettling. Die Lausbergische Sammlung ist leider in alle Welt zerstreut.

Hier wollen wir nun einer Art und Weise vorläufig gedenken, wie in der Folge, wenn sich in Frankfurt Alles mehr gestaltet und geordnet hat, ein dortiger Kunstfreund Einheimischen und Reisenden den größten Dienst erzeigen könnte. Die Venetianer besitzen nämlich von den Gemälden ihrer Stadt einen Katalog, nach den Epochen der Kunstgeschichte und nach den Jahren, in welchen die Künstler geblüht; sie sind sämmtlich in historischer Folge aufgezählt und bei jedem Bilde bemerkt, wo es zu finden. Wenn ein junger Frankfurter Kunstfreund sich dieses Werk zum Muster nähme und im Stillen die nöthigen Vorbereitungen machte, so könnte er zu rechter Zeit damit hervortreten und dadurch die lehrreichste Uebersicht befördern. Jede methodische Zusammenstellung zerstreuter Elemente bewirkt eine Art von geistiger Geselligkeit, welche denn doch das Höchste ist, wornach wir streben.

Ferner dürfen wir nicht verschweigen, wie die hiesigen Kunstfreunde noch auf mancherlei Weise gefördert sind. Herr Morgenstern fährt auch im hohen Alter fort, Gemälde mit bewunderungswürdigem Fleiß und Genauigkeit zu restauriren. Wie sehr er sich in Geist und Art eines jeden Künstlers zu versetzen weiß, davon zeugen mehrere Kopien, die er im Kleinen nach den vorzüglichsten Meisterwerken, die durch seine Hände gegangen, gefertigt und in einem Schränkchen gleichsam als einen Hausaltar zusammengeordnet. Auf diesen Schatz werden gewiß Vorsteher öffentlicher Anstalten aufmerksam bleiben, damit er nicht aus Frankfurt entfernt werde.

Herr Silberberg ist im Besitz der trefflichsten alten und neuen Kupferstiche, die er durch Tausch und Handel dem Liebhaber zu überlassen geneigt ist. Bei Herrn Boye findet man alle Arten von Kunst- und Naturprodukten, und wie mancher Name bleibt noch Demjenigen zu nennen übrig, der eine Anleitung für Fremde, Frankfurt kennen zu lernen, aufsetzen wird!

Ueberhaupt kann die Lage eines Kunstfreundes nicht günstiger sein als an diesem Orte; man gedenke nur der Auktionen inländischer Verlassenschaften sowie der Sammlungen, welche auf Spekulation hieher gesendet werden. Der Liebhaber wird dadurch in den Stand gesetzt, sich mit vielen Meistern und ihren Vorzügen bekannt zu machen, ja, wenn er Neigung hat, gelegentlich

um mäßige Preise durch treffliche Sachen seinen Kunstvorrath zu vermehren. Solche Ausstellungen finden sich jede Messe öfters doppelt und dreifach und künftig gewiß häufiger, da bei der ungeheuern Weltbewegung gar manches Kunstwerk seinen Herrn wechselte, gar mancher Liebhaber sich genöthigt sieht, einen werthen Besitz gegen Baarschaft umzutauschen. Und so läßt sich Frankfurt als kunstvermittelnd zwischen dem Ober- und Unterrhein, zwischen dem nordöstlichen und südwestlichen Deutschland, ja zwischen dem In- und Auslande denken.

Forschen wir nun nach dem, was für den Unterricht in Künsten geschieht, so finden wir auch schon deshalb vorläufig gesorgt. Eine der Zeichenschulen, wie sie in Deutschland mit Recht seit langer Zeit beliebt sind, wo man mehr das Auge des Privatmanns und des Handwerkers zu bilden und einen gewissen Geschmack zu verbreiten denkt, als daß man Künstler zu erziehen die Absicht hätte, ist auch hier schon eingerichtet. Herr Reges steht derselbigen vor unter der Direktion des Herrn Dr. Grambs. Solche Schulen haben außer jenen Zwecken noch den besondern Vortheil, daß sie Noviziate fürs Talent sind, indem die Vorsteher gar bald unterscheiden, wo angeborne Fertigkeiten sich mit Aufmerksamkeit und Fleiß zusammenfinden, als woran der künftige eigentliche Künstler allein erkannt wird.

Um solche jedoch weiter zu bringen, würde ich hier so wenig als anderswo zu einer Kunstakademie rathen. Es gehört schon eine große Masse von gebildeten Künstlern, eine Menge von heranstrebenden Fähigkeiten dazu, wenn man sich entschließen soll, ihnen eine gesetzliche Form, ja ein Oberhaupt zu geben. Wir wissen jede Kunstakademie zu ehren, die in der Hauptstadt eines großen Reichs, in der Fülle von Kunstschätzen von trefflichen Männern geleitet wird; aber ehe man sich's versieht, schleicht sich die republikanische Form auch daselbst ein. So unterscheidet man in Dresden die Schüler der Herren Seidelmann, Grassi, Matthäi, Kügelgen und Hartmann, sowie diejenigen, welche sich an Zingg, Klengel oder Friedrich halten. Ein Unterricht im Allgemeinen ist höchst schätzbar; der einzelne Jüngling hingegen will vom einzelnen Meister unterrichtet sein, und wenn er dort nur gehorcht, so werden hier Neigung, Zutrauen und eine gewisse stille Ueberzeugung höchst kräftig wirken.

Man würde also nach Frankfurt vorzügliche Männer wo nicht gerade berufen, doch ihnen leicht machen, an solchem Orte zu leben; man setzte sie in die Lage, ein schickliches Quartier

miethen zu können, und verschaffte ihnen sonst einige Vortheile. Die Oberaufsicht städtischer Kunstanstalten gäbe nun solchen Meistern ein vielversprechendes Talent in die Lehre und zahlte dagegen ein billiges Honorar. Ja, der junge Mann dürfte seinen Lehrer selbst wählen, je nachdem er zu einer Kunstart oder zu einer Person Neigung und Zutrauen hätte. Wohlhabende Eltern zahlten für ihre Kinder, wohlwollende Liebhaber für Günstlinge, von denen sie etwas hofften. Wäre ein solcher Meister verheirathet und sonst nicht einem größern Verhältnisse abgeneigt, so könnte er Jünglinge ins Quartier, an Tisch nehmen und eine förmliche Pension einrichten, wobei ihm die Gebildeten schon als Unterlehrer an Handen gingen. Steht nun eben dasselbe zu thun in einer freien Stadt Mehrern frei, so wird man herrliche Wirkungen davon erfahren.

Daß man junge Männer praktisch bilde, fordert die neuste Zeit. Bei einem Meister, wie wir ihn voraussetzen, würden sie zeichnen, malen, kopiren und restauriren lernen; ja auch mittlere Talente würden nicht, wie es oft geschieht, wo man im Unterricht allzu weit ausholt, in Verdruß und Stocken gerathen. Zeigt sich ein eminentes Individuum, so ist noch immer Zeit, ihn einer auswärtigen höhern Anstalt anzuvertrauen.

Daß Diejenigen, denen eine solche Uebersicht obliegt, auch durchaus dafür sorgen werden, daß den Meistern Alles, was sie selbst nicht beischaffen können, an Modellen, Gliedermännern und sonst genugsam gereicht werde, darf man kaum erwähnen. So steht schon jetzt eine Sammlung von Gipsabgüssen antiker Statuen in dem Garten des Herrn von Bethmann. Und was läßt sich nicht Alles von einem Manne erwarten, dessen Neigung und Thätigkeit durch ein so großes Vermögen in lebhafter Bewegung erhalten wird!

Vorschläge dieser Art können wir um so eher thun, als sie dem Zeitgeist gemäß sind und man bei allen Bildungsanstalten die erprobte Erfahrung hat, daß es viel vortheilhafter sei, sie auf eine liberale, humane Weise auszusäen als auf eine zwingende, klösterlich subordinirende Art ins Enge zusammenzuziehen. Der Frankfurter gehe in die Geschichte zurück, in die Zeiten, wo so viele Künstler neben einander und kurz nach einander blühten, ohne daß man sie irgend einem akademischen Zwange unterworfen hätte, wo der Familienkreis anstatt Schule und Akademie galt. Man erinnere sich von den ältern bis in die neuesten Zeiten der Feyerabend, Merian,

Roos, Schütz, so wird der Weg vorgezeichnet sein, auf welchem der freistädtische Künstler Ausbildung und Absicht am Besten erreicht.

Und hier werden wir denn aufgefordert, noch einiger vorzüglicher Künstler zu gedenken. Herr Schütz, durch den Beinamen der Vetter bezeichnet, setzt die landschaftlichen Arbeiten fort, welche seit Sachtleben sich ununterbrochen mit Nachbildung der Rheingegenden beschäftigen. Seine Zeichnungen in Sepia sind von bewundernswürdiger Reinheit und Fleiß, die Klarheit des Wassers und des Himmels unübertrefflich. Die Darstellung der Ufer an beiden Seiten, der Auen und Felsen und des Stroms selbst ist so treu als anmuthig, und das Gefühl, das den Rheinfahrenden ergreift, wird uns bei Betrachtung dieser Blätter mitgetheilt oder wiedererweckt. Die Oelgemälde dieses Künstlers geben ihm Gelegenheit, die Abänderung der Farbentöne, wie sie die Tags- und Jahreszeiten, nicht weniger die atmosphärischen Wirkungen hervorbringen, auf eine glückliche Weise nachzubilden.

Von Herrn Radl sind bei Grambs höchst schätzbare Aquarell-Zeichnungen zu sehen, Gegenden um Frankfurt sowie anmuthige Thäler des Taunusgebirges vorstellend, welche, obgleich nach der Natur gezeichnet, doch an geschmackvoller Wahl des Gegenstandes, an kunstmäßiger Austheilung von Licht und Schatten sowie der Farbe nichts zu wünschen übrig lassen.

Solche Künstler dem größeren und auch auswärtigen Publikum bekannt zu machen, wird eine angenehme Pflicht der Kunstvorsteher sein; uns sei es erlaubt, hier einen Vorschlag zu thun, der, wenn er auch etwas wunderbar scheinen sollte, doch gewiß alle Prüfung verdient. Wir haben kein Geheimniß daraus gemacht, daß wir Alles, was einer Pfründe ähnlich sieht, bei unsern Kunstanstalten nicht lieben; dagegen wäre unser Vorschlag dieser: Bei einem geschickten Künstler, der nicht gerade Bestellungen hat oder aufs Gerathewohl arbeiten kann, bestelle man von Seiten der Vorsteher gewissenhaft gearbeitete Bilder; man bezahle sie ihm nach Billigkeit und überlasse sie alsdann Liebhabern um einen geringern Preis. Der Verlust, der hieraus entspringt, wird eine größere Wohlthat für den Künstler, als wenn man ihm eine Pension ohne Bedingungen gäbe. Hat er wirklich Verdienst, und wird derselbe den Liebhabern allgemeiner bekannt, so werden sich die Bestellungen häufen, und er kann alsdann mit einiger Klugheit immer wieder auf seinen Preisen bestehen. Eine genugsam ausgestattete Kasse könnte

auf dieses Kapitel eine gewisse Summe festsetzen, und die Vorsteher derselben könnten sich recht gut durch öffentliche Ausstellungen und Ausgebot solcher Arbeiten, vielleicht gar durch Auktion, vor allem Vorwurfe der Parteilichkeit sichern. Und so werden Männer von anerkannter Redlichkeit und geprüfter Einsicht aufs Neue Geist und Leben in die Epoche bringen, die wir gegenwärtig vorbereiten.

Indem wir nun bei diesen neuen Einrichtungen republikanische Formen begünstigen, so sei es uns erlaubt hinzuzufügen, daß es dagegen dem freien Bürger, der sich nicht leicht von Jemand will meistern lassen, gar wohl anstehe, an sich selbst gesellige Tugenden auszubilden; denn die Erfahrung von den ältesten bis in die neuesten Zeiten belehrt uns, daß der Bewohner einer freien Stadt sich schwer mit Seinesgleichen vereinige. Es ist nichts natürlicher, als daß Unabhängigkeit uns in unserm eigenen Wesen bestärke, wodurch der Charakter in einer Folge von mehrern Jahren immer schroffer werden muß; und weil nun ein Jeder sich so selbst gewähren läßt, müssen Diejenigen am Ende sich öfters getrennt finden, welche durch die schönsten Bande verknüpft sein könnten. Selbst gemeinsame Liebhaberei ist nicht mehr im Stande, solche Gemüther auch nur für einen Moment zu vereinigen; Blumenfreunde werden sich über Blumen, Münzkenner bei Münzen entzweien, wenn der Geist gewohnt ist, seinen Gefühlen und Leidenschaften unbedingt nachzuhängen.

Wie angenehm ist es daher, zu vernehmen, daß in Frankfurt eine Gesellschaft von Kunstfreunden sich reihum versammelt, wo sie an Kupferstichen, im Besitz eines Jeden, sich belehrend unterhalten. Hiedurch wird ein so weitläufiges und schwieriges Fach, wo Alles auf dem Werthe des einzelnen Abdrucks beruht, nach und nach übersehbar. Der weit größere Vortheil aber wird daraus entspringen, daß auch, was Andern gehört, geistig unser eigen werde. Das Vortreffliche zu kennen und zu lieben, was man nicht besitzt noch zu besitzen hofft, ist eigentlich der größte Vorzug des gebildeten Menschen, da der rohere, selbstige im Besitz oft nur ein Surrogat für Einsicht und Liebe, die ihm abgehen, zu erwerben sucht. Geschehen solche Mittheilungen künftig in allen Kunstfächern, so wird sich die neue Generation durch allgemeine heitere Friedensbande vereint fühlen, wie in schrecklicher Zeit die eine Hälfte sich zu Schutz und Trutz, die andere zu Rath und Hilfe, das Vaterland zu retten, musterhaft verbündete.

Haben wir nun von den höchsten Beweggründen gesprochen, die uns zu Belebung der Kunst und Wissenschaft treiben, von zart sittlichen und geistigen Mitteln, die dabei anwendenswerth sind, so müssen wir auch einem Vorurtheil begegnen, welches sich mitunter merken läßt. Der Liebhaber nämlich trennt sich oft zu streng von dem Kunsthändler. Es schreibt sich dieses aus ältern Zeiten her, wo der Wohlhabende dasjenige, was er besaß, eben deswegen, weil er es besaß, hoch schätzte, ja oft überschätzte. In der neuern mehr belebten Welt aber kann sich der Liebhaber nicht entbrechen, durch Tausch oder Handel so manches Kunstwerk, dem er entwachsen ist, oder für welches seine Liebhaberei sich abstumpfte, einem Dritten zu überlassen, dem es Freude macht. Besonders in Frankfurt läßt sich bei der großen Bewegung, bei dem Zu- und Abströmen von Kunstwerken kaum ein stationäres Kabinet denken, und man wird es in der Folge gewiß keinem Liebhaber verargen, wenn er, seine Kräfte berechnend, durch veränderten Besitz seine Neigung lebendig zu erhalten sucht.

Und so brauchen wir nicht weit umherzuschauen, wenn wir Beispiele suchen, daß Gewerbsthätigkeit mit Liebe zu Wissenschaft und Kunst wie vor Alters so auch in unsern Tagen recht wohl vereinbar sei; denn wir finden, daß von Seiten des Buchhandels sich für Kunst erwünschte Aussichten hervorthun. Herr Brönner hat in einem anständigen, wohl angelegten und verzierten Lokal schön eingebundene Bücher aufgestellt, und außerdem, was sich von selbst versteht, findet man bei ihm die neuesten Kupferwerke, ja Gemälde zur Unterhaltung und beliebigem Ankauf. Herr Wenner auf seiner Reise nach Rom erwies thätigen Antheil an den dortigen deutschen Künstlern, förderte die Herren Riepenhausen, Overbeck und Cornelius und übernahm den Verlag der von Diesem in Federzeichnungen dargestellten Scenen aus „Faust". Sie sind von Ferdinand Ruscheweyh mit großer Liebe und Genauigkeit gestochen, wie sich Liebhaber an den Probedrücken überzeugen können. Auch verpflanzte Herr Wenner die vortrefflichen Kupferstiche nach Canova und Thorwaldsen in seine Vaterstadt, indem er die Betrachtung und Anschaffung derselben erleichterte. Herr Wilma[illegible], gleichfalls Kunstliebhaber, besitzt schätzenswerthe Gemälde; seine Bemühungen um Literatur und Kunst sind allgemein bekannt. Möge doch je eher je lieber eine ausführlichere Nachricht, als der Reisende geben kann, von allen

Kunstschätzen und Kunstthätigkeiten, welche diese wieder frei auflebende Stadt verherrlichen, bald in dem einen oder andern Verlag erscheinen!

Weil wir aber dieses sowol von Frankfurt als von verschiedenen schon genannten und noch zu nennenden Orten und Städten wünschen, so ersuchen wir die Unternehmer, eine solche Arbeit nicht ängstlich zu veranstalten, vielmehr von einem leicht entworfenen Heft, welches der Fremde gern für ein Billiges anschaffen wird, nur kleine Auflagen zu machen und die nächste darauf erweitert, vermehrter und belebter zu geben. Alles, was in den Tag eingreifen soll, muß ein frisches Ansehen haben, und hier wird kein Werk zum Aufbewahren, sondern nur zum Aufbrauchen verlangt.

Daß auch in den andern Künsten ein thätiger Geist sich zu regen anfange, davon giebt eine Singschule Zeugniß, welche Herr Düring aus eignem Antrieb und aus reiner Liebe zur Kunst unternommen. Diese Anstalt ist schon so weit gediehen, daß junge Personen beiderlei Geschlechts, die sich seiner Leitung anvertraut, bei feierlichen Gelegenheiten in den Kirchen beider Konfessionen Musiken aufgeführt zu Vergnügen und Erbauung der Gemeinden. Auch in öffentlichen Konzerten ist dieses geschehen. Jeden Sonntag früh findet eine solche Uebung statt, zu welcher auf Anmeldung auch Zuhörer gelassen werden. Ein größeres Lokal wäre der Anstalt zu gönnen, wodurch sie auf einmal sehr viel gewinnen würde. Sie empfiehlt sich allen Musikfreunden, und es wird ihr auch weder an Unterstützung fehlen noch an Ausbildung der einzelnen Stimmen, da Frankfurt an Herrn Schmidt einen trefflichen Musikdirektor besitzt und die Oper mit Talenten geschmückt ist, die nicht allein durch Ausübung ihrer Kunst ergetzen, sondern auch dieselbe durch Lehre und Unterricht zu verbreiten und fortzupflanzen sich zur Pflicht machen.

Nachdem wir nun so manchen frommen Wunsch geäußert, von manchen bedeutenden Vorsätzen und weitaussehenden Planen gesprochen, so gelangen wir endlich zu einer Anstalt, die auf das Sicherste gegründet ist, und bei welcher eben jetzt eine erneute Thätigkeit hervortritt, um bisherige Stockungen aufzulösen und zufällige Hindernisse zu beseitigen. Es ist hier von der Stiftung die Rede, welche Dr. Senckenberg, gesegneten Andenkens, ausübender Arzt und kenntnißreicher Mann, seiner Vaterstadt hinterlassen. Sie theilt sich in zwei Einrichtungen,

die eine zu praktischem, die andere zu theoretischem Zweck. Die erste, ein Bürgerhospital, ist auf ein palastähnliches, von dem Stifter neu errichtetes Gebäude gegründet sowie durch ansehnliche Kapitalien gesichert. Hieher flossen von der ersten Zeit an große Schenkungen und Vermächtnisse, woraus ein bedeutendes Vermögen entstand, welches durch Ueberschuß der Kasse sich jährlich vermehrt. Hier bleibt also nichts zu wünschen übrig.

Desto mehr Aufmerksamkeit und guten Willen haben wir dagegen auf die zweite Abtheilung zu wenden, welche, in theoretisch-wissenschaftlicher Absicht angelegt, nicht in gleicher Maße begünstigt ist. Sie umfaßt Haus-, Hof- und Gartenräume der ehemaligen Wohnung des Besitzers. Das Haus, darin einem von den Vorgesetzten ein Quartier bestimmt ist, hat freilich nur beschränkte Zimmer, welche für dasjenige, was sie fassen sollen, nur alsdann hinreichen, wenn alles Enthaltene in bester Ordnung aufgestellt ist. Hier findet sich eine treffliche Bibliothek, welche bis auf die unmittelbaren Nachfolger Haller's hinaufreicht; sie enthält die bedeutendsten ältern anatomischen und physiologischen Bücher und würde, geordnet, fortgesetzt und zum Gebrauch eröffnet, der Stadtbibliothek ein bedeutendes Fach ersparen.

Ein mineralogisches Kabinet, das bis jetzt der Bibliothek nur eingeschoben war, wird so eben abgesondert und aufgeordnet; es enthält viel Vortreffliches, aber nur gruppenweise, ohne innern Zusammenhang. Die Versteinerungen, zur glücklichsten Zeit gesammelt, übertreffen alle Erwartung.

Der botanische Garten ist geräumig genug, um der Stiftung gemäß die offizinellen Pflanzen zu enthalten, woneben sich noch Platz finden würde, um das physiologisch Bedeutende, was zur Einsicht in das Pflanzenleben führt und das ganze Studium krönt, weislich anzufügen.

Das ältere chemische Laboratorium ist auf der gegenwärtigen Höhe der Wissenschaft nicht mehr brauchbar; ein neues, hinreichendes ward zum Behuf einer andern Schule unmittelbar an der Senckenbergischen Gartenmauer erbaut und steht gegenwärtig isolirt, einzeln, unbenutzt.

Das anatomische Theater ist zweckmäßig und geräumig; die daselbst aufgestellten Präparate gehören nicht sämmtlich der Anstalt.

Nach dieser kurzen Erwähnung der einzelnen Theile, woraus das Ganze besteht, ist es Pflicht, die Zustände nochmals

vorzunehmen, dabei auch Wünsche und Hoffnungen auszusprechen und zu bezeichnen. Hier ist nun wol vor allen Dingen die Absicht des Stifters zu bedenken, der als wissenschaftlicher, kenntnißreicher Mann sein Hospital nicht besser zu versorgen glaubte, als wenn er ihm eine Studien- und Lehranstalt an die Seite setzte. Er gedachte den Aerzten seiner Vaterstadt einen Mittelpunkt wissenschaftlicher Mittheilung zu verschaffen; er lud einige nebst andern Bürgern zu Pflegern, rief sie sämmtlich zu monatlichen Zusammenkünften in sein Lokal und ermunterte sie, Vorlesungen in mehreren Fächern zu halten.

Sein früher, unglücklicher Tod unterbrach eine von ihm selbst ausgehende Einleitung; und doch konnte sich dieses Institut einer thätigen und wahrhaft blühenden Periode rühmen, zu der Zeit als der verdiente Reichard, Verfasser der „Frankfurter Flora", Stiftarzt war. Indessen nahmen die zu dieser Abtheilung bestimmten Kapitalien nicht zu, aus dem Grunde, weil man in einer Handelsstadt dem Praktischen geneigter als dem Wissenschaftlichen ist und sich überhaupt mehr gedrängt fühlt, einem gegenwärtigen Uebel abzuhelfen als einem künftigen vorzubeugen. Diesemnach wurde die Krankenanstalt mit Schenkungen und Vermächtnissen allein bedacht und das Wissenschaftliche vorbeigegangen.

Dieses versank immer mehr in Staub und Verborgenheit und erkrankte an äußern und innern Uebeln. Eine medizinische Schule, welche das Studium aufs Neue beleben sollte, entstand und verging. Die Kriegslasten wurden und werden mitgetragen sowie manches andere Unheil, das sich auflud; genug, das Institut ist gegenwärtig so arm, daß es nicht das geringste Bedürfniß aus eigenen Mitteln bestreiten kann. Schon jetzt bei Anschaffung der Schränke zu Sonderung und Ordnung der Mineralien muß auf fremde Güte gerechnet werden.

Doch auch hier belebt sich die Hoffnung. Der kurz verstorbene Stiftarzt, Dr. Lehr, dem Frankfurt die Einimpfung der Kuhpocken verdankt, hat seine Bibliothek der Senckenbergischen einverleibt, eine Sammlung von Porträten berühmter Aerzte ihr vermacht sowie ein Kapital von neuntausend Gulden, dessen Zinsen dem jedesmaligen Arzte als Zulage dienen, mit der Bedingung, im Sommerhalbenjahr unentgeltlich Botanik zu lesen.

Herr Dr. Neuburg, ärztlicher Pfleger dieser Anstalt, dessen Kenntnisse, Thätigkeit und Wohlwollen allgemein anerkannt sind, und welcher gegenwärtig das Ordnen der Naturalien-

sammlung eifrig betreibt, gedenkt, sobald man Besitz und Lücken übersieht, die Doubletten seiner Konchylien und Vögel hieher zu verehren, und gewiß wird Bibliothek und Naturmuseum, wenn es nur erst im Reinen den Frankfurter Patrioten vor Augen steht, manchen einzelnen Besitz und manche Wohlthat an sich ziehen.

Gedenken wir nun der Pflanzenkunde, so ist aus Obigem ersichtlich, daß für diese vorläufig gesorgt sei. Herr Dr. Neeff wird unter Assistenz der Gärtner Bäumert und Ifermann die zweckmäßige Vollständigkeit des Gartens sowie den Gebrauch desselben nächstes Frühjahr einzuleiten wissen.

Im Ganzen wäre jedoch für Botanik in Frankfurt schon viel geleistet, wenn die Pflanzenfreunde sich zu wechselseitigen Besuchen und Mittheilungen vereinigten, besonders aber sich darin verbänden, daß jeder ein einzelnes Fach vorzüglich übernähme. Holländer und Engländer geben uns mit dem besten Beispiele vor, jene, daß sie eine Gesellschaft errichteten, deren Glieder sich die Aufgabe machten, Prachtpflanzen in der größten Herrlichkeit darzustellen, diese, daß eine Anzahl Gartenfreunde sich verabredeten, ganz einzelnen Abtheilungen, wie zum Exempel den Stachelbeeren, vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, wobei jeder Theilnehmende sich anheischig machte, nur eine Spielart mit der größten Sorgfalt zu pflegen. Sollte dieses Manchem von der wissenschaftlichen Höhe herab kleinlich, ja lächerlich scheinen, so bedenke man, daß ein reicher Liebhaber etwas Seltenes und Augenfälliges zu besitzen wünscht und daß der Obstgärtner auch für die Tafel seiner Kunden zu sorgen hat. Bei einem solchen Verein würde Frankfurt sogleich im botanischen Fache bedeutend erscheinen.

Bliebe der Senckenbergische Garten blos medizinischen und physiologischen Forderungen gewidmet, so würde der Lehrer an dieser Anstalt sehr gefördert sein, wenn er die Vergünstigung hätte, die Gärten der Herren Salzwedel, Jassoy, Lehr in und bei Frankfurt, die Anlage des Herrn Metzler über Oberrad mit seinen Zuhörern zu besuchen. Den Besitzern wie den Gästen entstünde daraus gemeinsame Freude und Aufmunterung. In einer lebensreichen Stadt sollte sich Alles aufsuchen, was mit einander einigermaßen verwandt ist, und so sollte Botaniker, Blumist, Kunstgärtner, Obst- und Küchengärtner sich nicht von einander sondern, da sie sich einander wechselsweise belehren und nützen können.

Was die Chemie betrifft, so wird dieser durch den einfachsten Entschluß leicht zu helfen sein, da es weder an Lokal noch an Persönlichkeit fehlt. Das unmittelbar an den Senckenbergischen Stiftgarten anstoßende Laboratorium, neu und zweckmäßig erbaut, steht nach aufgehobener medizinischer Schule herrenlos und unbenutzt, und es muß der allgemeine Wunsch sein, dasselbe dem Senckenbergischen Stifte einverleibt zu sehen. Die höchste obrigkeitliche Anordnung deshalb wird bei nunmehr beruhigten Zeiten nicht länger außenbleiben. Herr Dr. Kestner erwartet sehnlichst diese höchste Entscheidung und darf hoffen, daß ihm bei seinen Bemühungen jede Unterstützung nicht fehlen werde. Gewiß sieht durch eine chemische regelmäßige Vorlesung mancher gebildete Einwohner einen seiner schönsten Wünsche glücklich erfüllt. Denn die Gelegenheit, mit dem Umfange der neuern Chemie, die schon den größten Theil der Physik in sich aufgenommen hat, bekannt zu werden, ist jedem größern Ort, besonders Frankfurt, zu gönnen. Hier fände der ausübende Arzt die neuesten Erfahrungen und Ansichten, die er auf seiner praktischen Laufbahn zur Seite liegen läßt, bequem überliefert. Der Pharmazeut würde besser einsehen lernen, was es denn eigentlich mit den Bereitungen und Mischungen, die er so lange nach Vorschrift unternimmt, für eine Beschaffenheit habe. So viele Personen, die in wichtigen Fabrikunternehmungen die Quellen ihres Reichthums finden, würden durch Uebersicht der neuesten Entdeckungen gefördert, andere nach höherer Bildung Strebende würden in der chemischen Kenntniß wahre Geisteserhebung gewinnen, ja solche, welche den älteren chemisch-mystischen Vorstellungen nicht abgeneigt sind, würden hier vollkommene Befriedigung finden, wenn sie erkennten, daß so Vieles, was unsere Vorfahren in dunkeln Zeiten nur zerstückelt gewahr wurden und im Ganzen trübsinnig ahneten, jetzt sich immer mehr an und in einander schließt, sich aufklärt, so daß vielleicht in keinem Fache mehr als im chemischen wissenschaftliche Uebersicht das Ideelle in der Wirklichkeit darzustellen vermag.

Wäre es möglich, einen tüchtigen Physiker herbeizuziehen, der sich mit dem Chemiker vereinigte und dasjenige heranbrächte, was so manches andere Kapitel der Physik, woran der Chemiker keine Ansprüche macht, enthält und andeutet, setzte man auch diesen in Stand, die zur Versinnlichung der Phänomene nöthigen Instrumente anzuschaffen, ohne deshalb einen weitläufigen, kostspieligen und platzraubenden Apparat aufzuhäufen

so wäre in einer großen Stadt für wichtige, ingeheim immer genährte Bedürfnisse gesorgt und mancher verderblichen Anwendung von Zeit und Kräften eine edlere Richtung gegeben. Zum Lokal solcher physischen Anstalt könnte man mit gutem Gewissen das anatomische Theater bestimmen. Anstatt zu gedenken, daß Herr Dr. Behrends, der als ein würdiger Schüler Sömmerring's bisher diesem Fache vorstand, seine Entlassung genommen, anstatt zu erwähnen, daß Herr Dr. Lucä, ein thätiger, in der vergleichenden Zergliederung geübter Mann, nach Marburg abgeht, sei uns vergönnt, im Allgemeinen von dem Verhältniß der Anatomie zu dem bestehenden Senckenbergischen Institut zu sprechen. Hier hat sich nämlich der Stifter, indem er sich ein Bild einer vollständigen medizinischen Anstalt dachte, vielleicht vergriffen, da er die besondern Bedingungen, in denen sich seine Anstalt befand, nicht beachtete. Kenner der Zergliederungskunst, Professoren dieses Fachs auf Akademien werden gerne zugestehen, daß es eine der schwierigsten Aufgaben sei, die Lehre der Zergliederung zu überliefern. Bibliothek, Zeichnungen, Präparate und hundert Vorrichtungen, Vorarbeiten, die vielen Aufwand erfordern, sollen zum Grunde liegen, und alsdann wird noch die menschliche Leiche als unmittelbarer Gegenstand des Beobachtens und Belehrens gefordert. Woher aber diese nehmen? Ueberall werden die deshalb bestandenen Zwanggesetze lässiger beobachtet oder umgangen, und der Professor der Anatomie steht in einem humanen Zeitalter immer als unmenschlich gegen Leidende und Trauernde.

Möge Alles dieses als Reflexion eines vorübereilenden Reisenden angesehen werden! Der bleibende Geschäftsmann sieht vielleicht die Verhältnisse in einem andern Lichte.

Allein Alles, was wir gesagt, würde ganz vergeblich gewesen sein, wenn wir uns nicht erkühnten auszusprechen, daß ein so wohldurchdachtes, dem Stifter wie der Stadt Ehre bringendes wissenschaftliches Institut nicht gedeihen noch auch mit aller Bemühung der Angestellten nur im Mindesten nützen könne, wenn seine Einkünfte nicht verbessert werden. Auch hievon liegt die Möglichkeit nahe genug, und wir tragen kein Bedenken, sowol die bürgerlichen als ärztlichen Herren Vorsteher aufzufordern, in Ueberlegung zu nehmen, inwiefern von dem Ueberfluß, dessen das Hospital genießt, ein Theil zur wissenschaftlichen Anstalt herübergewendet werden könne, und jene trefflichen Männer dringend zu ersuchen, daß sie hierüber, wenn sie be-

jahend einig geworden, um die höchste obrigkeitliche Billigung baldigst nachsuchen mögen. Die einer solchen Wendung entgegenstehenden Schwierigkeiten sind nicht unbekannt; es läßt sich ihnen aber mit einem Wort begegnen: daß einer freien Stadt ein freier Sinn gezieme und daß man bei einem erneuten Dasein, um die Spuren ungeheurer Uebel auszulöschen, sich vor allen Dingen von veralteten Vorurtheilen zu befreien habe. Es geziemt Frankfurt, von allen Seiten zu glänzen und nach allen Seiten hin thätig zu sein. Freilich gehört theoretische Betrachtung, wissenschaftliche Bildung den Universitäten vorzüglich an, aber nicht ausschließlich gehört sie ihnen. Einsicht ist überall willkommen. Man erkundige sich, welchen Einfluß die Universitäten in Berlin, Breslau, Leipzig auf das praktische Leben der Bürger haben, man sehe, wie in London und Paris, den bewegtesten und thätigsten Orten, der Chemiker und Physiker gerade sein wahres Element findet, und Frankfurt hat gar wohl das Recht, nach seinem Zustand, seiner Lage, seinen Kräften für so löbliche Zwecke mitzueifern.

Nachträgliches zu Frankfurt am Main.

Die Senckenbergische Stiftung, eine höchst wichtige Anstalt, und zwar deren wissenschaftlicher Theil steht unter der Aufsicht des Herrn Dr. Neuburg, eines Mannes von unermüdlichem Eifer, ebenso bereit, sich für die Sache aufzuopfern als für dieselbe zu streiten. Da wir in Jahresfrist durch seine Bemühungen und die eingreifende Thätigkeit der Angestellten schon so viel Wünschenswerthes erfüllt gesehen, so kann es nicht fehlen, daß man auch endlich von Seiten der Administration des Krankenhauses dem wissenschaftlichen Institut zu Hilfe kommen werde. Der Geist, diese Nothwendigkeit einzusehen, die Nützlichkeit zu erkennen und die Ausführung zu bewerkstelligen, muß in Frankfurt schon lebendig sein oder nächstens lebendig werden.

Der verewigte Senckenberg hinterließ eine Sammlung von Mineralien und fossilen Schalthieren, wovon die erste minder wichtig und nach dem frühern Standpunkt der Mineralogie unordentlich durch einander lag. Ueber vierzig Jahre lag diese Sammlung mit Staub bedeckt, ohne daß sich Jemand darum

bekümmerte, und nur erst in diesem Jahre verbanden sich einige Mineralogen, unter welchen Herr Dr. Buch sich besonders verdient gemacht hatte, und brachten dieselbe nach dem Wernerischen und Leonhardischen Systeme in Ordnung, mit dem lebendigsten Vorsatze, sie mit den vielen mangelnden Mineralkörpern zu bereichern und ein geordnetes Ganzes daraus zu machen. Es ist zu bedauern, daß der rege Eifer der Unternehmer wenig Unterstützung findet und sie trotz ihres Aufwandes an Zeit sowie an manchen, ob zwar geringen Geldausgaben nur nach und nach ihren Zweck erreichen können. Diese Einrichtung wäre beinahe noch neulich erst durch den Vorschlag einiger Administratoren zu Grunde gegangen, der aber glücklicherweise zurückgewiesen wurde. Man wollte nämlich, um der Stiftung in etwas aufzuhelfen, das Stifthaus vermiethen; dem Uebel wäre dadurch ebenso abgeholfen worden wie mancher unheilbaren Krankheit durch den Tod.

Das anatomische Theater hat durch den unermüdeten Fleiß des Herrn Dr. Cretzschmar, der Vorlesungen darin hält, bedeutend gewonnen; auch sucht derselbe durch eignen Fleiß und denjenigen seiner Schüler die Präparate zu ersetzen, die dasselbe in der letzten Zeit verloren hat. Mehrere gelungene Präparate eingespritzter Blutgefäße, Vogelskelette und andere Gegenstände der vergleichenden Anatomie, wohin vorzüglich einige sehr abweichende Theile des Testudo Mydas gehören, können hierzu als überzeugende Beweise dienen.

Auch der botanische Garten hat im letzten Sommer sehr viel gewonnen. Eine nicht geringe Zahl Pflanzen wurden, ohne daß der Stiftungsfonds sie anschaffte, in das Treibhaus gebracht und mehrere in der „Wetterauer Flora" nicht aufgenommene, in hiesiger Gegend wildwachsende Pflanzen wurden im Garten angepflanzt. Man hat sich es nämlich zum Gesetze gemacht, bei der Beschränktheit des botanischen Gartens hauptsächlich auf offizinelle oder ökonomische Pflanzen oder auch auf solche Rücksicht zu nehmen, die als seltne Gewächse in unserer Gegend vorkommen, indem der geringe Raum des Lokals keine große Menge aufzunehmen gestattet. Der hiesige sehr unterrichtete Herr Apotheker Stein hat mehrere von der Stadt entfernte Exkursionen vorgenommen und mehrere seltne Gewächse, die er auf denselben fand, dem Garten geschenkt. Das Gewächshaus wurde mit mehreren seltnen ausländischen Pflanzen, wie mit Laurus Camphora, Epidendron Vanilla u. s. w. dotirt.

Die Kürze der Zeit erlaubte nicht, den bisher in seiner Einrichtung vernachlässigten Garten in dem letztverflossenen regnichten Sommer völlig in Ordnung zu bringen; jedoch ein Theil desselben wurde mit Beihilfe des sehr geschickten Botanikers Herrn Becker's aus Offenbach, der aus Liebe zur Wissenschaft mitwirkte, in systematische Ordnung gebracht, und es ist nicht zu zweifeln, daß der ganze Garten im Laufe des künftigen Sommers dahin gebracht werden wird.

Die Bibliothek erhielt eine ansehnliche Zahl der besten alten medizinischen Werke, konnte aber mit den neuern nicht, wie es zu wünschen gewesen wäre, bereichert werden, aus der schon erwähnten Beschränktheit des Fonds. Sie ist bis zur Periode, in der Senckenberg starb, ziemlich vollständig, da er sie selbst anschaffte und sie der Stiftung überließ. Nachher wurden zwar mehrere Werke angeschafft, auch Herr Dr. Lehr vermehrte dieselbe durch seinen hinterlassenen Büchervorrath; in den letzten Jahren blieben aber manche Lücken der medizinischen Literatur in derselben unausgefüllt.

Das unter dem Fürsten Primas zum Behufe der medizinischen Spezialschule aufgeführte chemische Laboratorium, das nun wieder städtisches Eigenthum wurde, sowie der daran stoßende, auf dem ehemaligen Wall gelegene kleine Garten wurde auf Ansuchen der Administratoren der Stiftung vom Senate unentgeltlich überlassen. Es ist sehr zu wünschen, daß auch hierin Senckenberg's Wille in Erfüllung gehen möchte, der die Wichtigkeit der Chemie zu würdigen wußte und sie in einem angewiesenen Lokal in dem Stifthause betrieben wissen wollte, um so mehr, da diese Wissenschaft in unsern Tagen beinahe alle andern hinter sich läßt.

Die anfangende Baufälligkeit des Gewächshauses sowie nicht minder das Alter der übrigen Gebäude, der Mangel an so manchen unentbehrlichen Gegenständen sowol wissenschaftlicher als anderer Art dürften bei der Lauigkeit, womit die Sachen des Stifts betrieben werden, die mit des seligen Stifters Wünschen so grell absticht, uns eine traurige Prognose stellen, und es wäre sehr zu wünschen, daß die Kassen unserer reichen Mitbürger, wenn auch nur durch mäßige Beiträge, dem einbrechenden Verfall eines so nützlichen Instituts vorbauen möchten.

Für das Krankenhaus, dessen Fonds von demjenigen der Stiftung getrennt ist, ist bisher viel geschehn. Noch erst im

verflossenen Jahre wurde eine bedeutende Summe zurückgelegt als Ueberschuß über die Ausgabe. So löblich diese Wohlthätigkeit der Frankfurter gegen das Krankenhaus sein mag, so ist es doch traurig, so wenig Sinn für die medizinische Wissenschaft und Kunst, die der Stifter so sehr beabsichtigte und deren Beförderung so heilsam in ihren Folgen ist, bei ihnen zu bemerken. Man würde unfehlbar im Geiste des Stifters mehr handeln, wenn das mit der Stiftung verschwisterte Krankenhaus von seinem Ueberfluß, der jährlich zunimmt, nur einen kleinen Theil abgäbe, wenigstens in zweifelhaften Fällen, die nicht selten vorkommen, nicht so drückend gegen dasselbe verführe. Man sollte bedenken, daß der größte Verlust für beide Institute in der Unterlassung des Guten bestehe, und daß keine angeschafften Kapitalien, so wichtig sie Dem scheinen mögen, der sich von Jugend auf sie zu häufen gewöhnt hat, dasselbe nur im Geringsten zu ersetzen im Stande sind. Die Opfer, welche die Stiftung dem Institute bei seiner Entstehung brachte, diese allein sollten die Administratoren bewegen, die erstere zu unterstützen, mit deren Zusammensinken den Frankfurter Aerzten, die wie Handwerker für jeden einzelnen Gang belohnt werden, und die weder Auszeichnung noch sonstige Beförderung für das Gefahrvolle und Beschwerliche ihres Standes zu erwarten haben, jede Aufmunterung, mit der Zeit weiter zu kommen, benommen wird.

Herr Städel, ein Kunstfreund wie Wenige, ist in seinem neunundachtzigsten Jahre verstorben. Sein eröffnetes Testament bestimmt Haus, Sammlungen und Vermögen, nach einem mäßigen Anschlag auf dreizehnmal hunderttausend Gulden geschätzt, einer Stiftung für bildende Kunst. Herr Dr. Grambs, ein einsichtiger Sammler und Kunstfreund, ist zum Vollstrecker dieses letzten Willens bestimmt.

Offenbach.

An diesem wohlgebauten und täglich zunehmenden heitern Orte verdient die Sammlung ausgestopfter Vögel des Herrn Hofrath Meyer alle Aufmerksamkeit, indem dieser verdienstvolle Mann als Bewohner einer glücklichen Gegend sich zugleich als Jagdliebhaber und Naturforscher ausgebildet und eine voll-

ständige Reihe inländischer Vögel aufgestellt hat. Er beschäftigt mehrere Künstler mit Abbildung dieser Geschöpfe, fördert und belebt dadurch einen in der Naturgeschichte sehr nothwendigen Kunstzweig, die genaue Nachbildung organischer Wesen, unter welchen die mannichfaltige Gestalt der Vögel, die abweichende Bildung ihrer Körpertheile, das leichte, zarte, buntfarbige Gefieder die feinste Unterscheidungsgabe des Künstlers und dessen größte Sorgfalt in Anspruch nimmt. Das von Herrn Meyer herausgegebene Werk hat die Verdienste dieses vorzüglichen Mannes längst dem Vaterlande bewährt, welcher sich durch die in diesem Jahre erschienene Beschreibung der Vögel Liv- und Esthlands abermals den Dank der Naturforscher erworben. Die von ihm sowol in seinem Hause als außerhalb beschäftigten Künstler sind namentlich die Herren Gabler und Hergenröder. Die Schwester des Letztern wird als Pflanzenzeichnerin gerühmt. Demoiselle Stricker in Frankfurt, welche gleichfalls ein schönes Talent hierin besitzt, kann sich nicht so viel damit beschäftigen, als zu wünschen wäre.

Hanau.

Die neuere Zeit hat dieser Stadt einen vortheilhaften und bewährten Ruf in naturgeschichtlicher Hinsicht verschafft. Es fanden sich hier eifrige Forscher aus allen Zweigen der herrlichen Scienz durch einen seltenen günstigen Zufall vereinigt. So hatte Herr Dr. Gärtner, dieser achtungswerthe Veteran unter Deutschlands Botanikern, durch die Theilnahme an der „Wetterauischen Flora" längst schon seinen Meisterbrief gelöst. Der geistvolle Leisler umfaßte die gesammte Zoologie, jedoch konzentrirte er sein Studium mehr auf die Vögel und Säugethiere. Chemie und Physik wurden von Herrn Hofrath Dr. Kopp, zumal in besonderer Anwendung auf das mineralogische Wissen, mit dem besten Erfolge getrieben. Der vorzugsweise als naturhistorischer Künstler sehr schätzbare Schaumburg, dessen Sammlung unter den deutschen Privatkabinetten sonder Zweifel die erste Stelle einnimmt, bot eine Fülle trefflicher Erfahrungen dar. Ebenso hatten sich in dem Herrn Geheimen Rath Leonhard und dem nun verstorbenen Pfarrer Merz thätige Bearbeiter für Mineralogie gefunden. Das Publikum kennt das von Beiden in Gemeinschaft mit Dr. Kopp herausgegebene

größere tabellarische Werk. Geheimer Rath Leonhard, der fortdauernd durch seine Zeitschrift wirkt, hat ferner eine topographische Mineralogie verfaßt, und ehestens haben wir von ihm, Dr. Kopp und Gärtner dem Jüngern, einem sehr verständigen Chemiker und Physiker, eine Einleitung und Vorbereitung zur Mineralogie mit vielen illuminirten und schwarzen Kupfern zu erwarten. Diese Propädeutik für die Naturgeschichte des unorganischen Reiches, die Frucht einer mehrjährigen mühevollen Arbeit, durch welche eine sehr wesentliche Lücke unserer Literatur ausgefüllt wird, darf von dem wissenschaftlichen Publikum mit gerechtem Vertrauen erwartet werden.

Unterdessen schien es den genannten Männern zweckmäßig, die Bemühungen der Einzelnen auf einen Punkt zu leiten, um mit gemeinsamen Kräften weiter zu streben. Mitten in den Stürmen der Zeit, im ungeschlichteten Zwiste der Völker, 1808, wurde der Plan zu Begründung eines wissenschaftlichen naturhistorischen Vereines gefaßt. Die kleine Zahl der Verbundenen gab dem Ganzen Haltung und Wirklichkeit. Bald gesellten sich ihnen andere verdiente Männer aus nahen und fernen Gegenden bei, und so erweiterte sich dieser literarische Bund weit über die Grenzen der heimathlichen Provinz nach allen Theilen des gelehrten Europa hinaus. Ein passendes Lokal, vom Gouvernement eingeräumt, bot zur Anlage eines Museums Gelegenheit. Von allen Seiten wurde die nützliche Anstalt durch Gaben bereichert. Indessen blieben die Mittel sehr beschränkt, bis der theilnehmende Karl von Dalberg 1811 aus seiner Schatulle eine nicht unbedeutende Rente bewilligte, in deren Genuß die Gesellschaft mehrere Jahre verblieb. Die Epidemie, Folge des französischen Rückzugs, raubte der geschlungenen Kette manche der werthvollsten Glieder. Dagegen lebt man nun der angenehmen Hoffnung, das jetzige Gouvernement werde das Institut seiner Aufmerksamkeit gleichmäßig werth achten, die Bestätigung des Lokals gewähren und so der löblichsten Anstalt, die sonst unfehlbar zerstieben würde, Grund und Dauer verleihen.

Es ist leicht zu erachten, daß bei dem regen Eifer der Hanauer Naturforscher auch mehrere wichtige Sammlungen hier zu finden sein müssen.

Das Museum der Wetterauischen Gesellschaft umfaßt alle Zweige dieses Wissens und war bisher in stetem Zunehmen; denn die meisten Mitglieder hatten nach der klüglichen Vorschrift

der Gesetze die Wahl zu rechtfertigen gesucht, welche sie zu jener ehrenvollen Bestimmung rief. Im Ganzen aber gewährt das Beschauen dieses Museums in seiner Allgemeinheit weniger Interesse als die einem jeden der hiesigen Gelehrten zugehörigen Privatsammlungen. Hier spricht sich das Individuelle mit mehr Lebendigkeit aus sowie der Eifer und die Sorgfalt, womit solch ein Werk geschaffen wird, das nicht selten der Preis einer ganzen Lebenszeit ist.

Was die zoologischen Kabinette betrifft, so zeichnen sich darunter vorzüglich die Sammlung des verstorbenen Leisler und die Schaumburgische aus. Die letztere ist jedoch, seitdem der Besitzer den Ort seines Aufenthaltes mit Kassel vertauschte, nicht mehr anwesend, und auch die Leislerische wird, da die Erben solche zu veräußern entschlossen sind, nicht lange mehr in Hanau verbleiben.

Das Andenken des genannten vorzüglichen Mannes einigermaßen hier zu feiern, bemerken wir Folgendes. Er beschäftigte sich in früheren Jahren mit der Entomologie, späterhin aber widmete er sich mit ganzer Seele dem Studium der Säugethiere, Vögel und Fische; indessen blieb die Ornithologie für die längste Zeit der Gegenstand seiner Nachforschungen. Seine Verdienste um die Kenntniß vaterländischer Vögel nur im Vorbeigehen bemerkend, erwähnen wir, daß er die verschiedenen Farbenkleider der Vögel zu kennen und zu berichtigen bemüht war; denn die meisten Wasservögel mausern sich zweimal im Jahre, und so erscheint derselbe Vogel im Frühling und im Herbste, in der Jugend und im Alter in anderer Farbenhülle. Und so sammelte er mit regem Fleiß jede einzelne Art in den verschiedensten Farben und Uebergängen. Da er nun selbst Jäger und ihm die Kunst, thierische Körper auszustopfen, vorzüglich bekannt war, so erhält seine Sammlung von mehrern Seiten große Vorzüge, so daß man ihr wenigstens in Deutschland, die Meyerische ausgenommen, keine andere an die Seite stellen kann.

In den letzten Jahren beschäftigte er sich mit dem Studium der Fledermäuse; da er aber, seinem trefflichen Gedächtniß vertrauend, nichts niederschrieb, so wären seine Erfahrungen für uns sämmtlich verloren, wenn nicht ein junger Mann, der letzte von seinen Schülern, sich so viel davon zu eigen gemacht hätte, um eine Monographie dieser seltsamen Geschöpfe zu schreiben, welche nächstens erscheinen wird.

Die Fische sind alle vortrefflich ausgestopft und von seltener Größe. Die Reihenfolge aus den süßen Gewässern Deutschlands ist beinahe vollständig, und aus der See findet man viele Exemplare von hoher Schönheit. Die Insektensammlung ist bedeutend. Von sechzehnhundert Nummern machen die Schmetterlinge die größte Hälfte aus.

Am Schlusse stehe die Bemerkung, daß Leisler, bevor er sich der Heilkunde widmete, die Rechte mit glücklichem Erfolg studirte und als philosophischer Schriftsteller durch Abfassung eines Naturrechts sich Beifall erwarb.

Dr. Gärtner, der eifrige und berühmte Pflanzenforscher, dem wir die Bildung mancher trefflichen Botanisten verdanken, hat sich durch die Mittheilung vieler schön getrockneten Pflanzenmuster kein geringes Verdienst um die Wissenschaft erworben. Nach der Herausgabe der bereits erwähnten „Wetterauischen Flora" betrieb er fortdauernd und mit unermüdetem Fleiße das Studium der vaterländischen Vegetabilien. Er entdeckte viele Phänogamen und mehr als zweihundert Kryptogamen, deren Beschreibung durch seine Meisterhand gewiß höchst wünschenswerth ist. Sein Herbarium, vorzugsweise in kryptogamischer Hinsicht äußerst beträchtlich, ist auf das Zierlichste geordnet. In der neuern Zeit hat sich Gärtner auch mit allem Fleiße der vaterländischen Zoologie gewidmet. Seine Sammlungen von Säugethieren, Vögeln und Konchylien geben die Belege dazu. Obschon seine ausländischen Konchylien sehr zahlreich sind und unter der Menge Exemplare von großer Seltenheit bemerkt werden, so schätzt er dennoch seine in der Umgegend von Hanau gesammelten um Vieles höher, indem dieser Zweig des naturgeschichtlichen Wissens zuerst durch ihn in der Wetterau kultivirt wurde. Er verbreitete jene einheimischen Produkte im Kreise seiner Freunde und regte auf diese Art ein Studium von Neuem an, das in Deutschland fast ganz vernachlässigt schien. In früheren Jahren beschäftigte sich Gärtner auch mit Chemie, Physik und Mineralogie, so daß er den Namen eines Naturforschers im umfassendsten Sinne des Wortes verdient. Bei dem Sammeln und Ordnen des Wetterauischen Museums und bei der Redaktion der von diesem naturhistorischen Verein herausgegebenen Annalen wirkte er auf das Eifrigste. Zu bedauern ist, daß sein Alter und eine durch große Anstrengung geschwächte Gesundheit ihm in diesem Augenblicke keine große Thätigkeit vergönnen.

Das Mineralienkabinet des Geheimen Raths Leonhard, über siebentausend Exemplare stark, sondert sich in eine oryktognostische und in eine geognostische Hälfte. Die oryktognostische Sammlung findet sich nach der in der systematisch-tabellarischen Uebersicht und Charakteristik der Mineralkörper angenommenen Klassifikationsweise geordnet, wobei jedoch die durch das Fortschreiten der Scienz nothwendig gewordenen Veränderungen nicht unbeachtet blieben. Erfreulich ist das Methodische, welches sich in Anordnung und Aufstellung ausspricht. Bei allen Exemplaren ist das Charakteristische und die Frischheit berücksichtigt, und ein hoher Grad von Gleichmäßigkeit des Formats gewähret viel Gefälliges. Nächstdem ist diese Sammlung um der hohen Vollständigkeit willen bemerkenswerth. Man vermißt darin fast keine der neuesten Entdeckungen, und die Suiten, welche sie von sehr vielen Gattungen aufbewahrt, machen ihr Studium für die Verhältnisse des Vorkommens der Fossilien wichtig und belehrend — eine bisher viel zu sehr vernachlässigte und nun wieder hervorgeforderte Rücksicht.

Geheimer Rath Leonhard hat sich durch die Stiftung eines mineralogisch-merkantilischen Instituts Ansprüche auf den Dank des Publikums erworben. Es ist diese Anstalt förderlich für die Wissenschaft, indem sie die Mittel darbietet, um gegen Tausch oder billige Zahlung Fossilien aus allen Gegenden und Ländern, einzeln oder zu systematischen Ganzen geordnet, zu erhalten. Gedoppeltes Vertrauen gebührt diesem Unternehmen darum, weil es nicht von Gewinnsucht, sondern ausschließlich von der Liebe zur Wissenschaft geleitet wird.

Unter den Bildungsanstalten zur Kunst verdient die Zeichenschule eine sehr ehrenvolle Erwähnung. Herr Hofrath Westermayr, welcher diesem Institute, das vom Staate eine nur mäßige Unterstützung erhält, als erster Lehrer und Direktor vorsteht, hat um dasselbe sehr wesentliche Verdienste. Seit seiner Wiederkehr von Weimar ist der Sinn für die Kunst bedeutend geweckt worden, und man bemerkt mit Vergnügen, daß mancher der vermögenden Einwohner kleine Bildersammlungen anzulegen beginnt. In der Zeichenschule finden gegenwärtig zweihundertfunfzig bis dreihundert Zöglinge Belehrung. Das Institut besitzt Fonds, Früchte des Erwerbs der Lehrer, welche sehr nützlich zur Anschaffung von Gemälden und andern Kunstgegenständen verwendet werden könnten.

Auch die würdige Gattin des Hofraths Westermayr wirkt

thätig für das Beste der Anstalt. Außer dieser Künstlerin verdienen unter den hiesigen Malern die Namen Tischbein, Carteret, Berneaud, Franz Nickel und Deiker genannt zu werden, den genialen Krafft und den durch tiefes Studium gebildeten Bury nicht zu vergessen, die auch in der Ferne ihrer Vaterstadt Ehre machen.

Mit der Emailmalerei beschäftigen sich vorzüglich Carteret und Berneaud, und Beide haben auf den Künstlernamen die gerechtesten Ansprüche. Außer ihnen zeichnet sich auch Franz Nickel, ein geborner Hanauer, der viele Jahre in Madrid verlebt und daselbst bei der Akademie das Amt eines Adjunkten versehen, sehr vortheilhaft in jenem Zweige der Malerei aus.

Unter den hiesigen Gemäldesammlungen gebührt der des Kaufmanns Herrn W. Leisler, jüngern Bruders des Naturforschers, der Vorzug.

Die hiesigen Bijouteriefabriken sind ganz besonders merkwürdig. Sie bestehen seit dem Jahre 1670 und sind als die Pflanzschule ähnlicher Anstalten in mehreren europäischen und deutschen Hauptstädten anzusehen, die indessen ohne Ausnahme das Vorbild nicht erreichten. Die Hanauer Arbeiter genießen eines sehr vortheilhaften Rufes; überall werden sie gesucht. Die jetzigen bedeutendsten Chefs, Gebrüder Toussaint, Souchai und Collin, Bury, Müller und Jünger, erhalten die Fabriken nicht nur in ihrem Rufe, sondern sind zugleich bemüht, solche mit jedem Tage zu vervollkommnen, und so läßt sich mit Wahrheit behaupten, daß Hanau Arbeiten liefert, die man weder in Paris noch in London zu fertigen weiß, ja die nicht selten jene des industriösen Genf übertreffen. Dabei ist noch besonders das Umfassende der Ateliers genannter Goldarbeiter von dem Rohen des Materials bis zur vollendeten Waare in der größten Mannichfaltigkeit zu bemerken.

Die Teppichfabrik von Herrn J. D. Leisler und Comp. verdient um deswillen besondere Aufmerksamkeit, weil in derselben die unter dem Namen gezogene Wilton-Teppiche bekannte Waare in ihrer größten Vollkommenheit bereitet wird. Man findet nicht allein eine umfassende Auswahl geschmackvoller Dessins in den schönsten und lebhaftesten Farben, sondern es kann auch jede besondere Zeichnung gefertigt werden. Außerdem liefert diese Fabrik nichtgeschorne und hochgeschorne Teppiche auf Sammetart, Venetianische und schottländische Teppiche u. s. w. Die früherhin stattgehabte Vereinigung von Holland mit Frank-

reich war dem Absatz sehr nachtheilig, und die deutschen Höfe waren es fast allein, welche während dieser Frist der Fabrik Beschäftigung darboten.

Auch die Fabrik der seidenen Tapeten verdient Erwähnung, indem sie in früheren Zeiten die meisten deutschen Höfe mit den geschmackvollsten Ameublements versah. In der stürmischen Periode der letzten zehn Jahre aber fanden es die Unternehmer, die Brüder Blachierre, für rathsamer, nur solche Waaren bereiten zu lassen, die allen Klassen dienen. So sind überhaupt die Wollen- und Seidenfabriken in Hanau, welche dem Kunstsinn weniger als dem allgemeinen Bedürfniß entsprechen, von entschiedenem Nutzen auf Volksmenge und Exportation gewesen, und jetzt vermag man die Hoffnung zu fassen, daß der offene Seehandel auch dieser Fabrikstadt einen Theil ihres vormaligen Flores wieder verschaffen werde.

Aschaffenburg.

Auch hier befinden sich altdeutsche Gemälde aus aufgehobenen Klöstern, von Grünewald und Andern, vielleicht auch von Dürer, und sonst noch wenige, aber schätzenswerthe Kunstwerke. Sollte von den fast bis zur Beschwerlichkeit zahlreichen Schätzen der Hauptstadt Einiges hierher gebracht und eine Sammlung zu Genuß und Unterricht aufgestellt werden, so erhielte dieser wohlgelegene Ort wenigstens einigen Ersatz für das, was er durch die Entfernung des Hofes verlor. Mancher Fremde würde hier gern verweilen.

Jetzt, da die in Paris aufgehäuften Schätze wieder das Freie suchen und, über Europa ausgesät, einzeln aufregen und nutzen, so wär' es groß, wenn die höchsten deutschen Regierungen sich beeiferten, dasjenige mit Ueberzeugung und Willen zu thun, was die überwundene Nation sich widerwillig muß gefallen lassen, — wir meinen, den Ueberfluß der Residenzen in die Provinzstädte zu vertheilen. Nur kleinere Staaten thun wohl, ihre mäßigen Schätze beisammen aufzubewahren, große können ihren Kunstreichthum nicht weit genug umherstreuen. Dadurch werden nicht allein Künstler, sondern auch Liebhaber hervorgerufen, und je häufiger diese sind, desto mehr ist für jene gesorgt.

Ungern halten wir den Fuß an, um uns nicht allzu weit in die Betrachtung des reichen Osten zu verlieren, und kehren an die Stelle zurück, wo der Main sich dem Rheine nähert.

Darmstadt.

Das hiesige großherzogliche Museum wird wol immer unter den Anstalten dieser Gegenden zu den vorzüglichsten gezählt werden, und dessen musterhafte Einrichtung wird allen ähnlichen Unternehmungen billig zur Richtschnur dienen. In dem geräumigsten Lokal sind die mannichfaltigsten Gegenstände ohne Prunk, aber mit Ordnung, Würde und Reinlichkeit aufgestellt, so daß man durchaus mit Bewunderung im Genusse belehrt wird.

Die herrlichsten Statuen in vortrefflichen Gipsabgüssen verdienen wol zuerst genannt zu werden, an die sich zahlreiche Büsten, Körpertheile, Basreliefe anschließen, Alles in anständigen Räumen, der Betrachtung sowie den Studien gleich günstig. Die Nachbildungen in Kork von allen bedeutenden römischen, ja italienischen Monumenten, wozu sich ältere deutsche gesellen, geben dem Baukünstler zu den bedeutendsten Vergleichungen Anlaß.

Eine zahlreiche Gemäldesammlung, in welcher jeder Liebhaber sich nach seinem besondern Interesse an ältern und neuern Meistern geschichtlich unterrichten oder gemüthlich ergetzen kann, ist durch mehrere Zimmer verbreitet.

Sucht man nun vergebens von den übrigen Schätzen einige Notiz zu liefern, so muß man wünschen, daß ein Katalog, wenn auch nur das Allgemeinste andeutend, dem Reisenden bald in die Hände gereicht werde; denn wie soll man sich sonst aus dem unendlichen, obgleich vortrefflich geordneten und zusammengestellten Reichthum herausfinden? Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß Meisterstücke der Kunst und Merkwürdigkeiten aller Jahrhunderte und Gegenden, welche uns betrachtungswürdig überliefert werden, hier anzutreffen sind. Vasen und Urnen aller Art, Trink- und Scherzgefäße, Bronzen aller Jahrhunderte, worunter man die köstlichsten Kandelaber und mehrdochtige eherne Lampen bewundert, Reliquienkästchen der ältesten byzantinischen Zeit, von Erz und Schmelz, elfenbeinerne

etwas später, Kirchengeräthe jeder Art, unschätzbare Handzeichnungen der größten Meister, so gut ältere als neuere chinesische und japanische Arbeiten, Glasgeschirre, durch Materie, Form und Schleifkunst kostbar. Und so müßte man fortfahren, ein allgemeines Bild einer musterhaften Kunstsammlung aufzustellen, und man würde dennoch das Ganze nicht ergründen.

So finden sich zum Beispiel eine große Anzahl altdeutscher Kirchengemälde, welche, restaurirt und aufgefrischt, einer Scheinkapelle zur vorzüglichsten Zierde dienen würden.

Was jedoch beinahe noch mehr als die Schätze selbst den Beschauer anspricht, ist die Lebendigkeit, welche man dieser Sammlung als einer sich immer fortbildenden anmerkt. Alle Fächer sind in Bewegung; überall schließt sich etwas Neues an; überall fügt sich's klarer und besser, so daß man von Jahr zu Jahr den schaffenden und ordnenden Geist mehr zu bewundern hat. Selbst wenn man in Bezug auf Köln die Sammlung des Herrn von Hüpsch dem Darmstädtischen Museum mißgönnte, so freut man sich hier des glücklichen Geschicks, welches diesem Chaos zu Theil ward, entwickelt, gesondert und einer schon lebendig geordneten Welt einverleibt zu werden.

Eine naturhistorische Sammlung von gleichem Reichthum und Vollständigkeit steht dieser Kunstsammlung zur Seite. In hellen Galerien aufgeordnet, finden sich die drei Reiche der Natur, an welchen immer durch thätige Männer Reinlichkeit erhalten, das Erfreuliche für den Beschauer vermehrt und die Ordnung für den Wissenden und Wißbegierigen immer klärer eingerichtet wird. Wenn auch hievon nur im Allgemeinen die Rede sein kann, so darf man wenigstens insbesondere der Sammlung gedenken, welche, der vergleichenden Anatomie gewidmet, jene merkwürdigen Fossilien, Reste der gigantischen Thiere aus der Urzeit, wie sie in dem weiten Rheinthale so oft ausgegraben werden, geordnet und erhalten vor Augen stellt. Rührend war es dem Beschauer, viele Stücke hier zu finden, welche, von dem verblichenen Jugendfreunde Merck mit Liebe und Leidenschaft gesammelt, nun durch landesherrliche Neigung und durch Sorgfalt eines nachfolgenden Naturforschers hier gerettet und gesichert lagen.

Auch fand man jenen Wunsch schon erfüllt, daß nämlich seltene Naturgegenstände, die man schwerlich je mit Augen sehen wird, neben andern wirklichen Seltenheiten aufgestellt würden. Das ungeheure Geweih, wie man sie in Irland ausgräbt, ward

zu Bewunderung des Anschauenden versuchsweise auf eine Papierfläche gemalt. Möge der gefaßte Vorsatz, diesen Gegenstand und ähnliche auf den großen Räumen über den Schränken abbilden zu lassen, baldigst erfüllt werden!

Eine höchst reiche, ebenso würdig als reinlich aufgestellte Bibliothek setzt den Reisenden alsdann in Verwunderung und erregt in ihm den Wunsch, längere Zeit von diesen Schätzen Gebrauch machen zu können; wie er denn auch, wenn er völlig fremd und mit hiesigen Verhältnissen ganz unbekannt wäre, nothwendig auf den Geist, der einem solchen großen Körper Leben giebt und erhält, aufmerksam werden müßte. Ihm könnte nicht einen Augenblick verborgen bleiben, daß die Neigung des Fürsten zu solchen Unterhaltungen groß und entschieden sein müsse, daß er einem einsichtigen Manne, welcher planmäßig und thätig hierin ungestört wirken kann, das volle Vertrauen schenkte; woraus denn wieder folgt, daß dem Vorgesetzten nur solche Mitarbeiter zu- und untergeordnet werden, welche in gleichem Sinne, mit gleichem Schritt, ohne Pause und Uebereilung in einer Richtung fortarbeiten. Freilich wird alsdann eine solche vortreffliche Einrichtung nicht als ein Wunder erscheinen, aber doch auf unserm Weltboden, wo Trennung, Unordnung und Willkür so sehr begünstigt ist, möchte sie noch immer wunderbar bleiben. Erfreulich wird es alsdann Jedem sein, zu sehen, daß Ihro königliche Hoheit der Großherzog so lange Jahre unter den ungünstigsten Umständen solche schöne Neigung ununterbrochen gehegt, daß Herr Geheimer Kabinetsrath Schleiermacher das höchste Vertrauen in solchem Grade zu verdienen und sich zu erhalten gewußt und unter seiner Leitung seine Herren Söhne den Kunstsammlungen und der Bibliothek vorstehen, ja einen physikalischen Apparat durch Vorlesungen nutzbar machen, daß Herr Münzmeister Fehr den mineralogischen und geologischen Theil, nicht weniger die Konchyliensammlung, sowie Herr Oberforstrath Bekker das übrige Thierreich besorgt. Findet man nun beim Durchschauen der vielen Säle Alles wie aus einem Gusse, bemerkt man, daß in Jahresfrist Alles planmäßig zugenommen, so wird man wol den Wunsch hegen, daß jeder Konservator diese Sammlung von der artistischen, antiquarischen, naturwissenschaftlichen, literarischen, am Meisten aber von der ethischen Seite studiren und zum Vorbilde nehmen möchte.

Daß es auch an thätigen Künstlern nicht fehle, ist bei solchen Begünstigungen wol zu erwarten. Herr Oberbaurath

Moller findet in einer Residenz, deren Straßen sich täglich mehr ausdehnen, wo Privatgebäude aufgeführt, öffentliche projektirt werden, für sein architektonisches Talent erwünschte Gelegenheit. Ferner hat er sich seit mehrern Jahren auch mit Abbildung altdeutscher Bauwerke beschäftigt, und das Boisserée'sche Domwerk wird von seinem Fleiß und Genauigkeit sowie von seinem Geschmack das unzweideutigste Zeugniß ablegen. Der neuentdeckte Originalriß des Kölner Doms ist in seinen Händen, und ein Facsimile desselben wird im Gefolge des Boisserée'schen Werks von ihm herausgegeben; und so wird ihm denn auch die Geschichte der deutschen Baukunst die schönsten Beiträge verdanken, indem er die alten Gebäude seines Bezirks, in Mainz, Oppenheim, Worms, Speier, Frankfurt u. s. w., zu zeichnen und in Kupfer stechen zu lassen beschäftigt ist.

Herr Primavesi, rühmlich bekannt durch eigenhändig radirte landschaftliche Darstellungen, arbeitet fleißig immer fort. Er hat die mühsame Arbeit unternommen, die Rheingegenden von den beiden Quellen herab nach der Natur zu zeichnen. Das daraus entstehende Werk wird heftweise nebst einer kurzen Beschreibung herauskommen, und so werden auch auf diesem Wege die an den deutschen Hauptfluß grenzenden Merkwürdigkeiten künstlerisch in Verbindung gebracht.

Heidelberg.

Diese Stadt, von so mancher Seite merkwürdig, beschäftigt und unterhält den Besuchenden auf mehr als eine Weise. Der Weg jedoch, welchen wir zu unsern Zwecken eingeschlagen haben, führt uns zuerst in die Sammlung alter Gemälde, welche, vom Niederrhein heraufgebracht, seit einigen Jahren als besondere Zierde des Ortes, ja der Gegend angesehen werden kann.

Indem ich nun die Boisserée'sche Sammlung nach einer jährigen Pause zum zweiten Mal betrachte, in ihren Sinn und Absicht tiefer eindringe, auch nicht abgeneigt bin, darüber ein Wort öffentlich auszusprechen, so begegnen mir alle vorgefühlten Schwierigkeiten; denn weil aller Vorzug der bildenden Kunst darin besteht, daß man ihre Darstellungen mit Worten zwar andeuten, aber nicht ausdrücken kann, so weiß der Einsichtige, daß er in solchem Falle ein Unmögliches übernähme, wenn er

sich nicht zu seiner Bahn selbst Maß und Ziel setzen wollte. Da erkennt er denn, daß auf historischem Wege hier das Reinste und Nützlichste zu wirken ist; er wird den Vorsatz fassen, eine so wohlversehene und wohlgeordnete Sammlung dadurch zu ehren, daß er nicht sowol von den Bildern selbst als von ihrem Bezug unter einander Rechenschaft zu geben trachtet; er wird sich vor Vergleichungen nach außen im Einzelnen hüten, ob er gleich die Kunstepoche, von welcher hier die Rede ist, aus entfernten, durch Zeit und Ort geschiedenen Kunstthätigkeiten ableiten muß. Und so wird er den kostbaren Werken, mit denen wir uns gegenwärtig beschäftigen, an ihrem Platz vollkommnes Recht widerfahren lassen und sie dergestalt behandeln, daß ihnen der gründliche Geschichtskenner gern ihre Stelle in dem großen Kreise der allgemeinen Kunstwelt anweisen mag.

Als Einleitung hiezu und damit das Besondere dieser Sammlung deutlicher hervortrete, ist vor allen Dingen ihre Entstehung zu bedenken. Die Gebrüder Boisserée, welche solche in Gesellschaft mit Bertram gegenwärtig besitzen und den Genuß derselben mit Kunstfreunden auf das Offenste theilen, waren früher dem Kaufmannstande geweiht und hatten auf diesen Zweck ihre Studien sowol zu Hause als auswärts in großen Handelsstädten gerichtet. Indessen suchten sie zugleich einen Trieb nach höherer Bildung zu befriedigen, wozu sie schöne Gelegenheit fanden, als auf die Kölner neu errichtete Schule vorzügliche deutsche Männer zu Lehrern berufen wurden. Dadurch gewannen sie eine jenen Gegenden seltenere Ausbildung. Und obgleich ihnen, die sich von Jugend auf von alten und neuen Kunstwerken umgeben gesehen, Freude daran und Liebe derselben angeboren und anerzogen sein mußte, so war es doch eigentlich ein Zufall, der die Neigung, dergleichen zu besitzen, erweckte und zu dem lobenswürdigsten Unternehmen den Anlaß gab.

Man erinnere sich jenes Jünglings, der am Strande des Meeres einen Ruderpflock fand und, durch das Wohlgefallen an diesem einfachen Werkzeug bewogen, sich ein Ruder, darauf einen Kahn, hiezu Mast und Segel anschaffte und, sich erst an Uferfahrten vorübend, zuletzt muthig in die See stach und mit immer vergrößertem Fahrzeug endlich zu einem reichen und glücklichen Kauffahrer gedieh. Diesem gleich erhandelten unsere Jünglinge zufällig eines der auf den Trödel gesprengten Kirchenbilder um den geringsten Preis, bald mehrere; und indem sie durch Besitz und Wiederherstellung immer tiefer in den Werth

solcher Arbeiten eindrangen, verwandelte sich die Neigung in Leidenschaft, welche sich mit wachsender Kenntniß im Besitz guter und vortrefflicher Dinge immer vermehrte, so daß es ihnen keine Aufopferung schien, wenn sie durch kostspielige Reisen, neue Anschaffungen und sonstiges Unternehmen einen Theil ihres Vermögens sowie ihre ganze Zeit auf die Ausführung des einmal gefaßten Vorsatzes verwendeten.

Jener Trieb, die alten deutschen Baudenkmale aus der Vergessenheit zu ziehn, die besseren in ihrer Reinheit darzustellen und dadurch ein Urtheil über die Verschlimmerung dieser Bauart festzusetzen, wurde gleichermaßen belebt. Ein Bemühen schritt neben den andern fort, und sie sind nun im Stande, ein in Deutschland ungewöhnliches Prachtwerk herauszugeben und eine aus zweihundert Bildern bestehende Sammlung vorzuweisen, die an Seltenheit, Reinheit, glücklicher Erhaltung und Wiederherstellung, besonders aber an reiner geschichtlicher Folge ihresgleichen schwerlich haben möchte.

Um nun aber, so viel als es mit Worten geschehen kann, hierüber verständlich zu werden, müssen wir in ältere Zeiten zurückgehen, gleichwie Derjenige, der einen Stammbaum ausarbeiten soll, so weit als möglich von den Zweigen zur Wurzel dringen muß; wobei wir jedoch immer voraussetzen, daß dem Leser diese Sammlung entweder wirklich oder in Gedanken gegenwärtig sei, nicht weniger, daß er sonstige Kunstwerke, deren wir erwähnen, gleichfalls kenne und mit nüchternem Sinn sich ernstlich mit uns unterrichten wolle.

*

Durch militärisches und politisches Unheil war das römische Reich auf einen Grad von Verwirrung und Erniedrigung gesunken, daß gute Anstalten jeder Art und also auch die Kunstfertigkeit von der Erde verschwanden. Die noch vor wenigen Jahrhunderten so hoch stehende Kunst hatte sich in dem wilden Kriegs- und Heereswesen völlig verloren, wie uns die Münzen dieser so sehr erniedrigten Zeiten den deutlichsten Beweis geben, wo eine Unzahl Kaiser und Kaiserlinge sich nicht entehrt fanden, in der fratzenhaftesten Gestalt auf den schlechtesten Kupferpfennigen zu erscheinen und ihren Soldaten statt ehrenvollen Soldes ein bettelhaftes Almosen kümmerlich zu spenden.

Der christlichen Kirche dagegen sind wir die Erhaltung der Kunst, und wär' es auch nur als Funken unter der Asche,

schuldig. Denn obgleich die neue innerliche, sittlich-sanftmüthige Lehre jene äußere, kräftig-sinnliche Kunst ablehnen und ihre Werke wo nicht zerstören, doch entfernen mußte, so lag doch in dem Geschichtlichen der Religion ein so vielfacher, ja unendlicher Same als in keiner andern, und daß dieser selbst ohne Wollen und Zuthun der neuen Bekenner aufgehen würde, lag in der Natur.

Die neue Religion bekannte einen obersten Gott, nicht so königlich gedacht wie Zeus, aber menschlicher; denn er ist Vater eines geheimnißvollen Sohnes, der die sittlichen Eigenschaften der Gottheit auf Erden darstellen sollte. Zu Beiden gesellte sich eine flatternde unschuldige Taube als eine gestaltete und gefühlte Flamme und bildete ein wundersames Kleeblatt, wo umher ein seliges Geisterchor in unzähligen Abstufungen sich versammelte. Die Mutter jenes Sohnes konnte als die reinste der Frauen verehrt werden; denn schon im heidnischen Alterthum war Jungfräulichkeit und Mutterschaft verbunden denkbar. Zu ihr tritt ein Greis, und von oben her wird eine Mißheirath gebilligt, damit es dem neugebornen Gotte nicht an einem irdischen Vater zu Schein und Pflege fehlen möge.

Was nun beim Erwachsen und bei endlicher Thätigkeit dieses göttlich-menschliche Wesen für Anziehungskraft ausübt, zeigt uns die Masse und Mannichfaltigkeit seiner Jünger und Anhänger männlichen und weiblichen Geschlechts, die sich, an Alter und Charakteren verschieden, um den Einen versammeln, die aus der Menge hervortretenden Apostel, die vier Annalenschreiber, so manche Bekenner aller Art und Stände und von Stephanus an eine Reihe Märtyrer.

Gründet sich nun ferner dieser neue Bund auf einen ältern, dessen Ueberlieferungen bis zu Erschaffung der Welt reichen und auch mehr historisch als dogmatisch sind, bringen wir die ersten Eltern, die Erzväter und Richter, Propheten, Könige, Wiederhersteller in Anschlag, deren Jeder sich besonders auszeichnet oder auszuzeichnen ist, so sehen wir, wie natürlich es war, daß Kunst und Kirche in einander verschmolzen und Eins ohne das Andere nicht zu bestehen schien.

Wenn daher die hellenische Kunst vom Allgemeinen begann und sich ganz spät ins Besondere verlor, so hatte die christliche den Vortheil, von einer Unzahl Individualitäten ausgehen zu können, um sich nach und nach ins Allgemeine zu erheben. Man thue nur noch einen Blick auf die hererzählte Menge

historischer und mythischer Gestalten, man erinnere sich, daß von jeder bedeutend charakteristische Handlungen gerühmt werden, daß ferner der neue Bund zu seiner Berechtigung sich im alten symbolisch wiederzufinden bemüht war und sowol historisch-irdische als himmlisch-geistige Bezüge auf tausendfache Weise anspielten — so sollten freilich auch in der bildenden Kunst der ersten christlich-kirchlichen Jahrhunderte schöne Denkmäler übrig geblieben sein.

Allein die Welt war im Ganzen zu sehr verworren und gedrückt; die immer wachsende Unordnung vertrieb die Bildung aus dem Westen; nur Byzanz blieb noch ein fester Sitz für die Kirche und die mit ihr verbundne Kunst.

Jedoch hatte leider in dieser Epoche der Orient schon ein trauriges Ansehn, und was die Kunst betrifft, blühten jene obgenannten Individualitäten nicht sogleich auf, aber sie verhinderten doch, daß ein alter, starrer, mumienhafter Stil nicht alle Bedeutsamkeit verlor. Man unterschied immerfort die Gestalten; aber diesen Unterschied fühlbar zu machen, schrieb man Name für Name auf das Bild oder unter dasselbe, damit man ja unter den immer häufiger und häufiger werdenden Heiligen und Märtyrern nicht einen statt des andern verehrte, sondern einem jeden sein Recht, wie billig, bewahrte. Und so ward es denn eine kirchliche Angelegenheit, die Bilder zu fertigen. Dies geschah nach genauer Vorschrift unter Aufsicht der Geistlichkeit, wie man sie denn auch durch Weihe und Wunder dem einmal bestehenden Gottesdienste völlig aneignete. Und so werden bis auf den heutigen Tag die unter den Gläubigen der griechischen Kirche zu Hause und auf Reisen verehrten Andachtsbilder in Susdal, einer Stadt des einundzwanzigsten Gouvernements von Rußland, und deren Umgebung unter Aufsicht der Geistlichkeit gefertigt; daher denn eine große Uebereinstimmung erwachsen und bleiben muß.

Kehren wir nun nach Byzanz und in jene besprochne Zeit zurück, so läßt sich bemerken, daß die Religion selbst durchaus einen diplomatisch-pedantischen Charakter, die Feste hingegen die Gestalt von Hof- und Staatsfesten annehmen.

Dieser Begrenzung und Hartnäckigkeit ist es auch zuzuschreiben, daß selbst das Bilderstürmen der Kunst keinen Vortheil gebracht hat, indem die bei dem Siege der Hauptpartei wiederhergestellten Bilder den alten völlig gleich sein mußten, um in ihre Rechte einzutreten.

Wie sich aber die tristeste aller Erscheinungen eingeschlichen, daß man, wahrscheinlich aus ägyptischen, äthiopischen, abyssinischen Anlässen, die Mutter Gottes braun gebildet und dem auf dem Tuche Veronika's abgedruckten Heilandsgesicht gleichfalls eine Mohrenfarbe gegeben, mag sich bei besonderer Bearbeitung der Kunstgeschichte jenes Theils genauer nachweisen lassen; Alles aber deutet auf einen nach und nach immer mehr verkümmerten Zustand, dessen völlige Auflösung immer noch später erfolgte, als man hätte vermuthen sollen.

Hier müssen wir nun deutlich zu machen suchen, was die byzantinische Schule, von der wir wenig Löbliches zu sagen wußten, in ihrem Innern noch für große Verdienste mit sich trug, die aus der hohen Erbschaft älterer griechischer und römischer Vorfahren kunstmäßig auf sie übergegangen, gildenmäßig aber in ihr erhalten worden.

Denn wenn wir sie früher nicht mit Unrecht mumisirt genannt haben, so wollen wir bedenken, daß bei ausgehöhlten Körpern, bei vertrockneten und verharzten Muskeln dennoch die Gestalt des Gebeins ihr Recht behaupte. Und so ist es auch hier, wie eine weitere Ausführung zeigen wird.

Die höchste Aufgabe der bildenden Kunst ist, einen bestimmten Raum zu verzieren oder eine Zierde in einen unbestimmten Raum zu setzen; aus dieser Forderung entspringt Alles, was wir kunstgerechte Komposition heißen. Hierin waren die Griechen und nach ihnen die Römer große Meister.

Alles, was uns daher als Zierde ansprechen soll, muß gegliedert sein, und zwar im höhern Sinne, daß es aus Theilen bestehe, die sich wechselsweise auf einander beziehen. Hiezu wird erfordert, daß es eine Mitte habe, ein Oben und Unten, ein Hüben und Drüben, woraus zuerst Symmetrie entsteht, welche, wenn sie dem Verstande völlig faßlich bleibt, die Zierde auf der geringsten Stufe genannt werden kann. Je mannichfaltiger dann aber die Glieder werden und je mehr jene anfängliche Symmetrie verflochten, versteckt, in Gegensätzen abgewechselt, als ein offenbares Geheimniß vor unsern Augen steht, desto angenehmer wird die Zierde sein und ganz vollkommen, wenn wir an jene ersten Grundlagen dabei nicht mehr denken, sondern als von einem Willkürlichen und Zufälligen überrascht werden.

An jene strenge, trockne Symmetrie hat sich die byzantinische Schule immerfort gehalten, und obgleich dadurch ihre Bilder steif und unangenehm werden, so kommen doch Fälle vor,

wo durch Abwechslung der Gliederstellung bei Figuren, die einander entgegenstehen, eine gewisse Anmuth hervorgebracht wird. Diesen Vorzug also, ingleichen jene oben gerühmte Mannichfaltigkeit der Gegenstände alt- und neutestamentlicher Ueberlieferungen verbreiteten diese östlichen Kunst- und Handwerksgenossen über die damals ganze bekehrte Welt.

Was hierauf in Italien sich ereignet, ist allgemein bekannt. Das praktische Talent war ganz und gar verschwunden, und Alles, was gebildet werden sollte, hing von den Griechen ab. Die Thüren des Tempels Sankt Paul außerhalb der Mauern wurden im elften Jahrhundert zu Konstantinopel gegossen und die Felder derselben mit eingegrabenen Figuren abscheulich verziert. Zu eben dieser Zeit verbreiteten sich griechische Malerschulen durch Italien; Konstantinopel sendete Baumeister und Musivarbeiter, und diese bedeckten mit einer traurigen Kunst den zerstörten Westen. Als aber im dreizehnten Jahrhundert das Gefühl an Wahrheit und Lieblichkeit der Natur wieder aufwachte, so ergriffen die Italiener sogleich die an den Byzantinern gerühmten Verdienste, die symmetrische Komposition und den Unterschied der Charaktere. Dieses gelang ihnen um so eher, als sich der Sinn für Form schnell hervorthat. Er konnte bei ihnen nicht ganz untergehen. Prächtige Gebäude des Alterthums standen Jahrhunderte vor ihren Augen, und die erhaltenen Theile der eingegangenen oder zerstörten wurden sogleich wieder zu kirchlichen und öffentlichen Zwecken benutzt. Die herrlichsten Statuen entgingen dem Verderben, wie denn die beiden Kolossen niemals verschüttet worden. Und so war denn auch noch jede Trümmer gestaltet. Der Römer besonders konnte den Fuß nicht niedersetzen, ohne etwas Geformtes zu berühren, nicht seinen Garten, sein Feld bauen, ohne das Köstlichste an den Tag zu fördern. Wie es in Siena, Florenz und sonst ergangen, darf uns hier nicht aufhalten, um so weniger, als jeder Kunstfreund sich sowol hierüber als über die sämmtlichen schon besprochenen Gegenstände aus dem höchst schätzbaren Werk des Herrn d'Agincourt auf das Genauste unterrichten kann.

Die Betrachtung jedoch, daß die Venetianer als Bewohner von Küsten und Niederungen den Sinn der Farbe bei sich so bald aufgeschlossen gefühlt, ist uns hier wichtig, da wir sie als Uebergang zu den Niederländern benutzen, bei denen wir dieselbe Eigenschaft antreffen.

Und so nähern wir uns denn unserm eigentlichen Ziele,

dem Niederrhein, welchem zu Liebe wir jenen großen Umweg zu machen nicht angestanden.

Nur mit Wenigem erinnern wir uns, wie die Ufer dieses herrlichen Flusses von römischen Heeren durchzogen, kriegerisch befestigt, bewohnt und kräftig gebildet worden. Führt nun sogar die dortige vorzüglichste Kolonie den Namen von Germanicus' Gemahlin, so bleibt uns wol kein Zweifel, daß in jenen Zeiten große Kunstbemühungen daselbst stattgefunden; denn es mußten ja bei solchen Anlagen Künstler aller Art, Baumeister, Bildhauer, Töpfer und Münzmeister mitwirken, wie uns die vielen Reste bezeugen können, die man ausgrub und ausgräbt. Inwiefern in späterer Zeit die Mutter Konstantin's des Großen, die Gemahlin Otto's hier gewirkt, bleibt den Geschichtforschern zu untersuchen. Unsere Absicht fördert es mehr, der Legende näher zu treten und in ihr oder hinter ihr einen welthistorischen Sinn auszuspähen.

Man läßt eine britannische Prinzessin Ursula über Rom, einen afrikanischen Prinzen Gereon gleichfalls über Rom nach Köln gelangen, Jene mit einer Schaar von edlen Jungfrauen, Diesen mit einem Heldenchor umgeben. Scharfsinnige Männer, welche durch den Duft der Ueberlieferung hindurchschauen, theilten bei diesen Ueberlieferungen Folgendes mit. Wenn zwei Parteien in einem Reiche entstehen und sich unwiderruflich von einander trennen, wird sich die schwächere von dem Mittelpunkte entfernen und der Grenze zu nähern suchen. Da ist ein Spielraum für Faktionen, dahin reicht nicht sogleich der tyrannische Wille. Dort macht allenfalls ein Präfekt, ein Statthalter sich selbst durch Mißvergnügte stark, indem er ihre Gesinnungen, ihre Meinungen duldet, begünstigt und wol gar theilen mag. Diese Ansicht hat für mich viel Reiz; denn wir haben das ähnliche, ja gleiche Schauspiel in unsern Tagen erlebt, welches in grauer Vorzeit auch mehr als einmal stattfand. Eine Schaar der edelsten und bravsten christlichen Ausgewanderten, eine nach der andern begiebt sich nach der berühmten schön gelegenen Agrippinischen Kolonie, wo sie, wohl aufgenommen und geschützt, eines heitern und frommen Lebens in der herrlichsten Gegend genießen, bis sie den gewaltsamen Maßregeln einer Gegenpartei schmählich unterliegen. Betrachten wir die Art des Martyrthums, wie Ursula und ihre Gesellschaft dasselbe erlitten, so finden wir nicht etwa jene absurden Geschichten wiederholt, wie in dem bestialischen Rom zarte, unschuldige, höher gebildete

Menschen von Henkern und Thieren gemartert und gemordet werden, zur Schauluft eines wahnsinnigen unteren und oberen Pöbels, nein, wir sehen in Köln ein Blutbad, das eine Partei an der andern ausübt, um sie schneller aus dem Wege zu räumen. Der über die edeln Jungfrauen verhängte Mord gleicht einer Bartholomäusnacht, einem Septembertage; ebenso scheint Gereon mit den Seinen gefallen zu sein.

Wurde nun zu gleicher Zeit am Oberrhein die Thebaische Legion niedergemetzelt, so finden wir uns in einer Epoche, wo nicht etwa die herrschende Partei eine heranwachsende zu unterdrücken, sondern eine ihr zu Kopf gewachsene zu vertilgen strebt.

Alles bisher Gesagte, obgleich in möglichster Kürze, doch umständlich ausgeführt, war höchst nöthig, um einen Begriff der niederländischen Kunstschule zu gründen. Die byzantinische Malerschule hatte in allen ihren Verzweigungen mehrere Jahre wie über den ganzen Westen auch am Rhein geherrscht und einheimische Gesellen und Schüler zu allgemeinen Kirchenarbeiten gebildet; daher sich denn auch manches Trockne, jener düstern Schule völlig Aehnliche in Köln und in der Nachbarschaft findet. Allein der Nationalcharakter, die klimatische Einwirkung thut sich in der Kunstgeschichte vielleicht nirgend so schön hervor als in den Rheingegenden, deshalb wir auch der Entwicklung dieses Punktes alle Sorgfalt gönnen und unserem Vortrag freundliche Aufmerksamkeit erbitten.

Wir übergehen die wichtige Epoche, in welcher Karl der Große die linke Rheinseite von Mainz bis Aachen mit einer Reihe von Residenzen bepflanzte, weil die daraus entsprungene Bildung auf die Malerkunst, von der wir eigentlich reden, keinen Einfluß hatte. Denn jene orientalische düstere Trockenheit erheiterte sich auch in diesen Gegenden nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert. Nun aber bricht ein frohes Naturgefühl auf einmal durch, und zwar nicht etwa als Nachahmung des einzelnen Wirklichen, sondern es ist eine behagliche Augenlust, die sich im Allgemeinen über die sinnliche Welt aufthut. Apfelrunde Knaben- und Mädchengesichter, eiförmiges Männer- und Frauenantlitz, wohlhäbige Greise mit fließenden oder gekrausten Bärten, das ganze Geschlecht gut, fromm und heiter und sämmtlich, obgleich noch immer charakteristisch genug, durch einen zarten, ja weichlichen Pinsel dargestellt. Ebenso verhält es sich mit den Farben. Auch diese sind heiter, klar, ja kräftig, ohne eigent-

iche Harmonie, aber auch ohne Buntheit, durchaus dem Auge ngenehm und gefällig.

Die materiellen und technischen Kennzeichen der Gemälde, ie wir hier charakterisiren, sind der Goldgrund mit einge- ruckten Heiligenscheinen ums Haupt, worin der Name zu lesen. Auch ist die glänzende Metallfläche oft mit wunderlichen Blumen apetenartig gestempelt oder durch braune Umrisse und Schatti- ungen zu vergoldetem Schnitzwerk scheinbar umgewandelt. Daß nan diese Bilder dem dreizehnten Jahrhundert zuschreiben könne, ezeugen diejenigen Kirchen und Kapellen, wo man sie ihrer rsten Bestimmung gemäß noch aufgestellt gefunden. Den tärksten Beweis giebt aber, daß die Kreuzgänge und andere äume mehrerer Kirchen und Klöster mit ähnlichen Bildern, an elchen dieselbigen Merkmale anzutreffen, ihrer Erbauung gleich- eitig gemalt gewesen.

Unter den in der Boisserée'schen Sammlung befindlichen Bildern steht eine heilige Veronika billig obenan, weil sie zum Beleg des bisher Gesagten von mehreren Seiten dienen kann. Man wird vielleicht in der Folge entdecken, daß dieses Bild, das Komposition und Zeichnung betrifft, eine herkömmliche by- antinische heilige Vorstellung gewesen. Das schwarzbraune, wahrscheinlich nachgedunkelte, dorngekrönte Antlitz ist von einem wunderſamen, edel schmerzlichen Ausdrucke. Die Zipfel des Tuchs werden von der Heiligen gehalten, welche, kaum ein Drittel Lebensgröße, dahinter steht und bis an die Brust davon bedeckt wird. Höchst anmuthig sind Mienen und Geberden; das Tuch stößt unten auf einen angedeuteten Fußboden, auf welchem in den Ecken des Bildes an jeder Seite drei ganz kleine, wenn sie stünden, höchstens fußhohe singende Engelchen sitzen, die in zwei Gruppen so schön und künstlich zusammengerückt sind, daß die höchste Forderung an Komposition dadurch vollkommen befriedigt wird. Die ganze Denkweise des Bildes deutet auf eine herkömmliche, überlegte, durchgearbeitete Kunst; denn welche Abstraktion gehört nicht dazu, die aufgeführten Gestalten in drei Dimensionen hinzustellen und das Ganze durchgängig zu sym- bolisiren! Die Körperchen der Engel, besonders aber Köpfchen und Händchen bewegen und stellen sich so schön gegen einander, daß dabei nichts zu erinnern übrig bleibt. Begründen wir nun hiemit das Recht, dem Bilde einen byzantinischen Ursprung zu geben, so nöthigt uns die Anmuth und Weichheit, womit die Heilige gemalt ist, womit die Kinder dargestellt sind, die

Ausführung des Bildes in jene niederrheinische Epoche zu setzen, die wir schon weitläufig charakterisirt haben. Es übt daher, weil es das doppelte Element eines strengen Gedankens und einer gefälligen Ausführung in sich vereinigt, eine unglaubliche Gewalt auf die Beschauenden aus; wozu denn der Kontrast des furchtbaren medusenhaften Angesichtes zu der zierlichen Jungfrau und den anmuthigen Kindern nicht wenig beiträgt.

Einige größere Tafeln, worauf mit ebenso weichem, angenehmem Pinsel, heiteren und erfreulichen Farben Apostel und Kirchenväter, halb Lebensgröße, zwischen goldenen Zinnen und andern architektonisch gemalten Zierrathen gleichsam als farbige Schnitzbilder inne stehen, geben uns zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß, deuten aber zugleich auf neue Bedingungen. Es ist nämlich gegen das Ende des sogenannten Mittelalters die Plastik auch in Deutschland der Malerei vorgeeilt, weil sie der Baukunst unentbehrlicher, der Sinnlichkeit gemäßer und dem Talente näher zur Hand war. Der Maler, wenn er aus dem mehr oder weniger Manierirten sich durch eigene Anschauung der Wirklichkeit retten will, hat den doppelten Weg: die Nachahmung der Natur oder die Nachbildung schon vorhandener Kunstwerke. Wir verkürzen daher in dieser malerischen Epoche dem niederländischen Künstler keineswegs sein Verdienst, wenn wir die Frage aufwerfen, ob nicht diese hier mit lieblicher Weichheit und Zartheit in Gemälden aufgeführten, reich, aber frei bemäntelten heiligen Männer Nachbildungen von geschnitzten Bildnissen seien, die, entweder ungefärbt oder gefärbt, zwischen ähnlichen vergoldeten architektonischen wirklichen Schnitzwerken gestanden. Wir glauben uns zu dieser Vermuthung besonders berechtigt durch die zu den Füßen dieser Heiligen in verzierten Fächern gemalt liegenden Schädel, woraus wir denn folgern, daß diese Bilder ein irgendwo aufgestelltes Reliquiarium mit dessen Zierrathen und Figuren nachahmen. Ein solches Bild nun wird um desto angenehmer, als ein gewisser Ernst, den die Plastik vor der Malerei immer voraus hat, durch eine freundliche Behandlung würdig hindurchsieht. Alles, was wir hier behaupten, mag sich in der Folge noch mehr bestätigen, wenn man auf die freilich zerstreuten altkirchlichen Ueberreste eine vorurtheilsfreie Aufmerksamkeit wenden wird.

Wenn nun schon zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Wolfram von Eschenbach in seinem Parcival die Maler von Köln und Maestricht gleichsam sprichwörtlich als die besten von

Deutschland aufführt, so wird es Niemand wundern, daß wir von alten Bildern dieser Gegenden so viel Gutes gesagt haben. Nun aber fordert eine neue, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts eintretende Epoche unsere ganze Aufmerksamkeit, wenn wir derselben gleichfalls ihren entschiedenen Charakter abzugewinnen gedenken. Ehe wir aber weitergehen und von der Behandlungsweise sprechen, welche sich nunmehr hervorthut, erwähnen wir nochmals der Gegenstände, welche den niederrheinischen Malern vorzüglich gegeben waren.

Wir bemerkten schon oben, daß die Hauptheiligen jener Gegend edle Jungfrauen und Jünglinge gewesen, daß ihr Tod nichts von den widerlichen Zufälligkeiten gehabt, welche bei Darstellung anderer Märtyrer der Kunst so äußerst unbequem fallen. Doch zum höchsten Glück mögen es sich die Maler des Niederrheines zählen, daß die Gebeine der drei morgenländischen frommen Könige von Mailand nach Köln gebracht wurden. Vergebens durchsucht man Geschichte, Fabel, Ueberlieferung und Legende, um einen gleich günstigen, reichen, gemüthlichen und anmuthigen Gegenstand auszufinden als den, der sich hier darbietet. Zwischen verfallenem Gemäuer, unter kümmerlichem Obdach ein neugeborner und doch schon sich selbst bewußter Knabe, auf der Mutter Schooß gepflegt, von einem Greise besorgt. Vor ihm nun beugen sich die Würdigen und Großen der Welt, unterwerfen der Unmündigkeit Verehrung, der Armuth Schätze, der Niedrigkeit Kronen. Ein zahlreiches Gefolge steht verwundert über das seltsame Ziel einer langen und beschwerlichen Reise. Diesem allerliebsten Gegenstande sind die niederländischen Maler ihr Glück schuldig, und es ist nicht zu verwundern, daß sie denselben kunstreich zu wiederholen Jahrhunderte durch nicht ermüdeten. Nun aber kommen wir an den wichtigen Schritt, welchen die rheinische Kunst auf der Grenze des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts thut. Schon längst waren die Künstler wegen der vielen darzustellenden Charaktere an die Mannichfaltigkeit der Natur gewiesen; aber sie begnügten sich an einem allgemeinen Ausdruck derselben, ob man gleich hie und da etwas Porträtartiges wahrnimmt. Nun aber wird der Meister Wilhelm von Köln ausdrücklich genannt, welchem in Nachbildung menschlicher Gesichter Niemand gleichgekommen sei. Diese Eigenschaft tritt nun in dem Dombild zu Köln auf das Bewundernswürdigste hervor, wie es denn überhaupt als die Achse der niederrheinischen Kunstgeschichte angesehen werden

kann. Nur ist zu wünschen, daß sein wahres Verdienst historisch-kritisch anerkannt bleibe. Denn freilich wird es jetzt dergestalt mit Hymnen umräuchert, daß zu befürchten ist, es werde bald wieder so verdüstert vor den Augen des Geistes da stehen, wie es ehemals, von Lampen- und Kerzenruß verdunkelt, den leiblichen Augen entzogen gewesen. Es besteht aus einem Mittelbilde und zwei Seitentafeln. Auf allen dreien ist der Goldgrund nach Maßgabe der bisher beschriebenen Bilder beibehalten. Ferner ist der Teppich hinter Maria mit Stempeln gepreßt und bunt aufgefärbt. Im Uebrigen ist dieses sonst so häufig gebrauchte Mittel durchaus verschmäht; der Maler wird gewahr, daß er Brokat und Damast und was sonst farbenwechselnd, glänzend und scheinend ist, durch seinen Pinsel hervorbringen könne und mechanischer Hilfsmittel nicht weiter bedürfe.

Die Figuren des Hauptbildes sowie der Seitenbilder beziehen sich auf die Mitte, symmetrisch, aber mit viel Mannichfaltigkeit bedeutender Kontraste an Gestalt und Bewegung. Die herkömmlich byzantinische Maxime herrscht noch vollkommen, doch mit Lieblichkeit und Freiheit beobachtet.

Einen verwandten Nationalcharakter hat die sämmtliche Menge, welche weiblich die heilige Ursula, ritterlich den Gereon, ins Orientalische maskirt, die Hauptgruppe umgiebt. Vollkommen Porträt aber sind die beiden knieenden Könige, und ein Gleiches möchten wir von der Mutter behaupten. Weitläufiger über diese reiche Zusammensetzung und die Verdienste derselben wollen wir uns hier nicht aussprechen, indem das „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst" uns eine sehr willkommene Abbildung dieses vorzüglichen Werkes vor Augen legt, nicht weniger eine ausreichende Beschreibung hinzufügt, welche wir mit reinerem Dank erkennen würden, wenn nicht darin eine enthusiastische Mystik waltete, unter deren Einfluß weder Kunst noch Wissen gedeihen kann.

Da dieses Bild eine große Uebung des Meisters voraussetzt, so mag sich bei genauerer Untersuchung noch ein und das andere der Art künftig vorfinden, wenn auch die Zeit manches zerstört und eine nachfolgende Kunst manches verdrängt hat. Für uns ist es ein wichtiges Dokument eines entschiedenen Schrittes, der sich von der gestempelten Wirklichkeit losmacht und von einer allgemeinen Nationalgesichtsbildung auf die vollkommene Wirklichkeit des Porträts los arbeitet. Nach dieser Ab-

leitung also halten wir uns überzeugt, daß dieser Künstler, er heiße auch, wie er wolle, ächt deutschen Sinnes und Ursprungs gewesen, so daß wir nicht nöthig haben, italienische Einflüsse zu Erklärung seiner Verdienste herbeizurufen.

Da dieses Bild 1410 gemalt ist, so stellt es sich in die Epoche, wo Johann van Eyck schon als entschiedener Künstler blühte, und so dient es uns, das Unbegreifliche der Eyckischen Vortrefflichkeit einigermaßen zu erklären, indem es bezeugt, was für Zeitgenossen der genannte vorzügliche Mann gehabt habe. Wir nannten das Dombild die Achse, worauf sich die ältere niederländische Kunst in die neue dreht, und nun betrachten wir die Eyckischen Werke als zur Epoche der völligen Umwälzung jener Kunst gehörig. Schon in den ältern byzantinisch-niederrheinischen Bildern finden wir die eingedruckten Teppiche manchmal perspektivisch, obgleich ungeschickt behandelt. Im Dombild erscheint keine Perspektive, weil der reine Goldgrund Alles abschließt. Nun wirft Eyck alles Gestempelte sowie den Goldgrund völlig weg; ein freies Lokal thut sich auf, worin nicht allein die Hauptpersonen, sondern auch alle Nebenfiguren vollkommen Porträt sind von Angesicht, Statur und Kleidung, so auch völlig Porträt jede Nebensache.

So schwer es immer bleibt, Rechenschaft von einem solchen Manne zu geben, so wagen wir doch einen Versuch, in Hoffnung, daß die Anschauung seiner Werke dem Leser nicht entgehen werde, und hier zweifeln wir keinen Augenblick, unsern Eyck in die erste Klasse Derjenigen zu setzen, welche die Natur mit malerischen Fähigkeiten begabt hat. Zugleich ward ihm das Glück, in der Zeit einer technisch hochgebildeten, allgemein verbreiteten und bis an eine gewisse Grenze gelangten Kunst zu leben. Hiezu kam noch, daß er eines höheren, ja des höchsten technischen Vortheils in der Malerei gewahrte; denn es mag mit der Erfindung der Oelmalerei beschaffen sein, wie es will, so möchten wir nicht in Zweifel ziehen, daß Eyck der Erste gewesen, der ölige Substanzen, die man sonst über die fertigen Bilder zog, unter die Farben selbst gemischt, aus den Oelen die am Leichtesten trocknenden, aus den Farben die klärsten, die am Wenigsten deckenden ausgesucht habe, um beim Auftragen derselben das Licht des weißen Grundes und Farbe durch Farbe nach Belieben durchscheinen zu lassen. Weil nun die ganze Kraft der Farbe, welche an sich ein Dunkles ist, nicht dadurch erregt wird, daß Licht davon zurückscheint, sondern daß es durch

sie durchscheint, so ward durch diese Entdeckung und Behandlung zugleich die höchste physische und artistische Forderung befriedigt. Das Gefühl aber für Farbe hatte ihm als einem Niederländer die Natur verliehen. Die Macht der Farbe war ihm wie seinen Zeitgenossen bekannt, und so brachte er es dahin, daß er, um nur von Gewändern und Teppichen zu reden, den Schein der Tafel weit über alle Erscheinung der Wirklichkeit erhob. Ein Solches muß denn freilich die ächte Kunst leisten; denn das wirkliche Sehen ist sowol in dem Auge als an den Gegenständen durch unendliche Zufälligkeiten bedingt, da hingegen der Maler nach Gesetzen malt, wie die Gegenstände, durch Licht, Schatten und Farbe von einander abgesondert, in ihrer vollkommensten Sehbarkeit von einem gesunden, frischen Auge geschaut werden sollen. Ferner hatte sich Eyck in Besitz der perspektivischen Kunst gesetzt und sich die Mannichfaltigkeit der Landschaft, besonders unendlicher Baulichkeiten eigen gemacht, die nun an der Stelle des kümmerlichen Goldgrundes oder Teppiches hervortreten.

Jetzt aber möchte es sonderbar scheinen, wenn wir aussprechen, daß er, materielle und mechanische Unvollkommenheiten der bisherigen Kunst wegwerfend, sich zugleich einer bisher im Stillen bewahrten technischen Vollkommenheit entäußerte, des Begriffs nämlich der symmetrischen Komposition. Allein auch dieses liegt in der Natur eines außerordentlichen Geistes, der, wenn er eine materielle Schale durchbricht, nie bedenkt, daß über derselben noch eine ideelle geistige Grenze gezogen sei, gegen die er umsonst ankämpft, in die er sich ergeben oder sie nach seinem Sinne erschaffen muß. Die Kompositionen Eyck's sind daher von der größten Wahrheit und Lieblichkeit, ob sie gleich die strengen Kunstforderungen nicht befriedigen, ja es scheint, als ob er von Allem dem, was seine Vorgänger hierin besessen und geübt, vorsätzlich keinen Gebrauch machen wollen. In seinen uns bekannt gewordenen Bildern ist keine Gruppe, die sich jenen Engelchen neben der heiligen Veronika vergleichen könnte. Weil aber ohne Symmetrie irgend ein Gesehenes keinen Reiz ausübt, so hat er sie als ein Mann von Geschmack und Zartgefühl auf seine eigene Weise hervorgebracht, woraus etwas entstanden ist, welches anmuthiger und eindringlicher wirkt als das Kunstgerechte, sobald dieses die Naivität entbehrt, indem es alsdann nur den Verstand anspricht und den Kalkül hervorruft.

Hat man uns bisher geduldig zugehört, und stimmen Kenner mit uns überein, daß jeder Vorschritt aus einem erstarrten, veralteten, künstlichen Zustand in die freie, lebendige Naturwahrheit sogleich einen Verlust nach sich ziehe, der erst nach und nach und oft in späteren Zeiten sich wiederherstellt, so können wir unsern Eyck nunmehr in seiner Eigenthümlichkeit betrachten, da wir denn in den Fall kommen, sein individuelles Wesen unbedingt zu verehren. Schon die früheren niederländischen Künstler stellten alles Zarte, was sich in dem Neuen Testament darbot, gern in einer gewissen Folge dar, und so finden wir in dem großen Eyckischen Werke, welches diese Sammlung schmückt, das aus einem Mittelbilde und zwei Flügelbildern besteht, den denkenden Künstler, der mit Gefühl und Sinn eine fortschreitende Trilogie darzustellen unternimmt. Zu unserer Linken wird der mädchenhaftesten Jungfrau durch einen himmlischen Jüngling ein seltsames Ereigniß angekündigt. In der Mitte sehen wir sie als glückliche, verwunderte, in ihrem Sohn verehrte Mutter, und zur Rechten erscheint sie, das Kind im Tempel zur Weihe bringend, schon beinah als Matrone, die in hohem Ernste vorfühlt, was dem vom Hohenpriester mit Entzücken aufgenommenen Knaben bevorstehe. Der Ausdruck aller drei Gesichter sowie die jedesmalige Gestalt und Stellung, das erste Mal knieend, dann sitzend, zuletzt stehend, ist einnehmend und würdig. Der Bezug der Personen unter einander auf allen drei Bildern zeugt von dem zartesten Gefühl. In der Darstellung im Tempel findet sich auch eine Art von Parallelism, der ohne Mitte durch eine Gegenüberstellung der Charaktere bewirkt wird — eine geistige Symmetrie, so gefühlt und sinnig, daß man angezogen und eingenommen wird, ob man ihr gleich den Maßstab der vollendeten Kunst nicht anlegen kann.

So wie nun Johann van Eyck als ein trefflich denkender und empfindender Künstler gesteigerte Mannichfaltigkeit seiner Hauptfigur zu bewirken gewußt, hat er auch mit gleichem Glück die Lokalitäten behandelt. Die Verkündigung geschieht in einem verschlossenen, schmalen, aber hohen, durch einen obern Fensterflügel erleuchteten Zimmer. Alles ist darin so reinlich und nett, wie es sich geziemt für die Unschuld, die nur sich selbst und ihre nächste Umgebung besorgt. Wandbänke, ein Betstuhl, Bettstätte, Alles zierlich und glatt. Das Bett roth bedeckt und umhängt, Alles sowie die brokatne hintere Bettwand auf das Bewundernswürdigste dargestellt. Das mittlere Bild dagegen zeigt uns die

freiste Aussicht; denn die edle, aber zerrüttete Kapelle der Mitte dient mehr zum Rahmen mannichfaltiger Gegenstände, als daß sie solche verdeckte. Links des Zuschauers eine mäßig entfernte, straßen- und häuserreiche Stadt, voll Gewerbes und Bewegung, welche gegen den Grund hin sich in das Bild hereinzieht und einem weiten Felde Raum läßt. Dieses, mit mancherlei ländlichen Gegenständen geziert, verläuft sich zuletzt in eine wasserreiche Weite. Rechts des Zuschauers tritt ein Theil eines runden Tempelgebäudes von mehrern Stockwerken in das Bild; das Innere dieser Rotonde aber zeigt sich auf dem daran stoßenden Thürflügel und kontrastirt durch seine Höhe, Weite und Klarheit auf das Herrlichste mit jenem ersten Zimmerchen der Jungfrau. Sagen und wiederholen wir nun, daß alle Gegenstände der drei Bilder auf das Vollkommenste mit meisterhafter Genauigkeit ausgeführt sind, so kann man sich im Allgemeinen einen Begriff von der Vortrefflichkeit dieser wohlerhaltenen Bilder machen. Von den Flechtbreiten auf dem verwitterten, zerbröckelten Ruingestein, von den Grashalmen, die auf dem vermoderten Strohdache wachsen, bis zu den goldenen, juwelenreichen Bechergeschenken, vom Gewand zum Antlitz, von der Nähe bis zur Ferne — Alles ist mit gleicher Sorgfalt behandelt, und keine Stelle dieser Tafeln, die nicht durchs Vergrößerungsglas gewönne. Ein Gleiches gilt von einer einzelnen Tafel, worauf Lukas das Bild der heiligen säugenden Mutter entwirft.

Und hier kommt der wichtige Umstand zur Sprache, daß der Künstler die von uns so dringend verlangte Symmetrie in die Umgebung gelegt und dadurch an die Stelle des gleichgiltigen Goldgrundes ein künstlerisches und augengefälliges Mittel gestellt hat. Mögen nun auch seine Figuren nicht ganz kunstgerecht sich darin bewegen und gegen einander verhalten, so ist es doch eine gesetzliche Lokalität, die ihnen eine bestimmte Grenze vorschreibt, wodurch ihre natürlichen und gleichsam zufälligen Bewegungen auf das Angenehmste geregelt erscheinen.

Doch Alles dieses, so genau und bestimmt wir auch zu sprechen gesucht, bleiben doch nur leere Worte ohne die Anschauung der Bilder selbst. Höchst wünschenswerth wäre es deshalb, daß uns die Herren Besitzer vorerst von den erwähnten Bildern in mäßiger Größe genaue Umrisse mittheilten, wodurch auch ein Jeder, der das Glück nicht hat, die Gemälde selbst zu sehen, dasjenige, was wir bisher gesagt, würde prüfen und beurtheilen können.

Indem wir nun diesen Wunsch äußern, so haben wir um desto mehr zu bedauern, daß ein junger talentvoller Mann, der sich an dieser Sammlung gebildet, zu früh mit Tode abgegangen. Sein Name, Epp, ist noch allen Denjenigen werth, die ihn gekannt, besonders aber den Liebhabern, welche Kopien alter Werke von ihm besitzen, die er mit Treue und Fleiß aufs Redlichste verfertigt hat. Doch dürfen wir auch deshalb nicht verzweifeln, indem ein sehr geschickter Künstler, Herr Köster, sich an die Besitzer angeschlossen und der Erhaltung einer so bedeutenden Sammlung sich gewidmet hat. Dieser würde sein schönes und gewissenhaftes Talent am Sichersten bethätigen, wenn er sich zu Ausführung jener gewünschten Umrisse und deren Herausgabe bemühte. Wir würden alsdann, voraussetzend, daß sie in den Händen aller Liebhaber wären, noch gar Manches hinzufügen, welches jetzt, wie es bei Wortbeschreibung von Gemälden gewöhnlich geschieht, die Einbildungskraft nur verwirren müßte.

Ungern bequeme ich mich hier zu einer Pause; denn gerade das, was in der Reihe nun zu melden wäre, hat gar manches Anmuthige und Erfreuliche. Von Johann van Eyck selbst dürfen wir kaum mehr sagen; denn auf ihn kehren wir immer wieder zurück, wenn von den folgenden Künstlern gesprochen wird. Die nächsten aber sind solche, bei denen wir ebenso wenig als bei ihm genöthigt sind, fremdländischen Einfluß vorauszusetzen. Ueberhaupt ist es nur ein schwacher Behelf, wenn man bei Würdigung außerordentlicher Talente voreilig auszumitteln denkt, woher sie allenfalls ihre Vorzüge genommen. Der aus der Kindheit aufblickende Mensch findet die Natur nicht etwa rein und nackt um sich her; denn die göttliche Kraft seiner Vorfahren hat eine zweite Welt in die Welt erschaffen. Aufgenöthigte Angewöhnungen, herkömmliche Gebräuche, beliebte Sitten, ehrwürdige Ueberlieferungen, schätzbare Denkmale, ersprießliche Gesetze und so mannichfache herrliche Kunsterzeugnisse umzingeln den Menschen dergestalt, daß er nie zu unterscheiden weiß, was ursprünglich und was abgeleitet ist. Er bedient sich der Welt, wie er sie findet, und hat dazu ein vollkommnes Recht.

Den originalen Künstler kann man also denjenigen nennen, welcher die Gegenstände um sich her nach individueller, nationeller und zunächst überlieferter Weise behandelt und zu einem gefugten Ganzen zusammenbildet. Wenn wir also von einem solchen sprechen, so ist es unsere Pflicht, zu allererst seine Kraft

und die Ausbildung derselben zu betrachten, sodann seine nächste Umgebung, insofern sie ihm Gegenstände, Fertigkeiten und Gesinnungen überliefert, und zuletzt dürfen wir erst unsern Blick nach außen richten und untersuchen, nicht sowol was er Fremdes gekannt, als wie er es benutzt habe. Denn der Hauch von vielem Guten, Vergnüglichen, Nützlichen wehet über die Welt oft Jahrhunderte hindurch, ehe man seinen Einfluß spürt. Man wundert sich oft in der Geschichte über den langsamen Fortschritt nur mechanischer Fertigkeiten. Den Byzantinern standen die unschätzbaren Werke hellenischer Kunst vor Augen, ohne daß sie aus dem Kummer ihrer ausgetrockneten Pinselei sich hervorheben konnten. Und sieht man es denn Albrecht Dürern sonderlich an, daß er in Venedig gewesen? Dieser Treffliche läßt sich durchgängig aus sich selbst erklären.

Und so wünsch' ich den Patriotismus zu finden, zu dem jedes Reich, Land, Provinz, ja Stadt berechtigt ist; denn wie wir den Charakter des Einzelnen erheben, welcher darin besteht, daß er sich nicht von den Umgebungen meistern läßt, sondern dieselben meistert und bezwingt, so erzeigen wir jedem Volk, jeder Volksabtheilung die Gebühr und Ehre, daß wir ihnen auch einen Charakter zuschreiben, der sich in einem Künstler oder sonst vorzüglichen Manne veroffenbart. Und so werden wir zunächst handeln, wenn von schätzenswerthen Künstlern, von Hemmelinck, Israel van Mecheln, Lukas van Leiden, Quintin Messis u. A. die Rede sein wird. Diese halten sich sämmtlich in ihrem heimischen Kreise, und unsere Pflicht ist, so viel als möglich fremden Einfluß auf ihre Vorzüge abzulehnen. Nun aber tritt Schoreel auf, später Hemskerck und Mehrere, die ihre Talente in Italien ausgebildet haben, dessenungeachtet aber den Niederländer nicht verleugnen können. Hier mag nun das Beispiel von Leonard da Vinci, Correggio, Titian, Michelangelo hervorscheinen, der Niederländer bleibt Niederländer, ja die Nationaleigenthümlichkeit beherrscht sie dergestalt, daß sie sich zuletzt wieder in ihren Zauberkreis einschließen und jede fremde Bildung abweisen. So hat Rembrandt das höchste Künstlertalent bethätigt, wozu ihm Stoff und Anlaß in der unmittelbarsten Umgebung genügte, ohne daß er je die mindeste Kenntniß genommen hätte, ob jemals Griechen und Römer in der Welt gewesen.

Wäre uns nun eine solche beabsichtigte Darstellung gelungen, so müssen wir uns an den Oberrhein begeben und uns

an Ort und Stelle sowie in Schwaben, Franken und Baiern von den Vorzügen und Eigenthümlichkeiten der oberdeutschen Schule zu durchdringen suchen. Auch hier würde es unsere vornehmste Pflicht sein, den Unterschied, ja den Gegensatz zwischen beiden herauszuheben, um zu bewirken, daß eine Schule die andere schätze, die außerordentlichen Männer beiderseitig anerkenne, die Fortschritte einander nicht ableugne, und was alles für Gutes und Edles aus gemeinsamen Gesinnungen hervortritt. Auf diesem Wege werden wir die deutsche Kunst des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts freudig verehren, und der Schaum der Ueberschätzung, der jetzt schon dem Kenner und Liebhaber widerlich ist, wird sich nach und nach verlieren. Mit Sicherheit können wir alsdann immer weiter ost- und südwärts blicken und uns mit Wohlwollen an Genossen und Nachbarn anreihen.

Bei Herausgabe dieser der Zeit gewidmeten Blätter darf man wol wünschen, daß sie theils auf die Zeit einen freundlichen Einfluß ausüben, theils von derselben wieder gehoben und begünstigt werden, welches nur durch Erfüllung der billigen Wünsche, durch Vergleichung und Auflösung der problematischen Vorschläge, deren wir erwähnen, besonders aber durch fortschreitende Thätigkeit aller Unternehmenden bewirkt werden kann. So sind die Boisserée'schen Tafeln in der Zwischenzeit immer weiter vorgerückt; Moller hat die erste Platte des früher entdeckten Domrisses in dem genausten Facsimile vollendet, zugleich auch zwei Hefte seiner schätzenswerthen Darstellung älterer deutschen Gebäude und Baudenkmale im genausten und reinlichsten Stich herausgegeben. So haben sich denn auch nach dem glücklichen Beispiel des uns zu Köln begrüßenden ersten Vorläufers der aus bisheriger Sklaverei erlösten Kunstschätze unterdessen auch die übrigen nach allen Weltgegenden in ihre Heimath zurückbegeben, und es muß dadurch die über Länder und Reiche wieder verbreitete Kunst so der Kenntniß als dem Ausüben eine neue Wendung verleihen.

Nachträgliches zu Heidelberg.

Ueber die Boisserée'sche Gemäldesammlung fügen wir noch hinzu, daß sie seit einem Jahre ansehnlich vermehrt worden, besonders mit trefflichen Bildern aus der oberdeutschen Schule.

Von Meistern, welche fehlten, sind eingerückt Wohlgemuth, Altdorfer, Beuckelaer, und ein bisher ganz unbekannter vorzüglicher Kölner, Johann von Melem, in der Art des Schoreel — bedeutende, ja zum Theil Hauptwerke. Sodann wurden angeschafft von Meistern, deren Werke sich schon in der Sammlung befanden, Martin Schön, von J. J. Walch, ein mit Dürer gleichzeitiger Porträtmaler, von Dürer selbst und von Johann Mabuse. Letzterer als einer der vorzüglichsten alten niederländischen Maler ist auch durch die Mannichfaltigkeit seiner Behandlungsweise merkwürdig; um so höher ist also das Glück zu schätzen, daß mehrere Hauptwerke, wahre Kleinode der Ausführung und Erhaltung, aus seinen verschiedenen Lebenszeiten der Sammlung hinzugefügt werden konnten. Vielleicht ist aber unter allem Neuangeschafften die Kreuzabnahme von Dürer am Höchsten zu schätzen.

Ferner darf nicht unbemerkt bleiben, daß die Besitzer durch weit verbreitete, höchst günstige Verbindungen die nächste Aussicht haben, ihre Sammlung zweckmäßig zu bereichern und immer vollständiger zu machen, da sie denn gegründete Hoffnung hegen, daß sie bald das Glück haben dürften, mehrere seit Jahrhunderten in fernem Ausland zerstreute, für die Aufklärung der deutschen Kunstgeschichte höchst schätzbare Denkmale wiederzugewinnen und in den schon vorhandenen verwandten Kunstkreis einzuschließen.

*

Am Niederrhein bereitet man ausreichende Anstalten für Wissenschaft und Kunst, und so viel mir bekannt, ist überall das Erwünschte fortgesetzt und emsig bethätigt worden. Glückte uns nochmals am Oberrhein zu verweilen, so bieten uns Mannheim, Schwetzingen und die gräfliche Sammlung deutscher Alterthümer zu Erbach den schönsten Stoff, so wie auch Karlsruhe wegen Gartenanlagen und botanischer Anstalten, schöner naturhistorischen und Kunst-Sammlungen und bedeutender neuer Gebäude Gelegenheit giebt zu den wichtigsten Betrachtungen. Wünschen wir sodann dem Oberrhein Glück, daß er des seltenen Vorzugs genießt, in Herrn Hebel einen Provinzialdichter zu besitzen, der, von dem eigentlichen Sinne seiner Landesart durchdrungen, von der höchsten Stufe der Kultur seine Umgebungen überschauend, das Gewebe seiner Talente gleichsam wie ein Netz auswirft, um die Eigenheiten seiner Lands- und Zeitgenossen

aufzufischen und die Menge ihr selbst zur Belustigung und Belehrung vorzuweisen: so werden wir durch die nach Heidelberg zurückkehrenden Manuskripte auf die Schätze älterer deutscher Zeit hingeleitet, und wie bisher an frühere Bildkunst so auch an frühere Dichtkunst erinnert, wo denn der gleiche Fall eintritt; denn auch hier ist Ueberschätzung, Mißdeutung und unglückliche Anwendung zu Hause. Aber auch hier scheinen die schönsten Hoffnungen zu ruhen, daß nämlich, wenn die übermäßige Freude über Neuaufgefundenes oder Neubeachtetes wird beschwichtigt sein, wahre Einsicht und wohlgerichtete Thätigkeit sehr schnell sich allgemein verbreiten werden.

Nach der ersten Absicht dieser freilich sehr zufällig entstandenen Blätter sollte nur von Kunst und Alterthum darin die Rede sein; doch wie lassen sich die beiden ohne Wissenschaft und die drei ohne Natur denken? Und so fügte sich nach und nach Alles an einander, was vor Augen und Hand kam. Möge eine freundliche Aufnahme des Gegebenen, welches eigentlich nur als ein fortwährender Dank des Reisenden für so vieles empfangene Gute angesehen werden dürfte, die Fortsetzung befördern!

Und so kann ich denn schließlich nicht verschweigen, daß die Wünsche und Vorsätze der Kunstfreunde auch durch das Glück befördert werden. Es hat sich nämlich ein zweiter Originalriß des Kölner Doms in Paris gefunden, von welchem ich nun aus eigner Anschauung Rechenschaft geben und die früheren mir zugekommenen Nachrichten bestätigen kann.

Von demselben wie von ein paar andern ihn begleitenden Rissen wäre vorläufig Folgendes zu sagen. Der größte ist in Rücksicht des Maßstabs und der Zeichnung durchaus ein Gegenstück zu dem Darmstädter Risse; dieser stellt jedoch den nördlichen, der unsrige aber den südlichen Thurm dar, nur mit dem Unterschied, daß er den ganzen sich daran schließenden mittlern Kirchengiebel mit der Hauptthür und den Fenstern befaßt, wodurch also die Lücke ausgeglichen werden kann, welche durch einen abgerissenen Streifen an dem Darmstädter entstanden ist. Der neu aufgefundene ist im Ganzen drei Fuß zwei Zoll rheinländisch breit und dreizehn Fuß zwei Zoll lang.

Auf dem zweiten Blatt sieht man den Grundriß des südlichen, zur Rechten des Haupteingangs gelegnen Thurms, in demselben Maßstab und von derselben Hand aufs Sauberste gezeichnet; sodann auf dem dritten den Aufriß von der Ostseite des zweiten Geschosses dieses Thurms mit dem Durchschnitt des

an das Schiff der Kirche anschließenden Endes, in einem andern Maßstab, von einer andern Hand, weniger schön und sorgfältig gezeichnet, doch auch Original, weil er nicht nur wie der Hauptriß an einer wesentlichen Stelle von dem ausgeführten Gebäude, sondern auch noch einigermaßen von dem Hauptrisse selbst abweicht. Schon dem Gegenstand nach ist diese letzte Zeichnung blos zum Behuf der Konstruktion gefertigt und besonders in dieser Hinsicht merkwürdig und lehrreich. Man darf sie für eine Arbeit des Aufsehers und Polirers der Bauhütte annehmen. Beide Blätter sind von gleicher Größe, über drei Fuß lang und zwei ein halb Fuß breit, ebenfalls Pergament und sehr gut und reinlich erhalten.

Was die Erhaltung des großen Risses betrifft, so findet man außer ein paar kleinen Stellen keine gewaltsame Verletzung. Dagegen ist er durch den Gebrauch abgenutzt und hie und da, wiewol unnöthig, von späterer Hand überarbeitet. Aus diesem Grund und weil der Riß sammt den ihn begleitenden Blättern sich auf den Thurm bezieht, welcher am Meisten ausgebaut ist, ferner weil man in Köln nie etwas von diesem zweiten, sondern immer nur von jenem ehemals im Domarchiv verwahrten Darmstädter Aufriß gewußt hat, steht zu vermuthen, daß er in der Bauhütte gewesen und schon vor Alters von Köln weggekommen, welches um so eher geschehen konnte, als die Baumeister dieser Stadt sehr oft an fremde Orte berufen worden.

*

Sehen wir nun gegenwärtig den patriotischen Deutschen leidenschaftlich in Gedanken beschäftigt, seiner heiligen Baudenkmale sich zu erfreuen, die ganz oder halb vollendeten zu erhalten, ja das Zerstörte wiederherzustellen, finden wir an einigen Orten hiezu die gehörigen Renten, suchen wir die entwendeten wieder herbeizuschaffen oder zu ersetzen: so beunruhigt uns die Bemerkung, daß nicht allein die Geldmittel spärlich geworden, sondern daß auch die Kunst- und Handwerksmittel beinahe völlig ausgegangen sind. Vergebens blicken wir nach einer Masse Menschen umher, zu solcher Arbeit fähig und willig. Dagegen belehret uns die Geschichte, daß die Steinhauerarbeit in jenen Zeiten durch Glieder einer großen, weitverbreiteten, in sich abgeschlossenen Innung unter den strengsten Formen und Regeln verfertigt wurde.

Die Steinmetzen hatten nämlich in der gebildeten Welt einen sehr glücklichen Posten gefaßt, indem sie sich zwischen der

freien Kunst und dem Handwerke in die Mitte setzten. Sie nannten sich Brüderschaft; ihre Statuten waren vom Kaiser bestätigt. Diese Anstalt gründete sich auf ungeheure Menschenkraft und Ausdauer, zugleich aber auf riesenmäßige Bauwerke, welche alle zugleich errichtet, gefördert, erhalten werden sollten. Unzählige eingeübte Knaben, Jünglinge und Männer arbeiteten, über Deutschland ausgesät, in allen bedeutenden Städten. Die Obermeister dieser Heerschaar saßen in Köln, Straßburg, Wien und Zürich. Jeder stand seinem Sprengel vor, der geographischen Lage gemäß.

Erkundigen wir uns nun nach den innern Verhältnissen dieser Gesellschaft, so treffen wir auf das Wort Hütte, erst im eigentlichen Sinne den mit Brettern bedeckten Raum bezeichnend, in welchem der Steinmetz seine Arbeit verrichtete, im uneigentlichen aber als den Sitz der Gerechtsame, der Archive und des Handhabens aller Rechte. Sollte nun zum Werke geschritten werden, so verfertigte der Meister den Riß, der, von dem Bauherrn gebilligt, als Dokument und Vertrag in des Künstlers Händen blieb. Ordnung für Lehrknaben, Gesellen und Diener, ihr Anlernen und Anstellen, ihre kunstgemäßen, technischen und sittlichen Obliegenheiten sind aufs Genauste bestimmt und ihr ganzes Thun durch das zarteste Ehrgefühl geleitet. Dagegen sind ihnen große Vortheile zugesagt, auch jener höchst wirksame, durch geheime Zeichen und Sprüche in der ganzen bauenden Welt, das heißt in der gebildeten, halb- und ungebildeten, sich den Ihrigen kenntlich zu machen.

Organisirt also denke man sich eine unzählbare Menschenmasse, durch alle Grade der Geschicklichkeit, dem Meister an Handen gehend, täglicher Arbeit für ihr Leben gewiß, vor Alter und Krankheitsfällen gesichert, durch Religion begeistert, durch Kunst belebt, durch Sitte gebändigt: dann fängt man an zu begreifen, wie so ungeheure Werke konzipirt, unternommen und wo nicht vollendet, doch immer weiter als denkbar geführt worden. Fügen wir noch hinzu, daß es Gesetz und Bedingung war, diese grenzenlosen Gebäude im Tagelohn aufzuführen, damit ja der genausten Vollendung bis in die kleinsten Theile genug geschähe, so werden wir die Hand aufs Herz legen und mit einigem Bedenken die Frage thun, welche Vorkehrungen wir zu treffen hätten, um zu unserer Zeit etwas Aehnliches hervorzubringen.

*

Wenn wir in der Folge von der Steinmetzen-Brüderschaft nähere Nachrichten geben können, so sind wir Solches dem würdigen, geistreichen Veteran Herrn Dr. Ehrmann in Frankfurt schuldig, welcher aus seinem antiquarischen Reichthum eine Sammlung von Urkunden und Nachrichten zu diesem Behuf sowie eigne Bemerkung und Bearbeitung gefällig mitgetheilt hat.

*

Unsern Bemühungen in Südwesten kommt ein wünschenswerthes Unternehmen in Nordosten zu Gute, die von Herrn Dr. Büsching besorgten „Wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters", welche Keinem, der sich für diesen Zeitraum interessirt, unbekannt bleiben dürfen. Auch sind Dessen Abgüsse altschlesischer Siegel in Eisen überall empfehlbar und nachahmenswerth, wenn auch in anderer Materie; denn der Liebhaber erhält dadurch im Kleinen Kunstdenkmale in die Hände, an die er im Großen niemals Anspruch machen darf.

Höchst erfreulich und bedeutend muß es uns nun sein, zum Schlusse noch die Nachricht einzurücken, daß auf Allerhöchste Verwendung Ihro Majestäten des Kaisers von Oestreich und Königs von Preußen Seine Päpstliche Heiligkeit der Universität Heidelberg nicht nur die in Paris gefundenen Werke aus der ehemaligen pfälzischen Bibliothek überlassen, sondern nebst diesen noch achthundertsiebenundvierzig aus eben dieser Sammlung herrührende Bände, welche sich noch in der Vatikanischen Bibliothek befinden, zurückzugeben befohlen haben. Jeder Deutsche fühlt den Werth dieser Gabe zu sehr, als daß wir noch etwas Weiteres hinzusetzen dürften. Nur die Betrachtung sei uns vergönnt: Wie viel Wünsche der Deutschen sind nicht erfüllt worden, seitdem den Reisenden die freudige Nachricht der Wiederkehr des Schutzpatrons von Köln zum ersten Mal entgegenkam!

Anmerkungen

zur

Reise am Rhein, Main und Neckar.

Anmerkungen.

Sankt-Rochusfest zu Bingen.

1. Zu des Rhein's gestreckten Hügeln (S. 227). — S. Werke, Bd. II. S. 418.

2. Vertraute gesellige Freunde, welche ..... der heilsamen Kur genossen (S. 229). — Goethe war seit dem 29. Juli in Wiesbaden, Zelter, der ihn auf dieser Fahrt begleitete, seit dem 12. Juli; der dritte Reisegefährte war der in Wiesbaden ansässige Oberbergrath Cramer.

3. Aus den vierzehn Nothhelfern (S. 229). — Diese Nothhelfer, die jedoch von der katholischen Kirche nicht in dieser Zahl offiziell sanktionirt sind, wurden in Nothständen bestimmter Art, wie Gewitter, Feuer, Halskrankheiten, Pest u. s. w. angerufen. Ihre Namen lauten nach der gewöhnlichen Annahme: Achatius, Aegidius, Blasius, Christophorus, Cyriacus, Dionysius Areopagita, Erasmus, Eustachius, Georgius Martyr, Pantaleon, Vitus, Barbara, Katharina und Margaretha. Der heilige Rochus gehört also nicht zu ihnen, während man dies nach Goethe's Worten annehmen könnte.

4. Ellfeld (S. 230), — gewöhnlich Eltville; die hier erwähnte Aue ist die Insel im Rhein, „Rheinaue" genannt.

5. Die vorliegende Aue (S. 231). — Vor Erbach liegt zunächst die „Grüne Aue", mehr in der Mitte des Flusses die „Mönchsaue".

6. Rüdesheim (S. 232). — In diesem Orte blieben die Reisenden die Nacht vom 15. zum 16. August.

7. Den Mäusethurm (S. 232). — Er liegt auf einem Felsen im Rhein und ist bekannt durch die Sage, daß der Bischof Hatto von Mainz dort von den Mäusen gefressen wurde. Man vgl. das gleichnamige Gedicht von Kopisch (Ausgabe der Weidmann'schen Buchhandlung von 1856, Bd. I. S. 93).

8. Es ist mit diesem Weine wie mit dem Namen eines großen und wohlthätigen Regenten (S. 234). — Man vgl. die zuerst 1868 in einzelnen Exemplaren, dann in dieser Ausgabe Bd. IV. S. 178 f. gedruckte Gasele auf den Eilfer. Die Verse derselben:

„Die guten Fürsten nennt man so
Beinahe wie den Eilfer",

möchten die Annahme gestatten, daß das Gedicht aus der Zeit dieser Reiseerinnerungen stamme.

9. Sankt Florian (S. 235), — Märtyrer aus dem dritten Jahrhundert, seit dem Ende des zwölften besonderer Schutzpatron der Polen, dessen Gedächtniß am 4. Mai gefeiert wird. „Besonders", heißt es in der „Großen Illustrirten Heiligen-Legende" (bearbeitet von Albert Werfer, Franz Xaver Steck und Ph. B. Lander. Ulm, J. Ebner's Verlag, und Rom, Joseph Spithöfer, S. 424), „wurden durch die Anrufung des heil. Florian's schon die verheerendsten Feuersbrünste gedämpft, und unzählige Wohnungen, unter den Schutz des Heiligen gestellt, wurden selbst bei der augenscheinlichsten Gefahr vor den Verheerungen dieses fürchterlichsten Elements bewahrt."

10. Sankt Sebastian (S. 235), — gleichfalls Märtyrer aus dem dritten Jahrhundert, dessen Fest auf den 20. Januar fällt, wird besonders gegen die Pest angerufen. „Mehrere Städte und Länder", heißt es in dem vorstehend citirten Werke (S. 72), „verdankten seiner mächtigen Fürbitte bei Gott Befreiung von dieser Geißel; besonders empfand man die Wirkung davon zu Rom im Jahre 680, zu Mailand im Jahr 1575 und zu Lissabon im Jahre 1599."

11. Sankt Hubertus (S. 235), — Apostel der Ardennen und Bischof von Lüttich im achten Jahrhundert, dessen Gedächtniß am 3. November begangen wird. Die Beziehung ist hier etwas dunkel. „Unser Heiliger", sagt die „Heiligen-Legende" von ihm, (S. 1011) „besaß immer die besondere Gewalt, Wahnsinnige, Tobsüchtige und Mondsüchtige zu heilen." — Hat Goethe diese Beziehung im Auge gehabt, so ist der Scherz gegen den Fremden allerdings etwas hart.

12. Minern (S. 236), — ein angeblich aus dem Spanischen abgeleitetes Wort = Mineralien, auch S. 241 dieses Bandes und in dem Abschnitt der Werke über „Mineralogie und Geologie", Aufsatz „Zur Geologie, besonders der böhmischen", gebraucht.

13. Die Tafel des Cebes (S. 236). — „Cebetis tabula" (*Πίναξ*), eine sehr verbreitete griechische Schrift, deren Inhalt ein allegorisches Gemälde des menschlichen Lebens ist, zu dem ein Gespräch zwischen zwei Personen über ein in dem Tempel des Saturn aufgehängtes Bild Stoff und Veranlassung gegeben haben soll. Ihre Tendenz geht dahin, zu beweisen, daß das höchste Glück in der Ausübung der Tugend bestehe.

14. Die Art, wie sie gewöhnlich überliefert wird (S. 244). — Eine unmittelbare Quelle, welche Goethe benutzt hätte, haben wir nicht ausfindig machen können; die uns zu Gebote stehenden Darstellungen der Legende zeigen manche Abweichungen. Die Rochus-Legende gehört übrigens erst dem 14. Jahrhundert an; denn 1280, nach Andern 1295, wird als das Geburtsjahr, 1327 als das Todesjahr dieses Heiligen angegeben.

15. Sankt Rochus (S. 244). — Sein Namen hängt mit dem rothen Kreuze zusammen, das er bei seiner Geburt auf der Brust trug; denn er ist (Große Illustrirte Heiligen-Legende, S. 745) „eine Abkürzung der Worte, welche in der damaligen Sprache des südlichen Frankreich ‚Kreuzzeichen' bedeuten".

16. Libera (S. 244) — „Liberia" in der Legende.

17. Als nun im Jahre 1414 u. s. w. (S. 246). — Etwas detaillirter ist die Darstellung im Brevier: „Ejus obitum statim consecuta est veneratio fidelium, quae in Constantiensi deinde Concilio magnum recepisse dicitur incrementum, cum ad propulsandam ingruentem luem Rochi imago solemni pompa, omni comitante populo per eamdem civitatem Episcopis approbantibus est delata. Itaque ejus cultus mirifice propagatus est in universo terrarum orbe, qui eumdem sibi apud Deum adversus contagiosam luem patronum religioso studio adoptavit."

18. Trockner April ist nicht der Bauern Will' (S. 247). — In vielen Variationen vorhanden, z. B.: Dürrer April ist nicht der Bauern Will', Aprilregen ist ihnen gelegen.

19. Viel Sonnenschein im August bringt guten Wein (S. 247). — Variationen: Himmelfahrt Mariä [15. Aug.]

Sonnenschein bringt guten Wein. — Hat unsre Frau gut Wetter, wenn sie zum Himmel fährt, gewiß sie guten Wein beschert.

20. Lesueur (S. 248). — Eustache L. (1617—1655). Vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 65. Die hier genannten Gemälde befinden sich im Louvre.

21. Redlicher Kunstsinn (S. 253). — Goethe schenkte der Kirche zu St. Rochus später ein Bild von Luise Seidler, den heil. Rochus darstellend, gewissermaßen um den Dank für den Eindruck, den das Fest auf ihn gemacht hatte, abzustatten.

Im Rheingau Herbsttage.

22. Der geliebten wie verehrten Familie Brentano, die mir an den Ufern des Rhein's auf ihrem Landgute zu Winkel viele glückliche Stunden bereitete (S. 255). — Goethe's Aufenthalt daselbst dauerte vom 31. August bis zum 8. September 1814; am 30. August war er, wie aus einem Briefe an Sulpiz Boisserée hervorgeht, noch in Wiesbaden.

23. Das Brömserische Gebäude (S. 256), — auch Brömserburg genannt. Das Geschlecht der Brömser, der alten Grafen von Rüdesheim, starb 1688 aus; in neuerer Zeit hat der jetzige Besitzer, Graf von Ingelheim, einige Zimmer des Baus, der einem römischen Kastell ähnlich ist und aus dem 13. Jahrhundert stammen soll, wiederherstellen lassen.

24. Nothgottes (S. 256), — Nonnenkloster nördlich von Geisenheim, das später (S. 260) ausführlicher beschrieben wird.

25. Vollraths (S. 256), — (das Schloß, S. 257, Z. 1), Stammburg der Familie Greiffenklau zu Vollraths, erbaut wahrscheinlich 1362 von Friedrich Gr. zu Folraz; noch heute wohl erhalten und im Besitz der Familie. Die Greiffenklaue führten ursprünglich von ihrem Stammort Winkel (S. 256, Z. 4 v. u.) den Namen de Winkela, seit Ende des 12. Jahrh. mit dem Zusatz de Grifenkla, und seit dem 14. Jahrh. nennen sie sich „Greiffenklau zu Vollraths". Der Kurfürst aus der Greiffenklauischen Familie (S. 257), welcher die Lustwohnung (im Gegensatz zum Schloß, S. 257, Z. 1) erbaut haben soll, ist Richard Gr. zu V. (1467—1531); er hatte von 1511 bis zu seinem Tode den erzbischöflichen

und kurfürstlichen Stuhl zu Trier inne und ist bekannt als Gegner der Reformation und Sieger über Franz von Sickingen in dessen Fehden mit dem Erzstift. Noch ein anderer Greiffenklau (vgl. S. 257, Z. 25 zu Kurfürsten), Georg Friedrich (1573 geb.), war von 1626 bis 1629 († Erzbischof und Kurfürst zu Mainz.

26. Unter- und Oberingelheim (S. 257) — werden ausführlicher beschrieben S. 264.

27. Sickingen (S. 258). — Noch jetzt bestehendes Grafengeschlecht; der Berühmteste des Hauses ist der bekannte Feldhauptmann Franz von Sickingen (1481—1523).

28. Altan des Johannisberger Schlosses (S. 259). — Ursprünglich eine im zwölften Jahrhundert (1162) gestiftete, zum Bisthum Fulda gehörige Benediktiner-Abtei, an deren Stelle 1722 bis 1732 das Schloß erbaut wurde. Im Jahre 1807 wurde dasselbe von Napoleon I. dem Marschall Kellermann zum Lehn gegeben und kam nach dem Frieden an Oestreich und in den Besitz des Fürsten Metternich. Man vgl. auch unten S. 374 unter dem 19. Juli.

29. Links oben die blauen Gipfel des Altkin's und Feldbergs, gerade vor uns der Rücken des Donnersbergs (S. 259). — Die beiden ersten sind Berge im Taunus; der (große) Feldberg, 2803 Fuß hoch, ist die höchste Erhebung desselben; der Donnersberg liegt schon in Rheinbaiern und ist durch das Nahethal von dem Rochusberge bei Bingen getrennt.

30. Lorch, Dreieckshausen, Bacharach sind hüben und drüben zu sehen (S. 260), — das erste am linken, die beiden andern am rechten Rheinufer.

31. Das verfallene Schloß Ehrenfels (S. 261) — am Rüdesheimer Berg gelegen, am Abhange des Niederwaldes.

32. Kapelle des heiligen Rhabanus (S. 261). — Rhabanus Maurus, Schüler Alcuin's, Abt von Fulda und später Erzbischof von Mainz, gestorben am 4. Februar 856 zu Winkel, bekannt als Begründer der Klosterschule in Fulda, in der ganz nach den Absichten Karl's des Großen neben der christlichen Literatur auch die altklassische und germanische gepflegt wurde.

33. Turbiniten (S. 262), — fossile Schalthiere (coquilles turbinées fossiles).

34. Karl's des Großen Palast (S. 262), — erbaut von 768 bis 774. Den Renovationen späterer Zeit folgten Zerstörungen, die bedeutendste 1689 durch die Franzosen. Nach dem Einsturz eines einigermaßen erhaltenen Saals im Jahre 1831 ist die Burg nur noch ein Trümmerhaufen. —

35. Dem Hauptaltar von Eibingen (S. 263). — Man vgl. S. 237.

36. Fräulein von Günderode (S. 265). — Karoline von G., geboren 1780, war mit einigen poetischen Versuchen 1804 und 1805, erst kurz vor ihrem Tode, hervorgetreten; sie erdolchte sich infolge eines unglücklichen Liebesverhältnisses zu dem bekannten Philologen Creuzer, das Dieser gelöst hatte, am 26. Juli 1806. Ihr Schicksal gab ihrer Freundin Bettina von Arnim Veranlassung zu der 1840 erschienenen Schrift „Die Günderode".

37. Am Rhein, am Rhein (S. 266). — Anfang des bekannten Rheinweinliedes von Matthias Claudius (1740—1815), zu dessen Wochenschrift „Der deutsche, sonst Wandsbecker Bote", die von 1770 bis 1775 erschien, auch Goethe einige Beiträge gegeben hatte (s. Werke, Bd. II. S. 252, 279 und 280 f.).

Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar.

38. Köln (S. 267). — Goethe war daselbst vom 25. bis 27. Juli 1815. Sein Tagebuch (s. Sulpiz Boisserée, Bd. II. S. 65) giebt folgende Data: Dienstag, 25. Juli, führte Herr Minister von Stein mich im Wagen bis Thal E[hrenbreitstein], im Nachen bis Köln. Mittwoch, 26. Der Dom, in- und auswendig, oben und unten, mit allem Zubehör. Privatsammlungen, Merkwürdiges. Donnerstag, 27. Um die Stadt gefahren, Besuche, Bilder. Wallraf's angefüllte Wohnung, Gebäude, Schulrektor. Auch Bonn. Fuchs begleitete.

39. Daß jenes von Rubens für seinen Geburtsort gemalte .... Bild ..... zu seiner ehemaligen frommen Stelle wieder gelangen solle (S. 267). — Die Kreuzigung Petri, die als eins der vorzüglichsten Gemälde von Rubens (1577—1640) gilt, der übrigens nach manchen Angaben in Antwerpen geboren sein soll, war von Napoleon 1802 nach Paris gebracht worden und wurde infolge des Pariser Friedens (30. Mai

(1814) in Köln zurückerwartet. Das Bild war schon früher das Altarblatt des Doms gewesen.

40. Jabach, ... durch ein Bild von Lebrun vor Augen gestellt (S. 268). — Evrad von J., Rathsherr, Banquier, Kunstliebhaber in Köln. Schon auf der Rheinreise im Jahre 1774 hatte Goethe in dessen Hause zu Köln dasselbe Gemälde bewundert; er berichtet davon umständlich im 14. Buch von „Dichtung und Wahrheit" (Werke, Bd. XXII. S. 167). Charles Lebrun, der hier nur gemeint sein kann, Hofmaler Ludwig's XIV. von Frankreich, lebte von 1619 bis 1690.

41. Der Herren Boisserée, Gebrüder, und Bertram (S. 268). — S. die Vorbemerkung, S. 215 ff.

42. Wallraf, Lyversberg, Fochem (S. 268). — Ferdinand Franz Wallraf (1748—1824), seit 1773 Lehrer an der Universität zu Köln, nach Aufhebung derselben an der Zentralschule daselbst. Seine hier erwähnte Wohnung (s. auch S. 270) war die dem Domkapitel gehörige Propstei. Er war ein verdienter Kunstsammler und Archäologe, dessen Ansichten allerdings Boisserée nicht immer billigte. Seine reichen Sammlungen vermachte er bald nach Abfassung dieser Schrift (1816) der Stadt Köln; sie bilden die Grundlage des späteren Wallraf-Richarz'schen Museums. — Lyversberg war Kaufmann und Besitzer einer bedeutenden Gemäldesammlung, die häufig in Boisserée's Briefwechsel erwähnt wird; — Fochem ist der oben (Anm. 38) erwähnte „Schulrektor".

43. Das große aus der Rathskapelle in den Dom versetzte Altarbild (S. 269). — Auf der einen Seitentafel desselben ist die heilige Ursula mit den 11,000 Jungfrauen, auf der andern der heilige Gereon mit seinen Begleitern dargestellt. Der Maler ist vermuthlich Stephan Lochner, der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehörig.

44. Sammlung des Baron von Hüpsch (S. 270). — Man vgl. oben S. 314.

45. Des Herrn Nose höchst bedeutende Zusammenstellung niederrheinischer Gebirgsarten (S. 270). — Ueber Karl Wilhelm Nose, Legationsrath zu Endenich bei Bonn, einen von Goethe hochgeschätzten Geologen, vgl. man die „Tag- und Jahreshefte" von 1820 und Goethe's Aufsatz „Karl Wilhelm Nose" in dem Abschnitt „Mineralogie und Geologie".

46. Columbarien (S. 271), — eigentlich Taubenhäuser dann Grabgewölbe; auf letztere wurde der Ausdruck übertragen weil die Nischen für die einzelnen Urnen in den Grabkammern der Römer ein den Nestern ihrer Taubenhäuser ähnliches Aussehen gewährten.

47. Cippus (S. 271). — Die viereckige Säule auf Begräbnißplätzen, die außer dem Namen des Weihenden auch die Größenangaben über den geweihten Platz zu enthalten pflegt.

48. Eines vorzüglichen Künstlers, Herrn Fuchs (S. 271). — Maximilian Heinrich F. (1767—1846), Maler zu Köln, der besonders die architektonischen Zeichnungen zu Boisserée's Werk über den Kölner Dom geliefert hat. Vgl. über ihn S. Boisserée, Bd. I. S. 150 und 158, Stellen, in denen zum Theil auch das Seltsame seiner Persönlichkeit geschildert wird.

49. Joseph Hoffmann (S. 271). — H., bereits 181 gestorben, war mit Goethe dadurch in Verbindung gekommen, daß er sich an den Preisaufgaben der Weimarischen Kunstfreunde in den Jahren 1800 und 1801 betheiligte, bei welcher Gelegenheit er zweimal einen Preis erhielt; man vgl. Werke, Bd. XXVIII S. 776 ff., 781, 783, und S. Boisserée, I. S. 22.

50. Herr Lieutenant Raabe (S. 272). — Man vgl. über Friedrich R., später Hauptmann, die „Tag- und Jahreshefte von 1811, 1820, 1821. Von ihm sind Porträts Goethe's und seiner Familie angefertigt. — Drei Miniaturbilder (Goethe, Frau von Goethe, geb. Vulpius, August von Goethe) werden in dem Katalog der Berliner Goethe-Ausstellung von 1861, S. 10, vermuthungsweise dem Jahre 1809 zugewiesen. Goethe selbst erwähnt den Aufenthalt Raabe's in Weimar, „Tag- und Jahreshefte" von 1811, und sagt nur, daß sein eigenes Porträt von Diesen in Oel auf Kupfer gemalt worden sei.

51. Beckenkamp (S. 273). — Kaspar Benedikt B. (1747—1828), fertigte später eine Kopie des Kölner Dombildes im Auftrage des Königs von Preußen an.

52. Moller ..... Quaglio (S. 273). — Georg Moller (1784—1852), der eifrige Beförderer und Helfer bei Boisserée's Bestrebungen, war Oberbaurath zu Darmstadt und Erbauer des 1871 abgebrannten Darmstädter sowie des Mainzer Theaters, der Residenz in Wiesbaden und des Viadukts im Oelzthale. Man vgl. über ihn auch oben S. 316 u. 335 und das Register zu

Bd. XXVIII. der Werke. — Unter den zahlreichen Künstlern des Namens Quaglio ist hier Angelo, der älteste Sohn von Joseph Q., gemeint der schon 1815 starb. Ueber seine Beziehungen zu Boisserée vgl. man den Briefwechsel des Letzteren, Bd. I. S. 135, 145, 151.

53. Duttenhofer in Stuttgart, Darnstedt in Dresden (S. 274). — Christian Friedrich Duttenhofer (1780—1846) und Johann Adolf Darnstedt, geboren 1769, von dem besonders die nach Quaglio gestochene äußere Ansicht des Doms gelobt wird. Ueber ihre Arbeiten für das Dombauwerk vgl. man S. Boisserée, Bd. I. S. 87, 133, 146 f. u. a.

54. Hardy (S. 275). — Bernhard Kaspar H. (1726—1819). Von seinen Emailarbeiten wird namentlich der Heiland nach Carlo Dolce hochgeschätzt; weniger bekannt sind die nachher (S. 275 f.) erwähnten Emailmaler Hagbold und Lützenkirchen.

55. Die Hoffnung, die alte Universität ... erneuert zu sehen (S. 277). — Köln war seit 1388 im Besitze einer Universität gewesen, die allerdings in den letzten Jahrzehnden nur noch geringe Bedeutung hatte und 1801 aufgehoben wurde. Die schon zu Zeiten der französischen Herrschaft gehegte Hoffnung auf Wiederbelebung derselben (S. 276, und Sulp. Boiss., I. S. 27) ging aber auch, nachdem Köln wieder an Preußen gefallen war, nicht in Erfüllung, und die langen Verhandlungen über diesen Gegenstand führten endlich dahin, daß Bonn, welches früher auch schon (1786 bis 1802) eine Universität gehabt hatte, den Vorzug erhielt. Die Eröffnung der letzteren erfolgte am 18. Oktober 1818.

56. Bonn (S. 278). — Goethe ist nur wenige Stunden dort gewesen. Am Abend des 27. Juli 1815 kam er an, Mittags des andern Tages war er schon in Andernach und ging noch an demselben Tage über Neuwied nach Koblenz.

57. Des öffentlich aufgestellten antiken Monuments (S. 278). — Die Bildsäule der Kaiserin Helena, welche die Münsterkirche gestiftet haben soll.

58. Sammlung des Herrn Kanonikus Pick (S. 278). — Die Auktion derselben wird in den „Tag- und Jahresheften" von 1820 erwähnt.

59. Die neuerdings von Deutschlands Feinden benutzte Gelegenheit, hier über den Rhein zu gehen, ward von den Römern schon ergriffen (S. 281). — Es

kann nur der bereits vor langer Zeit, am 2. Juli 1796, erfolgte Uebergang Jourdan's gemeint sein, welcher ohne besondere Schwierigkeiten stattfand, während der noch frühere vom 15. Sept. 1795 unter demselben General mit einem Kampfe gegen die Oestreicher verbunden war. In derselben Gegend wenigstens, zwischen Koblenz und Andernach, hatte auch Julius Caesar im Jahr 55 v. Chr. seine berühmte Brücke über den Rhein schlagen lassen.

60. Trümmer von städtischen Wohnungen (S. 281). — Die ersten Entdeckungen wurden 1791 gemacht.

61. Museum (S. 281). — Es enthält vorzugsweise römische Alterthümer; die bedeutenden naturhistorischen Sammlungen, welche jetzt in Neuwied sind, wurden erst viel später durch den als Naturforscher bekannten Prinzen Wilhelm von Wied (1782—1867) angelegt.

62. Die Abtei Laach (S. 282). — Die Abtei, etwa 1½ Meilen nordwestlich von Andernach am Laacher See im Eifelgebirge gelegen, war schon 1802 aufgehoben, und die Kirche wurde nicht mehr benutzt. Von 1863 bis 1873 waren die Gebäude im Besitz der Jesuiten.

63. Die Juristenschule zu Koblenz ist eine neue Anstalt (S. 282). — Die „Ecole de droit" war von den Franzosen gestiftet, die seit 1794 fast fortwährend im Besitze von Koblenz waren; als die Stadt an Preußen überging, wurde diese spezifisch französische Einrichtung aufgehoben.

64. Poppelsdorf, Brühl, Bensberg, Benrath (S. 282). — Der hier ausgesprochene Wunsch ist wenigstens insoweit erfüllt worden, als bekanntlich Brühl bei Köln und Benrath bei Düsseldorf königliche Schlösser geworden sind, während das Schloß zu Poppelsdorf bei Bonn zu naturwissenschaftlichen Sammlungen benutzt wird und Bensberg im Kreise Mülheim, westlich von Köln, Kadettenanstalt ist.

65. So sind wir .... Herrn Professor Lehne vielen Dank schuldig (S. 283). — Der Besuch Goethe's bei L. fällt auf den 11. August 1815; Sulpiz Boisserée, der Goethe begleitete, berichtet weniger speziell: „L. zeigte uns seine Gemäldesammlung. Er besitzt auch römische Alterthümer, schön und klar geordnet, innerer Zusammenhang; das Meiste Grabsteine von Kriegsleuten aus den verschiedensten Theilen von Europa" (Bd. I. S. 267). „Den 18ten",

fügt er später (S. 270) noch hinzu, „besuchte [ich] L. und erbettelte von ihm einige antike Töpfe, Lampen, Krügelchen mit Asche und Knochen für Goethe."

66. Das Denkmal des Drusus (S. 283). — S. Werke, Bd. XXV. S. 266.

67. Der vormaligen Universität (S. 283). — Die Universität zu Mainz, schon 1477 gegründet, ward 1798 aufgehoben.

68. Herr Graf Kesselstädt (S. 284). — Außer der Sammlung desselben besuchte Goethe in Begleitung von Lehne und Boisserée auch die des Kaufmanns Memminger. — Der Landschaftsmaler Kaspar Schneider, der hier (S. 284) erwähnt wird (ca. 1753—1839), war aus Mainz gebürtig und dort ansässig.

69. Möge der militärische Genius, der über diesem Orte waltet, hier eine Kriegsschule anordnen (S. 284). — Auch dieser Wunsch Goethe's ist erfüllt worden, da Mainz jetzt nicht allein eine Kriegsschule besitzt, sondern überhaupt ein bedeutender militärischer Zentralpunkt geworden ist.

70. Biberich (S. 284). — Goethe war während seines Aufenthaltes in Wiesbaden öfters in Biberich bei dem damaligen Herzog von Nassau, der bald darauf als Wilhelm I. König der Niederlande wurde, so am 28. August 1814, am 5. August 1815 und gewöhnlich an den Sonntagen.

71. Visionen der heiligen Hildegard (S. 285). — Die heilige H. (1098—1197) ist in die „Große Illustrirte Heiligen-Legende" nicht aufgenommen. Ihre Thätigkeit war vorzugsweise auf Reform des Klerus gerichtet. Das hier erwähnte Manuskript scheint das des 1698 zu Köln gedruckten Werkes „Scivias [sciens vias] seu visionum et revelationum libri tres" zu sein.

72. Des... Bibliothekars Hundeshagen (S. 285). — Auf ihn hatte schon Zelter in seinem Briefe aus Wiesbaden vom 15. Juli 1814 Goethe aufmerksam gemacht. „Was das Gesellschaftliche betrifft," schreibt er, „so habe ich vorerst den hiesigen Bibliothekar, den Hofgerichtsadvokaten Bernhard Hundeshagen, durch Wolf [F. A.] kennen lernen. Dies ist ein junger vielgeschickter Mann, der hübsch zeichnet, sich mit Antiquitäten, Botanik und besonders mit Landeshistorie beschäftigt; dieser wünscht ehnlich, Dir allerlei Varietäten der Natur und Kunst vorzu-

führen." — Das im Texte erwähnte Werk des Genannten über Friedrich's I. Palast wurde nach der Zerstörung der ersten Ausgabe während des Bombardements von Hanau (durch Napoleon am 30. und 31. Oktober 1813) im Jahr 1819 unter dem Titel „Kaiser Friedrich's I. Barbarossa Palast in der Burg zu Gelnhausen" neu aufgelegt und so Goethe's Hoffnung bald erfüllt.

73. Oberbergraths Cramer (S. 285). — S. Vorbemerkung, oben S. 224 und Anm. 2.

74. Der große Kursaal (S. 285). — Er wurde 1810 von dem Z. 2 v. u. erwähnten Bauinspektor Zais erbaut.

75. Schon haben mehrere Freunde der Kunst, der Natur und des Alterthums sich unterzeichnet, eine Gesellschaft zu bilden (S. 286). — Der „Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung", der bald nach Abfassung dieser Schrift ins Leben trat und noch besteht.

76. Herr von Gerning (S. 286). — Vgl. oben S. 169 u. 289. Die Gerning'sche (Schmetterlings-)Sammlung, die bedeutendste in Europa, ist später Goethe's Wunsche gemäß nach Wiesbaden gekommen.

77. Gesegnet ruhen ..... an öffentlicher freundlicher Stelle die Reste des Senators Guiolett (S. 286). — Sein Denkmal steht in den Anlagen links vom Bockenheimer Thor.

78. Daß man sich ernstlich mit dem Gedanken beschäftige, ein neues Bibliotheksgebäude aufzuführen (S. 286). — Die Frankfurter Stadtbibliothek, in deren Vorhalle jetzt das von Pompeo Marchesi (1790—1858) in Mailand gearbeitete Marmorbild von Goethe steht, wurde in den Jahren 1820 bis 1825 erbaut.

79. Herr Baumeister Heß, durch Lehre und Beispiel seines Herrn Vaters ... geübt (S. 287). — Vater und Sohn Georg Christian und Johann Friedrich Christian H., Beide Bauräthe in Frankfurt, werden nur an dieser Stelle genannt.

80. Der einsichtige und thätige Bibliothekar, Herr Professor Schlosser (S. 287). — Es ist der berühmte Historiker Johann Christoph Schlosser (1776—1861), der schon 1817 von Frankfurt als Professor der Geschichte nach Heidelberg ging. Daß nicht Frankfurt, wie Goethe meint, sondern Jever in Ostfriesland seine Vaterstadt ist, wird schon in den Cotta'schen Namensverzeichnissen bemerkt.

81. Brönner (S. 287). — Johann Karl B., Senator und Buchhändler zu Frankfurt a. M.

82. Holbein der Aeltere (S. 287), — von 1460 bis 1523, ist namentlich berühmt durch sein Bild „Maria mit dem Kinde", jetzt in der Moritzkapelle zu Nürnberg.

83. Des würdigen Grafen Sternberg (S. 288). — Graf Kaspar von St., geboren am 6. Januar 1761, gestorben am 20. Dezember 1838, Derselbe, an den die vier kleinen Gedichte, Werke III. S. 344 und 345, gerichtet sind, war ein verdienstvoller Naturforscher, namentlich auf dem Gebiete der Geologie und Botanik. Sein Briefwechsel mit Goethe (herausgegeben von F. Th. Bratranek. Wien 1866. Wilhelm Braumüller) beginnt mit dem Jahre 1820, persönliche Bekanntschaft machten Beide jedoch erst im Sommer 1822 in Marienbad.

84. Herrn Direktors Bergler (S. 288). — Joseph B. (1753—1829), seit 1800 Direktor der neubegründeten Kunstschule in Prag, dessen Zeichnung von Wallenstein in den „Tag- und Jahresheften" von 1820 noch besonders erwähnt wird, hat eine große Anzahl von Altarbildern gemalt und sehr zahlreiche Kupferstiche gefertigt.

85. Der Dekan aller hier lebenden ächten Kunstfreunde, Herr Städel (S. 288). — Johann Friedrich St., Banquier in Frankfurt, war 1728 geboren und starb am 2. Dezember 1816. Weitere Mittheilungen über ihn s. S. 305 dieses Bandes, in den „Tag- und Jahresheften" von 1815 und Bd. XXVIII. S. 384 mit der Anmerkung.

86. Herr Dr. Grambs (S. 288). — Johann Georg G. Man vgl. über ihn Werke, Bd. XXVIII. S. 545 nebst Anm. 1, außerdem S. 291, 293 und 305 dieses Bandes.

87. Herr Wendelstädt (S. 289). — S. Werke, Bd. XXVIII. S. 847.

88. Herr Franz Brentano (S. 289). — Kaufmann, Schöff und Senator in Frankfurt, älterer Stiefbruder des Dichters Klemens Brentano und Bettina's. — Sein Z. 9 erwähnter Schwiegervater, Johann Melchior Edler von Birkenstock, war Hofrath und General-Referendär im Studienwesen zu Wien.

89. Marc-Anton's (S. 289). — S. Werke, Bd. XXVIII. S. 477, Anmerkung.

90. Herrn von Holzhausen ..... Lausbergische Sammlung (S. 289 f.). — Die Sammlung des Ersteren wird noch in neueren Reisehandbüchern (z. B. in Reichard's „Passagier auf der Reise", 1846) als vorhanden erwähnt, ebenso die des Banquiers Jakob Philipp Leerse (S. 290). Ueber die Sammlung von Ettling (S. 290) spricht Goethe auch noch im 13. Buch von „Dichtung und Wahrheit" (Werke, Bd. XXII. S. 110). — Näheres über die Galerien der Frau von Neufville, geb. Gontard, und Lausberg's (S. 290) haben wir nicht zu ermitteln vermocht.

91. Herr Morgenstern (S. 290). — Johann Ludwig Ernst M., Gemälderestaurator und Radirer, 1738 geboren, seit 1770 in Frankfurt ansässig, zu dieser Zeit 77 Jahre alt, starb 1816.

92. Seidelmann, Graffi ..... Friedrich (S. 291). — Alle hier Genannten waren wenigstens zeitweise an der Dresdner Akademie der Künste als Professoren thätig; so zunächst Jakob Crescentius Seidelmann, † 1829, dessen Manier, antike Büsten mit Sepia darzustellen, Goethe bei einer andern Gelegenheit lobt (s. „Italienische Reise", „Zweiter Aufenthalt in Rom", Bericht hinter dem 24. November 1787); — ferner Joseph (in dem Cotta'schen Namensverzeichniß Johann) Graffi (1768—1838), der 1800 nach Dresden kam, 1817 nach Rom ging und seine sämmtlichen Bilder bei seinem Tode der Galerie in Gotha vermachte; — Johann Friedrich Matthäi (1774—1842) wurde 1807 Professor in Dresden und 1823 Galerie-Direktor; — Gerhard von Kügelgen (1772—1820), ist unter Anderm bekannt durch die Porträts von Goethe, Wieland, Schiller und Herder (s. „Tag- und Jahreshefte" von 1808 und 1809); — Ferdinand August Hartmann (1774—1842), seit 1807 in Dresden, ist Derselbe, der sich im Jahre 1799 an der im dritten Stück der „Propyläen" ausgeschriebenen Konkurrenz betheiligt und einen Preis für die Darstellung der Scene am Ende des 3. Buches der Ilias, wo Aphrodite dem Alexandros die Helena zuführt, gewonnen hatte, (s. Werke, Bd. XXVIII. S. 771, 772, 776). Von den weiter Folgenden, die zum Theil im Gegensatz zu den vorher Genannten einer mehr realistischen Richtung in der Kunst huldigen, war Adrian Zingg (1734—1816) schon 1766 als Professor der Kupferstechkunst nach Dresden berufen; — auch Johann Christian Klengel (1751—1824) war zugleich Maler und Kupferstecher; — was endlich Kaspar David Friedrich (1774 bis

1840) anbetrifft, so charakterisirt Goethe dessen landschaftliche Zeichnungen in dem „Tag- und Jahresheften" von 1808 in der Weise, daß er die Gedanken seiner Arbeiten als zart, ja fromm, aber in einem strengeren Kunstsinne als nicht durchgängig zu billigen bezeichnet. Noch ungünstiger urtheilt Meyer in seinem Aufsatze „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst" über ihn (s. Kunst und Alterthum, Ersten Bandes zweites Heft, namentlich S. 49 ff.).

93. Eine Sammlung von Gipsabgüssen antiker Statuen in dem Garten des Herrn von Bethmann (S. 292). — Die berühmteste Statue, die die Sammlung schmücken sollte, Dannecker's „Ariadne auf dem Panther", war damals zwar schon lange begonnen und fast vollendet, wurde aber erst später aufgestellt.

94. Der Feyerabend, Merian, Roos, Schütz (S. 292 f.). — Unter den Ersten ist das ganze Geschlecht zu verstehen, dessen Thätigkeit für Buchhandel und Holzschnitt in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts beginnt; am Bekanntesten wurde Sigmund F., der 1527 oder 1528 geboren war und 1585 noch lebte. — Von den Merians wird Matthäus M. (1593—1650), der frühzeitig Frankfurt zu seinem Wohnsitze wählte, auch Werke, Bd. XXVIII. S. 879 erwähnt, ebenso seine Tochter Maria Sibylla M., spätere Graf, daselbst S. 545 f.; außerdem wäre hier noch an seinen Sohn Matthäus M. den Jüngeren (1621—1687) zu denken, der auch nach dem Tode seines Vaters seinen dauernden Wohnsitz in Frankfurt hatte. — Von der Familie Roos werden außer Johann Heinrich R. (s. Werke, Bd. XXVIII. S. 803) zwei Söhne desselben, Philipp Peter (1657—1705) und Johann Melchior (geboren 1659), sowie ein Bruder Theodor, geboren 1638, genannt. — Die Malerfamilie der Schütz wird durch folgende Personen repräsentirt: 1) Christian Georg S. (1718—1791), der sich 1749 in Frankfurt niederließ, 2) Franz S. (1751 oder 1753—1781), Sohn des Vorhergehenden, 3) Johann Georg S. (1755—1815), gleichfalls dessen Sohn, 4) Christian Georg S., Brudersohn des Ersten, der von 1758 bis 1823 lebte. Ueber den Ersten vgl. man das 1. u. 3. Buch von „Dichtung und Wahrheit" (Werke, Bd. XX. S. 24, 82 und 255); mit dem Dritten der Genannten, welcher von 1784 bis 1790 in Italien war, verkehrte Goethe während seines Aufenthaltes daselbst vielfach, wie er denn auch im Winter 1788 zu Rom mit ihm dasselbe Haus bewohnte; charakterisirt wird er schon in dem „Berichte" vom

September 1787: „Georg Schütz, ein Frankfurter, geschickt, ohne eminentes Talent, eher einem gewissen anständigen Behagen als anhaltender künstlerischer Thätigkeit ergeben, weswegen ihn die Römer auch il Barone nannten, begleitete mich auf meinen Wanderungen und ward mir vielfach nützlich"; der Vierte ist der mit dem Beinamen „der Vetter" (S. 293, Z. 5); seine landschaftlichen Arbeiten hatten fast sämmtlich Rhein- und Schweizer-Ansichten zum Gegenstande.

95. Sachtleben (S. 293). — Von den beiden Brüdern Kornelis und Hermann Sachtleben (Saftleven) ist hier der jüngere gemeint (vgl. auch Werke, Bd. XX. S. 255), geboren 1609 in Rotterdam, gestorben 1685 in Utrecht, seinem gewöhnlichen Wohnorte.

96. Radl (S. 293). — Anton R. (1772—1852), Landschaftsmaler und Kupferstecher, aus Wien gebürtig, ließ sich schon 1794 in Frankfurt nieder.

97. Brönner ... Wenner (S. 295). — Heinrich Karl Remigius Brönner, Buchhändler zu Frankfurt a. M., Neffe des oben in Anm. 81 Erwähnten; — der Buch- und Kunsthändler Johann Friedrich Wenner wird sonst von Goethe nicht genannt.

98. Riepenhausen, Overbeck und Cornelius (S. 295). — Ueber Riepenhausen und Cornelius vgl. man das Personen- und Sachregister zu Bd. XXVIII.; — Friedrich Overbeck (1789 geboren), der 1810 nach Rom ging, ist der berühmteste Vertreter der sogenannten „nazarenischen" Richtung in der Malerei.

99. Scenen aus Faust .... von Ferdinand Ruscheweyh .... gestochen (S. 295). — Man vgl. Werke, Bd. XXVIII. S. 850, zweite Anmerkung.

100. Canova und Thorwaldsen (S. 295). — Ueber den Ersten, der 1757 geboren, 1822 starb, s. Werke, Bd. XXVIII. S. 396; — auch Thorwaldsen (1770—1844) stand 1814 nach Vollendung seiner mythologischen Basreliefs, der Statuen von Amor und Psyche und des Alexanderzugs bereits auf der Höhe seines Ruhmes.

101. Dr. Senckenberg, gesegneten Andenkens (S. 296). — S. Werke, Bd. XX. S. 71 und namentlich die ausführliche Anmerkung S. 289 ff.

102. Reichard, Dr. Lehr, Dr. Neuburg, Dr. Neeff,

Baümert, Salzwedel, Jassoy, Metzler, Dr. Kestner, Dr. Behrends, Dr. Lucä (S. 298—301). — Für alle Genannten, die von keiner hervorragenden Bedeutung sind, reicht hier eine kurze Angabe des Charakters aus. Johann Jakob Reichard, Stiftsarzt; — Georg Philipp Lehr, desgl.; — Dr. J. G. Neuburg, praktischer Arzt; — Dr. Christian Ernst Neeff, Professor und Stiftsarzt; — Heinrich Bäumert, Stiftsbotanikus; — Peter Salzwedel, Apotheker; — L. Daniel Jassoy, Advokat; — Metzler, Geheimerath; — Theodor Friedrich Arnold Kestner, Professor der Medizin; — Johann Bernhard Jakob Behrends, Professor an der Medizinalschule und praktischer Arzt; — Samuel Christian Lucä, Medizinalrath in Frankfurt, später in Marburg.

103. Sömmerring's (S. 301). — Vgl. das Register zu Werke, Bd. XXV.

104. Nachträgliches zu Frankfurt am Main (S. 302). — Auch dieser Abschnitt steht schon im 2. Heft des 1. Bds. von „Ueber Kunst und Alterthum" S. 200—209, was Kurz in seiner Ausgabe nicht berücksichtigt hat.

105. Dr. Buch...Dr. Cretzschmar (S. 303). — Johann Jakob Kasimir Buch, praktischer Arzt in Frankfurt a. M., — Philipp Jakob Cretzschmar, desgleichen.

106. Testudo Mydas (S. 303). — Testudo oder Chelonia Mydas oder Midas — die sog. Riesenschildkröte.

107. Das unter dem Fürsten Primas zum Behufe der medizinischen Spezialschule aufgeführte chemische Laboratorium (S. 304). — Der bekannte Karl Theodor Anton Maria Freiherr von Dalberg (1744—1817) wurde 1810 von Napoleon zum Großherzog von Frankfurt ernannt und erhielt für andere von ihm abgetretene Gebiete Theile von Hanau und Fulda; 1813 mußte er allen diesen Besitzungen entsagen.

108. Offenbach (S. 305). — Ob Goethe in den Jahren 1814 und 1815 öfters in Offenbach gewesen ist, dürfte bei der geringen Entfernung von Frankfurt und bei seinem langen Aufenthalt an dem letzteren Orte kaum mit Sicherheit zu ermitteln sein; vermuthlich hat sich indessen seine Anwesenheit auf den 20. Oktober 1814 beschränkt. Außer den hier genannten Personen, dem Isenburg'schen Hofrath, Zahnarzt und Apotheker Dr. med. Bernhard Meyer, dem Zeichner und Kupferstecher

Gabler, dem Thiermaler Matthias Hergenröder und seiner Schwester und der Frankfurter Pflanzenmalerin Christiane Philippine Friedrike Stricker erwähnt Goethe in den „Tag- und Jahresheften" von 1815 noch den Hofrath Becker als Besitzer bedeutender Gemälde, Münzen und Gemmen.

109. Hanau (S. 306—311). — In den vier Tagen, die Goethe höchstens in Hanau geblieben sein kann, vom 20. bis 24. Oktober 1814, wird er mit allen den Männern, die in seinem Bericht erwähnt werden, kaum in persönlichen Verkehr getreten sein, obgleich sich sein Interesse gleichmäßig auf die Naturwissenschaften, die Kunst und die Industrie erstreckte. Es ist also wol anzunehmen, daß er am Orte selbst Nachrichten über alle diese Verhältnisse eingezogen hat. Vorzugsweise galt sein Besuch dem Mineralogen und Geologen Karl Cäsar von Leonhard (1779—1862), mit dem er damals bereits in näherer Verbindung stand und auch später blieb; Leonhard hatte Goethe's kleine Schrift „Sammlung zur Kenntniß der Gebirge von und um Karlsbad, angezeigt und erläutert von Goethe". Karlsbad, gedruckt mit Johanna Franieckischen Schriften 1807" in den zweiten Jahrgang seines „Taschenbuchs für die gesammte Mineralogie mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen", Frankfurt am Main, bei Johann Christian Hermann, 1808, aufgenommen und Goethe wiederum darauf den Brief vom 25. November 1807 folgen lassen, der in der Abtheilung „Mineralogie und Geologie" seiner Werke abgedruckt ist. Goethe macht Leonhard öfter namhaft, so in den „Tag- und Jahresheften" von 1814, in denen von 1816, wo er dessen Schrift „Bedeutung und Stand der Mineralien" lobt, und 1817, wo er berichtet, daß er seine naturhistorischen Sammlungen nach Leonhard's großen Tabellenwerken geordnet habe. Auch verfaßte Goethe 1821 eine beifällige Anzeige von Leonhard's „Handbuch der Oryktognosie" (Heidelberg 1821). Was die äußere Stellung Leonhard's anbetrifft, so lebte er damals als Privatmann in Hanau, nachdem er 1812 kurze Zeit unter dem Großherzog Dalberg (vgl. Anmerkung 107) Generalinspektor der Domänen gewesen war. — Außer ihm werden als Vertreter der Naturwissenschaften genannt der Obermedizinalrath Johann Philipp Leisler, dessen Entwickelungsgang S. 308 geschildert wird; der Doktor Gottfried Gärtner, Direktor der Wetterauischen Gesellschaft für Naturkunde; dessen Neffe, Karl Ludwig, Apotheker und Sekretär

derselben Gesellschaft; der Medizinalrath Johann Heinrich Kopp; der Hofintendant Johann Heinrich Schaumburg; Karl Friedrich Merz, Pfarrer in Bruchköbel bei Hanau. — Unter den Hanauer Künstlern nimmt eine hervorragende Stellung ein Konrad Westermayr (1765—1826), Hofrath und Direktor der Zeichenschule in Hanau; seine als Malerin und Kupferstecherin thätige Gattin Christiane Henriette Dorothea W., geborene Stötzer (1772—1830), war eine Weimaranerin. Von den ferner Erwähnten sind die Maler Antoine Carteret, Berneaud, Franz Nickel und Friedrich Deiker weniger bekannt; Johann Peter Krafft (1780—1856), Porträt- und Geschichtsmaler, lebte meistens in Wien; Friedrich Bury (geboren 1763) begegnet uns wiederholt in der „Italienischen Reise", „Zweiter Aufenthalt in Rom". Welcher Tischbein (S. 311, Z. 2) gemeint sei, läßt sich nicht gut feststellen: die Künstlerlexika erwähnen sieben dieses Namens, darunter den bekannten Freund Goethe's, an den hier jedenfalls nicht zu denken ist.

110. Aschaffenburg (S. 312). — Daß Goethe nicht selbst in A. gewesen, geht aus der Richtung seiner beiden Reisen hervor; außerdem erwähnt er es noch besonders, Werke, Bd. XXIX. S. 337, Z. 13—17. — In Betreff des in dem kurzen Berichte genannten Grünewald ist nur sicher, daß er bisweilen Matthias von Aschaffenburg genannt wird und seine Blüthezeit dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts angehört. Man hält ihn nach den unzweifelhaft ihm zuzuschreibenden Bildern für einen der größten Künstler seiner Zeit. — Ueber Albrecht Dürer vgl. man das Personen- und Sachregister zu Werke, Bd. XXVIII.

111. Darmstadt (S. 313). — Goethe verweilte daselbst am 9. und 10. Oktober 1814 sowie am 20. und 21. September 1815.

112. Viele Stücke .... von dem verblichenen Jugendfreunde Merck .... gesammelt (S. 314). — Ueber Johann Heinrich M., der 1741 in Darmstadt geboren, 1791 durch Selbstmord endete, vgl. man unsere Goethe-Biographie, Werke, Bd. I. S. LXXII und XCIX sowie die zahlreichen Erwähnungen im 12. bis zum 19. Buche von „Dichtung und Wahrheit". Ausführlicher wird sein Verdienst um die Naturwissenschaft, namentlich die Osteologie behandelt in der biographischen Skizze, welche Karl Wagner seiner Ausgabe der „Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe ꝛc." vorangeschickt hat (Darmstadt 1835. S. XXV—XXX).

113. Eine höchst reiche, ebenso würdig als reinlich aufgestellte Bibliothek (S. 315). — Die damals schon bedeutende Darmstädter Bibliothek ist im Laufe der Zeit außerordentlich gewachsen; für 1846 wird die Zahl der Bände auf 250,000, für 1873 bereits auf 450,000 angegeben.

114. Ihro königliche Hoheit der Großherzog (S. 315). — Ludwig X., Landgraf von Hessen-Darmstadt, als Großherzog Ludwig I. (1753—1830), der auch in der „Belagerung von Mainz" (s. Werke, Bd. XXV. S. 239, 244 und die Anm. S. 274) sowie in den „Tag- und Jahresheften" von 1796 genannt wird.

115. Herr Primavesi (S. 316). — Johann Georg P., geboren 1776 in Heidelberg, ist der im Text angegebenen Art der Malerei immer treu geblieben; man vgl. über ihn auch Werke, Bd. XXIX. S. 338, Z. 13 ff.; Sulpiz Boisserée (Bd. I. S. 282) hält sehr wenig von ihm.

116. Heidelberg (S. 316). — In Heidelberg, das Goethe schon von seinen früheren Besuchen (1775, 1779, 1793 und 1797) bekannt war, verweilte er als Gast Boisserée's vom 24. September bis zum 9. Oktober 1814 und vom 21. September bis zum 7. Oktober 1815. Eine Fahrt nach Karlsruhe nahm von der letzten Zeit drei Tage, den 3. bis 5. Oktober, in Anspruch.

117. Die Gebrüder Boisserée . . . . . früher dem Kaufmannstande geweiht. . . . [gewannen,] als auf die Kölner neu errichtete Schule vorzügliche deutsche Männer zu Lehrern berufen wurden . . . . eine jenen Gegenden seltenere Ausbildung (S. 317). — Sulpiz Boisserée hatte sich bereits seit seinem 19. Jahre (1802) von der Kaufmannschaft ab- und den Wissenschaften zugewendet (Sulp. Boiss., I. S. 13, 15, 19 ff.) und dann auch seinen Bruder Melchior für diese Wahl bestimmt (das. S. 20). Die neu errichtete Schule, welche den Brüdern Gelegenheit bot, „einen Trieb nach höherer Bildung zu befriedigen", war die schon oben S. 277 von Goethe erwähnte „Zentralschule", „die nachher in eine höhere Sekundärschule verwandelt wurde", und zu den vorzüglichen deutschen Männern, welche damals auf dieselbe zu Lehrern berufen wurden, werden zu zählen sein die von Sulpiz in seiner Selbstbiographie Genannten: Christian Reinhard, Bruder des in der Vorbemerkung, oben S. 216 ff., mehrfach erwähnten Grafen Reinhard, und Faber, Professoren der Geschichte und

Literatur, Ersterer seit 1798 an der Zentralschule (S. Boisserée, I. S. 12 u. 27); der Mathematiker und Physiker Professor Kramp, als Lehrer Melchior's besonders hervorgehoben (a. a. O. S. 20), Wallraf (vgl. oben Anm. 42), und vor Allen Friedrich v. Schlegel. Der Letztere, vom größten Einfluß auf den Bildungsgang der Brüder, hatte ihnen zuerst in Paris 1803 Privatvorlesungen über Philosophie und alte und neue Literatur gehalten (das. S. 23 ff.); seit 1804 nach Köln übergesiedelt und an der dortigen „höheren Schule (Lehranstalt)" (a. a. O. S. 27 f.) vorläufig angestellt, hielt er dann bis zum Jahre 1807 seine höchst anregenden Vorlesungen über Geschichte der Literatur (1804, Sommer), über Philosophie, Naturrecht und höhere Politik (1805, Privatvorlesung), über Philosophie und Universalgeschichte (Winter 1805—1806), über Logik und Kritik der Philosophie (Sommer 1806) und über deutsche Sprache und Literatur (Sommer 1807), in denen die Gebrüder Boisserée die eifrigsten Zuhörer waren (a. a. O. S. 28, 31 f., 35).

118. Schon im heidnischen Alterthum war Jungfräulichkeit und Mutterschaft verbunden denkbar (S. 319). — Goethe denkt an die Mythe von Jo und ihrem Sohne Epaphus, den sie geboren hat, nachdem Zeus sie nur berührt und angehaucht hatte (ἐξ ἁπαφῆς καὶ ἐπιπνοίας Διός). Man vgl. auch Aeschylus' Prometheus, V. 857.

119. Von Stephanus an (S. 319). — Es ist hier natürlich der Protomartyr und schon von den Aposteln eingesetzte Diakon Stephanus aus dem ersten Jahrh. nach Christo gemeint.

120. Susdal (S. 320). — Russische Stadt, 5 Meilen nördlich von Wladimir, 30 Meilen nordöstlich von Moskau.

121. Das Bilderstürmen (S. 320). — Man hat hier nur an die Bilderkämpfe unter den byzantinischen Kaisern im 8. und 9. Jahrhundert zu denken, nicht etwa an die zur Zeit der Reformation.

122. Daß man ... dem auf dem Tuche Veronika's abgedruckten Heilandsgesicht gleichfalls eine Mohrenfarbe gegeben (S. 321). — Die Legende über die heilige Veronika gehört ihrem Entstehen nach erst dem 13. Jahrhundert an; daher dürfen auch die hier bezeichneten Darstellungen derselben in keine frühere Zeit gesetzt werden.

123. Die Thüren des Tempels Sankt Paul (S. 322) — in Rom.

124. Die beiden Kolossen (S. 322). — Die achtzehn Fuß hohen Statuen der Dioskuren mit ihren Rossen auf dem Monte Cavallo in Rom.

125. Werk des Herrn d'Agincourt (S. 322). — S. Werke, Bd. XXVIII. S. 414.

126. Führt nun sogar die dortige vorzüglichste Kolonie den Namen von Germanicus' Gemahlin (S. 323). — Köln ward im Jahre 37 v. Chr. auf Veranlassung des römischen Feldherrn Marcus Vipsanius Agrippa durch die Ubier angelegt und nach dieser Völkerschaft Urbs Ubiorum benannt. Den späteren Namen Colonia Agrippina erhielt es nicht, wie Goethe hier meint, von Agrippina, der Gemahlin des Germanicus, sondern von der gleichnamigen Tochter des Letzteren, der nachmaligen Gattin des Kaisers Claudius, welche in der Stadt der Ubier geboren war und im Jahre 50 n. Chr. eine römische Kolonie dorthin schickte.

127. Die Mutter Konstantin's des Großen, die Gemahlin Otto's (S. 323). — Die Erste ist die heilige Helena, gestorben 328, deren Gedächtnißtag die Kirche am 18. August feiert; die Gemahlin des deutschen Kaisers Otto II., der im Jahre 955 geboren, von 973 bis 983 regierte, war die byzantinische Prinzessin Theophania, durch die er die Anwartschaft auf Apulien und Kalabrien erhielt.

128. Man läßt eine britannische Prinzessin Ursula über Rom, einen afrikanischen Prinzen Gereon gleichfalls über Rom nach Köln gelangen (S. 323). — Goethe neigt sich hier noch zu einer Art historischer Erklärung der Legende von Ursula und den 11,000 Jungfrauen sowie der von Gereon, etwa so wie man die Nibelungensage auf die Kämpfe der ripuarischen und salischen Franken zurückführt, wenigstens insofern er in den Legenden ein Abbild historischer Vorgänge sieht. In neuerer Zeit hat man dagegen versucht, einen Zusammenhang ebenderselben mit der altgermanischen Religion herzustellen.

129. Wurde nun zu gleicher Zeit am Oberrhein die Thebaische Legion niedergemetzelt (S. 324). —

Die sehr sagenhafte Geschichte der „Thebaischen Legion", so genannt, weil sie in Oberägypten ausgehoben war, führt auf die Zeiten des Diokletian († 313) und des Maximianus Herculius († 310) zurück. Schon ihr Märtyrertod wird in der Legende abweichend von diesen Daten auf das Jahr 330 verlegt. Die Legion war bestimmt, gegen die Bagauden, eine Völkerschaft an der Rhone, zu kämpfen; die Soldaten weigerten sich aber als Christen, an dem gemeinsamen heidnischen Opfer des Heeres theilzunehmen. Darauf ließ Maximian auf Befehl des Diokletian die aus zehntausend Mann bestehende Legion zweimal nach einander dezimiren und, als auch dies vergeblich war, die ganze Legion von dem übrigen Heere tödten. Sie und ihr Anführer, der später zum Heiligen erklärte Mauritius, ertrugen den Tod ohne Widerstand. Ihre Reliquien werden theils in St. Maurice, südlich vom Genfer See zwischen Bouveret und Martigny, theils in Turin aufbewahrt. Der dem heiligen Mauritius und seinen Gefährten gewidmete Festtag ist der 22. September.

130. Unter den in der Boisserée'schen Sammlung befindlichen Bildern steht eine heilige Veronika billig obenan (S. 325). — Das bekannte jetzt in München in der Alten Pinakothek befindliche Bild im ersten Kabinet am zweiten Saal, Nr. 16, welches von Meister Wilhelm (s. Anmerkung 133) gemalt ist.

131. Wenn nun schon Wolfram von Eschenbach .... die Maler von Köln und Maestricht .... als die besten von Deutschland aufführt (S. 326 f.). — Man vgl. Parcival, S. 158, V. 13 ff. (Ausg. v. Lachmann):

„Als uns die âventiure gieht
von Kölne noch von Mâstrieht,
kein schiltaere entwürfe in baz
denn alser ûfem orse saz —"

oder nach der Uebersetzung von San Marte (Albert Schulz):

„Kein Maler von Köln oder Maastricht kann
— So sagt die Aventür' uns an —
Den Knappen also malen schön,
Wie er [Parcival] zu Roß hier anzusehn."

132. Daß die Gebeine der drei .... Könige von Mailand nach Köln gebracht wurden (S. 327). — Nach der Tradition sind die Gebeine der heil. drei Könige zuerst nach

Konstantinopel, dann nach Mailand und im 12. Jahrhundert durch Friedrich I. Barbarossa nach Köln gebracht worden.

133. Wilhelm von Köln (S. 327). — Die Blüthezeit dieses Malers wird in die Jahre 1360 bis 1388 gesetzt. Außer der schon oben in Anm. 130 erwähnten heiligen Veronika ist von ihm namentlich das Wandgemälde in der Kastorskirche zu Koblenz „Christus am Kreuz" berühmt.

134. Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst (S. 328). — Herausgegeben zu Köln von F. W. Carové und Eb. v. Groote. Die Beschreibung des Dombildes durch Wallraf (vgl. oben Anm. 42) erschien in dem für das Jahr 1816 bestimmten Theile des Taschenbuchs schon 1815.

135. Johann van Eyck (S. 329). — Ueber seine sehr unsichere Lebensgeschichte müssen wir auf die Kunstlexika verweisen, die sich meistens in einer seiner Bedeutung entsprechenden Ausführlichkeit über ihn verbreiten; nach Einigen ist er schon 1370, nach Andern erst in den neunziger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts geboren; sein Todesjahr 1441 steht fest.

136. Ein Gleiches gilt von einer einzelnen Tafel, worauf Lukas das Bild der heiligen säugenden Mutter entwirft (S. 332). — Lukas von Leiden, 1494—1533. Das hier genannte Bild ist in München in der Alten Pinakothek. Man vgl. auch S. 334 und das Personenregister zu Werke, Bd. XXIX.

137. Sieht man es denn Albrecht Dürern sonderlich an, daß er in Venedig gewesen (S. 334). — Albrecht Dürer war 1506 in seinem 35. Jahre auf längere Zeit in Venedig, wahrscheinlich aber auch schon auf seinen Jugendwanderungen 1492 oder 1493.

138. Hemmelinck, Israel van Mecheln . . . . ., Quintin Messis (S. 334). — Hans Hemmelinck (auch Memlinc genannt), geb. um 1440, lebte noch 1509. Sein berühmtestes Bild ist das große Altarbild in der Marienkirche zu Danzig, auf drei Tafeln die Darstellung des jüngsten Gerichts, der Hölle und des Aufenthaltes der Seligen enthaltend. Das Bild, früher andern Meistern zugeschrieben, trägt die Jahrzahl 1487 und wird jetzt wol allgemein als sein Werk anerkannt. Ueber sein Leben ist nichts Sicheres bekannt, ebenso wenig über das des Israel van Mecheln, wie H. dem 15. Jahrhundert angehörig, dem selbst kein vorhandenes Gemälde mit Sicherheit zu-

geschrieben werden kann. — Quintin Messis (Massys, Matsys, Metsigs, Massigs, Messigs, 1460—1530 oder 1531), war angeblich früher Schmied, daher der Schmied von Antwerpen genannt und soll die Malerei aus Liebe zu der Tochter eines Malers gelernt haben (Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem). — Man vgl. über diese Maler auch das Personenregister zu Werke, Bd. XXIX.

139. Nun aber tritt Schoreel auf, später Hemskerck (S. 334). — Schoreel (s. Werke, Bd. XXVIII. S. 851, dritte Anmerkung) war 1517 und 1522 bis 1523 in Italien; sein Schüler Martin von Hemskerck (1498—1574) verweilte gleichfalls drei Jahre daselbst.

140. Der Schaum der Ueberschätzung, der jetzt schon dem Kenner und Liebhaber widerlich ist, wird sich nach und nach verlieren (S. 335). — Gegen diese Ueberschätzung kämpft namentlich der damals noch nicht zu der neuen Anschauung bekehrte Meyer in dem Aufsatze „Neudeutsche religios-patriotische Kunst" in dem 2. Hefte des ersten Bandes von „Ueber Kunst und Alterthum".

141. Nachträgliches zu Heidelberg (S. 335, Z. 4 v. u. bis S. 336, Z. 24). — Auch dieser Abschnitt findet sich schon in dem 2. Hefte des 1. Bds von „Ueber Kunst und Alterthum", S. 210 f. Man vgl. dazu Anm. 104.

142. Wohlgemuth, Altdorfer, Beuckelaer und .... Johann von Melem (S. 336). — Michael Wohlgemuth (1434—1519), Maler und Holzschneider in Nürnberg; — Albrecht Altdorfer (1488—1538), der meistens in Regensburg lebte, gilt als einer der bedeutendsten Nachfolger von A. Dürer; — Johann Beuckelaer (Bucklaer) (1530—1610), niederländischer Maler; — Johann von Melem's Blüthezeit wird um das Jahr 1530 gesetzt.

143. Martin Schön, ... J. J. Walch ... Johann Mabuse (S. 336). — Martin Schön, in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts lebend, ist der Hauptrepräsentant einer Ulmer Künstlerfamilie, von der die Künstlerlexika außerdem noch zehn Mitglieder als Maler anführen, — Jakob Walch ein Nürnberger Maler, dessen Blüthezeit um 1470 gesetzt wird; bei Weitem bedeutender als Beide ist Joan Gossaert (Gossart), genannt Mabuse (dieser Name kommt in mindestens noch sechs Variationen vor), 1470 in Maubeuge geboren, 1532 in Antwerpen gestorben.

144. Glückte uns nochmals am Oberrhein zu verweilen, so bieten uns Mannheim ..... so wie auch Karlsruhe u. s. w. (S. 336). — Goethe war in Mannheim am 2. Oktober 1814 und am 30. September u. 1. Oktober 1815 gewesen, in Karlsruhe am 3. bis 5. Oktober 1815.

145. Herrn Hebel (S. 336). — Johann Peter H. (1760—1814), seit 1791 am Karlsruher Gymnasium als Lehrer, eine Zeit lang als Direktor thätig, später Prälat, hatte schon durch die erste Ausgabe seiner „Allemannischen Gedichte" (Karlsruhe 1803) Goethe's Aufmerksamkeit auf sich gezogen; die zweite Auflage recensirte Dieser in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung 1805 (s. Werke, Bd. XXIX. S. 418 ff.).

146. Nach der ersten Absicht dieser .... Blätter sollte nur von Kunst und Alterthum darin die Rede sein (S. 337). — Man vgl. den in unsre Ausgabe aus dem „Morgenblatt" neuaufgenommenen Aufsatz „Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden", Werke, Bd. XXIX. S. 331 ff., außerdem die Vorbemerkung oben S. 225 f.

147. Dem würdigen geistreichen Veteran Herrn Dr. Ehrmann in Frankfurt (S. 340). — Dr. Johann Christian E., praktischer Arzt und Medizinalrath in Frankfurt a. M., wird von Boisserée mehrfach wegen seiner Forschungen über die Geschichte der Bauhütten erwähnt, deren Resultate er nachher Diesem zur Verwerthung überließ. Außerdem werden auch seine wunderliche Persönlichkeit, seine Eigenheiten und sein geselliger Humor häufig besprochen. Man vgl. S. Boisserée, Bd. I. S. 145, 272, 279 f., und unten Anmerkung 150 unter dem 28. August 1815.

148. Dr. Büsching's „Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters" (S. 340). — Der Herausgeber ist der Werke, Bd. XXIX. S. 193 erwähnte Breslauer Professor Johann Gustav Gottlieb B. (1783—1829).

149. Die Nachricht ..., daß ... Seine Päpstliche Heiligkeit der Universität Heidelberg nicht nur die in Paris gefundenen Werke aus der ehemaligen pfälzischen Bibliothek überlassen u. s. w. (S. 340). — Boisserée schreibt aus Heidelberg an Goethe am 2. Dezember 1815: „Es wird Sie freuen, zu hören, daß der Papst in die

Zurückgabe der neununddreißig in Paris gewesenen hiesigen Handschriften eingewilligt hat; Fürst Hardenberg zeigte es vorgestern der Universität an. Wegen dem größern noch in Rom befindlichen Theil ist noch keine Antwort erfolgt, er wurde erst später gefordert" (II. S. 89). — Am 9. Febr. 1816 kann er aber bereits „die herrliche Nachricht von der Zurückgabe sämmtlicher noch in Rom befindlichen Heidelberger Handschriften" melden (II. S. 103).

---

150. Im Nachfolgenden ist zu besserem Ueberblicke und überhaupt zu biographischem Zwecke zusammengestellt, zu welcher Zeit Goethe auf seinen Reisen in den Jahren 1814 und 1815 in den einzelnen Orten gewesen ist; außerdem sind, so weit es möglich war, die während dieser Zeit von ihm verfaßten Gedichte, seine Korrespondenz und sein hauptsächlicher Verkehr angegeben.

Vom 25. Juli bis zum 27. Oktober 1814.

25. Juli. Abreise von Weimar. Drei Gedichte zum Divan: „Wenn zu der Regenwand", „Was doch Buntes dort verbindet", „Sollt' einmal durch Erfurt fahren".

26. Juli. Bis Fulda. Acht Gedichte zum Divan: „Wenn links an Baches Rand", „Lieblich ist des Mädchens Blick", „Und was im Pend-Nameh steht", „Keinen Reimer wird man finden", „Ros' und Lilie morgenthaulich", „Wenn Du auf dem Guten ruhst", „So lang man nüchtern ist", „Uebermacht, Ihr könnt es spüren".

27. Juli. Reise. Zum Divan: „Als wenn das auf Namen ruhte" (vollendet am 23. Dezember 1814).

28. Juli. Bis Frankfurt. „Ich sah meine zu ihrem Vortheil sehr veränderte Vaterstadt Nachts den 28sten [nicht: dem 25sten] beim doppelten Schein des klarsten Mondes und einer Ihrer Majestät dem König von Preußen gewidmeten Illumination zum ersten Mal wieder" (Goethe's Briefe an Fr. Aug. Wolf", S. 117).

29. Juli. Ankunft in Wiesbaden um Mitternacht. Zum Divan: „Staub ist eins der Elemente". In W. blieb Goethe bis zum 16. September, die Sonntage meistens in Biberich zubringend, in Verkehr namentlich mit Zelter, dem Oberbergrath Cramer und dem Ab-

vokaten Hundeshagen, jedoch mit einigen im Folgenden angegebenen Unterbrechungen.

31. Juli. Zum Divan: „Sagt es Niemand, nur dem Weisen".
2. August. Brief an den Herzog von Weimar (nicht im Briefwechsel).
3. August. „Am 3. August feierte ich das hohe Geburtsfest [des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen] in Mainz mit dem dortigen östreichischen und preußischen Militär und den Einwohnern". (Goethe's Briefe an Wolf, S. 117). Sulpiz Boisserée ladet G. nach Burtscheid bei Aachen ein.
13. August. Brief an den Herzog von Weimar (nicht im Briefwechsel, wohl aber die Antwort des Herzogs vom 16ten).
15. August. Fahrt nach Rüdesheim mit Zelter und Cramer.
16. August. Theilnahme am Sankt-Rochusfeste in Bingen.
23. August. Ankunft des Herzogs von Weimar in Wiesbaden bei seiner Rückkehr aus den Bädern von Aachen.
28. August. Zelter verhindert auf Goethe's Wunsch eine öffentliche Feier von dessen Geburtstag, und Dieser bringt den Tag in Biberich zu.
29. August. Brief an Riemer (Neuestes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, S. 219 f. „Das Fest des heil. Rochus habe schematisirt. Es kann recht artig werden.")
30. August. Brief an S. Boisserée, in dem Goethe seinen Besuch in Heidelberg für die Mitte September in Aussicht stellt. — Brief an Staatsrath Schulz in Berlin, der sich lebhaft für die „Propyläen" und die „Farbenlehre" interessirt hatte.
31. August. Zum Divan: „Wer kann gebieten den Vögeln". „Vom 1. bis 8. September verweilte ich im Rheingau, dessen Genuß und Uebersicht ich der Brentano'schen Familie schuldig geworden. Das rechte und linke Rheinufer lernte ich in der besten Gesellschaft und unter den günstigsten Umständen kennen." (Briefe an Wolf, S. 117.)
1. September. Ausflug von Winkel nach Eibingen und Rüdesheim.
2. September. Vollraths. Johannisberg.
3. September. Geisenheim, Rüdesheim.
4. September. Kapelle des Rhabanus, Mittelheim, Weinheim, Niederingelheim.

5. September. Rüdesheim, Bingen, Oberingelheim, Weinheim.
6. und 7. September. Ruhetage in Winkel.
8. September. Rückkehr nach Wiesbaden, wo Goethe vermuthlich noch bis etwa den 16. September blieb, alsdann Aufenthalt in Frankfurt bis zum 24. September. Sein eigener Bericht an Wolf über die Zeit lautet: „Ueber Hochheim, Flörsheim und Weilbach in Betrachtung mancher Naturgegenstände nach Frankfurt, wo ich mich ganz dem Wohlbehagen überließ, mit meinen theuern Landsleuten nach so langer Zeit wieder in Berührung zu kommen, welche mir alle Gelegenheit machten, die reichen Kunstschätze und die Schönheit der Umgebungen vollständig kennen zu lernen. Sollte ich übrigens alle Personen mit Namen nennen, denen ich Erfreuliches und Nützliches verdanke, so würde es ein großes Verzeichniß geben. Doch darf ich nicht verschweigen, daß ich in dem mir nah verwandten Schlosser'schen Hause die liebevollste Gastfreundschaft gefunden, daß die Brentano'sche Familie in allen ihren Zweigen mir eine von den Eltern ererbte Freundschaft und Neigung bewiesen, daß Herr Schütz (s. Anmerkung Nr. 94) bei belehrender Vorzeigung der trefflichen alten noch nicht aufgestellten Malereien keine Bemühung gespart, daß Herr Geheimerath von Willemer sein früheres Zutrauen auf jede Weise im hohen Grade abermals bethätigt, und daß meine ältern Schul- und akademischen Freunde, die noch übrig geblieben, mich mit warmer Liebe empfangen." — Vom 14. bis zum 21. September war auch S. Boisserée in Frankfurt und häufig in Goethe's Gesellschaft.
24. September. Goethe's Ankunft in Heidelberg (s. S. Boisserée, Bd. I. S. 225). (Die nachfolgenden Notizen sind zum Theil aus Boisserée's Tagebuch, zum Theil aus dem oben citirten Berichte an Wolf entnommen.)
25. September. „Sonntag auf dem Schloß."
26. September. „Bei Paulus."
27. September. „Bei Nägele und Frau von Humboldt."
28. September. „Bei Thibaut."
29. September. „Bei Voß und Frau von Humboldt."
30. September. „Bei Reizenstein."

1. Oktober. „Abendgesellschaft bei Boisserées."
2. Oktober. „In Mannheim." („So konnte ich auch in Mannheim mit Freunden vergangener Weimarischer Tage gedenken." Br. an Wolf.)
3. Oktober. „Bei Voß."
4. Oktober. „Paulus und Karl Wambold bei Boisserées."
5. Oktober. „Großes Gastmahl im ‚Erbprinzen'."
6. Oktober. „Martin und Wambold bei Boisserées."
7. Oktober. „Fries."
8. Oktober. „Abends Thibaut, Abegg und Lepick bei Boisserées".
9. Oktober. Goethe fährt gleichzeitig mit S. Boisserée nach Darmstadt. („So . . . erfreute ich mich in D. einer gnädigen Aufnahme der großherzoglichen Familie. Hier hatte ich zugleich ein vortreffliches Orchester und ein reiches Museum zu bewundern, welches dem Herrn Kabinetsrath Schleiermacher [s. oben S. 315] seine blühende Ordnung verdankt.")
10. Oktober. Goethe geht nach Frankfurt und bleibt daselbst noch bis zum 19ten. Er schreibt über die in Heidelberg und diese letzte in Frankfurt verlebte Zeit an Wolf: „Vom 24. September bis zum 8. Oktober befand ich mich in Heidelberg in Betrachtung der Boisserée'schen Sammlung, wo man die Stufen der niederländischen Kunstschule durch das byzantinische und gräzisirende Bemühen bis zu Johann van Eyck und dessen Schüler und Nachfolger auf eine Weise kennen lernt, die in Verwunderung setzt. Die hohen Verdienste von Männern, deren Namen man kaum gekannt, sind uns hier vor Augen gestellt und ein trüber Theil der Kunstgeschichte in das hellste Licht gesetzt. . . . Vom 13ten an kehrte ich wieder in meinen behaglichen Frankfurter Zustand zurück, beschaute Nachts den 18ten nach vollbrachtem wohlgeordnetem Feste vom Mühlberge die durch tausend und aber tausend Feuer erleuchtete Gebirgsreihe und sonstige ferne und nahe Gegend. Den 19ten war die Stadt aufs Prächtigste illuminirt, und ich glaubte mit dieser Feierlichkeit schließen zu müssen, obgleich noch mehrere Feste mich zu bleiben lockten."
20. bis 24. Oktober. Aufenthalt in Hanau. („In H. konnte

ich in dem Kabinet des Herrn Geheimerath Leonhard alle meine Kenntniſſe des unorganiſchen Reiches rekapituliren und ſie nicht wenig vermehren." Br. an Wolf.)

24. bis 27. Oktober. Rückreiſe nach Weimar. — Dem Oktober gehören vier Divangedichte an: „Welch ein Zuſtand! Herr, ſo ſpäte", „Heute haſt Du gut gegeſſen", „Nennen Dich den großen Dichter" (vor dem 9. Oktober geſchrieben, ſ. Werke, Bd. IV., Anmerkungen zu S. 181, S. 183 und 184); „Du mit Deinen braunen Locken", wofür ſich kein genaueres Datum angeben läßt.

Vom 24. Mai bis zum 11. Oktober 1815.

24. Mai. Von Weimar bis Eiſenach. Zum Divan: „Wenn der Menſch die Erde ſchätzet", „Bei Mondenſchein im Paradeis", „Vom Himmel ſteigend Jeſus bracht'", „Daß Suleika von Juſſuf entzückt war", „Warum Du nur oft ſo unhold biſt".

27. Mai. In Frankfurt. Zum Divan: „Was iſt ſchwer zu verbergen", „O wie ſelig ward mir", „Du vergehſt und biſt ſo freundlich", „Wenn der Körper ein Kerker iſt", „Reiteſt Du bei einem Schmied vorbei", „Ungezähmt, ſo wie ich war", „Dir mit Wohlgeruch zu koſen". (Das letzte Gedicht wird in der Quartausgabe der Werke unrichtig als in Wiesbaden verfaßt bezeichnet.)

29. Mai. Nach Wiesbaden, wo Goethe mit einigen Unterbrechungen bis zum 11. Juli bleibt und wieder die Sonntage oft nach Biberich geht.

30. Mai. Zum Divan: „Frage nicht, durch welche Pforte" und Ende Mai: „Sechs Begünſtigte des Hofes" (angefangen in Jena Ende Dezember 1814).

16. Juni. Brief an Zelter.

21. Juni. Zum Divan: „Süßes Kind, die Perlenreihen".

1. Juli. Zum Divan: „Was heißt denn Reichthum" und „Du zierlicher Knabe".

5. Juli. Brief an Riemer (vierzehntägige Krankheit von Goethe's Diener).

11. Juli. Brief an Döbereiner (ſ. Neueſtes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, S. 220).

16. Juli. Feſt in Biberich.

18. Juli. Brief an Gräfin Konſtanze von Fritſch (?) (ſ.

Neuestes Verzeichniß einer G.-Bibl., S. 220). — Goethe ist in Mainz bei dem Erzherzog Karl von Oestreich, mit dem er am 16ten und schon früher in Biberich zusammen gewesen war.

19. Juli. Uebergabe des Schlosses Johannisberg zunächst an Oestreich, worüber Goethe dem Herzog (Briefe Goethe's an Voigt, S. 582) wie folgt berichtet: „Nach vollbrachter Uebergabe, nach einem Umgang um Schloß und Berg, sodann einem heitern Mittagsmahl, die Gegend immerfort bewundernd, sah ich denn den kaiserlichen Adler über den alten in Eisen gegossenen Fuldischen Kreuzen schweben und also auch den Besitz dieses merkwürdigen Erdpunktes entschieden. Möge doch auch bald das Ew. Hoheit Zugesagte wirklich zu Theil werden!" — An demselben Tage erhielt Goethe die Anzeige, daß der östreichische Kaiser ihn zum Kommandeur des Leopold-Ordens ernannt habe.

20. Juli. Brief an den Herzog von Weimar.

21. Juli. Brief an Sulp. Boisserée.

25. bis 31. Juli. (Nach Goethe's Tagebuch bei Boisserée, Bd. II. S. 65, sind die Notizen über diese Tage zusammengestellt.) — „Dienstag den 25. Juli führte Herr Minister von Stein mich im Wagen bis Thal E[hrenbreitstein], im Nachen bis Köln" (s. oben Anm. 38).

26. Juli. „Der Dom, in und auswendig, oben und unten, mit allem Zubehör. Privatsammlungen. Merkwürdiges."

27. Juli. „Um die Stadt gefahren, Besuche, Bilder. Wallraf's angefüllte Wohnung, Gebäude, Schulrektor. Auch Bonn. Fuchs begleitete."

28. Juli. „Kanonikus Pick. Mittag: Andernach. Ueber Laach, die Steinbrüche nach Koblenz."

29. Juli. „Frühstück auf der Karthause, veranstaltet durch Görres und Familie. Zu Wagen ferner nach Nassau."

30. Juli (Sonntag). „In Nassau."

31. Juli. „In Wiesbaden", wo Goethe noch bis zum 10. August blieb.

1. August. Brief an Voigt, dem Goethe aus der Wiener Hofzeitung mittheilt: „Sr. k. k. Majestät haben vermittelst höchsten aus Speyer vom 28. Jun. erlassenen Kabinetschreibens dem herzogl. Weimar'schen geheimen

Rathe v. Goethe das Commandeurkreuz des Oesterreichisch-Kaiserl. Leopoldi-Ordens in Gnaden zu verleihen geruhet."

2. August. Ankunft von S. Boisserée in Wiesbaden, dessen sehr ausführliches Tagebuch, Bd. I. S. 248 ff. für die nächsten Tage als Quelle dient, auf die wir verweisen müssen.
3. August. Spaziergang mit Boisserée. — Brief an den Herzog (in der Korrespondenz fehlend).
4. August. Im Verkehr mit Boisserée.
5. August. Goethe ist bei der Großfürstin von Oldenburg in Biberich.
6. bis 9. August. Fast ausschließlicher Verkehr mit Boisserée. Ein Brief an den Herzog (nicht in der Korrespondenz); am 9. August Abschiedsschmaus bei Cramer.
10. August. Mit Boisserée nach Mainz.
11. August. In Mainz bei Professor Lehne, Graf Kesselstädt und Kaufmann Memminger. — Die Rheinlandschaften von Kaspar Schneider.
12. August. Nach Frankfurt, wo Goethe bis zum 19. September bleibt, theils in der Gerbermühle, der ländlichen Wohnung der Familie von Willemer, verweilend, theils in deren Hause in der Stadt. Ueber diese ganze Zeit finden sich sehr ausführliche Nachrichten bei Boisserée, Bd. I. S. 268—281, ebenso über den nachfolgenden Aufenthalt Goethe's in Heidelberg. Wir heben von diesen nur Einiges hervor.
19. August. Erste Bekanntschaft mit Dr. Ehrmann (s. oben Anmerkung 147), der sich anfangs ganz still verhält, nachher aber sehr belebt und geistreich wird.
26. August. Goethe wohnt der Hochzeit des Baumeisters Heß (s. oben Anm. 79) und der Jungfer Neuburg bei.
28. August. Große Feier von Goethe's Geburtstag auf der Gerbermühle. „Willemer eröffnete den Tisch mit einer passenden Anrede und Anspielung auf Freimaurersitte und brachte Goethe's Gesundheit aus, mit Wein aus seinem Geburtsjahr (1749) — es war 1748er Rheinwein. Durchgehend herrschte eine muntere Stimmung. Dann kam ein Brief vom Konsistorium an Geheimerath Willemer mit dem gedruckten Erlaubnißschein zur Haustaufe eines an diesem Tag geborenen, un-

ehlichen Sohns Wolfgang. Ein zweiter Brief kam in Knüttelversen, von einem Meistersänger Christian, darin war eine kurze Wiederholung von Goethe's Biographie, so weit sie jetzt gedruckt ist, mit den Namen aller seiner Mädchen in den Reimen, aber ohne den seinigen. Goethe merkte es gleich; beide Späße waren von Dr. Ehrmann."

8. September. Goethe zieht in das Willemer'sche Haus in der Stadt, wo er aber nur einige Tage bleibt und wieder in die Gerbermühle zurückkehrt.

9. September. Goethe mit Schlosser bei Dr. Grambs.

10. September. Boisserée bei Goethe, der ihm abräth, nach Weimar zu ziehen: „Seine Heiden machen es ihm, der er doch selbst ein Heide sei, oft zu arg. Das sei nichts für B."

14. September. Goethe besucht mit Boisserée die Sammlungen von Brentano und Birkenstock.

15. September. Mittags bei Guaita. — Besuch bei Serrand (Besitzer von Gemälden des Paul Veronese, Hobbema, Rubens). Zum Divan: „Nicht Gelegenheit macht Diebe". Gingo biloba (s. Werke, Bd. IV. S. 128).

16. bis 18. September. Reicher geselliger Verkehr auf der Gerbermühle. — Die Aufsätze über Köln, Bonn ꝛc. sind bereits fertig und werden Boisserée mitgetheilt; was Goethe über Frankfurt geschrieben, sekretirt er noch. — Zum Divan am 17ten: „Als ich auf dem Euphrat schiffte" und „Dies zu deuten bin erbötig".

19. September. „Lied eines Freiwilligen" wird vorgelesen. Eben dieses Gedicht, unter der Ueberschrift „Kriegsglück", war nach der Angabe der Quartausgabe schon am 14. Februar 1814 gedichtet (s. Werke, Bd. I. S. 84 ff.). — Fahrt nach Darmstadt.

20. September. In Darmstadt. Goethe ist bei Hofe und bei Moller.

21. September. Goethe geht mit Boisserée nach Heidelberg, wo Beide mit einer kurzen Unterbrechung durch eine Fahrt nach Karlsruhe bis zum 7. Oktober bleiben. — Zum Divan: „Laßt Euch, o Diplomaten" und „Die schön geschriebenen". (Von dem letzteren Gedichte steht unrichtig in Schöll's Ausgabe der Briefe

an Frau von Stein, Bd. III. S. 448, daß es in Frankfurt verfaßt sei.)

22. September. Creuzer und Daub sind bei Boisserée zu Tisch. Gespräch über neugriechische Dichtung. Zum Divan: „Sag, Du hast wol viel gedichtet", „An des luft'gen Brunnens Rand" und „Die Sonne kommt, ein Prachterscheinen".
23. September. Auf dem Schloß und bei Reizenstein.
24. September. Schloß. Unerwarteter Besuch der Familie Willemer. Zum Divan: „An vollen Büschelzweigen" und „Ist es möglich, Stern der Sterne".
25. September. Zum Divan: „Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde".
26. September. Bei Paulus. Zum Divan: „Volk und Knecht und Ueberwinder".
27. September. Bei Nägele und Frau von Humboldt.
28. September. Bei Thibaut. Ankunft des Herzogs von Weimar und seines Schwagers, des Landgrafen Christian von Darmstadt.
29. September. Bei Voß und Frau von Humboldt. Auf dem Schlosse und Betrachtung der Gemäldesammlung mit dem Herzoge. Abends bei Frau von Zillenhardt (einer natürlichen Tochter des Landgrafen).
30. September. Goethe geht mit dem Herzog nach Mannheim. Mittags bei Frau von Stryck, Abends bei dem Admiral Kinckel. Zum Divan: „Locken, haltet mich umfangen".
1. Oktober. In Mannheim. Der Herzog reist nach Darmstadt. Goethe geht nach Heidelberg zurück. Abendgesellschaft bei Boisserée. — Brief mit Reisenachrichten an Voigt.
3. Oktober. Mit Boisserée nach Karlsruhe. Urtheil über die Familie Willemer. „Lili" (Elisabeth Schönemann, spätere Frau von Türckheim) setzt Goethe bei seiner Lebensbeschreibung in Verlegenheit. Peinlicher Besuch bei Jung (Stilling).
4. Oktober. Besuch der Treibhäuser mit Geheimerath Gmelin. Hebel.
5. Oktober. Ablehnung der Einladung der Familie Jung. Rückkehr nach Heidelberg.
7. Oktober. Abreise Goethe's, der sich krank fühlt, mit

Boisserée. Uebernachten in Neckarelz. Zum Divan: „Kaum, daß ich Dich wieder habe". Der Fehler der Quartausgabe, das Gedicht nach Frankfurt zu verlegen, ist bereits Werke, Bd. IV. S. 151, zweite Anmerkung, verbessert.

8. Oktober. Bis Würzburg, von wo aus Boisserée, da Goethe sich wieder wohl fühlt, umkehrt.

9. bis 11. Oktober. Ueber Meiningen und Gotha nach Weimar. Zum Divan am 10ten: „Wie des Goldschmieds Bazarlädchen".

Zur Revision des Textes.

Aus einer Reise in die Schweiz
im Jahre 1797.

Texte: Die Ausgaben 6 bis 15 und K; — Goethe's Briefe an Heinrich Meyer, in: Riemer, „Briefe von und an Goethe" (BGM); — „Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel" (BGK); — „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", 3. Ausg. (BSG); — „Briefwechsel des Großherzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe" (BHG); — „Goethe's Briefe an Christian Gottlob von Voigt" (BGV).

Seite Zeile

19. 4. Weimar; — 15 Frankfurt.
5. bis S. 20 Z. 23 fehlt in BGM.
18. Frieß; — 6a und K Fries.

20. 26 u. 27. Herrmann und Dorothea — fehlt in BGM.
31. nun; — BGM noch.
32. von; — BGM vor.
35 u. 36. die wahren, ächten Menschenproportionen; — BGM die wahre ächte Menschenproportion.
38. vielleicht, nach GBM; — in den Ausgaben fehlt das Wort.

21. 9. jener; — BGM einer.
12. auch, nach BGM; — fehlt in den Ausgaben.
15. wollen; — BGM wollten.
18. einen um den andern Tag; — BGM über den andern Tag.
20—30. fehlt in BGM.
31. am; — 11a bis 14 den.
32. Am 28.; — 6 und 6a Am 8.

23. 11. sehr große; — BGM größere.
19. Exposition; — BGM Prolog.
24. die Geschichte, nach BGM; — alle Ausgaben ganz gegen den nothwendigen Sinn als die Geschichte.
26. auch; — BGM auf.
34. eine prosodische, nach BGM; — alle Ausgaben einer prosodischen.
36. was; — 11 bis 14 das.

24. 23 u. 24. Aus . . . will; — in BGM ist dieser Satz noch an das Vorige angeschlossen.
35. treffen; — BGM finden.

Seite Zeile

25. 24. nun; — BGM nur.
22 u. 23. um . . . zu nutzen; — BGM ebenso, nur nützen; — sämmtliche Ausgaben und . . . nutzen.
26. 2. Widerspruch; — BGM Beschränktheit und Widerspruch.
7. vindizirt; — BGM zuschreibt.
9. der auch seit einigen Tagen hier ist — fehlt in BGM.
11. die Tragödie, nach BGM; — sämmtliche Ausgaben Tragödie.
12. aber, nach BGM; — sämmtliche Ausgaben eben.
27. 14. nothdürftigen; — 11 nothdürftigsten.
26. Schillern, nach BGM, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Schiller.
28. 6—9. fehlt in BGM.
9. Amalie, nach BGM; — die Ausgaben Amelie.
12. soliden; — BGM solidern.
19. den 8.; — BSG den 9.
23. ihrer, nach BGV und der Konstruktion; — sämmtliche Texte ihre.
29. 5 u. 6. So . . . angekommen; — BSG Ohne den mindesten Anstoß bin ich vergnügt und gesund nach Frankfurt gelangt. In sämmtlichen Ausgaben steht am 3ten; richtig ist am 2ten, da Goethe am 30sten Juli abgereist und vier Tage unterwegs gewesen ist. Vgl. S. 171, Anm. 26.
13. käme; — BSG kämen.
16. Tagen; — BSG acht Tagen.
„ ist — fehlt in BSG.
18. meiner, nach BSG; — die Ausgaben einer.
21. Publikum; — BSG Publico.
24. Vergnügungen; — BSG Vergnügen.
„ soll; — BSG sollen.
31. gebietet; — BSG sie gebietet.
30. 1—18. Dieser Abschnitt steht außer in BSG auch in BGM mit dem Datum den 10. August.
5. in; — BGM im.
7. schreiben; — BSG und BGM machen.
11. gerechtestes; — BGM gerechtes.
14 u. 15. jetzt das hiesige Theater; — BSG das hiesige Theater jetzt.
17. das — fehlt in BGM.
27. Schweitzerischen, nach der Textrevision zu Bd. XXII. S. 130; die Ausg. Schweizerschen oder Schweizerischen; vgl. S. 43, Z. 6.
32. 23. Frankfurt und 1797 — fehlt in 6 bis 9 und K.
23. bis S. 34, Z. 20. Das Ganze ist ein Brief an Karl August, dem nur die beiden Abschnitte S. 33, Z. 15—29 aus dem Briefe an Knebel vom 10. Aug. eingefügt sind. Der erste Brief enthält zum Schluß noch folgende Worte: „Leben Sie recht wohl und gedenken mein. Nehmen Sie diese unbedeutenden Blätter gütig auf. Wenn ich mich gewöhnen kann, auf der Reise mich auch Abwesenden mitzutheilen, so giebt es auch wol immer etwas Interessanteres. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden."
33. 6. Bei Alledem; — GBV Indessen.
13. jetzt — fehlt in BGK.
„ viel; — BGK sehr viel.
32. von; — 15 vor.
35. Nibdagrund; — 6 bis 9 Nitagrund.

Seite Zeile

3. 40. sich gebildet hat; — BGV besteht.
14. 21. den 14.; — BSG den 17.
„ 1797 — fehlt in 6, 6a, 8 und K.
22. sah ich die Oper „Palmira"; — BSG habe ich die Oper Palmira aufführen sehen.
23. aber; — BSG auch.
32. aber auf dem Theater; — BSG auf dem Theater aber.
37. als der Landschaftsmaler thun; — BSG thun als der Landschaftsmaler.
5. 16. die — fehlt in BSG.
25. den Details; — BSG dem Detail.
6. 31. Geberden; — 11 Geberde.
7. 15. Molay, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Molai.
29. bis S. 39 Z. 27 aus einem Briefe an Schiller, datirt den 22. August 1797.
8. 20. aufmerksam; — BSG aufmerksamen.
9. 3. in gewissem, nach BSG; — die Ausgaben im gewissen.
5. eben, nach BSG — fehlt in den Ausgaben.
6. Preiscourante; — 6 und 6a Preiscurrente.
8. einschalte; — BSG einfüge.
9. nachher; — BSG sodann.
12. Sodann nehme ich; — BSG Ich nehme sodann.
23. dem Allem; — BSG allem dem.
24. angewandelt; — BSG anwandelt.
28. bis S. 40 Z. 7 aus einem undatirten Briefe (Nr. 356) an Schiller.
„ mich nun; — BSG nun mich.
29. nur, nach BSG; — die Ausgaben mehr.
41. es ist; — 15 ist es.
0. 2. Stäfa; — 6 und 6a Stäfe.
1. 5. Vor dem Beginn dieses Abschnittes haben die Ausgaben 6 bis 9 und K noch eine Wiederholung des früheren Datums Frankfurt den 18. August 1797.
3. 24. Zeil; — alle Texte Zeile. Man vgl. die Textrevision Bd. XX. zu S. 14, Z. 26.
3. 27. stickt; — 11a bis 13 steckt.
4. 6. hätte; — sämmtliche Texte hätten, was nach der Konstruktion unmöglich ist.
10. Plane, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Pläne.
5. 35 u. 36. Familien — fehlt in 11.
7. 26. Ein-; — 6 bis 9 ein.
37. bis S. 48 Z. 5. Aus einem undatirten Briefe (Nr. 356) an Schiller.
„ Realism; — BSG Realismus.
39. Undenische, nach BSG; — die Ausgaben Undinische.
3. 5. Besonnenheit; — BSG Besinnung.
26. Franzos, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Franzose.
„ schwätzt, nach 6 bis 9, 14, 15 und K; — 11 bis 13 schwatzt.
29. drin; — 11 darin.
36. sich — fehlt in 12.
). 15. zum Exempel, nach 6 bis 9 (z. E.); — 11 bis 15 zum Beispiel; K z. B.
30 u. 31. den Duell; — 11 bis 14 das Duell.
). 14. mehr — fehlt in 12.

Seite	Zeile	
51.	9.	Cuſtinens, nach der Analogie von Bd. XXV. S. 110, Z. 4 und 25; — ſämmtliche Texte Cuſtine's.
	19.	ſeinen — Lesart aller Ausgaben, obgleich die Konſtruktion außerordentlich frei iſt.
	28.	Sprendlingen, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Sprenglingen.
52.	3.	Syenite, nach 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 Sienite.
54.	16.	zeigt; — 12 zeigte.
	19.	jenſeit, nach 6, 6a und K; — 8 bis 15 jenſeits.
55.	12.	ſolle; — 6 und 11 bis 14 ſollte.
57.	24.	Gemeinde, nach 11 bis 14; — 6 bis 9, 15 und K Gemeine, obgleich ſonſt faſt ſtets die erſte Wortform gewählt iſt.
	28.	drauf; — 11 darauf.
58.	21.	den — fehlt in 11.
59.	20.	Aeskulap's, nach 6 bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 Aeskulap.
60.	1.	Saraſiniſche, nach 9 bis 15; — 6, 6a und K Sarraſiniſche.
	17.	noch; — 11 und.
61.	2.	Familien, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Familie.
62.	3.	in; — 11 bis 14 im.
	20.	Bürgermeiſter; — 11 bis 13 Burgemeiſter.
64.	8.	Böckingen; — 6, 6a und K Bockingen.
	23.	Asperg; — 11 bis 14 Asberg.
	40 u. 41.	Dieſe Bilder .... iſt. Man vgl. die Bemerkung zu S. 51, Z. 19.
66.	23.	Both; — 6, 6a und K Bott.
	25.	bis S. 69 Z. 5. Brief an Schiller (Nr. 363a).
	25—27.	Wir beſuchten ... Modell; — BSG Wir gingen gleich zu Profeſſor Danneder, bei dem ich einen Hektor, der den Paris ſchilt, ein etwas über Lebensgröße in Gips ausgeführtes Modell, fand.
	30.	desgleichen; — BSG ferner.
	36.	Schiller's; — BSG Ihrer.
	37.	erregt. — Dahinter in BSG noch die Sätze: Der Ausguß, den Sie beſitzen, läßt dieſe Arbeit wirklich nicht ahnen. Der Marmor iſt darnach angelegt, und wenn die Ausführung ſo geräth, ſo giebt es ein ſehr bedeutendes Bild.
67.	18.	ebenſo; — BSG ſo.
	22.	angenehm — fehlt in BSG.
	23.	Herrn — fehlt in BSG.
	"	Scheffauer's; — 6 und 6a Scheffhauers.
	"	Werkſtatt; — dahinter in BSG als Parentheſe: ihn ſelbſt traf ich nicht an.
	25.	ſeine, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 deſſen.
68.	1 u. 2.	Was ... ſagen; — BSG: Was ſagen Sie zu dieſer Wahl überhaupt?
	9.	ſich's; — BSG ſich.
	11.	Indeſſen; — BSG Indeß.
	17.	Müllern, nach BSG, 6 bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 Müller, ebenſo a. and. O.
	23.	ſehr vollkommen; — BSG fürtrefflich.
	24.	„Auch einem Tod eines Generals"; — 11 auch an einem Tod eines Generals.

Seite Zeile

68. 27. Trumbul, nach 9 bis 15 und K; — BSG, 6 und 6a Trombul.
33. immer — fehlt in BSG.
38. vorzüglichen; — BSG fürtrefflichen.
39. Nuoff; — 6 und 6a Nueff.
69. 2. Rapp's; — BSG Herrn Rapps.
6. bis S. 70 Z. 18. Brief an Schiller vom 31. August (Nr. 363 b).
7. Ueber das, was ich gestern gesehen; — BSG Hier haben Sie ungefähr den Inhalt meines gestrigen Tages, den ich, wie Sie sehen, recht gut zugebracht habe. Uebrigens...
18. diesem. In BSG folgt noch: das ich niedergeschrieben habe, als wenn Ihnen nicht selbst schon ein großer Theil bekannt wäre.
20. müssen; — BSG müssen, und das vielleicht dem folgenden Almanach gut thun wird.
21 u. 22. ähnliche recht artige Sachen; — BSG recht artige Sachen von dieser Art.
28. Einen, nach BSG, 11a bis 15 und K; — 6 bis 9 einem.
70. 2. zusammenschreiben; — BSG zusammenschreiben. Denken Sie doch auch indeß immer weiter über die poetischen Formen und Stoffe nach.
14. zu tragen; — BSG zu tragen. Ihrer und der Ihrigen erinnert man sich mit viel Liebe und Freude, ja ich darf wohl sagen, mit Enthusiasmus. Und somit sei Ihnen heute ein Lebewohl gesagt.
18. gelitten; — BSG gelitten habe.
35. kauft; — 11a und 12 kaufte.
71. 17. Säuglingen; — 15 Säuglinge (Druckfehler).
72. 34. Häßlach, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Gaisburg.
74. 17. Franzen, nach 6 bis 9, 14, 15 und K; — 11 bis 13 Fransen.
75. 12. das, nach 6 bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 was.
78. 3. Wouverman; — die Texte Wouvermann.
8. Lorrain, nach 6 bis 11, 15 und K; — 11a bis 14 Lorraine
25. Schmieden, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Schmiedheim.
26. es, nach 6, 6a und K; — 9 bis 15 er.
27. Seyffer, nach 8 bis 15 und K; — 6 und 6a Seyfarth.
79. 8. Lieven; — 6 und 6a Liven.
25. Nikolaus, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Nikolas.
33. Partikulierstadt; — 14 und 15 Particulierssstadt.
30. hier, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 hie.
„ schilt; — 11 schielt.
80. 20. Wolffermann; — 6, 6a und K Wolfermann.
21. Heem; — 6, 6a und K Hem.
22. Oelfarbe Früchte; — 15 Oelfarbe, Früchten.
32. Pequin; — 6 bis 9 und K Pekin.
81. 1. ein Faun; — 11 eine Faun.
11. Heideloff; — 6 und 6a Heidloff; 9 Heideloff.
11 u. 12. Oberlieutenant, nach 6 bis 11 und K; — 11a, 12, 14 und 15 Obristlieutenant; 13 Oberstlieutenant.
22. Kalkspäthe; — 11a bis 13 Kalkspathe, und so öfter.
31. Guercin, nach 9, 15 und K; — 6 und 6a Quercin; — 11 bis 14 Guercino.

Seite	Zeile	
81.	32.	Biermann's; — 6 bis 9 Bir(r)manns.
82.	9.	nöthige; — 11 nöthigte.
83.	11.	Ton; — 6 und 6a Thon.
85.	16.	Den 6. September 1797 — fehlt in 11a bis 15, die Jahreszahl hier und außerdem S. 89, 125, 127 und öfter in 6, 6a und K.
	23.	neunzehn Jahre; — 11 16 Jahre.
86.	24.	zeigen; — 11 bis 15 zeigten.
	25.	Den 6. September — fehlt in 11 bis 15.
87.	7.	fünf ein halb, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 halb sechs, entsprechend a. and. O.
88.	18.	Ploucquet; — 6 und 6a Plouquet.
	20.	und S. 89 Z. 4 und 26. Tübingen — fehlt in 6 bis 9 und K.
89.	14.	leichtern; — 14 und 15 leichten.
	15.	Georg, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K George.
	„	Mömpelgard; — 6 und 6a Mümpelgard.
	31.	Majer, nach 9 bis 15; — 6, 6a und K Meyer.
90.	1.	bis S. 95 Z. 15. Der Brief ist abgedruckt in BHG, Bd. I. 223 ff.
91.	4.	zu; — 11 zur.
	14.	zu; — 11 bis 15 zur.
	29.	angefrischt; — 15 aufgefrischt.
92.	16.	viel, nach BHG, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 viele.
93.	10.	arbeitete; — 11a bis 15 arbeitet.
	18.	jetzo, nach BHG, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 jetzt.
	35.	von Madeweiß, nach 11 bis 15; — BHG, 6 bis 9 und K Madeweiß.
94.	22.	hier, nach BHG, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 hie.
95.	2.	kann, nach BHG und 6 bis 9; — 11 bis 15 und K kann man.
96.	7.	einfärbig, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 einfarbig.
97.	8.	bis S. 99 Z. 39. Brief an Schiller, Absatz 3 bis 6 der Nr. 364 des Briefwechsels.
	19.	das, nach BSG, 6 bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 was.
	35.	Handelsweise, nach BSG, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Handlungsweise.
98.	1.	Denkungsart, nach BSG, 6 bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 Denkart.
	15.	ist — fehlt in BSG.
99.	13.	Birnen; — s. die Textrevision in Bd. I. S. 303 zu S. 247.
100.	32.	Balingen, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Bahlingen.
101.	35 u. 36.	ein Schlößchen; — 11 eine Kirche.
102.	34.	Thayngen (s. die Karten und Stein's Handbuch der Geographie), wie K; — 6 bis 9 Thäingen; 11 bis 15 Thaingen; ebenso S. 105 Z. 3.
103.	2.	hinunterwendet; — 15 hinunterwindet.
	32.	verbreitet; — 14 und 15 verbreitert.
	33	Lehden (wüste Stellen, Haideland), nach 9 bis 15 und K; — 6 und 6a Leden.
104.	10.	hatte; — 14 und 15 habe.
	31.	Hilzingen; — 6 bis 9 Holzingen, ebenso a. and. O.
	32.	Wiesewachs, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Wiesenwachs
	34.	Amtschreiber, nach 6 bis 11 und K; — 11a bis 15 Amtsschreiber.
105.	24.	Beidem; — 11a und 12 beiden.

Seite Zeile

106. 18 u. 20. 1797 — fehlt in 6 bis 9 und K, ebenso in denselben an der letzten Stelle Schaffhausen.
21. halb sieben; — 6 und 6a 6½; 11 halb acht.
109. 20. zieht; — 11a bis 15 sieht.
110. 8. dran, nach 6 bis 11 und K; — 11a bis 15 daran.
18. Schaffhauser; — 6a bis 9 und K Schaffhäuser.
27. Sous; — 11 bis 13 Sou.
112. 20. Zürich — fehlt in 6 bis 9.
113. 7. Bülach; — 6 bis 9 Bulach, ebenso a. and. O.
114. 4. Zürich ... 1797 — fehlt in 6 bis 9 und K, ebenso Z. 23 Stäfa; die Jahrzahl 1797 fehlt außerdem an den nächsten vier Stellen.
25. Herrliberg; — 6 und 6a Herliberg.
115. 14. Sonntags; — 11 bis 15 Sonntag.
17. wornach, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 wonach.
24. bis S. 116 Z. 33. Der Brief ist abgedruckt in BGV, S. 203 ff.
25. den 25.; — BGV den 26.
27. dem Herzog; — BGV Serenissimo.
116. 20. gar — fehlt in 15.
25. meinen August; — BGV den Kleinen.
117. 12 u. 13. dem Herzog; — BGV Serenissimo.
17. bis S. 118 Z. 26. Vgl. die Textrevision Werke, Bd. II. S. 484 zu S. 53 und 54 desselben Bandes.
118. 27. bis S. 119 Z. 41. Außer einigen Auslassungen übereinstimmend mit BSG, Nr. 368.
28. durchgeschwätzt; — 11 bis 14 durchgeschwatzt.
119. 12. oder, nach BSG und 11 bis 15; — 6 bis 9 und K und.
13. subsumiren; — 6a subsummiren.
120. 11. ungefähr — fehlt in 11a bis 15.
23. sein werde; — BSG bin.
27. dieser; — BSG der.
36. finden. — In BSG folgt noch: Leben Sie recht wohl!
123. 3. Richterschwyl, nach 9, 11a bis 15 und K; — 6 und 6a Richterswyl; 11 Richtenschwyl.
8 u. 9. Rapperschwyl, nach 9 bis 15 und K; — 6 und 6a Rapperswyl.
124. 5 u. 6. Farnkraut, wie 15; — 6 bis 9, 14 und K Farrnkraut; 11 bis 13 Farrenkraut.
125. 3. Uznach, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Uznach.
5. Fußsteiges, nach K; — 6 bis 9 Flußsteiges; 11 bis 15 Fußstieges.
126. 9. Imgleichen, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Ingleichen, was allerdings S. 129, Z. 20 auch in 6 bis 9 und K steht.
" Granat; — 15 Granit.
28. Kalkfelstrümmern, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Kalkfelstrümmer.
127. 7. Hakens; — 6 und 6a Haggens.
23. Lowerzer, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Lauerzer.
128. 3. Muotthathal, nach 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 Mottenthal, ebenso a. and. O.
129. 4. Steinrutsche; — 15 Steinrutsch.
21. Schwalbenversammlung; — 15 Schwalbensammlung.
130. 20. einem; — 6 bis 9 einen.

Seite	Zeile	
132.	K.	Göschenen; — 11 Göschinen.
	9.	Ursern, nach 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 Urseren.
133.	10.	gutes, nach 6 bis 9 und 15; — 11 bis 14 und K guten.
134.	1.	Nager's und Dr. Halter's, nach 9; — 6, 6a und K Nagers und Dr. Halters; — 11 bis 15 Nager und Dr. Halter.
	33.	Hunde, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Hund.
136.	9.	derselbigen; — 11, 14 und 15 derselben.
	30.	Wäggis, nach 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 Weggis.
137.	33.	den; — 14 und 15 am.
138.	6.	Küßnacht; — 6 und 6a Küsnacht.
139.	2.	Gotthard's, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Gotthard.
	12.	Arth, nach 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 Art.
141.	9.	bis S. 144 Z. 15. — Im Ganzen übereinstimmend mit BSG, Nr. 372.
	16.	Aus den Gebirgen sind wir glücklich zurückgekehrt; — BSG Kaum hatte ich mich in Zürich mit dem guten Meyer zusammengefunden, kaum waren wir zusammen hier angelangt, kaum hatte ich mich an seinen mitgebrachten Arbeiten, an der angenehmen Gegend und ihrer Cultur erfreut, als die nahen Gebirge mir eine gewisse Unruhe gaben und das schöne Wetter den Wunsch unterhielt, mich ihnen zu nähern, ja sie zu besteigen.
	17.	zu dieser Ausflucht; — BSG dazu.
142.	1.	Gegenden, nach BSG, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Gegend.
143.	4.	fast; — BSG fest.
	40.	wieder — fehlt in BSG.
144.	15.	In BSG folgt noch: „Den Schluß des Almanachs hoffe ich noch in Zürich zu erhalten, Cotta ist in seinen Speditionen sehr regelmäßig. — Den Ibycus finde ich sehr gut gerathen, und beim Schlusse wüßte ich nun auch nichts mehr zu erinnern. Es verlangt mich nun sehr, das Ganze zu übersehen. Da meine artige Müllerin eine gute Aufnahme gefunden, so schicke ich noch ein Lied, das wir ihren Reizen verdanken. Es wird recht gut sein, wenn der nächste Almanach reich an Liedern wird, und die Glocke muß nur um desto besser klingen, als das Erz länger in Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt ist."
	16.	bis S. 145 Z. 19. Uebereinstimmend mit BGV, S. 207 f.
	27.	Unheil; — BGV Unglück.
	36.	roth-, nach 11a bis 15; — BGV, 6 bis 11 und K roth.
145.	20.	bis S. 146 Z. 41. S. BHG, Bd. I. S. 231 ff.
	25.	nach- und entgegenschallt. In der Hirzel'schen Handschrift (s. Neuestes Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek, S. 207) nahe und entgegenschallt.
148.	10.	bis S. 151 Z. 34. Man vergl. die Textrevision zu Werke, Bd. II. S. 48—52, ebendas. S. 484 und Bd. V. S. 319.
151.	35.	und S. 152 Z. 1, 3, 5, 8, 11, 16. Die Ortsnamen und die Jahreszahl fehlen in 6 bis 9, die letztere auch in K.
152.	17.	Füeßli, nach 6 bis 9 und K; — 11 Füßle; 11a bis 15 Füßli.
153.	1.	bis S. 154 Z. 7. S. BGV, S. 208 f.
	1.	und S. 154, Z. 8. An fehlt in 6 bis 9.
	16.	Dauthe, nach 11 bis 15; — BGV, 6 bis 9 und K Daute.
	24.	meinen; — BGV mein.

Seite Zeile

154. 22. eine, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K ein.
155. 29. bis S. 157 Z. 34. S. BSG, Nr. 375.
28. Wir gedenken; — BSG Denn wir gedenken.
37. dann, nach BSG; — sämmtliche Ausgaben denn.
156. 2. um, um, nach BSG; — die Ausgaben um.
9. zuläßlichen; — BSG zuläßigen.
11. Vulkan's, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Vulkan.
17. In BSG folgt noch: Leben Sie nochmals recht wohl!
18. Später, nach 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Späterer Zusatz.
157. 29. Erschaffung; — 15 Erschlaffung.
159. 1—14. S. BSG, Nr. 377.
7. In BSG folgt noch: „Den Almanach haben wir erst hier erhalten und uns besonders über den Eisenhammer gefreut. Sie haben kaum etwas mit so glücklichem Humor gemacht, und die retardirende Messe ist von dem besten Effect. Auch ist das Geheimniß sehr lobenswürdig. — Es freut mich, daß Hermann in Ihren Händen ist und daß er sich hält. Was Sie vom Meister sagen, verstehe ich recht gut, es ist Alles wahr und noch mehr. Gerade seine Unvollkommenheit hat mir am Meisten Mühe gemacht. Eine reine Form hilft und trägt, da eine unreine überall hindert und zerrt. Er mag indessen sein, was er ist, es wird mir nicht leicht wieder begegnen, daß ich mich im Gegenstand und in der Form vergreife, und wir wollen abwarten, was uns der Genius im Herbste des Lebens gönnen mag."
13. geschrieben, er; — BSG geschrieben und.
160. 13. Dinkelsbühl, nach 9 bis 15 und K; — 6 u. 6a Dünkelsbühl.
19. einigen; — 15 einige.
26. bis S. 161 Z. 11. Man vgl. die Textrevision Werke, Bd. V. S. 310.
161. 14. Eybach, nach 11 bis 15; — 6 bis 9 und K Eubach.
18—27. S. BSG, Nr. 378.
28—33. BSG: Bald habe ich das Vergnügen, Sie.....erfragen. Meyer grüßt.

Aus einer Reise am Rhein, Main und Neckar

in den Jahren 1814 und 1815.

Texte: KA („Ueber Kunst und Alterthum in den Rhein- und Mayn-Gegenden", Ersten Bandes erstes, zweites und drittes Heft. 1816. 1817), die Ausgaben 6 bis 15 und K.

Sankt-Rochusfest zu Bingen.

In KA, Ersten Bandes zweites Heft, welches diesen Aufsatz zuerst brachte, findet sich eine Abbildung mit der Unterschrift: St. Rochus zu Bingen, nebst beschreibendem Texte (a. a. O. S. 178—180). Da der Verfasser des letzteren ohne Zweifel Goethe ist, so theilen wir die Stelle nachstehend mit:

„Das Bild des heiligen Rochus, wovon der Umriß gegenwärtigem Hefte vorsteht, ist von wohldenkenden Anwohnern des Rheins und Mayns gestiftet in die Capelle über Bingen zum Andenken der Feyer jener friedlichen Wiederherstellung vom 16. August 1814.

„Der Heilige ist darauf als Jüngling vorgestellt, der seinem verödeten Pallast den Rücken wendet. Die Pilgerkleidung zeigt uns den Stand an, welchen er ergriffen. Zu seiner Rechten sehen wir ein Kind, das sich an Silbergeschirr und Perlen als einer Ausbeute frommer Güterspende freut, zur Linken ein zu spät gekommenes, unschuldig flehendes Geschöpf, dem er die letzten Goldstücke aus dem Beutel hinschüttet, ja den Beutel selbst nachzuwerfen scheint. Unten zur Rechten drängt sich ein Hündchen heraus, die Wanderung mit anzutreten bereit; es ist freilich nicht dasselbige, welches ihm in der Folgezeit so wunderbar hilfreich geworden, aber darauf deutet es, daß er, als freundlicher und frommer Mann, auch solchen Geschöpfen wohlthätig gewesen und dadurch verdient von ihresgleichen künftighin unverhofft gerettet zu werden.

„Hinten, über die mit Orangebäumchen gezierte Mauer sieht man in eine Wildniß, anzudeuten, daß der fromme Mann sich von der Welt gänzlich ablösen und in die Wüste ziehen werde. Eine durch die Lüfte sich im Bogen schwingende Kette von Zugvögeln deutet auf die Weite seiner Wanderschaft, indessen der Brunnen im Hofe immerfort läuft und auf die unabgetheilte Zeit hinweist, welche fließt und fließen wird, der Mensch mag wandern oder zurückkehren, geboren werden oder sterben.

„Haben wir diesen Nebendingen zu viel Bedeutung beigelegt, so mag uns die Neigung des Jahrhunderts entschuldigen, welche überall Zusammenhang, Allegorie und Geheimniß, mit Recht oder Unrecht, aufzusuchen Lust hat."

Seite Zeile

230. 24 u. 30. Ellfeld, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Elfeld.
231. 22. verflächen, nach KA bis 9, 15 und K; — 11 bis 14 verflachen.
23. Lehmenboden, nach KA bis 9, 14, 15 und K; — 11 bis 13 Leimenboden.
28. Reichartshausen, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Reichardtshausen.
34. Oestrich, nach 11a bis 15; — KA, 6 bis 11 und K Oestreich.
232. 33. der, nach 6 bis 14 und K; — KA und 15 den.
233. 4. frommen; — KA und 15 fromme.
33. Sünde, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 Sünden.
234. 31. bedeutender, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 bedeutenden.
236. 2. Rheinbreitbach, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Rheinbreitenbach.
11. jähen, nach 11 bis 14; — KA bis 9, 15 und K gähen.
237. 28. Folgereihe, nach KA bis 11; — 11a bis 15 u. K Folgenreihe.
238. 9. Ruprecht's, wie 15; — KA bis 9 und K Rupprechts; — 11 bis 14 Ruprecht.
239. 2. erhob; — KA und 15 erhub.
18. Nahe; — KA Nahr.
28. dies; — 14 und 15 dieses.
240. 25. stattlich; — KA, 6 und 6a staatlich.
241. 18. flinker, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 flinken.
19. trefflichem; — KA trefflichen.
242. 4. schämt; — 14 und 15 schämte.
18. zu, nach KA, 6 bis 9, 13 u. K; — 11, 11a, 12, 14 u. 15 zur.
18. Jemandem; — KA bis 9 u. K jemanden; 11 bis 15 jemand.
41. seinen; — KA seinem.
243. 23. Aßmannshäuser, nach 11 bis 15 und K; — KA bis 9 Asmannshäuser, ebenso a. and. O.

Seite Zeile

244. 16. nun, nach 6; — alle andern Texte uns.
33. dann, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 denn.
35. hielte; — 11 hielt.
39. ansteckenden; — KA ansteckende.
40. aufwarten; — 15 anwarten (Druckfehler).
245. 5. hielte, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K hielt.
15. thöricht, nach 11 bis 15; — KA und K thörigt; 6 bis 9 thörig.
16. durch; — 15 und.
25. ereignet, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 ereignete.
29. berebte, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 berebete.
246. 20. dieser sich; — 15 sich dieser.
28. sahe, nach 11 bis 15 und K; — KA bis 9 sah.
247. 1. sobald, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K so bald.
21. hernach; — 15 nachher.
41. Walpurgisnacht; — 15 Wallpurgisnacht.
248. 10. Mittag, nach KA, 6 bis 9 und K; — 11 bis 15 Mittags.
14. freute, nach KA, 11 bis 15 und K; — 6 bis 9 freut.
15. gäbe, nach KA, 6 bis 11 und K; — 11a bis 15 gebe.
249. 32. gewürdigt worden, nach KA. K und 15; — 6 bis 14 würdig worden.
251. 15. herangekommenen; — KA heran gekommene; K herangekommene.
21. sämmtliche, nach 6; — alle andern Texte sämmtlich.
252. 13. näher-; — sämmtliche Texte näher.
25. geistlichen, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 geistigen.
27. Gebet, nach KA bis 13 und K; — 14 und 15 Gebete.
41. entfernte, nach KA bis 12; — 13 bis 15 und K entfernten.
253. 14. Quarzgestein, nach KA und 15; — 6 bis 14 und K Quarzstein.
16 u. 17. abschießenden, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 abschließenden.
22. er, nach 11a bis 15; — in KA bis 11 und K fehlt das Wort.

Im Rheingau Herbsttage.

255. 19. 1814. Diese Jahreszahl fehlt hier, S. 256, 260, 261, 263 und 265 in KA, 6, 6a und K.
256. 20. Kronenburg, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Kronesburg.
24. viele, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 viel.
36. Vollraths; — sämmtliche Texte Vollrath.
37 u. 38. In 14 und 15 hat man durch Einführung nachstehender Interpunktion den Sinn ganz ohne Grund geändert: Dann erreicht man eine Wiesenfläche — sie ist hier unerwartet — feucht und mit Weiden umgeben.
258. 37. Verderben; — 15 Verberben (Druckfehler).
259. 14. den, nach 6 bis 9 und K; — KA nach denen; 11 bis 15 nach den.
18. Johannisberger; — KA Johannesberger.
25. den; — KA denen.
27. Altkin's (Altkünig's, Altkün's), nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 Altkönigs. Die Namensform Altkünig für Altkönig ist

Seite Zeile

noch heute vereinzelt im Volksmunde, die ältere Sprache kennt außerdem die Formen Altkünß und Altking, welchen die von Goethe gebrauchte ganz nahe tritt, indem neben kün und king auch kin für „König" vorkommt. Der alte Name des nassauischen Städtchens Königstein lautete früher gleichermaßen Künstein und Kingstein.

259. 28. Donnersbergs; — 15 Donnerbergs.
34. seltsam streifenweis; — KA bis 9 und K seltsam, streifenweis; 11 bis 15 seltsam, streifenweise.
260. 14. einsamem; — KA einsamen.
261. 30. Rhabanus, nach 11 bis 15 und K; — KA bis 9 Rabanus.
262. 36. Wildeschweinszähne, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K wilde Schweinszähne.
„ gefunden; — 11 und 15 entdeckt.
263. 9. viel mit; — 15 mit viel.
264. 10. deren; — alle Texte dessen, was keinen Sinn giebt.
20. Ritterkolossen, nach KA bis 11; — 11a bis 15 und K Ritterkolosse.

Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar.

267. 16. froherer; — 15 früherer.
268. 21. entwickelnde; — 15 entwickelte.
23. trübern; — 11 bis 14 trüben.
30. Gemeinde, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Gemeine.
33 u. 34. Wallraf, Lyversberg, nach 11 bis 15; — KA bis 6a und K Wallraff, Lieversberg; 8 und 9 Wallraf, Lieversberg, ebenso a. and. O.
270. 18. Hüpsch, nach 9 bis 15; — KA bis 8 und K Hübsch.
271. 20. gehörigen, — KA gehörige.
41. Hoffmann, nach 9 bis 15; — KA bis 8 und K Hofmann.
272. 29. der, nach KA, 11a bis 13 und 15; — 6 bis 11 und K den.
32 u. 33. zusammenhängender; — KA zusammenhängendes.
40. Raabe, nach 9 bis 15; — KA bis 8 und K Rabe.
273. 1. Beckenkamp, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Beckenkamm.
„ desselben, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 derselben.
33. Aufrisse; — 15 Aufriß.
274. 27. vollkommener; — KA vollkommenen.
275. 14. Email; — KA Emaille, ebenso a. and. O.
276. 4. erhaben, nach KA bis 11, 15 und K; — 11a bis 14 erhoben.
13. fragt; — 6 bis 9 frägt.
278. 8. In KA, Ersten Bandes zweites Heft, S. 199 f. findet sich noch nachstehender Passus über Köln, der auf das oben S. 274, al. 2 u. 3 und S. 270 f. Mitgetheilte Bezug nimmt und jedenfalls Goethe zum Verfasser hat:

„Cölln. Zu unserer großen Beruhigung erfahren wir, daß man daselbst eine ansehnliche Stiftung zu gründen beschäftigt sei, wodurch es auf lange Jahre möglich wird, den Dom wenigstens in seinem gegenwärtigen Zustande zu erhalten. — Auch ist durch Vorsorge des Herrn General-Gouverneurs Grafen von Solms-Laubach die Wallraffische Sammlung in das geräumige Jesuiten-Gebäude gebracht, und man sieht einer methodischen Aufstellung und Catalogirung derselben mit Zutrauen entgegen. — Und so wären dann

Seite Zeile

zwey bedeutende Wünsche aller deutschen Kunstfreunde schon in Erfüllung gegangen."
280. 26. vielseitigern; — 15 vielseitigen.
281. 22. Bieber, nach 11a bis 15; — KA bis 11 und K Biber.
25. Hebbesdorf, nach 11 bis 15 und K; — KA bis 9 Hettesdorf.
30. Deutschlands; — KA Deutschland.
282. 25. Benrath, nach 11 bis 15 und K; — KA bis 9 Benrad.
283. 5. zu, nach KA bis 13 und K; — 14 und 15 zur.
284. 7. Landschaftsmalers; — KA und 15 Landschaftmalers.
30. unerachtet, nach 6 bis 9; — KA, 15 und K ohnerachtet; 11 bis 14 ungeachtet.
285. 13. Bibliothekars, nach 6 bis 9, 14, 15 und K; — KA und 11 bis 13 Bibliothekar.
21. zeugt; — KA und 15 zeigt.
24. des Herrn Oberbergraths, nach 6 bis 9, 14, 15 und K; — 11 des Oberbergraths; KA und 11a bis 13 des Herrn Oberbergrath.
26. Baudirektors .... Bauinspektors, nach 6 bis 11, 14, 15 und K; — 11a bis 13 Baudirektor ..... Bauinspektor.
286. 22. Guiolett, nach 8 bis 15; — KA, 6, 6a und K Guiolet.
287. 2. Heß, nach 8 bis 15; — KA, 6, 6a und K Hesse.
9 u. 10. seine Vaterstadt, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 14 die Stadt; 15 sein Vaterland. Die in den neueren Ausgaben gemachten Veränderungen haben allerdings insofern eine Berechtigung, als der Text eine sachliche Unrichtigkeit enthält. Man vgl. Anmerkung 80 auf S. 354.
288. 17. Direktors .... s. zu S. 285, Z. 36.
289. 13 u. 14. des Marc-Anton's; — 11 bis 14 Marc-Antons.
14. älteren, nach 6 bis 14 (11 bis 14 ältern) und K; — KA und 15 älterer.
23 zu; — 15 zur.
290. 1. Leerse, nach 8 bis 15; — KA, 6, 6a und K Leers.
" der, nach 11 bis 14; — in KA bis 9, 15 und K fehlt das schlechterdings unentbehrliche Wort.
2. Ettling; — KA, 6, 6a und K Etling.
22. bewunderungswürdigem, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 bewundernswürdigem.
291. 9. In-; — KA Inn-.
22—24. Grassi ... Kügelgen ... Zingg, nach 8 bis 15; — KA Grassy ... Kügelchen ... Zink; 6, 6a und K Grassy ... Kügelgen ... Zink.
292. 11. Feyerabend; — KA, 6, 6a und K Feyerabendt.
293. 1. Roos; — KA, 6 und 6a Rose.
13. Radl; — KA, 6 und 6a Radel.
15. geringern; — 15 geringen.
294. 1. Kapitel, nach KA bis 11 und K; — 11a bis 15 Capital.
295. 31. Cornelius; — KA, 6 und 6a Cornelis.
33. Ruscheweyh; — KA Ruscheweyh.
36. Thorwaldsen; — KA Thorvalsen.
38. Wilmans, nach 8 bis 15; — KA, 6, 6a und K Willmanns.
296. 20. zu; — KA zum.
297. 1. zu praktischem .... zu theoretischem; — KA zum praktischen .... zum theoretischen.

Seite	Zeile	
297.	11.	Maße; — KA Maasse.
298.	14.	Reichard, nach 8 bis 15 und K; — KA, 6 und 6a Reichardt.
	33.	Lehr, nach 8 bis 15; — KA, 6, 6a und K Löhr.
299.	8.	Neeff, nach 8 bis 14; — KA, 6, 6a und K Nefe; 15 Neef.
	9.	Bäumert, nach 8 bis 15 und K; — KA, 6 und 6a Bäumer.
	28.	sogleich — fehlt in 15.
	41.	nützen; — KA, 15 und K nutzen.
300.	5.	medizinischer, nach 9 bis 14 und K; — KA, 6 bis 8 und 15 medizinischen.
	9.	Kestner, nach 8 bis 15 und K; — KA, 6 und 6a Kästner.
301.	1.	ingeheim; — 11 insgeheim.
	6.	Behrends; — KA, 6 und 6a Behrens.
	7.	Sömmerring's, nach KA; — 6 bis 15 und K Sömmerings.
	14.	denen; — der, wie sämmtliche Texte lesen, giebt keinen Sinn.
302.	19.	Nachträgliches zu Frankfurt am Main, nach 6 bis 9 und K; — KA Frankfurt am Main; 11 bis 15 Nachträgliches zu Frankfurt.
303.	18.	Cretzschmar, nach 8 bis 15; — KA Kretschmar; K Cretschmar; 6 und 6a Kretzschmar.
304.	5.	Becker's, nach KA, 6 und 6a; — 8 bis 15 und K Becker.
	35.	abstieht; — KA abstechen.
306.	35.	Geheimen Rath, nach KA bis 11 und K; — 11a bis 15 Geheimerath.
307.	1.	Geheimer Rath, nach 6 bis 11 und K; — KA bis 14 Geheime-Rath; 15 Geheimerath.
	1 u. 2.	fortdauernd; — 15 fortwährend.
308.	25.	mausern, nach 6; — alle übrigen Texte mausen.
309.	17 u. 18.	Phänogamen, eine durchaus richtige und verständliche, in der neuern botanischen Terminologie freilich weniger gebräuchliche Wortbildung, nach KA bis 12; — 13 bis 15 und K Phanerogamen.
310.	1.	Geheimen Raths; — KA Geheimen Rath.
	19.	Geheimer Rath, nach 6 bis 11 und K; — KA Geheime Rath, 11a und 12 Geheim-Rath; 13 bis 15 Geheime-Rath. Ebenso a. and. O.
311.	3—5.	Deifer ... Krafft ... Burh, nach 8 bis 15; — KA, 6 und 6a Deikert ... Kraft ... Buri; K Deikert ... Krafft ... Burh.
	9.	Franz, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Fr.
312.	15.	In KA, Ersten Bandes zweites Heft, S. 209 steht noch die nachfolgende, hieher gehörige Stelle über Hanau, welche füglich nur Goethe zum Verfasser haben kann: „Hanau. Von dort wissen wir so viel zu melden, daß zwar Herr Geheimerath von Leonhard nach München gezogen, von wo er uns mit einer vortrefflichen akademischen Rede: über Bedeutung und Stand der Mineralogie, beschenkt hat, dagegen aber die Gesellschaft wetterauischer Naturfreunde von landesherrlicher Seite bestätigt und ihnen die geräumigen Zimmer in dem Schlosse gesichert werden. (sic) — Ferner ist die dortige schon längstens thätige Anstalt für Kunstbildung zur Akademie erhoben und Herr Hofrath Westermeyer zum Director derselben bestellt worden."
	18.	Grünewald; — KA, 6 und 6a Grünwald.
313.	2.	Osten, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 Ostens.
	31.	Meisterstücke, nach 6; — alle übrigen Texte Musterstücke.
314.	17.	Hüpsch, s. zu S. 270, Z. 16.

Seite Zeile

314. 24. Merck; — KA, 6, 6a und K Merk.
315. 23. Bekker, nach 8 bis 15; — KA, 6, 6a und K Becker.
39. Seite — fehlt in KA, 6, 6a und K.
316. 15. rühmlich, nach KA und 11 bis 15; — 6 bis 9 und K rühmlichst.
318. 12. den, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 dem.
320. 15. obgenannten, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 obengenannten.
322. 6. ganze; — 15 ganz.
15. Musivarbeiter, nach KA, 13 bis 15 und K; — 6 bis 12 Mussivarbeiter.
21. hervorthat; — 15 hervortrat.
323. 12. Konstantin's; — KA und 11a bis 13 Constantin.
13. Geschichtforschern, nach 6 bis 14; — KA, 15 und K Geschichtsforschern.
38 u. 39. Martyrthums, nach KA, 6 bis 9 und 15; — 11, 11a 12 und 14 Märtyrthums; 13 Märtyrerthums.
326. 8 u. 9. angenehmem, nach 6 und 11 bis 15; — KA, 6a, 8, 9 und K angenehmen.
40. Eschenbach, nach 8 bis 14; — KA, 6, 6a, 15 und K Eschilbach.
41. Maestricht; — KA Mastricht.
328. 6. leiblichen; — 15 leichlichen (Druckfehler).
329. 6. van; — KA, 6, 6a und K von, ebenso a. and. O.
330. 31. Allem dem, nach 6 bis 9 und K; — KA und 15 allen dem; 11 bis 14 alledem.
331. 19. in hohem, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 im hohen.
332. 10. Rotonde, nach KA bis 12; — 13 bis 15 und K Rotunde.
333. 8. Köster, nach 8 bis 13; — KA, 6, 6a 14, 15 und K Koster.
13. jetzt; — KA jetzt nur.
18. gar; — 15 zwar.
38 u. 39. nationeller, nach KA bis 11 und K; — 13 bis 15 nationaler.
334. 24. Hemmelinck, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Hemmling.
28. Hemskerck, nach 11 bis 15; — KA bis 9 Hemskerk.
31. Leonard; — 11 bis 14 Leonardo.
" Michelangelo; — KA bis 9 und 15 Michael Angelo; 11 bis 14 und K Michel Angelo.
335. 9. des — fehlt in KA.
16 u. 17. Bei Herausgabe dieser . . . wünschen. Statt dessen steht in KA: Der Entschluß, gegenwärtiges heftweise herauszugeben, ward vorzüglich dadurch begünstigt, daß diese Blätter der Zeit gewidmet sind und man wohl wünschen mag u. s. w.
24. vorgerückt; Moller; — KA vorgerückt, ein Duplicat des Cölner Doms hat sich in Paris gefunden und ist schon in Deutschland angelangt. Moller. — Die Worte ein Duplicat bis angelangt sind von den Redactoren der „Nachgelassenen Werke" gestrichen, weil Goethe dieselbe Sache in dem später geschriebenen Schlußabschnitte des Aufsatzes (S. 337, Z. 22 f.) fast mit denselben Worten behufs ausführlicherer Besprechung noch einmal erwähnt.
35. Nachträgliches zu Heidelberg. Diese Ueberschrift fehlt in KA bis 9 und K.
36 u. 37. Ueber die Boisserée'sche . . . hinzu. Statt dessen in KA Von der Boisseréeschen Gemälde-Sammlung, deren

Seite	Zeile	
		ausführliche Beschreibung wir uns vorbehalten, mö ge diesmal nur so viel gesagt seyn.
336.	2.	Beuckelaer, nach 11 bis 15; — KA bis 9 und K Beukelaar.
	6.	Martin Schön, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 von Martin Schön.
	"	ein; — KA einen.
	8.	Mabuse, nach KA bis 9 und K; — 11 bis 15 von Mabuse.
337.	8.	nämlich; — KA man nämlich.
	11.	In KA folgt noch: Möge das nächste Heft von allem diesen und von so manchem andern, was bis jetzt kaum anzudeuten war, eine treue und wohlmeinende Rechenschaft geben, so wie bei den Umständen, unter welchen das Gegenwärtige geschrieben worden, gar manches zu berichtigen und nachzutragen sein wird. — Zum Schlusse muß ich auch eine Entschuldigung der Rubrik des Heftes anführen, welche man um so eher wird gelten lassen, als ich mich anklage, sie eher zu eng als zu weit gemacht zu haben.
	13.	darin — fehlt in KA.
338.	19.	in — fehlt in KA.
339.	20.	Krankheitsfällen; — KA Krankheitsfälle.
340.	6.	in; — 13 im.
	9.	Herrn; — KA Herr.
18 u. 19.		zum Schlusse; — KA am Ende dieses Heftes.

Register.

Abkürzungen: Fl. = Fluß, St. = Stadt, O.N. = Ortsname. Ein hinter der Seitenzahl stehendes f bezeichnet zugleich die nächstfolgende, ein ff die zwei nächstfolgenden Seiten.

Aachen, St. in der preußischen Rheinprovinz. 324. 370.
Aalen, St., Jaxtkreis in Württemberg. 160.
Aarau, St. im Kanton Aargau. 196.
Abegg, Johann Friedrich, Kirchenrath und Professor der Theologie in Heidelberg. 372.
Abel, Conradinus, Legationsrath in Stuttgart, und seine Gattin. 78 ff. 93.
Agincourt, Jean Baptiste Louis George Seroux d' —, Kunsthistoriker. 322. 364.
Agrippina, Gemahlin des Germanicus, Tochter des M. Vipsanius Agrippa und der Julia, der Tochter des Augustus. 323. 364.
Agrippina, Tochter der Vorigen. 364.
Albertolli, Giocondo, Kupferstecher, Maler, Architekt und Bildhauer. 35. 175.
Albis, Gebirgszug in der Schweiz. 124.
Alcuin, Gelehrter und Rathgeber Karl's des Großen, als Lehrer des Rhabanus Maurus. 347.
Aldingen, O.N., Neckarkreis in Württemberg. 78.
Aldingen, O.N., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Aldobrandini'sche Hochzeit, antikes Wandgemälde. Dessen Kopie von Meyer. 146 f. 154. 205.
Alexander I., Kaiser von Rußland (als Großfürst). 66. 183.
Allesina-Schweitzerische Familie. 179.
Alpnacher See, der südwestliche Theil des Vierwaldstätter Sees. 201.
Altkin (Altküng, Altkönig), Berg im Taunus. 259. 347.
Altdorfer, Albrecht, Maler, Formschneider und Kupferstecher. 336. 368.
Altorf, O.N., Kanton Uri. 129 f. 134 f. 205. 210.
Ammer, Nebenfluß des Neckar. 87 f. 94.
Amstäg, O.N., Kanton Uri. 130. 134.
Andernach, St. in der preußischen Rheinprovinz. 351. 374.
Anspach, St. im Kreis Mittelfranken in Baiern. 153.
Antwerpen, St. 348.
Arbeiter, Künstler und Gemäldehändler in Mainz. 284.
Arnold, Franz Maria, Gastwirth im „Schwarzen Löwen" zu Altorf. 129.
Arth, O.N., Kanton Schwyz. 139.
Aschaffenburg, St. im Kreis „Unterfranken und Aschaffenburg" in Baiern. 312 f. 362.
Aschenbrenner, Schauspielerin in Frankfurt a. M. 36.
Asperg, Berg im Neckarkreis in Württemberg. 64.
Assmannshausen, O.N., Provinz Hessen-Nassau. Der dortige Wein. 243. 264.
Artistisches Museum, s. Zeitschriften.

Aue, s. Rheinaue, Grüne Aue, Mönchsaue.
Axenberg, Berg am Vierwaldstätter See. 185.

Baar, O.A., Kanton Zug. 140.
Bach, O.A., Kanton Zürich. 125.
Bacharach, St. in der preußischen Rheinprovinz. 260. 347.
Baiern, Ludwig I., König von B. 216.
Baireuth, St. im Kreis Oberfranken in Baiern. 27. 171.
Balgheim, O.A., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Balingen, St. im Schwarzwaldkreis in Württemberg. 100. 158. 210.
Bamberg, St. im Kreis Oberfranken in Baiern. 161.
Bambus, Schauspielerin in Stuttgart. 86.
Barras, Paul Jean François Nicolas Graf v. —, Mitglied des französischen Direktoriums. 203.
Barthélemy, François Marquis de —, Mitglied des französischen Direktoriums. 146. 203.
Basel, St. im Kanton gleichen Namens. 144. 153. 155. 159.
Bauernregeln. 247 f. 345 f.
Bauhütten, deren Geschichte und Einrichtungen. 338 f. 368.
Bäumert, Heinrich, Stiftsbotanikus des Senckenbergischen Stifts in Frankfurt a. M. 29. 359.
Beckenkamp, Kaspar Benedikt, Maler in Köln. 273. 350.
Beckenried, O.A., Kanton Unterwalden. 136. 205.
Becker, Christiane Amalie Luise, geb. Neumann, Schauspielerin. 154 f. 205. (Die Elegie „Euphrosyne" zu ihrem Andenken. 148—151.)
Becker, Hofrath in Offenbach. 304. 360.
Becker, Medailleur in Frankfurt a. M. 289.
Behrends, Johann Bernhard Jakob, Dr. med. und Professor an der Medizinalschule zu Frankfurt a. M. 301. 359.
Beil, Johann David, Schauspieldichter (1754—1794). 176.
Beiling und Frau, in Stuttgart. 79.
Bekker, Georg, Oberforstrath in Darmstadt. 315.
Bellenz (Bellinzona), O.A., Kanton Tessin. 146.
Benedikt XIII., Papst (1724—1730). 194.
Benrath, Schloß bei Düsseldorf. 282. 352.
Bensberg, Schloß im Kreise Mühlheim in der preußischen Rheinprovinz, jetzt Kadettenanstalt. 282. 352.
Bergamo, St. und Provinz in Italien. Die Zeitungen daselbst. 31 f. 173.
Bergler, Joseph, Maler und Direktor der Kunstschule zu Prag. 288. 355.
Berlin, St. 270. 302.
Bern, St. und Kanton. 145.
Berneaud, Maler in Hanau. 311. 361.
Bertram, Johann Baptist. 215. 268. 317 f. 332. 336. 349.
Bethmann, Simon Moritz v. —, Banquier und russischer Staatsrath in Frankfurt a. M. 33 f. 175. 292. 357.
Bettina, s. Brentano.
Beuckelaer (Bueclaer), Johann, niederländischer Maler. 336. 367.
Beulwitz, Karl August v. —, (1735—1799), preußischer General, als Theaterdichter. 176.
Beulwitz, Karoline v. — geborene v. Lengefeld, später Freifrau von Wolzogen. 184.
Beuther, Friedrich, Dekorationsmaler in Weimar. 175.
Beyel, Pfarrer in Hütten, Kanton Zürich. 124.
Biber, Fl. in der Schweiz. 125.
Biberich, O.A., bei Wiesbaden. 229. 234. 259. 284 f. 353. 369 f. 378 f.
Bidenheim, O.A., im Rheingau. 252.

Bieber, D.A., bei Neuwied. 281.
Biedermann, Woldemar Freiherr v. —. 188.
Biermann (Birrmann), Peter, Landschaftsmaler. 81. 189.
Bietigheim, St. im Neckarkreis in Württemberg. 64.
Bilderstürmer — im 8. und 9. Jahrhundert. 320. 363.
Bingen, St. in Rheinhessen. 224. 232 f. 237. 239. 253. 259 f. 263. 371.
Birkenstock, Johann Melchior Edler v. —. 289. 356. 376.
Blachierre, Gebrüder, Tapetenfabrikanten in Hanau. 312.
Bocchetti, Abbate. 174.
Böckingen, D.A., Neckarkreis in Württemberg. 64.
Böckmann, Johann Lorenz, Professor und Kirchenrath in Karlsruhe. 117. 197.
Bodensee. 102.
Boisserée, Melchior. 215. 268. 273 f. 317 f. 332. 336. 349.
Boisserée, Sulpiz. 214 ff. 222. 224 f. 268. 273 f. 316 f. 332 f. 335 f. 346. 349. 352 f. 363. 369 f. 372—379.
Bonn, St. in der preußischen Rheinprovinz (Aufenthalt Goethe's daselbst. 278—281.) 348. 351. 374.
Both, Johann, Landschaftsmaler. 66. 184.
Böttcher, Charlotte Christiane, geb. Wollmar, Schauspielerin in Frankfurt a. M. 37.
Böttiger, Karl August, Archäolog, bis 1804 in Weimar, später in Dresden. 11. 28. (Brief an denselben. 154 f.) 171. 207.
Boudet, Sophie, Schauspielerin in Frankfurt a. M. 36.
Boye, Sammler von Kunst- und Naturprodukten in Frankfurt a. M. 290.
Brand, Schauspieler in Stuttgart. 86.
Braunschweig, St. 168.
Brentano, Elisabeth, spätere v. Arnim (Bettina). 348. 355.
Brentano, Familie. 172. 224. 255. 346. 371 f.
Brentano, Franz, Kaufmann, Schöff, Senator und Besitzer einer Gemäldesammlung in Frankfurt a. M. 289. 355. 376.
Brentano, Klemens, Dichter. 355.
Breslau, St. 27. 302.
Brevier. Stelle aus demselben über den heiligen Rochus. 345.
Bristol, Lord, Bischof von Derby. 8. 13. 167.
Brocken, Berg im Harz. 53.
Brömserisches Gebäude (Brömserburg), in Rüdesheim. 256. 346.
Brönner, Heinrich Karl Remigius, Neffe des Folgenden, Buchhändler in Frankfurt a. M. 295.
Brönner, Johann Karl, Buchhändler und Senator zu Frankfurt a. M. 287. 295. 355. 358 f.
Brunnen, D.A., Kanton Schwyz. 127 f. 204.
Buch, Johann Jakob Kasimir, Dr. med. in Frankfurt a. M. 303. 360.
Buch, D.A., Jaxtkreis in Württemberg. 160.
Bülach, St., Kanton Zürich. 113.
Bulla, Ebemunda, Schauspielerin in Frankfurt a. M. 36 f.
Bünau, Heinrich Graf v. —, als Weimarischer Staatsminister unter dem Herzog Ernst August Konstantin. 193.
Bunkershill, bei Boston. Schlacht daselbst im Juli 1775. 68.
Buochs, D.A., Kanton Unterwalden. 137.
Buonaparte, Napoleon. 32. 154. 174. — als Kaiser 347.
Bury, Friedrich, Maler. 311. 361.
Bury, Isaak, Fabrikant in Hanau, Bruder des Vorhergehenden. 311.
Burger, Gottfried August. 69. 182.
Bürkli, Hauptmann und Zeitungsredakteur zu Zürich. 114. 152. 206.
Büsching, Johann Gustav Gottlieb. 340. 368.
Byzantinische Kunst. 318—324.

Cagnoli, Antonio, Astronom in Verona. 32. 174.
Campo Formio, im Distrikt Udine. Friede daselbst geschlossen. 172.
Canova, Antonio, Bildhauer. 295. 358.
Carnot, Lazare Nicolas Marguerite Graf —, Mitglied des französischen Direktoriums. 203.
Carracci, Agostino, Kupferstecher. 188.
Carracci, Lodovico, Maler. 81. 189.
Carteret, Antoine, Maler. 311. 361.
Cathcart, Frau von, und Tochter, in Heidelberg. 54.
Cebes von Theben, Schüler des Sokrates. Tafel des C. 236. 345.
Cellini, Benvenuto, Goldschmied und Bildhauer. 67. 70.
Cham, O.A., Kanton Zug. 139.
Charlotte, Auguste Mathilde von Württemberg, s. Württemberg.
Christen, Karl Andreas, Kaufmann in Ursern an der Matt. 134.
Christian, Landgraf von Hessen-Darmstadt. 377.
Claude Lorrain, s. Lorrain.
Claudius, Matthias, Dichter. 348.
Claudius, römischer Kaiser. 364.
Colomba, Johann Baptist, Dekorationsmaler. 80. 188.
Cornelius, Peter, Maler. 295. 358.
Correggio, Antonio Allegri. 334.
Cotta, Johann Friedrich, Freiherr v. —. 11. 14. 70. 87 f. 97. 120. (Brief an denselben. 147.) 181. 199. 205. 219.
Cramer, Ludwig Wilhelm, Oberbergrath in Wiesbaden. 224. 285. 343. 354. 369. 375.
Cranach, Lukas — vermuthlich der Aeltere. 289.
Cretzschmar, Philipp Jakob, Dr. med. in Frankfurt a. M. 303. 359.
Creuzer, Georg Friedrich, Geheimerath, Professor der Philologie und der alten Geschichte in Heidelberg. 348. 377.
Custine, Adam Philipp, Graf v. —, französischer General. 51. 180.
Cuvier, Georg Leopold Christian Friedrich Dagobert Baron v. —, Naturforscher. 89.

Dalberg, Karl Theodor Anton Maria, Freiherr v. —, kurmainzischer Statthalter in Erfurt, dann Kurfürst von Mainz, Fürst-Primas von Deutschland und Großherzog von Frankfurt. 304. 307. 359 f.
Dannecker, Johann Heinrich, Bildhauer. 66. 70. 72. 79. 85. 94. 97. 183 f. 357.
Dantz, Mineralienhändler in Nürnberg; — „der Dantzische Stein". 116. 196.
Darmstadt, St. im Großherzogthum Hessen. 52. 225. 270. (Aufenthalt Goethe's daselbst. 313—316). 362. 372. 376 f.
Darnstedt, Johann Adolf, Kupferstecher in Dresden. 274. 351.
Daub, Karl, Professor der Theologie in Dresden. 377.
Dauthe, Johann Friedrich Karl, Kupferstecher und Architekt. 158. 207.
Deiker, Friedrich, Maler in Hanau. 311. 361.
Delf, Fräulein, in Heidelberg. 54. 181.
Demmer, Joseph, Schauspieler in Frankfurt. 38. 175.
Dessau, St. im Herzogthum Anhalt. 168.
Dettenhausen, O.A., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 87.
Dillon, geborne d'Alston, aus England, und deren Tochter. 110.
Dinkelsbühl, St. im Kreis Mittelfranken in Baiern. 160.
Diocletian, Cajus Valerius, römischer Kaiser. 365.
Diogg, Felix Maria, Maler. 115. 196.
Direktorium, französisches. 89. 146. 190. 203.
Döbereiner, Joh. Wolfgang, Geheimerath und Prof. der Chemie zu Jena. 378.
Donau, Fl. — Lauf derselben bei Tuttlingen. 101 ff.

Donnersberg, Berg in Rheinbaiern. 241. 259. 347.
Dorner, Bürgermeister. 192.
Dotternhausen, O.N., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Dreiecksh[au]sen, O.N., am linken Rheinufer zwischen Rüdesheim und Bacharach. 260. 347.
Dresden, St. 27. 168 f. 274. 291.
Drusus' Denkmal in Mainz. 283. 353.
Dumouriez, Charles François, französischer General. 23. 166.
Düntzer, Johann Heinrich Joseph. 180.
Dupré, Schauspieler in Frankfurt a. M. 38.
Dürer, Albrecht. 312. 334. 336. 361. 366.
Düring, Direktor des musikalischen Kunstvereins zu Frankfurt a. M. 296.
Duttenhofer, Christian Friedrich, Kupferstecher. 274. 351.

Eberingen, O.N., Seekreis im Großherzogthum Baden. 104.
Echterdingen, O.N., Neckarkreis in Württemberg. 87. 159. 210.
Eckermann, Johann Peter. 8. 13 f. 167.
Ecmühl, O.N., Schlacht bei E. 183.
Eckwald (Eckenwalde), Schloß bei Leoben in Steiermark. Präliminarfriede zu E. 165.
Eglisau, St., Kanton Zürich. 112 f. 158.
Ehrenbreitstein, Festung. 282. — Thal Ehrenbreitstein. 349. 374.
Ehrenfels. 261. 347. Ruine E. bei Rüdesheim, identisch mit der „Ehrenburg". 239. 253. Die südwestlich von Koblenz bei Brodenbach gelegene „Ehrenburg" kann an den letzten Stellen nicht gemeint sein.
Ehrmann, Johann Christian, Dr. med. und Medizinalrath in Frankfurt a. M. 340. 368. 375 f.
Eibingen, aufgehobenes Kloster im Rheingau. 237 f. 255. 258. 263. 348. 370.
Einsiedeln, O.N., Kanton Schwyz. 123. 125 f. 144. 205. 210.
Eisenach, St. im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. 373.
Ellfeld (Eltville), St. im Rheingau. 230. 343.
Ellwangen, St. im Jaxtkreis in Württemberg. 160. 210.
Emmendingen, St. im Oberrheinkreis in Baden. Schlacht bei E. 194.
Endingen, St. im Oberrheinkreis in Baden. 101.
Engen, St. im Seekreis in Baden. 103 f. 158. 194.
Engschlatt, O.N., im Schwarzwaldkreis in Württemberg. 100.
Enz, Nebenfluß des Neckar. 64.
Epp, Maler. 333.
Erbach, O.N., am Einflusse des Eberbachs in den Rhein, im Rheingau. 230. Kunstsammlungen daselbst. 336. 338.
Erlangen, St. im Kreis Mittelfranken in Baiern. 161.
Eschenbach, Wolfram v. —, mittelhochdeutscher Dichter. 326. 365.
Escher, Kaufmann und Hauptmann in Zürich. 114. 152. 196. 206.
Escher, Sohn des Vorhergehenden. 115 f. 151. 196. 206.
Ettling, Schöff und Besitzer einer Kunstsammlung in Frankfurt a. M. 290. 356.
Ibach, Nebenfluß des Neckar. 100 f.
Ibach, O.N., Kreis Mittelfranken in Baiern. 161.
Eyck, Johann van —, Maler. (Charakteristik desselben. 329—332.) 333. 366. 373.

Fäsi, Johann Kaspar, Professor in Zürich. 152. 206.
Fechenbach, O.N., Kreis Unterfranken in Baiern. 52.
Feldberg, Berg im Taunus. 259. 347.
Ferber, Schauspielerin in Stuttgart. 86.
Feuerbach, O.N., Neckarkreis in Württemberg. 65.

Feyerabend, Künstler- und Buchdrucker-Geschlecht in Frankfurt a. M. 292. 357.
Florenz, St. 19. 126. 173. 322.
Florian, der heilige. 235. 344.
Floris, Franz de Briendt, genannt Franz Floris, Maler. 71. 186.
Flörsheim, O.A., bei Mainz, Provinz Hessen-Nassau. 371.
Flüe, Nikolaus von der —. 137. 201.
Flüelen, Paß und Alpe in der Graubündner Alpenkette. 129. — Ortschaft am Vierwaldstätter See. 135. 205.
Fochem, Schulrektor und Kunstsammler zu Köln. 268. 349 f. 374.
Frankenbach, O.A., Neckarkreis in Württemberg. 58.
Frankfurt a. M. 10 f. 21 f. 24 f. 26 f. (Aufenthalt Goethe's daselbst. 28—51. 286—302.). 52. 60. 66. 80. 90. 117. 143. 155. 159. 166. 168. 170 f. 175. 178 f. 181 f. 193. 208. 224 f. (Nachträgliches zu Frankfurt. 302—305.) 316. 370. 371 ff. 377.
Frankfurter Schauspieler. 36 ff.
Frankfurter Theater. 34 ff.
Franz I., Kaiser von Oestreich. 340. 374.
Freiburg, St. im Oberrheinkreis in Baden. 102. 194.
Freiheits-Grütli, Bergwiese im Kanton Uri. 128. 199.
Friedingen, O.A., Donaukreis in Württemberg. 101.
Friedrich, Kaspar David, Maler. 291. 356 f.
Friedrich I., Barbarossa, deutscher Kaiser. 366.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. 267. 340. 350. 370.
Fries, Jakob Friedrich, Professor der Philosophie in Heidelberg. 372.
Fries, Moritz, Graf. 19. 165.
Fritsch, Gräfin Konstanze v. —, Hof- und Stiftsdame in Weimar. 373.
Frommann, Karl Heinrich, Regierungsrath in Stuttgart. 80.
Fuchs, Maximilian Heinrich, Maler. 218. 271. 273. 348. 374.
Fuchsthurm, Ruine bei Jena. 119. 198.
Fuentes, G., Dekorationsmaler. 34 ff. 40 f. 175.
Füeßli, Heinrich, Maler. 152. 206.
Fulda, St. in der Provinz Hessen-Nassau. 369. Fuldaisches Gebiet. 28
Fürfeld, O.A., Neckarkreis in Württemberg. 58.
Fürstenbergisches Gebiet im Seekreis in Baden. 102.
Fürst-Primas, s. Dalberg.

Gabler, Zeichner und Kupferstecher in Offenbach. 306. 360.
Gartenkalender, herausgegeben von Hirschfeld. 78. 89. 184. 186. 190.
Gärtner, Gottfried, in Hanau. 306. 309. 360.
Gärtner, Karl Ludwig, Neffe des Vorhergehenden. 307. 361.
Geisenheim, O.A., Provinz Hessen-Nassau. 232. 260. 370.
Gelnhausen, St. in der Provinz Hessen-Nassau. 285.
Gelzer, Lehnsmann zu Schlößchen Wörth bei Schaffhausen. 108 f.
Gemäldesammlung (Boisserée'sche). 215 f. 221 f. 268. 316 f. 324 f. 335 f. 373. 378.
Genf, St. im Kanton gleichen Namens. 311.
Gera, Nebenfluß der Unstrut. 28.
Gereon, Heiliger von Köln. 323. 328. 349. 364.
Germanicus, Cäsar, römischer Feldherr. 323. 364 f.
Gerning, Johann Isaak v. —. 27. 169. 286. 289. 354.
Gersau, O.A., Kanton Schwyz. 136. 138.
Geßler, Herrmann von Bruneck, Reichsvogt in den Waldstätten. 139.
Geßner, Heinrich, Buchhändler. Sohn des Folgenden und Schwiegersohn Wieland's. 203.
Geßner, Salomon. 203.
Glarus, Kanton und O.A. in der Schweiz. 115. 123.

Glasmalerei. 73. 76 f. 95 ff.
Glöckle, Postmeisterin zu Niederingelheim. 263.
Gmelin, Christian, Professor der Jurisprudenz in Tübingen. 88. 189.
Gmelin, Christian Gottlieb, desgleichen. 87. 189.
Gmelin, Christian Gottlob, Apotheker in Tübingen. 88. 189.
Gmelin, Karl Christian, Geheimer Hofrath und Direktor des Naturalienkabinets in Karlsruhe. 377.
Gmünd, St. im Jaxtkreis in Württemberg. 159 f. 210.
Godesberg, O.N., preußische Rheinprovinz. 270.
Görres, Jakob Joseph v. —, Publizist und Gelehrter, nebst Familie. 374.
Göschenen, O.N., Kanton Uri. 131 f. 134.
Goethe, Johann Wolfgang v.
Register der erwähnten Dichtungen und Schriften:
Belagerung von Mainz. 362.
Benvenuto Cellini. 7. 183.
Biographische Einzelnheiten. 8.
Colma (in Werther's Leiden). 78. 187 f.
Dichtung und Wahrheit. 172. 180. 200. 221. 349. 356. 357.
Einzelne Gedichte.
Balladen:
Der Gott und die Bajadere. 7. 169.
Der Schatzgräber. 169.
Der Sänger. 185.
Der Zauberlehrling. 169. 171.
Die Braut von Korinth. 7. 169.
Erlkönig. 185.
Elegien:
Amyntas. 112. 117 f. 195. 197.
Der neue Pausias. 7.
Euphrosyne. 148—151. 205.
Gespräche in Liedern. 69. 185.
Der Edelknabe und die Müllerin. 98 f. 193.
Der Junggeselle und der Mühlbach. 121 f. 185. 188. 199.
Der Müllerin Reue. 185. 209.
Der Müllerin Verrath. 160 f. 209.
Vermischte Gedichte:
Bürgerpflicht. 174.
Das Blümlein Wunderschön. 185.
Fuchs und Kranich. 186.
Gingo biloba. 376.
Kriegsglück. 376.
Mahomet's Gesang. 185.
Rhein und Main. 227. 343.
Schweizeralpe. 199.
Trost in Thränen. 185.
Wandrer und Pächterin. 185.
Farbenlehre. 370.
Faust. 7. 39. 295. 358.
Herrmann und Dorothea (im Vieweg'schen Almanach). 7. 20. 39. 81. 97. 154 f. 165. 167 f. 207.
Israel in der Wüste. 7 f.
Italienische Reise. 172. 189. 195. 356 f.
Laokoon. 25. 66. 169. 171. 203.
Metamorphose der Pflanzen. 7.
Musenalmanach für 1798, herausgegeben von Schiller. 154 f.
Neue Melusine, Die. 180.

Sammler und die Seinigen, Der. 9.
Tag- und Jahreshefte. 167. 170. 175. 187. 194 f. 349 f. 355 ff. 362.
Triumph der Empfindsamkeit, Der. 176.
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. 180.
West-östlicher Divan. 8. 222. 369 f. 373. 376 ff.
Goethe, Julius August Walter v. —, Goethe's Sohn. 10. 116. 120. 168. 197. 350.
Goethe, Katharine Elisabetha, geb. Textor, Goethe's Mutter. 21 f. 24. 26. 28.
Gonzaga (Gonsago), Landschafts-, Dekorations- und Perspektivmaler. 40. 179.
Gossaert, s. Mabuse.
Gotha, St. im Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha. 225. 378.
Gotthard, Sankt —, Berg. 123. 128. 130. 139. 142. 144. 146 f. 199. 205.
Sankt-Gotthard-Hospital. 132 f. 210.
Gotthardus, Freund des Heiligen Rochus. 245 f.
Gozzi, Carlo Graf —. G.'sche Manier. 176.
Göz, Baudirektor in Wiesbaden. 285.
Graff, Anton, Maler. 68. 185.
Grambs, Johann Georg, Dr. jur. und Advokat in Frankfurt a. M. 288 f. 291. 293. 305. 355. 376.
Grassi, Joseph, Maler. 291. 356.
Graubündten, Kanton in der Schweiz. 102. 104.
Greiffenklauische Familie und Stiftung. 257 f. 261. 346 f.
Griesbach, Johann Jakob, Professor der Theologie in Jena. Griesbachisches Haus. 120. 198.
Großenriedt, O.R., Kreis Mittelfranken in Baiern. 160. 210.
Grüne Aue, Insel im Rhein. 343.
Grüner, Siegmund, Schauspieler in Königsberg i. P. 38. 175.
Grünewald (Matthias von Aschaffenburg), Maler. 312. 361.
Grütli, s. Freiheits-Grütli.
Guatta, Familie in Frankfurt a. M. 376.
Guercin = Guercino da Cento (Barbieri), Maler. 81. 189.
Guibal, Nikolas, Maler. Guibalische Plafonds. 81. 189.
Guiolett, Jakob, Senator in Frankfurt a. M. 286. 354.
Günderode, Karoline v. —. 265. 348.

Hagbold, Emailmaler in Köln. 275 f. 351.
Hagemann, Gustav, Schauspieldichter. 176.
Haller, Albrecht v. —, als Physiolog und Anatom. 297.
Halter, Dr. med. in Ursern an der Matt. 134.
Haltingen, O.R., Oberrheinkreis in Baden. 103.
Hamburger Lotterie. 168.
Hamburger Theaterjournal, s. Zeitschriften.
Hanau, St. in der Provinz Hessen-Nassau. 285. (Aufenthalt Goethe's daselbst. 306—312.). 354. 360 ff. 372 f.
Hardy, Bernhard Kaspar, Domvikar in Köln. 275. 351.
Harper, Adolph Friedrich, Hofmaler und Galeriedirektor in Stuttgart. 71 f. 186.
Hartmann, Ferdinand August, Maler. 291. 356.
Harz, Gebirge. 53. 123.
Has, Jost, in Luzern. 133.
Häßlach, O.R., Neckarkreis in Württemberg. 72.
Hattenheim, O.R., Provinz Hessen-Nassau. 231.
Hausberg bei Jena. 198.
Häusser, Ludwig. Dessen „Deutsche Geschichte". 182.
Hebel, Johann Peter, Dichter. 336 f. 368. 377.
Hechingen, St. im preuß. Regierungsbez. der Hohenzollernschen Lande. 100.
Hebdesdorf, O.R., bei Neuwied am Rhein. 281.

Heberich, Benjamin. 156. 208.
Heem, Jan David van —. 80. 188.
Heidelberg, St. im Unterrheinkreis in Baden. 51. (Aufenthalt Goethe's daselbst. 52—55. 316—335.) 56 ff. 90. 180 f. 209. 215. 224 f. 265. 268. (Nachträgliches zu Heidelberg. 335 f.) 362. 367 ff. 371. 376 ff.
Heideloff, Karl, Maler und Architekt. 81. 188. 190.
Heilbronn, St. im Neckarkreis in Württemberg. 56. (Aufenthalt Goethe's daselbst. 58—63.) 64 f. 90. 209.
Heiligen-Legende (Große Illustrirte), bearbeitet von Werfer, Steck und Lauber. 344 f.
Hektor, der den Paris schilt, Modell von Dannecker. 66. 184.
Helena, Mutter des Kaisers Konstantin des Großen. 323. 351. 364.
Helwig, Amalie v. —, s. Imhoff.
Hemmelinck, Hans (auch Memline genannt). 334. 366.
Hemskerck, Martin van —, Maler. 334. 367.
Heppenheim, St. in Hessen-Darmstadt. 52.
Herblingen, O.A., Kanton Schaffhausen. 105.
Hergenröder, Matthias, Thiermaler in Offenbach, und dessen Schwester. 306. 360.
Herrliberg, O.A., Kanton Zürich. 114. 152.
Heß, Georg Christian, Baurath zu Frankfurt a. M. 287. 354 f.
Heß, Johann Friedrich Christian, Baurath und Stadtbaumeister zu Frankfurt a. M., Sohn des Vorigen. 287. 354 f. 375.
Heß, Johann Jakob, Oberpfarrer und Antistes der Geistlichkeit zu Zürich. 152. 206.
Hetsch, Philipp Friedrich, Hofmaler und Galeriedirektor in Stuttgart. 67. 71. 81. 184. 189 f.
Hildegard, die heilige. 285. 353.
Hilzingen, O.A., Seekreis in Baden. 104.
Hirschfeld's Gartenkalender, s. Gartenkalender.
Hirt, Aloys, Kunsthistoriker und Archäolog. 8 f. 25 f. 169.
Hirzel, Salomo. 225. 370. 373.
Hobbema, Meindert, Maler in der Mitte des 17. Jahrhunderts. 376.
Hochberg, O.A., Neckarkreis in Württemberg. 78. 94.
Hoche, Lazare, französischer General. 166.
Hochheim, St. in der Provinz Hessen-Nassau. (Hochheimer Wein. 243.) 371
Hofen, O.A., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Hoffenheim (Hofheim), O.A., Großherzogthum Hessen. 56.
Hoffmann, Joseph, Maler. 271 f.
Hohenheim, Schloß bei Stuttgart. 69. (Beschreibung desselben. 72—76.) 77. 87. 92. 94. 184. 188. 191. 209.
Höhenhöwen, Basaltfelsen bei Welschingen, Seekreis in Baden. 158.
Hohenkrähen, Basaltfelsen und Burgruine im Seekreis in Baden. 158.
Hohentwiel, württembergische Enklave, Basaltfelsen mit einer Feste. 102. 104. 109. 158.
Hohenzollern, Burg im preußischen Regierungsbezirk der Hohenzollernschen Lande. 100 f.
Holbein, Hans, der Aeltere. 75 f. 287. 355.
Hölderlin, Johann Christian Friedrich (1770—1843), Dichter. 180 f.
Holzhausen, Georg Freiherr v. —, in Frankfurt a. M. 289. 356.
Homer. — Stellen aus der Ilias. 184. 186.; — aus der Odyssee. 195.
Horaz, Stellen aus den Oden. 185. 207.
Horen, Die, s. Zeitschriften.
Horgen, O.A., Kanton Zürich. 140. 205.
Horner, Jakob, Professor und Bibliothekar in Zürich. 115. 196. 202 f.
Hospital des Sankt Gotthard. 132 f. 210.

Hottinger, Jakob, Professor in Zürich. 152. 206.
Hubertus, der heilige. 130. 200 f.
Hufeland, Gottlieb, Professor der Rechte in Jena. 10. 171.
Humboldt, Alexander Freiherr v. — 119. 167. 198.
Humboldt, Frau v. — 371. 377.
Humboldt, Wilhelm, Freiherr v. — 119. 159. 198. 209.
Humboldt'sche Familie. 27. 169.
Hundeshagen, Bernhard, Bibliothekar und Hofgerichtsrath in Wiesbaden. 285. 353 f. 370.
Hundsrück, Gebirgszug in den preußischen Regierungsbezirken Koblenz und Trier. 232.
Hüningen, Schlacht daselbst. 194.
Hüpsch, Johann Wilhelm Karl Adolf, Freiherr v. —. 270. 314. 349.
Hütten, O.A., Kanton Zürich. — Hüttner See. 124.
Huysum, Johann v. —, Blumenmaler. 80. 188.

Iffland, August Wilhelm. 176.
Ilmenau, St. in Sachsen-Weimar-Eisenach. 197.
Imhoff, Amalia v. —, spätere Frau v. Helvig. 27 f. 170.
Immensee, O.A., Bezirk Küßnacht des Kantons Schwyz. 138 f. 205.
Imthurn, Georg Friedrich, Landvogt von Schaffhausen. 113. 195 f.
Ingelheim, Graf zu —. 233. 346.
Isermann, Gärtner in der Senckenbergischen Stiftung zu Frankfurt a. M. 299.
Isopi, Anton, Maler und Bildhauer in Stuttgart. 67. 70 f. 74 f. 79. 82. 92 f. 184. 189.
Israel von Mecheln, Maler. 334. 366 f.

Jacobs, Friedrich, Philolog. 206.
Jagdmatt, Schweizeralpe, bei Altorf. 134.
Jagemann, Christian Joseph, Bibliothekar der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar. 192.
Jagemann, Ferdinand, Sohn des Vorhergehenden, Maler. 192.
Jagemann, Karoline, später Frau v. Heygendorf. 192.
Jahn, Otto, als Herausgeber der Briefe Goethe's an Voigt. 14. 172.
Jakardowsky, östreichischer Hauptmann. 78.
Jassoy, L. Daniel, Advokat in Frankfurt a. M. 299. 359.
Jaxt, Nebenfluß des Neckar. 160.
Jena, St. in Sachsen-Weimar-Eisenach. 8. 171. 198. 373.
Jenaische Literatur-Zeitung, s. Zeitschriften.
Jestetten, O.A., Oberrheinkreis in Baden. 112.
Johann, Vater des heiligen Rochus. 244.
Johannisberg, Schloß in der Provinz Hessen-Nassau. 229. 234. (Johannisberger Wein. 243.) 259. 265 f. 347. 370. 375.
Johnston. 133.
Jomelli, Nicolo, Komponist. 79. 188.
Jourdan, Jean Baptiste Graf —, französischer General. 352.
Julius Cäsar, römischer Imperator. 352.
Jung, Johann Heinrich, genannt Stilling, badischer Geheimerath. 377 f.
Jünger, Fabrikant zu Hanau. 311.

Kannstatt, St. im Neckarkreis in Württemberg. 78. 94. 159.
Kant, Immanuel. 89. 98. 190.
Karl der Große, deutscher Kaiser. 262. 324. 347 f.
Karl, Erzherzog von Oestreich. 78.
Karl Eugen, Herzog von Württemberg, s. Württemberg.

Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz. 53. 181.
Karlsbad, St. in Böhmen. 167.
Karlsruhe, St. in Baden. 117. 191. 225. 336. 362. 368. 377
Karthause bei Koblenz. 282. 374.
Kassel, St. in der Provinz Hessen-Nassau. 308.
Kaufmann, Julie, geb. Schubart, Schauspielerin in Stuttgart. 86.
Kellermann, François Christophe v. —, französischer General und Marschall. 347.
Kempelen, Wolfgang v. —. Dessen „Sprachmaschine". 167.
Kempten, O.R., Rheinhessen. 263.
Kesselstädt, Graf, in Mainz. 284. 353. 375.
Kestner, Theodor Friedrich Arnold, Dr. med. in Frankfurt a. M. 300. 359.
Kielmeyer, Karl Friedrich, Chemiker. 89. 190.
Kinckel, Admiral, in Mannheim. 377.
Kirchhard, O.R., Neckarkreis in Württemberg. 58.
Kirchhausen, O.R., desgleichen. 58.
Kirchheim, O.R., desgleichen. 64.
Kirms, Franz, Hofrath in Weimar. 207.
Kissingen, St. im Kreis Unterfranken in Baiern. 27.
Kleber, Jean Baptiste, französischer General. 171.
Klengel, Johann Christian, Maler. 291. 356.
Klopstock, Friedrich Gottlieb. (Stoff aus dessen Messiade. 67 f.) 197.
Knebel, Karl Ludwig v. —. 10 ff. 27. 161. 171. 174. 179. 192. 209.
Koblenz, St. in der preußischen Rheinprovinz. (Goethe's Aufenthalt daselbst. 282.) 351 f. 374.
Köln, St. in der preußischen Rheinprovinz. 225. (Goethe's Aufenthalt daselbst. 267—278.) 279 f. 314. 323 f. 326 f. 335. 338. 348 f. 351. 364. 374.
Kölner Altarbild. 269. 327 f. 349.
Kölner Dombau. 215 ff. 273 ff. 337.
Königseck, Gräfin v. —, in Stuttgart. 77.
Konstantin der Große, griechisch-römischer Kaiser. 323. 364.
Konstantinopel. 322.
Konstanz, St. im Seekreis in Baden. 146. (Konzil daselbst. 246 f.)
Kopp, Johann Heinrich, Medizinalrath in Hanau. 306 f. 361.
Kornwestheim, O.R., Neckarkreis in Württemberg. 78.
Köster, Christian, Maler (1786—1851). 333.
Kotzebue, August v. —. 176.
Koudelka, v. —, östreichischer Oberlieutenant. 81.
Krafft, Peter, Maler. 311. 361.
Kratter, Franz, Schauspieldichter. 176.
Krebs, Franz Xaver, Tenorist in Stuttgart. 86.
Kronach, St. im Kreis Oberfranken in Baiern. 161.
Kronalp (Kronberg), Berg am Vierwaldstätter See. 135.
Kronenburg, v. —, Adelsgeschlecht. 256.
Kügelgen, Gerhard v. —, Maler. 291. 356.
Kunst am Niederrhein seit dem 13. Jahrhundert. 267 ff.
Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar. 226. 267—340. Anmerkungen zu diesem Abschnitte. 341—378.
Kunst und Alterthum, s. Zeitschriften.
Küßnacht, O.R., Kanton Zürich. 138. 205.

Laach, Abtei, preußische Rheinprovinz. 282. 352. 374.
Landolt, Salomon, Oberst. 106. 194 f.
Landshut, St., Kreis Niederbaiern in Baiern. Schlacht bei L. 183
Langen, O.R., Hessen-Darmstadt. 51.
Langenwinkel, O.R., Provinz Hessen-Nassau. 231.

La Reveillère, Mitglied des französischen Direktoriums. 203.
Laufen, Schloß bei Schaffhausen. 106 108.
Lauffen, St., Neckarkreis in Württemberg. 64.
Lausberg, Johann Heinrich Gerhard, Besitzer einer Gemäldesammlung in Frankfurt a. M. 290. 356.
Lavater, Diethelm, Dr. med. in Zürich. 152. 206.
Lavis (Lugano), St. am Luganer oder Laviser See, Kanton Tessin. 114. 173.
Lebrun, Charles, Maler. 268. 349.
Leerse, Jakob Philipp, Banquier zu Frankfurt a. M. 289 f.
Lehne, Friedrich, Professor in Mainz. 283. 352 f. 375.
Lehr, Georg Philipp, Stiftsarzt in Frankfurt a. M. 298 f. 304. 359.
Leipzig, St. 168. 302. Bauart zu Leipzig. 44. Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. 10.
Leisler, J. D., Fabrikantenfirma zu Hanau. 311.
Leisler, Johann Philipp, Obermedizinalrath zu Hanau. 306. 308. 360.
Leisler, W., Bruder des Vorhergehenden, Kaufmann und Besitzer einer Gemäldesammlung in Hanau. 311.
Lengefeld, Karoline v. —, s. Beulwitz.
Leoben, s. Eckwald.
Leonard da Vinci. 334.
Leonhard, Karl Cäsar v. —, Mineralog und Geolog. 303. 306 f. 310. 360. 373.
Lepick, in Heidelberg. 372.
Lesueur, Eustache, Maler. 248 f. 346.
Leyboldt, Karl Jakob Theodor, Maler. 93. 191.
Libera (Liberia), Mutter des heiligen Rochus. 244. 345.
Lieven, v. —, Attaché bei der russischen Gesandtschaft in Stuttgart, Sohn des Nächstfolgenden. 79. 188.
Lieven, Friedrich Georg v. —. 79. 188.
Ligne, Karl Joseph Fürst v. —. 167.
Lili (Elisabeth Schönemann, spätere Frau von Türckheim). 377.
Lille, St. Friedensunterhandlungen daselbst. 172.
Lippe, Nebenfluß des Rheins. 276.
Lissabon, St. 344.
Lochner, Stephan, Maler. 349.
Loder, Justus Christian, Naturforscher, namentlich Anatom. 167 f.
Lohr, St. im Kreis Unterfranken in Baiern. (Lohrer Glas) 61.
London, St. 302. 311.
Lorch, D.N., Provinz Hessen-Nassau. 260. 347.
Lorenz, Pater, Kapuziner auf dem Sankt Gotthards-Hospiz. 133. 146. 200. 204. 210.
Lorrain, Claude, Landschaftsmaler. 78. 187.
Lucä, Samuel Christian, Medizinalrath in Frankfurt a. M. 301. 359.
Ludwig der Milde (der Fromme), deutscher Kaiser. 262.
Ludwig X., Landgraf von Hessen-Darmstadt (später als Großherzog Ludwig I.) 315. 362.
Ludwig XVI., König von Frankreich. 68. 106.
Ludwigsburg, St. im Neckarkreis in Württemberg. 56. 64 f. 78. 90. 92. 189. 209.
Lugano, s. Lavis.
Lukas von Leiden, Maler. 334. 366.
Lützenkirchen, P. C., Emailmaler in Köln. 276. 351.
Luz, Schauspieler in Frankfurt. 37.
Luzern, St. und Kanton. 136. 138. Luzerner See. 136. 139.
Lyversberg, Kaufmann und Besitzer einer Gemäldesammlung in Köln. 268. 349.

Maas, Fl. 276.
Mabuse, Jean Gossaert, genannt M., Maler. 336. 367.
Maderaner Thal, auf der Straße von Amsteg zum Sankt Gotthard. 130.
Madeweiß, Georg v. —, preußischer Gesandter in Stuttgart, und Frau. 77. 79. 93. 187.
Madrid, St. 311.
Maestricht (Mästricht), St. 326. 365.
Mailand, St. 19. (Stuttaturschule von M. 35). 133. 165. 174. 327. 344.
Mainz, St. 225. (Aufenthalt Goethe's daselbst. 283 f.) 285. 316. 324. 353. 375.
Majer, Johann Christian, Professor der Staatswissenschaften in Tübingen. 89.
Majolika-Sammlung, in Stuttgart. 73.
Mako, Friedrich, in Zürich. 152.
Manfredini, Name eines östreichischen Regiments. 50.
Mannheim, St., Unterrheinkreis in Baden. 336. 368 f. 372. 377.
Marcheſi, Pompeo, Bildhauer. 354.
Marc-Anton — Marc Antonio Raimondi, auch bei Francia genannt, Kupferstecher. 289. 355.
Marktbrunnen, zwischen Erbach und Hattenheim, woher der „Markobrunner" seinen Namen hat. 231.
Martin, in Heidelberg. 372.
Maſſena, André, Herzog von Rivoli, französischer General und Marschall. 174.
Matthäi, Johann Friedrich, Maler. 291. 356.
Mauer, O.R., Unterrheinkreis in Baden. 56.
Mäuſethurm, bei Bingen. 232. 239. 253. 260. 344.
Maximianus, Marcus Aurelius Valerianus, genannt Herculius, römischer Kaiser. 365.
Meckesheim, O.R., Unterrheinkreis in Baden. 57.
Meiningen, St. im Herzogthum Sachsen-Meiningen-Hildburghausen. 225. 378.
Melem, Johann v. —, Maler. 336. 367.
Melibokus, Berg im Odenwald. 52.
Memminger, Kaufmann und Besitzer einer Gemäldesammlung in Mainz. 353. 375.
Mercier, Louis Sebastien, französischer Schriftsteller. 176.
Merck, Johann Heinrich. 314. 361.
Mergentheim, St. Jaxtkreis in Württemberg. 182.
Merian, Matthäus, der Aeltere, Maler. 292. 357.
Merz, Karl Friedrich, Pfarrer und Naturforscher. 306. 361.
Meſſis, Quintin, Maler. 334. 367.
Metternich, Klemens Wenzeslaus Nepomuk Lothario Fürst v. —. 347.
Metzler, Geheimerath zu Frankfurt a. M. 299. 359.
Meyer, Bernhard, Hofrath und Dr. med. in Offenbach. 305 f.
Meyer, Heinrich. (Briefe Goethe's an ihn. 19—28.) 33. 40. 69. 97. 113 ff. 116. 118. 120. 134. 140 ff. 143. 145 ff. 154. 168. 170 f. 197 f. 200. 205.
Meyer zu Stuttgart. 80.
Michael, Pater, Bibliothekar in Einsiedeln. 126.
Michelangelo. 183. 334.
Miholé, Entrepreneur des Stuttgarter Theaters. 72. 91. 186.
Mittelheim, O.R., Provinz Hessen-Nassau. 231. 261. 370.
Möckmühl, O.R., Neckarkreis in Württemberg. 61.
Moldau, Fl. 194.
Moller, Georg, Oberbaurath zu Darmstadt. 273. 315 f. 335. 350. 376.
Mömpelgard (Montbéliard), St. im Elsaß. 89.
Mönchsaue, Insel im Rhein. 343.
Monrepos, Lustschloß bei Ludwigsburg. 184. 189.
Monza, St. im Mailändischen. 172.

Monzingen, O.N., Provinz Hessen-Nassau. Monzinger Wein. 243.
Moreau, Jean Victor, französischer General. 78. 188.
Morgenblatt, s. Zeitschriften.
Morgenstern, Johann Ludwig Ernst, Gemäldereſtaurateur in Frankfurt a. M. 290. 356.
Mosbach, O.N., Provinz Hessen-Nassau. 229.
Mosel, Fl. 276.
Mozart, Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus. 175.
Mühlhausen, O.N., Neckarkreis in Württemberg. 78. 94.
Müller, Gastwirth in Thayngen. 105.
Müller, Johann Gotthard v. —, Kupferstecher in Stuttgart. 68. 93. 185.
Müller, Johannes v. —. 114. 195 f.
Müller, J. L., Fabrikant in Hanau. 311.
München, St. 159. 216.
Münster, O.N., Neckarkreis in Württemberg. 78.
Münsterus, Verfasser einer Geschichte von Ingelheim. 262.
Muotta, Fl. und Thal im Kanton Schwyz. 128.
Muschellandsberg, O.N. 241.
Mythen, Berge in den Schwyzer Alpen. 127 f. 135 f.

Nägele, Franz Karl, Professor der Medizin in Heidelberg. 371. 377.
Nager, Landammann in Ursern an der Matt. 133 f.
Nahe, Nebenfluß des Rheins. 239. 241. 260.
Nassau, St. an der Lahn in der Provinz Hessen-Nassau. 374.
Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung, Verein für —. 354.
Nauendorf, Kammerherr v. —, zu Biberich. 285.
Neapel, St. 51.
Neckar, Fl. 52. 56. 58. 61. 64. 87 f. 90. 94. 97. 101.
Neckarelz, O.N., Unterrheinkreis in Baden. 378.
Neckargemünd, St., Unterrheinkreis in Baden. 53. 56 f.
Neckarrems, O.N., Neckarkreis in Württemberg. 78. 94. 209.
Neeff, Christian Ernst, Dr. med. und Stiftsarzt in Frankfurt a. M. 299. 359.
Nepomuk, der heilige. 100. 194.
Neuburg, J. G., Dr. med. in Frankfurt a. M. 298 f. 302. 359.
Neuburg, Jungfer, Braut des Baumeisters Heß. 375.
Neufville, Sophie de —, geb. Gontard, in Frankfurt a. M. 290. 356.
Neuwinger, französischer General. 51. 180.
Nickel, Franz, Emailmaler in Hanau. 311. 361.
Nicolai, Christoph Friedrich. 186.
Niddagrund, bei Frankfurt a. M. 33.
Niederingelheim, O.N., Rheinhessen. 262. 370.
Niederwald, Gebirgszug im südlichen Taunus. 260 f. 347.
Nose, Karl Wilhelm, Legationsrath zu Endenich bei Bonn. 270. 349.
Nothgottes, aufgehobenes Kloster bei Geisenheim. 256. 260. 346.
Nürnburg, St. im Kreis Mittelfranken in Baiern. 153. 159. 161. 171. 209 f. 216.

Oberingelheim, O.N., Rheinhessen. 243. 257. 264. 346. 371.
Oberrad, O.N., bei Frankfurt a. M. 299.
Oberwyl, O.N., Kanton Bern. 139.
Offenbach, St., Hessen-Darmstadt. (Aufenthalt Goethe's daselbst 305 f.) 359 f.
Oldenburg, Großfürstin von —, in Biberich. 375.
Oppenheim, St. in Rheinhessen. 316.
Oser, Adam Friedrich, Maler. 188.
Oßmanstedt, O.N., Sachsen-Weimar-Eisenach. 27. 169 f.

Ossian (Dissian), gälischer Sänger. 78. 106.
Oestrich, O.N., Provinz Hessen-Nassau. 231.
Ott, Rittmeister und Gastwirth in Zürich. 113. 120. 195 f.
Otto II., deutscher Kaiser. 364.
Overbeck, Friedrich, Maler. 295. 358.

Padua, St. 110.
Paris, St. 46. 61. 73. 92 f. 146. 153. 267. 284. 302. 311 f. 340. 348.
Paris, Sohn des Priamus, s. Hektor.
Pasqué, Ernst. Dessen Schrift „Goethe's Theaterleitung in Weimar". 175. 205. 207.
Paul I., Kaiser von Rußland. 183.
Pauli, Tänzerin und Schauspielerin in Stuttgart. 79.
Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob, Professor und Geh. Kirchenrath in Heidelberg. 371 f. 377.
Pausanias, griechischer Kunstschriftsteller. 155.
Paul Veronese, Maler. 376.
Petersburg, St. 179.
Petersen, Johann Wilhelm, Bibliothekar in Stuttgart. 77.
Pick, F., Kanonikus in Bonn. (Dessen Kunstsammlung. 278—280.) 351. 374.
Pilatus, Berg in der Schweiz, südlich von Luzern. 136. 138.
Pisa, St. „Kartons zur Brückenschlacht bei P." 64. 183.
Pius VII., Papst. 340. 368 f.
Ploucquet, Wilhelm Gottfried, Professor der Medizin in Tübingen. 88. 190.
Poppelsdorf, O.N., bei Bonn. 282. 352.
Poussin, Nikolas, Maler. 79. 147. 188.
Prag, St. 288.
Prandt, Schauspieler in Frankfurt a. M. 37.
Preßburg, St. Friede zu P. 182.
Primavesi, Georg, Maler und Kupferstecher in Darmstadt. 316. 362.
Propyläen, s. Zeitschriften.

Quaglio, Angelo, Maler in München. 218. 273. 350 f.
Quenstädt, Mineralog. 199.
Quintin Messis, s. Messis.

Raabe, Friedrich, Offizier und Maler. 272. 350.
Radl, Anton, Maler und Kupferstecher. 293. 358.
Rafz, O.N., Kanton Zürich. 112.
Rahn, Heinrich, Chorherr und Professor zu Zürich. 152.
Raphael. 156. 208.
Rapp, Heinrich, Kaufmann, später Geheimer Hofrath und Bankdirektor in Stuttgart. 66. 69. 81. 85. 94. 97. 183 f.
Rapperschwyl, St. im Kanton St. Gallen. 123 ff.
Rauch, Gustav v. —, preußischer General. 272.
Raynal, Guillaume Thomas François, französischer Publizist. (Raynal'sches Monument. 138. 201 f.)
Realp, O.N., Kanton Uri. 132 f.
Regensburg, St. im Kreis „Oberpfalz und Regensburg" in Baiern. 27. 183.
Reichard, Johann Jakob, Stiftsarzt zu Frankfurt a. M. 298. 358 f.
Reichartshausen, O.N., Provinz Hessen-Nassau. 231.
Reinhard, Christian, Bruder des Nächstfolgenden. 362 f.
Reinhard, Karl Friedrich, Graf. 216 ff. 220. 362.
Reizenstein, Hermann v. Staff, genannt v. Reizenstein, preußischer Major in Heidelberg. 371. 377.
Rembrandt (Paul von Rhyn). 334.

Rems, Nebenfluß des Neckar. 159.
Reuter, Schauspieler in Stuttgart. 86.
Reuß, Nebenfluß der Aar. 130. 132 ff.
Rewbell, Jean Baptiste, Mitglied des französischen Direktoriums. 203.
Rhabanus Maurus, der heilige. 261. 347. 370.
Rheinaue, Insel im Rhein bei Ellfeld. 343.
Rheinbreitbach, O.N., preußische Rheinprovinz, Kreis Neuwied. 236.
Rheinfall, s. Schaffhausen.
Rheingau. 224. (Im Rheingau Herbsttage. 255—266.) (Anmerkungen dazu. 346—348.) 226. 370 f.
Richterschwyl, O.N., Kanton Zürich. 123. 205.
Riemer, Friedrich Wilhelm. 166. 168 f. 174. 202. 370. 373.
Riepenhausen, Gebrüder Franz und Johannes, Maler. 295. 358.
Riese, v. —, Patriziergeschlecht in Frankfurt a. M. 33. 175.
Rigi, Berg im Kanton Schwyz. 136.
Rochus, der heilige. (Sankt-Rochusfest zu Bingen. 224. 226. 229—253.) (Anmerkungen zu demselben. 341—346.) 260. 263. 370.
Rohrbach, O.N., Unterrheinkreis in Baden. 54. 57.
Rom, St. 67. 73. 92 f. 153. 184. 188. 245. 344. 364.
Roman, Julius (Giulio Romano). 141. 202.
Römisches Haus, in Weimar. 189.
Roos, Johann Heinrich und seine Söhne, Maler. 292. 357.
Roßtrappe, Berg im Harz. 53.
Rottondo, Giovanni Battista, Historiker. 31. 172.
Roveredo, St. in Tyrol. 173.
Rubens, Peter Paul. 71. 267. 348 f. 376.
Rüdesheim, St. in der Provinz Hessen-Nassau. 224. 232 ff. Wein von R. 243. 256. 261. 263. 343. 370 f.
Ruoff, Adolph Karl Maximilian, Konsistorial-Direktor zu Stuttgart. 68 f.
Ruprecht, der heilige. 238.
Ruscheweyh, Ferdinand, Zeichner und Kupferstecher. 295. 358.

Sachsenhausen, Vorstadt von Frankfurt a. M. 51. 180.
Sachsen-Weimar:
Amalie, Herzogin zu S.-W. 27.
Karl August, Herzog, seit 1815 Großherzog zu S.-W. (Briefe Goethe's an ihn. 32 ff. 90—95. 145 ff. 166 ff. 191 ff. 203 f.) 8 ff. 11 f. 14. 24. 26. 90. 115. 117. 169 f. 171. 174. 179. 187. 189 ff. 191 ff. 203. 370. 374 f. 377.
Luise, Herzogin, seit 1815 Großherzogin zu S.-W., geborne Prinzessin von Hessen-Darmstadt. 82. 146. 166.
Sachtleben (Saftleven), Cornelis, Maler. 358.
Sachtleben, Hermann, Maler. 293. 358.
Saint-Cyr, Louis Gouvion Marquis de —, französischer General und Marschall. 182.
Salzwedel, Peter, Apotheker in Frankfurt a. M. 299. 359.
Sankt Gotthard, s. Gotthard.
Sankt Rochus, s. Rochus.
Sappho, griechische Dichterin. 66.
Sarasin, Johann George, Sarasinisches Haus in Frankfurt a. M. 60.
Sarti, Giuseppe, Komponist. 86. 190.
Sarto, Andrea del —, eigentlich Andrea Vannucchi, Maler. 141. 202.
Scajola, nasser Mosaik. 83. 189.
Schaffhausen, St. im Kanton S. (S. und der Rheinfall. 105—112. 158.) 113. 153. 155. 157 f. 191. 196. 208. 210.
Schaumburg, Johann Heinrich, Hofintendant zu Hanau. 308. 361.

Scheffauer, Philipp Jakob v. —, Bildhauer. 67. 81. 184.
Schemberg, St. im Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Scherer, Alexander Nikolaus, Bergrath in Weimar. 167. 193.
Schierstein, O.N., Provinz Hessen-Nassau. 230.
Schiller, Friedrich v. —. (Briefe Goethe's an ihn. 28 ff. 38 f. 66—71. 97 ff. 118 f. 141—144. 155 ff. 159. 175—178. 181. 201 f.) 8. 11. 14 f. (Wallenstein. 23. 159. 166.) 25 ff. (Büste. 62.) (Aufführung des Don Karlos. 72. 80.) (Balladen. 107. 169. 171.) 140. 168. 170. (Turandot. 179.) 180 f. 183 ff. 193 ff. 196 ff. 198 ff. 204. 208.
Schindeleggi, O.N., Kanton Schwyz. 125.
Schlegel, August Wilhelm v. — 10.
Schlegel, Friedrich v. —. 216 f. 220. 363.
Schlegel, Schauspieler in Frankfurt a. M. 37.
Schleiermacher, Ernst Christian Friedrich Adam, Geheimer Kabinetsrath in Darmstadt. 315. 372.
Schleißheim, Schloß bei München. 216.
Schlierbach, O.N., Unterrheinkreis in Baden. 56.
Schlosser, Friedrich Georg, Historiker. 287. 354.
Schlosser, Johann Georg, Goethe's Schwager. 89. 98. 190. 371. 376.
Schmidt, Musikdirektor in Frankfurt a. M. 296.
Schmidt, Schauspieler in Frankfurt a. M. 38.
Schmieden, O.N., Neckarkreis in Württemberg. 78.
Schneider, Kaspar, Maler. 284. 353. 375.
Schnurrer, Christian Friedrich, Professor der orientalischen Sprachen in Tübingen. 89. 190.
Schockwitz, Name eines Gutes. 168.
Schön, Martin, Maler und Holzschneider. 126. 336. 367.
Schoreel, Joan, Maler. 336. 367 f.
Schott, Andreas Heinrich, Professor und Bibliothekar in Tübingen. 77.
Schott, Johann Gottlieb, Hofrath und Oberbibliothekar in Stuttgart. 88. 190.
Schreiber, Tischlermeister in Jena. 167.
Schricker, Name, eingeschnitten in einen Granitfelsen an einer Brücke der Reuß. 132.
Schröder, Schauspieler in Frankfurt. 37.
Schultheß, Frau, in Zürich. 113. 152. 195 f.
Schulz, Christoph Ludwig Friedrich, Staatsrath in Berlin. 370.
Schütz, Christian Georg, Maler. 358.
Schütz, Christian Georg, Sohn des Vorhergehenden, Maler. 293. 358. 371.
Schütz, Franz, Maler. 358.
Schütz, Johann Georg, Maler. 287. 358.
Schwabach, St. im Kreis Mittelfranken in Baiern. 160 f. 210.
Schwabsberg, O.N., Jartkreis in Württemberg. 160.
Schwan, Christian Friedrich. 176.
Schwarzkopf, Joachim v. —. 33. 174 f.
Schweinau, O.N., Kreis Mittelfranken in Baiern. 161.
Schweitzer. Schweitzerisches Haus in Frankfurt a. M. 30. 43. 172.
Schwetzingen, St. im Unterrheinkreis in Baden. 336.
Schwyz, O.N. und Kanton. 123 ff. 127 f. 129. 136. 144. 146. 204. 210.
Schwyzer Haken. 127.
Sebastian, der heilige. 235. 344.
Seidelmann, Jakob Crescentius, Maler. 291. 356 f.
Seidler, Luise, Malerin. 346.
Sella, Berg in der Nähe des Sankt Gotthard. 199.
Senckenberg, Johann Christian, Dr. med. zu Frankfurt a. M. Dessen Stiftungen daselbst. 296 ff. 299 ff. 302. 304 f. 358.
Sempach, St. im Kanton Luzern. Schlacht bei S. 201.

Serrand, Besitzer einer Gemäldesammlung in Frankfurt a. M. 376.
Seyffer, Johann Friedrich, Oberamtmann in Kannstatt. 78.
Seyffer, Karl Felix, Professor zu Göttingen, später zu München. 78.
Shakespeare, William. 176.
Sickingen, Grafengeschlecht. 258. Franz v. —. 347.
Siebengebirge, der nordwestliche Theil des Westerwaldes. 281.
Siena, St. in Oberitalien. 322.
Sihl, Nebenfluß der Limmat. 125. Brücke über dieselbe. 140.
Silberberg, C. W., Kunsthändler in Frankfurt a. M. 290.
Sinsheim, St. im Unterrheinkreis in Baden. 57.
Sissigen, O.A., Kanton Uri. 128.
Solitude, Schloß im Neckarkreis in Württemberg. 65. 183. 186. 189.
Sömmerring, Samuel Thomas v. — 341. 359.
Sontheim, O.A., Neckarkreis in Württemberg. 64. 182.
Sophie Dorothea Auguste (Maria Paulowna), Gemahlin des Kaisers Paul I. von Rußland, geborne Prinzessin von Württemberg. 183.
Souchai, Fabrikant in Hanau. 311.
Spaichingen, St. im Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Spee, Friedrich v. —, Dichter. 185.
Speier, St. in Rheinbaiern. 316. 374.
Sprendlingen, O.A., Rheinhessen. 51.
Städel, Johann Friedrich, Banquier und Kunstsammler in Frankfurt a. M. 288. 304. 355 f.
Stäfa, O.A., Kanton Zürich. 19. 40. 97. 112. (Goethe's Aufenthalt daselbst. 114—121. 140—152.) 123 f 133. 141. 154. 195 f. 203 ff. 210.
Staff, Albertine Auguste v. —. 117. 197.
Staff, Hermann v. —, s. Reizenstein.
Stanz, O.A., Kanton Unterwalden. 128. 201. 205. 210.
Stanzstade, O.A., ebendaselbst. 137 f. 201. 205.
Steigentesch, August, Freiherr v. —. 181.
Stein, Charlotte Albine Ernestine Freifrau v. —. Briefe an dieselbe. 192. 197. 376 f.
Stein, Karl Freiherr von und zum —, preußischer Minister. 348. 374.
Stein, Friedrich Freiherr v. —, aus Weimar. 27. 170. 192.
Stein, J. C., Apotheker in Frankfurt a. M. 303.
Steinen, O.A., Kanton Schwyz. 125.
Steinfurt, O.A., Unterrheinkreis in Baden. 57.
Steinhofen, O.A., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 100.
Steinlach, Nebenfluß des Neckar. 100.
Steinmetzen, deren Innungen. 338 f.
Stentzsch, Schauspieler in Frankfurt a. M. 38.
Stephanus, der Märtyrer. 319. 363.
Sternberg, Kaspar Maria Graf v. —. 288. 355.
Stolberg, Christian Graf zu —. 200.
Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu —. 200.
Straßburg, St. im Elsaß. 339. — Straßburger Münster. 143. 217 f.
Stricker, Christine Philippine Friederike, Malerin zu Frankfurt a. M. 306. 360.
Stryk, Frau v. —, in Mannheim. 377.
Stuttgart, St. im Neckarkreis in Württemberg. 9. 56. (Goethe's Aufenthalt daselbst. 65—87.) 90 ff. 94. 97. 119. 159. 182 f. 191. 209 f. 216. 274.
Stuttgarter Theater, s. Theater.
Sulze, Flüßchen bei Oberingelheim. 264.
Susdal, St. in Rußland. 320. 363.

Taunusgebirge. 286. 293. 347.
Tell, Wilhelm. Zeichnung T.'s mit dem Knaben. 141. Epische Behandlung der Fabel. 143.

Tellenplatte und Tell's Kapelle, bei Altorf, Kanton Uri. 129.
Tennstädt, St. in der preußischen Provinz Sachsen. 225.
Teplitz, St. in Böhmen. 168.
Teufelsbrücke, Kanton Uri. 132 ff.
Thalheim, O.M., Neckarkreis in Württemberg. 64.
Thayngen, O.M., Kanton Schaffhausen. 102. 105.
Theater: Frankfurter. 34 ff.
Stuttgarter. 72. 79 f. 86.
Weimarer. 30. 154. 207.
Thebaische Legion. 324. 364 f.
Theophania, Gemahlin des Kaisers Otto II. 323. 364.
Thibaut, Anton Friedrich Justus, Geheimerath und Professor der Rechte in Heidelberg. 371. 377.
Thorwaldsen, Albert Bertel, Bildhauer. 295. 353.
Thouret, Nikolaus Friedrich v. —, Maler und Architekt. 73 ff. 77. 79 ff. 84. 186 f. 191.
Tiedemann, Mechanikus zu Stuttgart. 71.
Tischbein, Heinrich Wilhelm, Maler in Hanau. 311. 361.
Tizian, Vecellio. 334.
Toggenburg, frühere Grafschaft im Kanton St. Gallen. 124.
Toussaint, Gebrüder, Fabrikanten in Hanau. 311.
Trier, St. in der preußischen Rheinprovinz. 265.
Triest, St. in Illyrien. 19. 146.
Trippel, Alexander, Bildhauer. 108. 195.
Trumbul, John, Maler. 68. 185.
Tschudi, Aegidius, Verfasser des Werkes „Helvetische Chronik". 140 f. 151. 202.
Tübingen, St. im Schwarzwaldkreis in Württemberg. 70. (Aufenthalt Goethe's daselbst. 87—98.) 100. 115. 147. 153. 156. 158 f. 189. 191. 208 ff.
Tuttlingen, St. im Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101 f. 158. 210.

Ufnau, Insel im Züricher See. 115. 123.
Unstrut, Nebenfluß der Saale. 28.
Unteringelheim, O.M., Rheinhessen. 257. 264. 347.
Unterwalden, Kanton der Schweiz. 136 f. 146 f. 205.
Uri, Kanton der Schweiz. 136. 138. 146.
Urner Thal, im Bezirk Uri des gleichnamigen Kantons. 129.
Urserner Thal, im Bezirk Ursern des Kantons Uri. 132 ff. 135.
Ursula, die heilige. 323 f. 328. 349. 364.
Utznach, St. im Kanton Sankt Gallen. 125 f.
Uwiesen, O.M., Kanton Schaffhausen. 106. 110.

Varchimont, v. —, und Frau, in Stuttgart. 77 f.
Venedig (Kampf Frankreichs gegen V. 165.) 264. 334.
Venetianische Malerschule. 322.
Verona, St. in Oberitalien. 165. 174.
Veronika, die heilige. 134. 200. (Bild derselben in der Boisserée'schen Sammlung. 321. 325 f. 330. 365 f.)
Vierwaldstätter See, in der Schweiz. 119. 128 f. 131. 135 ff. 138 f.
Vieweg, Hans Friedrich, Buchhändler in Braunschweig. Vieweg'scher Almanach (Herrmann und Dorothea). 154. 168. 207.
Villach, St. in Kärnten. 146.
Voigt, Christian Gottlob v. —, Staatsminister in Weimar. 8. 11. 14. (Goethe's Briefe an ihn. 115 ff. 144 f. 153 f.) 166. 169. 171 f. 174. 180. 196 f. 203. 206. 373. 377.
Vollmer, dessen Wörterbuch der Mythologie, neu bearbeitet von Dr. W. Binder. 208.

Vollraths, Schloß, nördlich von Winkel, in der Provinz Hessen-Nassau. 256 f. 370.
Voß, Johann Heinrich. 182. 209. 371 f. 377.
Vriendt, de —, s. Floris.
Vulpius, Christiane, Goethe's Gattin. 168. 350.

Wäggis, O.N., Schweiz. 136.
Waiblingen, St. im Neckarkreis in Württemberg. 159.
Walch, Jakob, Maler aus Nürnberg. 336. 367.
Waldeck, Christian August, Fürst v. —. 195.
Waldenbuch, O.N., Neckarkreis in Württemberg. 87.
Wallenstätter See, im Kanton Sankt Gallen. 123. 204.
Wallenstein, Albrecht Wenzel Eusebius v. —, Herzog zu Friedland. 265.
Wallraf, Ferdinand Franz, Professor und Kunstsammler in Köln. 268. 270. 275 f. 348 f. 374 f.
Walluf, St. in der Provinz Hessen-Nassau. 230.
Wamboldt, Karl, in Heidelberg. 372.
Wartberg, Berg bei Heilbronn. 61 f.
Wasen, O.N., Kanton Uri. 131. 134. 210.
Weberling, Schauspieler in Stuttgart. 86.
Weilbach, O.N., Provinz Hessen-Nassau. 371.
Weimar, St. im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. 8 f. 19. 21. 24 f. 27 f. 40. 79. 120. 154. 166 ff. 169 ff. 180. 184. 187 f. 190. 209 f. 220. 370. 372 f. 378.
Weimarische Kunstausstellungen. 215.
Weimarische Kunstfreunde. 186. 350.
Weimarisches Theater, s. Theater.
Weinheim, St. im Unterrheinkreis in Baden. 52. 261. 264. 370 f.
Weinsberg, St. im Neckarkreis in Württemberg. 63. 182.
Weiterdingen, O.N., Seekreis in Baden. 104.
Wellendingen, O.N., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Welschingen, O.N., Seekreis in Baden. 104.
Wendelstädt, Karl Friedrich, Inspektor am Städel'schen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M. 289. 355.
Wenner, Johann Friedrich, Buchhändler in Frankfurt a. M. 295. 358.
Wenzel, deutscher Kaiser. 194.
Werneck, östreichischer General. 166.
Werner, Abraham Gottlieb, Bergrath zu Freiberg. „Wernerisches System". 303.
Weschnitz, Nebenfluß des Rheins. 52.
Wessingen, O.N., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 100.
Westermayr, Christiane Henriette Dorothee, geb. Stötzer, Gattin des Nächstfolgenden. 310 f.
Westermayr, Konrad, Hofrath und Direktor der Zeichenschule in Hanau. 310 f.
Westerwald, Gebirge zwischen Rhein, Sieg und Lahn. 285.
Wetterauische Flora, botanisches Werk von Gärtner. 303. 306. 309.
Wied, Wilhelm Prinz v. —. 352.
Wieland, Christoph Martin. 27. 145. 155. 169 f. 203. 208.
Wien, St. 19. 27. 119. 192. 339.
Wiesbaden, St. in der Provinz Hessen-Nassau. 49. 224. 229. 261. (Kunstsammlungen daselbst. 285 f.) 370. 371. 373 ff.
Wiesenbach, O.N., Unterrheinkreis in Baden. 56.
Wilhelm I., König der Niederlande. 353.
Wilhelm von Köln, Maler. 327. 366.
Willemer, Johann Jakob v. —, preußischer Geheimerath und Senator in Frankfurt a. M. 225. 371. 374. 375 ff.

Willemer, Maria Anna (Marianne) Katharina Thereſia v. —, geb. Jung, des Vorhergehenden Gattin. 223. 225. 376 ff.
Wilmans, Gebrüder, Buch- und Kunſthändler in Frankfurt a. M. 295.
Wimpfen, v. —, in Stuttgart. 78.
Wing, Oberſtlieutenant in Stuttgart. 71.
Winkel, O.R., Provinz Heſſen-Naſſau. 224. 256 f. 261. 265. 346. 370 f.
Winkelried, Arnold Struth v. —. 137. 201.
Wohlgemuth, Michael, Maler und Kupferſtecher. 336. 367.
Wolf, Friedrich Auguſt, Philolog. 369 ff. 372.
Wolffermann, Maler in Stuttgart. 80.
Wollrau, O.R., Kanton Schwyz. 125.
Wolzogen, Wilhelm Ernſt Friedrich Freiherr v. —. 67. 70. 184.
Woralek, Sängerin in Frankfurt a. M. 36.
Worms, St. in Rheinheſſen. 316.
Wouverman, Philipp, Maler. 78. 187.
Wörth, Schlößchen bei Schaffhauſen. 108. 111.
Wurmlingen, O.R., Schwarzwaldkreis in Württemberg. 101.
Württemberg.
Chriſtoph, Herzog v. W. 183.
Karl Eugen, Herzog v. W. 67. 69. 72. 79. 93. 183. 187 f.
Friedrich Eugen, Herzog v. W. 66. 77. 94. 182 f. 191.
Friedrich Wilhelm Karl (als Erbprinz), als König Friedrich I. genannt. 94. 187 f. 191.
Charlotte Auguſte Mathilde, geb. Prinzeſſin von England, Gemahlin des Vorhergehenden. 94. 191.
Sophie Dorothea Auguſte, Prinzeſſin v. W., Gemahlin des Kaiſers Paul I. 183.
Würzburg, St. im Kreis Unterfranken in Baiern. 225. 378.

Zais, Bauinſpektor in Wiesbaden. 285. 354.
Zeitſchriften:
Attiſches Muſeum. 206.
Hamburger Theaterjournal. 38.
Horen, Die, herausgegeben von Schiller. 7. 119. 198.
Jenaiſche Literatur-Zeitung. 184. 368.
Kunſt und Alterthum, herausgegeben von Goethe. 221. 226. 357. 359. 368.
Morgenblatt. 218. 226. 368.
Propyläen, herausgegeben von Goethe. 13. 185. 197. 215. 370.
Zeitungen, italieniſche. 31 f. 172 ff.
Zeller, Pfarrer in Neckarrems. 78.
Zelter, Karl Friedrich. 224. 343 369 f. 373.
Ziegelhauſen, O.R., Unterrheinkreis in Baden. 56.
Zillenhardt, Frau v. —. 377.
Zingg, Adrian, Kupferſtecher. 291. 357.
Zuffenhauſen, O.R., Neckarkreis in Württemberg. 65.
Zug, St. und Kanton in der Schweiz. 139 f. 146 f. 210. Zuger See 139 f.
Zumſteeg, Johann Rudolf, Komponiſt. 78. 187.
Zürich, Stadt und Kanton in der Schweiz. 113 f. 119 f. 123 f. 139 f. 143. 145 ff. Aufenthalt Goethe's in der Stadt Z. 152—157. 210. 339. Züricher See. 22. 24. 33. 124. 140. 144. 146. 153. 155. 157. 193.
Zutzenhauſen, O.R., Unterrheinkreis in Baden. 57.
Zweibrückiſche Auktion. 47. 54. 61.
Zwicki, Bannerherr von Glarus. 115. 196.
Zwingenberg, St. in Heſſen-Darmſtadt. 52.